Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

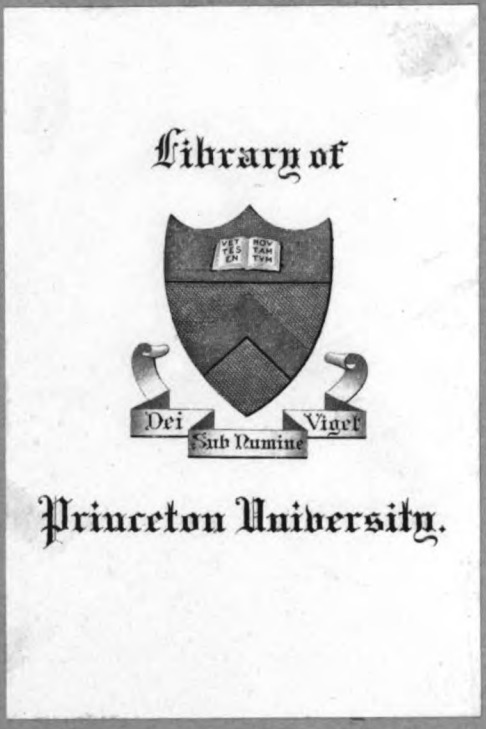
Princeton University Library
32101 064468729

Deutsche Revue

Digitized by Google

0902
2957

ANNEX LIB.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Vierzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1915

Stuttgart und Leipzig 1915 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.2957
v.40,pt.2
1915

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XL.

(April bis Juni 1915)

Seite

Erinnerungen an Bismarck: Vorwort von Erich Marcks. — Zwei Monate Dienst in Friedrichsruh. Von A. v. Brauer. — Zwei Berichte des Gesandten von Bismarck aus Paris. Mitgeteilt von L. Raschdau 1

Briefe von Frau Johanna v. Bismarck 23

Philipp Zorn: Wer trägt die Schuld? Eine völkerrechtliche Untersuchung. Zweiter Artikel 30

Archivrat Dr. **Lulvès**, (Hannover): Frankreichs Widerstand gegen die letzten Einheitsbestrebungen der Italiener 50

Professor **Carl v. Noorden** (Frankfurt a. M.): Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege 64

Wolfgang Windelband: Oesterreichs Balkanpolitik im Urteil eines russischen Staatsmannes 83

A. Sommerfeld (München): Zu Röntgens siebzigstem Geburtstag . . 85

Professor Dr. **M. Pappenheim**, Geh. Justizrat (Kiel): Das Geleitrecht im Seekriege 92

Martin Conrad: Zwei Reisen an den Hof des Kaisers Nikolaus I. von Rußland im Jahre 1850. Aufzeichnungen des damaligen preußischen Majors v. Schlegell (Schluß) 95

Professor Dr. **R. B. Lehmann**, Direktor des hygienischen Instituts Würzburg: Das Fleckfieber und seine Bekämpfung 101

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D. (Kiel): Der deutsch-englische Seekrieg 108

Jan Cypsen: Die Schweiz und Savoyen 115

v. Ahlefeld, Vizeadmiral a. D.: Die Dardanellen 121

Wolfgang Windelband: Urteile eines französischen Staatsmannes über Frankreich und die europäische Lage der neunziger Jahre . . 129

Paul v. Ebart (Coburg): Jugendbriefe Herzog Ernsts II. von Coburg-Gotha über Belgien 138

Friedrich Curtius: Zur Psychologie der Neutralen 151

F. v. Wantoch-Rekowski: Italienische Erinnerungen. III. 155

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.: Heimwärts über Russisch-Asien 169. 334

Dr. **Julius Hatschek**, Universitätsprofessor (Göttingen): Englands Vasallenstaaten in Indien. Eine staatspolitische Studie 178

575044

Digitized by Google

Seite

Kirchhoff, Vizeadmiral z. D.: Die Lehren des Kreuzerkrieges 195
Dr. **A. v. Danckelman**, Geh. Reg.-Rat (Schwerin): Der Bankrott der Kongoakte 198
Wilhelm v. Massow: Gefühl und Politik 213
F. Wohltmann (Halle a. S.): Unsre Feldbestellung und die ferneren Aussichten unsrer Volksernährung 226
Regierungsrat **Johannes Neuberg**: Der Krieg und die Gesetze, die er brachte 229
Dr. **Theodor v. Frimmel**: Ein Brief Anselm Feuerbachs an den Minister Strehmayr 238
Prof. Dr. **P. Rohland** (Stuttgart): Der Krieg und die Industrie . . . 241
Die Pflicht des Nichtkombattanten 247
Die Dardanellenschlacht. Auszug aus einem Schreiben des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz an den Herausgeber der „Deutschen Revue" 249
„Lusitania" 253
Generalleutnant z. D. **H. Rohne**: Zu den Artilleriekämpfen des gegenwärtigen Krieges 255
Archivrat Dr. **Lulvès** (Hannover): Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte I. 268
Oberhofprediger Dr. **Dryander**: Jesu Stellung zum Patriotismus . . 279
Professor **Lammasch**: Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen 286
Freiherr **v. Hengelmüller**: Graf Alois Károlyi. Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie. VII. 294
Prof. Dr. **Adolf Schmidt** (Halle): Praktische Aufgaben der Rassenhygiene nach dem Kriege 301
Karl Alexander v. Müller: Aus den Tagen der deutschen Besetzung Frankreichs 1870 318
Paul v. Ebart (Coburg): Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn 345
Conrad Bornhak: Rußland und Finnland. Erinnerungen und Ausblicke 353
Prof. Dr. **Eugen Oberhummer** (Wien): Amerikanische und europäische Städte 359
Gallipoli 367
Dr. **H. Michelhaus**: Wissenschaft und Kriegführung 369
A. v. Kirchenheim: Eine Erinnerung zum 18. Juni 375

Kleine Revuen

Literarische Berichte 125. 250. 376
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 252

Digitized by Google

Erinnerungen an Bismarck

Unter diesem Titel erscheint zum hundertsten Geburtstag des großen Kanzlers ein Band „Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten, in Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller".[1]) — Wir glauben unsern Lesern keinen besseren Hinweis auf dieses Buch, das eine der schönsten Bereicherungen der Bismarckliteratur bilden wird, geben zu können, als daß wir das Vorwort aus der Feder des einen der Herausgeber, Geheimen Rats Professor Marcks, des berufenen Biographen Bismarcks, und zwei Abschnitte des Buches, in denen überwiegend Bismarck selbst zu Worte kommt, hier wiedergeben. Unsre Leser werden mit uns dem Herausgeber sowie dem Herrn Staatsminister a. D. v. Brauer und Wirklichen Geheimen Rat Raschdau für die uns freundlich gewährte Erlaubnis zum Abdruck dankbar sein.

Vorwort von Erich Marcks

Seinen Deutschen ist Fürst Bismarck niemals gegenwärtiger gewesen als in diesen Monaten des großen Kriegs. In dem Aufschwunge, den seine Nation im Innersten genommen hat, lebt keine Kraft unsrer Vergangenheit so ungebrochen und so schöpferisch auf wie er; er ist der Inbegriff des Ideales, der Einheit, der Stärke, wie je zu seinen Erdentagen, und Fragen und Wünsche streben aus dem gewaltigen Drange dieses Kampfes, so wie dieser Kampf sie stellt, von den Tausenden hin zu ihm: er bleibt der Führer und Meister, obwohl die Aufgaben sich gewandelt haben und jede der Einzellehren, die er dereinst gegeben hat, übersetzt sein will in die veränderten Verhältnisse einer neuen Zeit. Die große Lehre seines Wesens aber, die Lehre der Kraft und der Hingabe, des Ernstes und des Willens, die Lehre, die sein Name ganz von selber ausstrahlt, wird an seinem Feiertage unmittelbar und unverwandelt zu uns sprechen, als stünde er mitten zwischen uns.

---

[1]) Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart. Preis geheftet M. 8.—, in Halbleder gebunden M. 10.50.

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Dieses Buch ist kein Erzeugnis des großen Krieges. Sein Plan trat seinem Herausgeber im Frühjahr 1914 nahe, im ersten Vorblick auf den hundertsten Geburtstag, dessen Feier ja schon damals und damals vollends selbstverständlich erschien. Wir gingen damals von dem Bewußtsein der Notwendigkeit aus, persönliche Quellen zu Bismarcks persönlicher Geschichte zu erschließen, solange sie noch fließen könnten, von dem Bewußtsein der Einzigartigkeit dieses Anlasses und dieser Möglichkeit, Mitarbeiter und Freunde des Fürsten, die noch unter uns weilen, zum Sprechen zu bringen.

Der Krieg schien diese Quellen zunächst lediglich zu verschütten: so stark trat die erschütternde Gegenwart zuerst in den Vordergrund. Aber der Gedanke erhob sich doch wieder; nur haben nunmehr nicht alle ihm folgen können, die ihm zunächst zugestimmt hatten; einige unter den erlauchten Zeitgenossen des alten Kanzlers riß die Politik an sich und hat sie unserm Werke der Betrachtung entführt. Den anderen aber erschien es wie eine Entlastung, in der gewaltigen Spannung dieses Winters sich selber wirkend mitzubetätigen, und sei es, in diesem Falle, auch nur mit Erinnerungen: denn auch diese bedeuten eine innere Erwärmung, eine Mehrung des großen Wärmevorrats, von dem unser Volk in diesem riesenhaftesten seiner Daseinskämpfe seelisch lebt. Seitdem ist es ja überdies immer deutlicher geworden, daß Deutschland den Bismarcktag inmitten dieser Kämpfe erst recht zu begehen entschlossen ist. Wir haben zu unsrer hohen Freude eine Anzahl von Beiträgen sammeln können, die wir heute vorlegen, mit einem Worte herzlichen Dankes an ihre Verfasser. Ich darf aussprechen, daß Herr v. Brauer dabei das Entscheidende getan hat; die Herausgabe fiel den zwei Historikern zu.[1])

Die Erinnerungen behandeln begreiflicherweise ganz überwiegend Bismarcks spätere Zeit: die achtziger Jahre stehen im Vordergrund. Die größten Schöpferjahre waren vorüber, das Reich war da, er hatte es seit 1871 nach außen und innen befestigt, er selber stand auf der Höhe seiner Macht, und das Geheimnis umwob seine Wirksamkeit und seine Erscheinung. Er hatte im Innern seine letzte große Wendung gemacht, zur wirtschaftlich-sozialen Politik, die ihn verfassungspolitisch nach rechts hinüberführte. Er schloß damals das Zeitalter der Reichsgründung in mächtigem Systeme einheitlich und allseitig ab. Er stellte die auswärtige Politik auf die Grundlage des Dreibundes und griff von ihr aus jahrelang in die vorderste Weite der Welt, er gewann Deutschland ein Kolonialreich; seine Hauptsorge freilich kehrte stets auf den Kontinent, zumal an den Balkan zurück; er lag in der Defensive, aber er beherrschte von seiner Stellung in der Mitte Europas her das Getriebe der Weltmächte mit wundervoller Meisterschaft. Das alles klingt durch die Aufsätze, die wir aufgereiht haben, hindurch. Er kämpfte nach allen Seiten hin und zürnte gern: aber er siegte immer wieder und setzte sich und sein Werk durch. Es sind die Zeiten,

---

[1]) Das Technische daran hat Herr v. Müller auf sich genommen. Erläuterungen und Anmerkungen haben wir absichtlich so knapp gefaßt wie nur möglich.

Digitized by Google

in denen Lenbach seine Erscheinung majestätisch festgehalten hat; in denen Schweninger dem Sechziger und Siebziger neue Kräfte des Leibes und neuen Schwung der Wirkung sicherte.

Denen, die ihm nahe traten, erschloß Fürst Bismarck auch in diesem Jahrzehnte die ganze Fülle seines Wesens. Der politische Inhalt stand immer voran: sein Herz floß über von dem, was bei Tag und Nacht so rastlos in ihm arbeitete; auch seinem klugen Hamburger Hausarzte hat er das in reichem Ergusse mitgeteilt, den Inhalt dieser Gegenwartskämpfe, seine Geschichte, seine Gedanken. Echten Menschen öffnete er sich überall in zwangloſem und sorgloſem Vertrauen, in der großartigen und großherzigen Echtheit, die ihm selber natürlich war, lebensvoll in allem, heiter und fein, sprühend und blitzend, aber zugleich erwärmend, von tiefster Menschlichkeit, aus der plötzlich Tiefsinn, Schärfe und Größe überwältigend emporstiegen, stets in innerer Bewegung, ringend und schaffend, in jeder Stunde der ganze Bismarck. Sein Volk hatte damals, während er selber sich in die Stille zurückzuziehen liebte, aus den Briefen an Frau und Schwester, aus den Versailler Gesprächen bei Moritz Busch, die erste intime Kunde von der menschlichen Art des Gewaltigen empfangen, dem er Einheit und Kraft verdankte. Seitdem sind neue Berichte hinzugetreten, von Christoph v. Tiedemann und manchem sonst; wir können sie hier durch eine Anzahl ganz persönlicher Spiegelungen von den verschiedensten Seiten aus ergänzen: von seinen Mitarbeitern in auswärtiger und innerer Politik, von dem Seelsorger, dem Arzte, der jüngeren Freundin, dem altverbundenen Gutsnachbarn. Jeder hat ihn mit eignen Augen, in besonderer Betrachtungsweise gesehen, und jene Züge der Feinheit und Frische, der Güte und der Stärke sahen sie alle. Sie haben ihn in die Zeiten begleitet, wo er auch andern als diesen Nächsten sichtbar und zugänglich wurde: in die Jahre nach der Entlassung, die Jahre schwerer Tragik, die das Bild seiner Persönlichkeit und seines Reiches zugleich zum unvergeßlichen Besitze der Tausende gemacht haben, die zu ihm wallfahrten in den Sachsenwald.

Wer den großen und harten Kämpfer wirklich gekannt hat, hat ihn aus der Tiefe des Herzens geliebt. Die dankbare Liebe, die, nach der ersten Erstarrung und Hilflosigkeit, dem Gestürzten aus der breiten Mitte seiner Nation entgegenflutete, hat ihn, der an politische Dankbarkeit zu glauben verlernt hatte, überrascht und gerührt. Die Liebe der alten engen Freunde aber hat er lebenslang mit einer schlichten Treue festgehalten, die die Welt an dem Titanen nicht ahnte. Die Fäden laufen auch in unsrem Buche von den neunziger Jahren bis in die fünfziger und vierziger zurück, bis in die Tage seiner pommerschen Jugendkämpfe, bis in die hellen freudigen Zeiten seiner Frankfurter Gesandtschaft. Aus beiden klingen hier eigene Worte Bismarcks wieder: in Reinhold v. Thaddens Erinnerungen, die eine dem Biographen altvertraute wertvolle Quelle zu Bismarcks Jugendgeschichte sind, in den Briefchen und Briefen aus Frankfurt und Petersburg; sie klingen weiter bis in die letzten Lebensjahre hinein. Wir haben ihnen politische Aeußerungen aus des Fürsten Munde und

Digitized by Google

Feder anreihen dürfen: Politisches und Persönliches ist eben auch da miteinander durchdrungen, das Politische, wo immer es begegnet, von scharfer Leuchtkraft, das Persönliche in den Briefen ganz bismarckisch, ernst oder scherzend, für jeden Empfänger anders abgestimmt, immer liebenswürdig und eigen — ein jedes Schriftstück wie ein jedes Gespräch in jener Sprechkraft, die unvergeßlich und unverkennbar ist und deren Besonderheit auch seine politischen Mitarbeiter gebieterisch in ihren Bann riß und zugleich zum Genusse und zur begreifenden Analogie aufrief.

Aus den Kreisen der alten Freunde stammt auch der letzte Ton, den unsre Sammlung anschlägt: die Reihe von Briefen von Bismarcks Frau. Wie merkwürdig hallen da die südwestdeutschen Laute, die ihr dereinst am Maine so lieb geworden waren, in die ganz ostdeutschen ihrer eignen Ausdrucksweise hinein, die sie nie verleugnete, in die Lautformen und in die zärtlichen Diminutive ihrer Heimat! Wie unzerstörbar braust die Frische dieses Temperamentes und dieser Liebeskraft durch die sprühende Lebendigkeit ihrer Briefworte dahin, wie sie lebenslang um ihn selber, den sie ihr Ottochen nannte, dahingebraust sind, immer nur kreisend um ihn und sein Wohl, in Güte und Zorn, mit einer Stärke und einer Echtheit, die der seinen verwandt war, unendlich frauenhaft in Sorge, Leidenschaft, Ausschließlichkeit, in rastloser wohltuender Liebe, die ihn einhüllte, in springender Beweglichkeit, die ihn anzog und anregte bis an ihr Ende. Sein großes historisches Leben war von diesem persönlichen Leben eingefaßt, und wer die Wurzeln seiner Stärke verstehen will, darf es davon nicht ablösen.

Persönlichkeit und Werk sind in ihm noch untrennbarer als bei den meisten seiner großen Berufsgenossen: sein Volk schaut beides zugleich an und findet in dem Schöpfer des neuen Deutschlands mit selbstverständlicher Liebe und selbstverständlichem Begreifen das hohe Bild eines ganz deutschen Menschentums. Ebendaraus quillt uns Erbauung und Erfrischung, Belehrung und Hoffnung entgegen. Zu seinem Feste wird er vor seinen Deutschen stehen, als Tröster, Festiger, Führer, als ihr Ausdruck von Kraft und Zukunft. Der Gedanke, daß Er war, und die Empfindung, wie Er war, daß er und wie er der Unsre ist nach seinen Taten und in seinem Wesen, hoch über uns gesteigert und doch gegründet in der gemeinsamen Tiefe unsres Volkstums — dieser Gedanke ist zu diesem 1. April für unser Volk eine Stärke und eine Erhebung. Unser Buch will dazu helfen, ihn so emporzurufen, und möchte der großen und strengen Zeit zu seinem Teile dienen. Später mögen diese Erinnerungen in hellere friedlichere Tage mit hinübergehen, als freie, heitere und kräftige Begleiter für so manchen, der auch dann noch und immer wieder nach Bismarck fragen, den Austausch mit dem Unerschöpflichen suchen und dem Klange seiner menschlichen Stimme in Ergriffenheit und Freude lauschen wird.

Digitized by Google

Zwei Monate Dienst in Friedrichsruh

Von A. v. Brauer

Von 1881 bis 1888 war ich vortragender Rat in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts. Ich hatte die orientalischen Angelegenheiten zu bearbeiten.

Im März 1888 wurde ich zum Vertreter Deutschlands bei der ägyptischen Regierung ernannt. Aber ich blieb in enger Fühlung mit dem Amte. Schon im Sommer des gleichen und im Herbst des folgenden Jahres ward ich wieder nach Berlin gerufen, um in der politischen Abteilung während der Urlaubszeit auszuhelfen.

Den Dienst beim Fürsten in Friedrichsruh hatte damals, wie gewöhnlich, der Chef der Reichskanzlei Geheimer Rat v. Rottenburg zu besorgen. Als dieser plötzlich zu seiner sterbenden Frau nach London gerufen wurde, mußte Ersatz geschafft werden. Graf Herbert Bismarck schlug mich seinem Vater vor. Ich wurde angenommen.

Am 15. September 1889 fuhr ich nach Friedrichsruh.

Spät am Abend war ich angekommen. Gleich am andern Morgen sollte der Dienst beginnen. Die Tageseinteilung war folgende:

Zwischen 8 und 9 Uhr wurde ich vom Kanzleidiener mit der Meldung geweckt: „Seine Durchlaucht haben soeben geklingelt." Das war Mahnung zum raschen Aufstehen. Man wußte, daß von da bis zu seinem Erscheinen etwa eine Stunde verging. So lange hatte man also Zeit, sich anzukleiden, den Morgenimbiß einzunehmen und die in der Nacht eingetroffenen Briefe, Berichte und Telegramme durchzusehen und zu ordnen.

Ich bewohnte im oberen Stock des Mittelflügels ein helles, geräumiges Zimmer. Bequeme, etwas altfränkische Möbel und eine prächtige Aussicht auf den in allen Farben des Herbstes strahlenden Park gaben dem Zimmer ein höchst gemütliches Gepräge. Doch hatte ich nicht viel davon, da ich das Zimmer den Tag über nur selten und nur auf Augenblicke betrat.

Sobald ich angekleidet war, begab ich mich in mein Arbeitszimmer, das zu ebener Erde unmittelbar neben den Wohnräumen des Fürsten lag.

Gegen zehn Uhr erschien der Kanzler, begleitet von seinen beiden großen Hunden. Nach dem üblichen Morgengruß entspann sich gewöhnlich ein kurzes Gespräch, bevor es an die Arbeit ging. Der Fürst trat ans Fenster, besah sich Thermometer und Himmel und knüpfte daran eine mehr den Landwirt als den Staatsmann verratende Bemerkung, wie etwa die, daß das Wetter der Wintersaat günstig oder den jungen Baumpflanzen schädlich sei, daß wir auf den Nachmittag Regen haben könnten u. dgl. Auch ließ er oft hören, daß er schlecht geschlafen habe. Ein Lob seines Schlafes oder seiner Gesundheit überhaupt sprach er selten aus. Nur vor Ausländern, bei denen für gesund zu gelten ihm

Digitized by Google

politisch nützlich erschien, konnte er sich wohl im Preise seines Befindens ergehen.

Von diesen Frühgesprächen ist mir eins besonders in Erinnerung geblieben. Es war an einem jener trüben, bleigrauen Novembermorgen, als sich der Fürst mürrisch an das feuchte Fenster stellte und sagte: „Heut beim Aufstehen kam mir der Gedanke, wie es doch recht merkwürdig ist, daß gerade die Völker, denen die Sonne besonders heiß auf den Schädel brennt, sie als Gott verehren. Alle Sonnen- und Feueranbeter wohnten im heißen Süden, wie die Assyrer, Phönizier, Perser. Den Völkern des Nordens ist dieser Kultus nicht in den Sinn gekommen. Und doch hat man in unserm Klima gewiß mehr Grund zu Dankbarkeit und Freude, wenn die seltene Sonne am Himmel sich zeigt, als da, wo sie sengende Glut und oft Gefahr und Verderben bringt. Aber die alten Germanen verehrten nicht die Sonne, sondern den Blitz und den Donner."

Es entstand eine Pause. Während ich über die Worte nachdachte, fügte er hinzu: „Auch hierin zeigt sich die Hundenatur der Menschen. Sie lieben und verehren den, vor dem sie sich fürchten." —

Ehe sich der Fürst nach solchen kurzen Gesprächen zum Gehen wandte, pflegte er einen mißtrauischen Blick auf meine Vortragsmappe zu werfen und, wenn sie geschwollen aussah, seufzend zu bemerken, es scheine wieder „viel Arbeit zu geben", oder auch: „wahrscheinlich langweilige Kolonialsachen." Ich beruhigte ihn mit irgendeiner Redensart und folgte ihm ins Vortragszimmer.

Als solches wurde das Eßzimmer benutzt. Es war nicht recht einzusehen, weshalb dieser etwas kalte, unbequem gelegene Raum als geistige Schaffensstätte dienen mußte. Der Gebrauch stammte wohl aus der vorschweningerischen Zeit, in der der Fürst sein Schlafzimmer erst zum zweiten Frühstück verließ und der Vortrag unmittelbar an dieses sich anreihte.

Aber auch im Vortragszimmer, wenn sich der Fürst in seinen Sessel niedergelassen und die Beine nach ärztlicher Vorschrift auf einen Stuhl ausgestreckt hatte, während der Diener Zitronensaft (später leichten Moselwein) auf den Tisch stellte, mußte er noch, wie er sich ausdrückte, „gegen seine natürliche Faulheit ankämpfen". Er las zunächst die Meldungen der Wolffschen Telegraphenagentur und — hätte dann am liebsten nach den Zeitungen gegriffen. Durch ein geschicktes Manöver mußte ich rasch die Mappe mit den Eingängen zwischen den Kanzler und seine Zeitungen schieben. Wenn dies mißlang, was einige Male vorkam, vertiefte er sich so sehr in die Erzeugnisse der Tagespresse, daß er Rat und Arbeit vergaß. Ich griff dann auch nach einer Zeitung. Es konnte so eine halbe, einmal sogar eine ganze Stunde vergehn, bis sich der Fürst mit den halb verdrießlichen, halb verlegenen Worten mir zuwandte: „Es sind wohl noch andere Sachen vorhanden?"

Merkwürdig, wie ungern der große Staatsmann, der doch alles selber leiten und bestimmen wollte, jeden Morgen an die Arbeit herantrat. Es wird wohl nicht immer so gewesen sein. Wahrscheinlich war die frühmorgendliche Arbeitsunlust erst mit dem Alter gekommen. Hatte er aber endlich angefangen

Digitized by Google

und das erste Schriftstück in Händen, war er auch gleich ganz bei der Sache. Man konnte ordentlich an seinem kahlen Schädel beobachten, wie das mächtige Gehirn arbeitete. Die Kopfmuskeln zogen sich zusammen; auf dem Schädel entstanden Wellenlinien; die Falte zwischen den Augen war tiefer; die buschigen Brauen sträubten sich.

Gewöhnlich wurde bis gegen 1 Uhr gearbeitet. Der Fürst las die von mir nach Gegenstand und Amtsstelle geordneten Eingänge durch, machte mit seinem langen Bleistift knappe Randvermerke über die Art der Erledigung oder gab mir eine allgemeine mündliche Weisung, in welchem Sinne eine Sache weiter bearbeitet werden solle. Ueber umfangreiche oder verwickelte Angelegenheiten ließ er sich Vortrag halten.

Der Vortrag mußte kurz, bestimmt und sachlich sein. Sonst wurde er ungeduldig. Längere Ausführungen in Berichten oder Zeitungen, die er aus irgendeinem Grunde wörtlich kennen lernen wollte, ließ er sich niemals vorlesen; er las sie selbst für sich und knüpfte daran seine Weisungen.

Meine Vortragsart schien ihm zu gefallen. Wenigstens sagte er drei Wochen nach meiner Ankunft zu Schweninger: „Wir haben uns sehr aneinander gewöhnt." Einem andern gegenüber rühmte er meinen „ruhigen, eleganten Vortrag". Das machte mich nicht wenig stolz. Denn er war karg mit Lob und Anerkennung.

Besonders wichtige Weisungen diktierte der Fürst.

Wie er im Reichstag, namentlich zu Beginn der Rede, oft mühsam und stockend sprach, so war's auch beim Diktieren. Er besann sich manchmal auffallend lang auf einen Ausdruck oder eine Wendung, manchmal so lang, daß ich glaubte, er habe den Faden verloren und denke an andre Dinge. Das war aber nie der Fall, und wenn er das gewollte Wort hatte, war es packend und scharf — das beste, das sich finden ließ. Dann ging das Diktat eine Zeitlang so flott weiter, daß es schier unmöglich war, mit Feder oder Blei nachzukommen. Niemals nahm er einen Ausdruck zurück oder ersetzte ihn durch einen andern. Manchmal rang er förmlich mit seinem Geiste, um die richtige Wendung zu finden. Man sah, wie sein Kopf arbeitete. Er keuchte und prustete und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Schließlich kam er immer auf das, was er wollte. Ich habe niemals erlebt, daß er etwa, wie dies andern beim Diktieren gelegentlich zu ergehen pflegt, den Faden verloren und ärgerlich abgebrochen hätte. Es war manchmal ein harter Kampf um den richtigen Ausdruck, aber immer ein siegreicher.

War das Diktat zu Ende, war es wie aus einem Guß. Und machte wie seine Reden den Eindruck eines abgeschlossenen Kunstwerks. —

Während dieser Stunden durfte niemand das Eßzimmer betreten. Nur die Fürstin genoß das Vorrecht, dem Vortrag anzuwohnen. Sie kam und ging, setzte sich zuweilen an den Tisch neben ihren Gatten, las Zeitungen oder schrieb Briefe und paßte scharf auf, daß ihr Ottochen fein ausgestreckt da lag, sich der Decke für die Füße bediente und die vorschriftsmäßigeu Getränke nahm. Um

Digitized by Google

Feder anreihen dürfen: Politisches und Persönliches ist eben auch da miteinander durchdrungen, das Politische, wo immer es begegnet, von scharfer Leuchtkraft, das Persönliche in den Briefen ganz bismarckisch, ernst oder scherzend, für jeden Empfänger anders abgestimmt, immer liebenswürdig und eigen — ein jedes Schriftstück wie ein jedes Gespräch in jener Sprechkraft, die unvergeßlich und unverkennbar ist und deren Besonderheit auch seine politischen Mitarbeiter gebieterisch in ihren Bann riß und zugleich zum Genusse und zur begreifenden Analogie aufrief.

Aus den Kreisen der alten Freunde stammt auch der letzte Ton, den unsre Sammlung anschlägt: die Reihe von Briefen von Bismarcks Frau. Wie merkwürdig hallen da die südwestdeutschen Laute, die ihr dereinst am Maine so lieb geworden waren, in die ganz ostdeutschen ihrer eignen Ausdrucksweise hinein, die sie nie verleugnete, in die Lautformen und in die zärtlichen Diminutive ihrer Heimat! Wie unzerstörbar braust die Frische dieses Temperamentes und dieser Liebeskraft durch die sprühende Lebendigkeit ihrer Briefworte dahin, wie sie lebenslang um ihn selber, den sie ihr Ottochen nannte, dahingebraust sind, immer nur kreisend um ihn und sein Wohl, in Güte und Zorn, mit einer Stärke und einer Echtheit, die der seinen verwandt war, unendlich frauenhaft in Sorge, Leidenschaft, Ausschließlichkeit, in rastloser wohltuender Liebe, die ihn einhüllte, in springender Beweglichkeit, die ihn anzog und anregte bis an ihr Ende. Sein großes historisches Leben war von diesem persönlichen Leben eingefaßt, und wer die Wurzeln seiner Stärke verstehen will, darf es davon nicht ablösen.

Persönlichkeit und Werk sind in ihm noch untrennbarer als bei den meisten seiner großen Berufsgenossen: sein Volk schaut beides zugleich an und findet in dem Schöpfer des neuen Deutschlands mit selbstverständlicher Liebe und selbstverständlichem Begreifen das hohe Bild eines ganz deutschen Menschentums. Ebendaraus quillt uns Erbauung und Erfrischung, Belehrung und Hoffnung entgegen. Zu seinem Feste wird er vor seinen Deutschen stehen, als Tröster, Festiger, Führer, als ihr Ausdruck von Kraft und Zukunft. Der Gedanke, daß Er war, und die Empfindung, wie Er war, daß er und wie er der Unsre ist nach seinen Taten und in seinem Wesen, hoch über uns gesteigert und doch gegründet in der gemeinsamen Tiefe unsres Volkstums — dieser Gedanke ist zu diesem 1. April für unser Volk eine Stärke und eine Erhebung. Unser Buch will dazu helfen, ihn so emporzurufen, und möchte der großen und strengen Zeit zu seinem Teile dienen. Später mögen diese Erinnerungen in hellere friedlichere Tage mit hinübergehen, als freie, heitere und kräftige Begleiter für so manchen, der auch dann noch und immer wieder nach Bismarck fragen, den Austausch mit dem Unerschöpflichen suchen und dem Klange seiner menschlichen Stimme in Ergriffenheit und Freude lauschen wird.

Digitized by Google

Zwei Monate Dienst in Friedrichsruh

Von A. v. Brauer

Von 1881 bis 1888 war ich vortragender Rat in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amts. Ich hatte die orientalischen Angelegenheiten zu bearbeiten.

Im März 1888 wurde ich zum Vertreter Deutschlands bei der ägyptischen Regierung ernannt. Aber ich blieb in enger Fühlung mit dem Amte. Schon im Sommer des gleichen und im Herbst des folgenden Jahres ward ich wieder nach Berlin gerufen, um in der politischen Abteilung während der Urlaubszeit auszuhelfen.

Den Dienst beim Fürsten in Friedrichsruh hatte damals, wie gewöhnlich, der Chef der Reichskanzlei Geheimer Rat v. Rottenburg zu besorgen. Als dieser plötzlich zu seiner sterbenden Frau nach London gerufen wurde, mußte Ersatz geschafft werden. Graf Herbert Bismarck schlug mich seinem Vater vor. Ich wurde angenommen.

Am 15. September 1889 fuhr ich nach Friedrichsruh.

Spät am Abend war ich angekommen. Gleich am andern Morgen sollte der Dienst beginnen. Die Tageseinteilung war folgende:

Zwischen 8 und 9 Uhr wurde ich vom Kanzleidiener mit der Meldung geweckt: „Seine Durchlaucht haben soeben geklingelt." Das war Mahnung zum raschen Aufstehen. Man wußte, daß von da bis zu seinem Erscheinen etwa eine Stunde verging. So lange hatte man also Zeit, sich anzukleiden, den Morgenimbiß einzunehmen und die in der Nacht eingetroffenen Briefe, Berichte und Telegramme durchzusehen und zu ordnen.

Ich bewohnte im oberen Stock des Mittelflügels ein helles, geräumiges Zimmer. Bequeme, etwas altfränkische Möbel und eine prächtige Aussicht auf den in allen Farben des Herbstes strahlenden Park gaben dem Zimmer ein höchst gemütliches Gepräge. Doch hatte ich nicht viel davon, da ich das Zimmer den Tag über nur selten und nur auf Augenblicke betrat.

Sobald ich angekleidet war, begab ich mich in mein Arbeitszimmer, das zu ebener Erde unmittelbar neben den Wohnräumen des Fürsten lag.

Gegen zehn Uhr erschien der Kanzler, begleitet von seinen beiden großen Hunden. Nach dem üblichen Morgengruß entspann sich gewöhnlich ein kurzes Gespräch, bevor es an die Arbeit ging. Der Fürst trat ans Fenster, besah sich Thermometer und Himmel und knüpfte daran eine mehr den Landwirt als den Staatsmann verratende Bemerkung, wie etwa die, daß das Wetter der Wintersaat günstig oder den jungen Baumpflanzen schädlich sei, daß wir auf den Nachmittag Regen haben könnten u. dgl. Auch ließ er oft hören, daß er schlecht geschlafen habe. Ein Lob seines Schlafes oder seiner Gesundheit überhaupt sprach er selten aus. Nur vor Ausländern, bei denen für gesund zu gelten ihm

Digitized by Google

politisch nützlich erschien, konnte er sich wohl im Preise seines Befindens ergehen.

Von diesen Frühgesprächen ist mir eins besonders in Erinnerung geblieben. Es war an einem jener trüben, bleigrauen Novembermorgen, als sich der Fürst mürrisch an das feuchte Fenster stellte und sagte: „Heut beim Aufstehen kam mir der Gedanke, wie es doch recht merkwürdig ist, daß gerade die Völker, denen die Sonne besonders heiß auf den Schädel brennt, sie als Gott verehren. Alle Sonnen- und Feueranbeter wohnten im heißen Süden, wie die Assyrer, Phönizier, Perser. Den Völkern des Nordens ist dieser Kultus nicht in den Sinn gekommen. Und doch hat man in unserm Klima gewiß mehr Grund zu Dankbarkeit und Freude, wenn die seltene Sonne am Himmel sich zeigt, als da, wo sie sengende Glut und oft Gefahr und Verderben bringt. Aber die alten Germanen verehrten nicht die Sonne, sondern den Blitz und den Donner."

Es entstand eine Pause. Während ich über die Worte nachdachte, fügte er hinzu: „Auch hierin zeigt sich die Hundenatur der Menschen. Sie lieben und verehren den, vor dem sie sich fürchten." —

Ehe sich der Fürst nach solchen kurzen Gesprächen zum Gehen wandte, pflegte er einen mißtrauischen Blick auf meine Vortragsmappe zu werfen und, wenn sie geschwollen aussah, seufzend zu bemerken, es scheine wieder „viel Arbeit zu geben", oder auch: „wahrscheinlich langweilige Kolonialsachen." Ich beruhigte ihn mit irgendeiner Redensart und folgte ihm ins Vortragszimmer.

Als solches wurde das Eßzimmer benutzt. Es war nicht recht einzusehen, weshalb dieser etwas kalte, unbequem gelegene Raum als geistige Schaffensstätte dienen mußte. Der Gebrauch stammte wohl aus der vorschweningerischen Zeit, in der der Fürst sein Schlafzimmer erst zum zweiten Frühstück verließ und der Vortrag unmittelbar an dieses sich anreihte.

Aber auch im Vortragszimmer, wenn sich der Fürst in seinen Sessel niedergelassen und die Beine nach ärztlicher Vorschrift auf einen Stuhl ausgestreckt hatte, während der Diener Zitronensaft (später leichten Moselwein) auf den Tisch stellte, mußte er noch, wie er sich ausdrückte, „gegen seine natürliche Faulheit ankämpfen". Er las zunächst die Meldungen der Wolffschen Telegraphenagentur und — hätte dann am liebsten nach den Zeitungen gegriffen. Durch ein geschicktes Manöver mußte ich rasch die Mappe mit den Eingängen zwischen den Kanzler und seine Zeitungen schieben. Wenn dies mißlang, was einige Male vorkam, vertiefte er sich so sehr in die Erzeugnisse der Tagespresse, daß er Rat und Arbeit vergaß. Ich griff dann auch nach einer Zeitung. Es konnte so eine halbe, einmal sogar eine ganze Stunde vergehn, bis sich der Fürst mit den halb verdrießlichen, halb verlegenen Worten mir zuwandte: „Es sind wohl noch andere Sachen vorhanden?"

Merkwürdig, wie ungern der große Staatsmann, der doch alles selber leiten und bestimmen wollte, jeden Morgen an die Arbeit herantrat. Es wird wohl nicht immer so gewesen sein. Wahrscheinlich war die frühmorgendliche Arbeitsunlust erst mit dem Alter gekommen. Hatte er aber endlich angefangen

Digitized by Google

und das erste Schriftstück in Händen, war er auch gleich ganz bei der Sache. Man konnte ordentlich an seinem kahlen Schädel beobachten, wie das mächtige Gehirn arbeitete. Die Kopfmuskeln zogen sich zusammen; auf dem Schädel entstanden Wellenlinien; die Falte zwischen den Augen war tiefer; die buschigen Brauen sträubten sich.

Gewöhnlich wurde bis gegen 1 Uhr gearbeitet. Der Fürst las die von mir nach Gegenstand und Amtsstelle geordneten Eingänge durch, machte mit seinem langen Bleistift knappe Randvermerke über die Art der Erledigung oder gab mir eine allgemeine mündliche Weisung, in welchem Sinne eine Sache weiter bearbeitet werden solle. Ueber umfangreiche oder verwickelte Angelegenheiten ließ er sich Vortrag halten.

Der Vortrag mußte kurz, bestimmt und sachlich sein. Sonst wurde er ungeduldig. Längere Ausführungen in Berichten oder Zeitungen, die er aus irgendeinem Grunde wörtlich kennen lernen wollte, ließ er sich niemals vorlesen; er las sie selbst für sich und knüpfte daran seine Weisungen.

Meine Vortragsart schien ihm zu gefallen. Wenigstens sagte er drei Wochen nach meiner Ankunft zu Schweninger: „Wir haben uns sehr aneinander gewöhnt." Einem andern gegenüber rühmte er meinen „ruhigen, eleganten Vortrag". Das machte mich nicht wenig stolz. Denn er war karg mit Lob und Anerkennung.

Besonders wichtige Weisungen diktierte der Fürst.

Wie er im Reichstag, namentlich zu Beginn der Rede, oft mühsam und stockend sprach, so war's auch beim Diktieren. Er besann sich manchmal auffallend lang auf einen Ausdruck oder eine Wendung, manchmal so lang, daß ich glaubte, er habe den Faden verloren und denke an andre Dinge. Das war aber nie der Fall, und wenn er das gewollte Wort hatte, war es packend und scharf — das beste, das sich finden ließ. Dann ging das Diktat eine Zeitlang so flott weiter, daß es schier unmöglich war, mit Feder oder Blei nachzukommen. Niemals nahm er einen Ausdruck zurück oder ersetzte ihn durch einen andern. Manchmal rang er förmlich mit seinem Geiste, um die richtige Wendung zu finden. Man sah, wie sein Kopf arbeitete. Er keuchte und prustete und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Schließlich kam er immer auf das, was er wollte. Ich habe niemals erlebt, daß er etwa, wie dies andern beim Diktieren gelegentlich zu ergehen pflegt, den Faden verloren und ärgerlich abgebrochen hätte. Es war manchmal ein harter Kampf um den richtigen Ausdruck, aber immer ein siegreicher.

War das Diktat zu Ende, war es wie aus einem Guß. Und machte wie seine Reden den Eindruck eines abgeschlossenen Kunstwerks. —

Während dieser Stunden durfte niemand das Eßzimmer betreten. Nur die Fürstin genoß das Vorrecht, dem Vortrag anzuwohnen. Sie kam und ging, setzte sich zuweilen an den Tisch neben ihren Gatten, las Zeitungen oder schrieb Briefe und paßte scharf auf, daß ihr Ottochen fein ausgestreckt da lag, sich der Decke für die Füße bediente und die vorschriftsmäßigeu Getränke nahm. Um

Digitized by Google

die Weltgeschichte, die zu der Stunde in diesen Räumen gemacht wurde, kümmerte sie sich blutwenig. Nur wenn ihr ein bekannter — geliebter oder gehaßter — Namen ans Ohr schlug, fuhr sie gelegentlich mit einer Bemerkung dazwischen. Der Fürst achtete nicht darauf und gab keine Antwort.

War die Arbeit endlich erledigt, machte der Kanzler noch einen kleinen, etwa halbstündigen Spaziergang. Ich bereitete mich inzwischen in aller Eile auf den Nachmittagsvortrag und beförderte Briefe und Telegramme.

Der Dienst war gut organisiert. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, er vollziehe sich rascher und pünktlicher, als wenn der Fürst in Berlin anwesend sei. Denn während in Berlin die Schriftstücke viele Bureaus durchlaufen mußten, bis sie vom Referenten zum Kanzler und wieder zurückgelangten, auch ein Minister oder Rat nicht immer gleich mündliche Weisung sich holen konnte, lag hier in Friedrichsruh der ganze Dienst — Vortrag, Ausarbeitung und Ausfertigung — in der Hand *eines* Rates. Die Ergebnisse der täglichen Friedrichsruher Arbeit waren stets am andern Morgen in den Händen der Berliner Ressorts. Bei eiligen Sachen sogar noch selbigen Abend.

Wenn der Diener meldete: „Seine Durchlaucht haben sich zum Frühstück begeben," versammelten sich schleunigst alle Hausgenossen gleichfalls im Eßzimmer. Nicht zu vergessen der Hunde, die gewöhnlich als die ersten das Zimmer betraten.

Das Frühstück sollte nach Schweningers Vorschrift nur aus zwei Gängen bestehen. Da aber die Fürstin daneben auch Reste der vorhergehenden Tage sowie die Tribute der Güter und allerlei eßbare Geschenke auf den Tisch stellen ließ und der Fürst die kleine Schwäche hatte, nichts unversucht vor sich sehen zu können, so ward die ärztliche Anordnung doch häufig überschritten.

Beim Frühstück begann der zweite Vortrag. Schon wegen der Gäste verschiedenster Färbung, die oft anwesend waren, wurden dieser Stunde minder wichtige Angelegenheiten vorbehalten. Jetzt kamen auch allerlei Kuriosa, Gedichte, Ratschläge zur Besserung der Gesundheit oder der politischen Zustände, Briefe von Erfindern und Weltbeglückern und ähnliches zum Vortrag. Natürlich trug ich solche Dinge nur dann vor, wenn keine dringenden Geschäfte mehr vorlagen und wenn mir die Eingänge geeignet schienen, den großen Mann in heitere Stimmung zu versetzen. Andernfalls wanderten sie still „zu den Akten".

Ferner wurden in dieser Stunde die Liebesgaben und Ehrengeschenke vorgelegt, die tagtäglich aus aller Herren Ländern ankamen, kostbare und einfache: Bücher und Bilder, Weine und Schnäpse, köstliches Obst und warme Handschuhe, Stöcke und Mützen, oft von überaus rührenden Schreiben in Prosa und in Versen begleitet.

Die eingegangenen Bücher blätterte er durch und nahm viele mit sich in sein Zimmer. Aber niemals solche, die mit lateinischen Buchstaben gedruckt waren. Die Druckschrift konnte ihn des Verfassers und des Inhalts wegen noch so sehr interessieren — einerlei! sah er die lateinischen Zeichen, legte er sie mißmutig beiseite und befahl mit gerunzelter Stirne: „Schreiben Sie dem

Digitized by Google

Mann, daß meine Zeit mir nicht erlaubt, deutsche Bücher zu lesen, die mit lateinischen Lettern gedruckt sind." Er wollte ausgerechnet haben, daß er 80 Minuten brauche, um die gleiche Zahl von Seiten eines mit lateinischen Buchstaben gedruckten deutschen Buches zu lesen, die ihm deutsch gedruckt nur 60 Minuten kosten würde.

Die oft recht hartnäckigen Streitereien der einzelnen Dienstzweige und ihrer Geheimräte über praktisch ganz gleichgültige Dinge pflegte der Fürst geringschätzig Doktorfragen zu nennen. Sie erregten oft seinen Unmut. „Für unfruchtbare Phrasendrescherein habe ich keine Zeit," sagte er wohl, oder schrieb's an den Rand, und brach damit dem Beamtengezänk die Spitze ab.

Gelegentlich konnten ihm aber solche Dinge auch Vergnügen machen. Sie mußten freilich zur rechten Zeit an ihn herantreten und durften die laufenden Geschäfte nicht aufhalten, auf deren rasche und einfache Erledigung er den größten Wert legte.

So machte ihm die folgende Angelegenheit Spaß, die während meines Dienstes in Friedrichsruh an ihn herantrat und über die er auch bei Tisch noch öfters redete.

Unter den deutschen Universitäten herrschte Uneinigkeit darüber, wie in Doktordiplomen und anderen lateinischen Urkunden der Kaisertitel im üblichen Eingang: „Unter der Regierung Wilhelms, Deutschen Kaisers, Königs von Preußen" usw. im Lateinischen wiederzugeben sei. Mit der Beharrlichkeit und Gründlichkeit deutscher Professoren stritt man hin und her. Manche wollten „Germaniae Imperator". Andere hielten nur „Germanorum Imperator" für richtig. Sogar „Imperator Germanicus" (also eigentlich Besieger der Deutschen!) wurde von einigen verteidigt. Auch „Imperator Germanus" kam in Vorschlag.

Schließlich rief man die Entscheidung des preußischen Kultusministers an. Herr v. Goßler berichtete nach Friedrichsruh, weil es sich um eine deutsche Angelegenheit handle, daher der Reichskanzler mitzuwirken habe.

Die verblüffend einfache Bismarcksche Entscheidung lautete: Erstens sollten die Universitäten statt Lateinisch lieber gutes Deutsch schreiben; er sehe nicht ein, wozu der lateinische Gelehrtenzopf heute noch nötig sei. Zweitens schreibe man an seinen eignen Monarchen ohne Beifügung des Ländernamens; man solle also, wenn es durchaus Lateinisch sein müsse, auf den preußischen Hochschulen kurzweg schreiben: „Imperator et Rex" und auf den außerpreußischen „Imperator, Borussiae Rex".

Um zu zeigen, daß er mit dieser Entscheidung nicht etwa der Frage ausweichen wollte, fügte er hinzu, daß ihm die Bezeichnung „Germanorum Imperator" die richtigste zu sein scheine.

Zuweilen kamen auch wichtigere Dinge beim Mittagsvortrag zur Sprache. Ich verschob nicht ungern solche Sachen, bei denen ich den Zorn des Kanzlers fürchtete, auf die Mittagsstunde, namentlich wenn ihm sympathische Gäste anwesend waren. Während er dann in heiterer Stimmung halb an deren Ge-

Digitized by Google

spräch teilnahm und meinem leisen Vortrag ungeduldig zuhörte, konnte ich ihm manches abringen, was in dem ernsteren und rein geschäftlichen Vormittagsvortrag nicht leicht zu erreichen gewesen wäre. Manchem Beamten, der mit mehr oder weniger Grund des Gewaltigen Unmut erregt hatte, konnte ich „das Leben retten", was mir immer eine große Genugtuung war. In Abwendung drohender Gewitter, entstehender Differenzen und „Friktionen" konnte der dem Kanzler beigegebene Rat viel tun, weil das geringste scharfe Wort oder eine geschickt angebrachte boshafte Zwischenbemerkung einen beginnenden Widerwillen oder Verdacht des Kanzlers zu hellem Zorn anfachen konnte. Bei solchen Gelegenheiten immer mildernd und versöhnend zu wirken, machte ich mir zur strengen Pflicht.

War der Mittagsvortrag vorüber und die Pfeife ausgeraucht, pflegte der Kanzler auszufahren oder auszureiten. Waren Gäste anwesend, die der Fürst besonders auszeichnen oder mit denen er sich unter vier Augen noch weiter aussprechen wollte, lud er sie ein, in seinem Wagen mitzufahren. Meistens aber wurden die Gäste der Fürstin oder mir zur Spazierfahrt überlassen.

Entgegen seiner Gewohnheit in jüngeren Jahren, war der Fürst nach dem Frühstück oft nicht in der Stimmung, auszureiten. Schweninger wünschte es aber aus gesundheitlichen Gründen, „vorausgesetzt, daß das Wetter nicht gar zu schlecht" sei. Der Fürst erklärte nun nicht selten das Wetter für „zu schlecht" zum Reiten, wenn dies keineswegs der Fall war. Ich sprach ihm dann ehrlich zum Reiten zu. Nicht selten mit Erfolg.

Die Unlust zum Reiten dauerte aber immer nur bis zum Augenblick, da er im Sattel saß. Hatte er endlich seinen dicken Braunen zwischen den Schenkeln, konnte er nicht genug kriegen und kam gewöhnlich erst bei Dunkelheit und mit stark schwitzendem Pferd zurück.

Vom Ritt oder der Ausfahrt bis zur Hauptmahlzeit, die auf 6, $6^1/_2$ oder 7 Uhr angesetzt wurde, je nach der Stunde, zu der man zum Frühstück gekommen war, hielt sich der Fürst allein in seinem Zimmer auf. Er las jetzt Aktenstücke oder Broschüren, die er sich zum näheren Studium hatte geben lassen, erledigte Gutsangelegenheiten oder vertiefte sich auch wohl in einen alten Klassiker oder einen modernen Roman, wenn keine Arbeit vorlag.

Um diese Tageszeit sah ich den Fürsten selten. Ich betrat sein Zimmer nur, wenn es durchaus notwendig war, weil etwa eilige Sachen eingegangen waren oder ich noch eine Unterschrift brauchte, um die Abendpost abgehen lassen zu können. Noch seltener kam der Fürst um diese Zeit zu mir heraus, um eine Sache zu besprechen, die ihm durch den Kopf ging. Oder um — eine Disziplinaruntersuchung einleiten zu lassen wie bei dem folgenden drolligen Vorkommnis, das zugleich Zeugnis gibt von der rührenden, sorgenden Liebe des fürstlichen Paares zu ihren Kindern.

Der älteste Sohn Herbert begleitete damals den Kaiser auf dessen erster Orientreise. Wenn nur ein einziger Tag ohne Telegramm des Sohnes verlief, wurden Vater und Mutter unruhig und mißgestimmt. Als aber Herbert gar

Digitized by Google

aus Athen meldete, er sei infolge eines Fehltritts beim Besteigen des Schiffs seit der Abfahrt von Genua in ärztlicher Behandlung, herrschte große Sorge und Angst. Ich mußte sofort an den Gesandten in Athen telegraphieren und ihn für streng wahrheitsgetreue Meldung über das Befinden des Staatssekretärs verantwortlich machen. Es war rührend, wie Fürst und Fürstin sich gegenseitig einzureden suchten, daß sie gar nicht besorgt seien und daß dazu auch kein Anlaß vorliege.

Da kam plötzlich die Fürstin mit einem Telegramm in der Hand durch mein Arbeitszimmer gestürzt und eilte sichtlich erregt in das Zimmer ihres Gatten. Ich hörte noch, wie sie dem Fürsten zurief: „Hier ist die Antwort aus Athen!" Dann schlug die Türe zu.

Gleich darauf trat, nicht minder erregt, mein Kanzleisekretär ein. Ich frug ihn erstaunt, ob denn eine Antwort aus Athen eingetroffen sei und weshalb er das Telegramm nicht der Vorschrift gemäß zunächst mir vorgelegt habe.

Der Sekretär erzählte mir nun ziemlich kleinlaut, er habe gerade das Telegramm, nachdem er es entziffert, mir bringen wollen, da habe die Fürstin ihm auf der Treppe „aufgelauert" und es ihm aus der Hand gerissen und gelesen.

Was ich fürchtete, trat ein. Der Fürst kam zornig in mein Zimmer. Eine große Pflichtwidrigkeit liege vor; der Sekretär habe „unter Verletzung des Dienstgeheimnisses" ein amtliches Telegramm einer Privatperson ausgehändigt; das verlange strenges disziplinarisches Einschreiten gegen den „schuldigen Beamten"!

Mühsam beschwichtigte ich den Zorn des Fürsten, indem ich den Hergang erzählte. Anfangs meinte der Fürst, das sei keine Entschuldigung; ein Beamter habe sich zu wehren, wenn ihm jemand seine amtlichen Schriftstücke zu entreißen suche. „Aber Durchlaucht," sagte ich lachend, „was sollte der Arme tun? Er konnte doch keine Gewalt gegen die Fürstin anwenden!"

Der Fürst sah mich bitterböse an. „Weiberknechte sind schlechte Beamte!" knurrte er und verließ das Zimmer.

Es blieb unentschieden, ob er mit dem Weiberknecht und schlechten Beamten den Kanzlisten meinte oder mich, seinen kecken Verteidiger, oder uns beide. Aber die Sache war damit abgetan. Das Telegramm enthielt übrigens, wenn man nicht in übergroßer Sorge Unausgesprochenes zwischen den Zeilen lesen wollte, gar nichts Beunruhigendes. Graf Herbert war bald wieder hergestellt. —

Nach der Abendmahlzeit zog man sich in den Salon zurück. Der Fürst ließ sich die Pfeife anzünden. Die Gäste rauchten die vortrefflichen Havanna, die zu ihrer Verfügung standen, wenn sie es nicht vorzogen, die ersten Zigarrenernten aus Kamerun zu versuchen, die dem Kanzler kürzlich zugeschickt worden waren, aber nicht eben verführerisch schmeckten. Das Gutachten der Sachverständigen hatte in dem Satz gegipfelt: „Wenn man von Geruch und Geschmack absieht, kann der Kameruntabak dem besten Havannatabak an die Seite gestellt werden." Es klang ironisch, war aber ernst gemeint. Der Tabak zeigte schon bei der ersten Ernte eine solche Reinheit und Zartheit der Blätter, daß

Digitized by Google

man gute Hoffnungen hegen konnte. „Geruch und Geschmack" hoffte man mit der Zeit zu verbessern. Und hat sich darin nicht getäuscht.

Die Abende verliefen in gleicher Weise wie in Berlin. Der Kanzler nahm nur gelegentlich an den Gesprächen teil. Meist las er, längs ausgestreckt, seine Zeitungen. Zuweilen griff er auch zu Gedichten oder Novellen, die auf dem Tisch herumlagen. „Ich lese so was noch immer lieber als Kammerreden," oder „die Fabel ist gar nicht übel erfunden; die Verse sind ganz hübsch," sagte er nachsichtig, wenn andre an diesem oder jenem Schriftsteller manches auszusetzen fanden. Bei Beurteilung solcher Werke war er wesentlich milder als in der Kritik der Arbeiten seiner Räte.

Ueber die „Tischgespräche" an jenen Abenden habe ich nur weniges mitzuteilen. Manches ist auch heute noch zur Mitteilung nicht geeignet. Andres ist längst bekannt geworden. Es war ja nur natürlich, daß der Fürst, der die Kosten der Unterhaltung meistens allein zu tragen hatte, manche seiner lustigen oder ernsten Geschichten, die ihm bequem lagen, öfters zum besten gab. Daher ist den zahlreichen veröffentlichten Tischgesprächen des Kanzlers nicht leicht frische Zufuhr zu bringen. Zumal auch viele in die „Gedanken und Erinnerungen" aufgenommen worden sind.

Gern und oft erzählte der Fürst von seinen Beziehungen zu den vier Königen, denen er gedient hatte, und vom Geschlecht der Hohenzollern überhaupt. Er redete von Hohenzollernmut und Hohenzollerngeist, vom tiefen Pflichtgefühl der Hohenzollern, obgleich er gelegentlich behauptete, es sei eine nicht unbedingt erwiesene „Legende des Grafen Stillfried", daß die Preußenkönige Hohenzollern seien. „Früher fiel es keinem Menschen ein, die Dynastie als Hohenzollern zu bezeichnen. Man nannte sie Preußen oder mit besonderem Stolze Brandenburger — das brandenburgische Geschlecht. Daß die Burggrafen von Nürnberg von den Grafen von Zollern stammen, ist nicht einwandfrei erwiesen. Ich glaube fast, daß sie Babenberger gewesen sind, und das ist noch viel vornehmer."

Ueber die Zeit des großen Kriegs sprach Bismarck in diesen friedlichen ländlichen Tagen seltener, als ich dies von Berlin her gewohnt war. Die aus Busch und aus Poschingerschen Veröffentlichungen bekannte Geschichte vom Brand in Bazeilles erzählte er, als ein Kriegskamerad anwesend war, in der folgenden Gestalt:

„Am Morgen des 2. September ritt ich um Sedan herum, schon seit Stunden, mit einem Riesenhunger im Magen. Ich hatte seit beinahe vierundzwanzig Stunden nichts Ordentliches gegessen. Als ich hinter einem Wald vorritt, schlug mir plötzlich ein appetitlicher Geruch wie von gebratenem Fleisch mit Zwiebeln angenehm in die Nase. Ich dachte, da kochen Soldaten ab, da reitest du hin und nimmst teil am leckeren Mahle. Als ich die Richtung, woher der Geruch kam, eilig verfolgte, stand ich unerwartet vor dem brennenden Bazeilles, in dem bekanntlich viele Franzosenleichen verbrannt sind. Es waren die knoblauchessenden Franzmänner gewesen, die so verführerisch dufteten. Der Appetit war mir jetzt freilich vergangen, trotz des knurrenden Magens."

Digitized by Google

Französische Schriftsteller haben, beiläufig bemerkt, in dieser Erzählung einen Beweis für Bismarcks Herzensroheit finden wollen. Das scheint mir eine recht mißverständliche Auffassung. Man kann ohne alle Herzenshärtigkeit für den grimmigen Humor Verständnis haben, der in der Gegenüberstellung des hungernden Magens und des vom Brande irregeleiteten Geruchsinnes liegt. Auch hat ja Bismarck selbstverständlich niemals an die von französischer Seite immer wieder aufgetischte Lügengeschichte geglaubt, als ob die Bayern bei der Erstürmung von Bazeilles unschuldige Dorfbewohner in die Flammen gestoßen hätten.

Wenn alte Freunde bei Tisch waren, sprach der Fürst besonders gern von seiner Jugend- und Studentenzeit.

„Der Mensch ist in der Erinnerung an seine vergangenen Tage dankbaren Gemütes. Er vergißt schnell die leidvollen Stunden und behält nur die erfreulichen Eindrücke im Gedächtnis, so daß ihm die Vergangenheit rosiger erscheint, als sie im Grunde war. Ich denke gern an meine Jugendzeit zurück, und doch, wenn ich genauer hinsehe, muß ich bekennen, daß ich viele melancholische und hypochondrische Anwandlungen hatte, die mir das Leben oft verbitterten."

Vom Pauken der Studenten sagte er einmal:

„Ich finde es nicht recht, daß die Pedelle heutzutage auch Verwundete abfassen und diese damit zur Flucht zwingen. Mancher unbedenkliche Schmiß hat durch Flucht einen bedenklichen Charakter bekommen. Zu meiner Zeit schob man die Blessierten einfach in ein Nebenzimmer, und wenn der Pedell aus Versehen das Gemach betrat, so übersah er die Herren. Einmal wurde ich allerdings, als der Pedell sich näherte, mit meinem blutenden Gegner in einen Hühnerstall gesperrt. Ich schrieb damals mit Kreide an die Stalltür: Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar."

„Es ist ein großer Fehler unsrer Richter," sagte der Fürst ein andres Mal, „daß sie sich anmaßen, „gerecht" sein zu wollen. Gerecht ist nur der allwissende Gott. Um jede Strafe wirklich gerecht abmessen zu können, müßte man in jedem Fall die weitestgehenden Untersuchungen anstellen. Man müßte das ganze Vorleben des Verbrechers auf das genaueste ergründen, seine Erziehung, Umgang, natürlichen Anlagen, die Anlagen seiner Vorfahren in vier oder fünf Generationen, sein körperliches und geistiges Befinden kennen und in Betracht ziehen — kurz, man müßte tun, was kein Mensch zustande bringen kann. Sagt man aber den Richtern, daß sie einfach als Vertreter der Gesellschaft das Notwehrrecht anzuwenden haben, so lehnen sie dies vornehm ab. Und doch ist es so. Die Abschreckungstheorie ist die einzig richtige Strafrechtstheorie."

Ueber den schlechten Amtsstil der Behörden konnte sich der Fürst gelegentlich sehr ärgern — oder auch heiter darüber spotten, wenn er sich gerade in entsprechender Stimmung befand.

„Früher stellte man merkwürdige Anforderungen an einen guten Amtsstil. Die Hauptsache war die Schablone, von der man nicht abweichen durfte. Ich erinnere mich noch mit Freuden meines ersten Chefs im Verwaltungsdienst, des

Digitized by Google

Konsistorialrats Besserer in Aachen. Als ich ihm meine erste größere Arbeit, einen Erlaß an einen Landrat, vorlegte, sah mich das kleine Männchen halb verächtlich, halb mitleidig an und meinte: „Das ist überhaupt gar keine rechte Verfügung. Das Wort „veranlassen" kommt ja nicht ein einziges Mal vor! Merken Sie sich dies ungemeine wichtige Wort und für Rügen das Wort Befremden."

„Die Pfarrer, die so viel von Menschenliebe reden," sagte er einmal, als von den Stöckerschen Agitationen die Rede war, „haben davon in praxi oft recht wenig. Gerade wie die Diplomaten, die auch gern das Wort Humanität im Munde führen. — ... In der Politik ist die Hauptsache, die Möglichkeiten zu berechnen. Man darf nicht mehr Pulver auf die Pfanne nehmen, als die Büchse verträgt."

Wenn die zehnte Stunde schlug und die vierte Pfeife ausgeraucht war, wünschte der Fürst den Hausgenossen eine gute Nacht und zog sich zurück. Ich folgte ihm, um ihm beim Durchschreiten meines Arbeitszimmers noch schnell die Unterschriften vorzulegen, die mit der Nachtpost befördert werden sollten. Manchmal blieb er eine Viertel- oder halbe Stunde auf meinem Sessel am Schreibtisch sitzen und plauderte über Dienstliches oder Sonstiges. Zuweilen rieb er sich ärgerlich die Stirn. „Was wollte ich Ihnen doch noch sagen?" Schließlich fiel es ihm fast immer ein. Doch kam es auch vor, daß ihm die Sache zu seinem Aerger nicht wieder ins Gedächtnis kommen wollte. Aber dann konnte ich mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er nach einer oder zwei Stunden mit bloßen Füßen und im Nachthemd mit übergeworfenem Schlafrock nochmals bei mir erschien, um mir den Auftrag zu geben, der ihm im Kopfe herumging, und den er bis zum andern Morgen wieder zu vergessen fürchtete.

Gegen Mitternacht kam die letzte Post aus Berlin. Ich las und ordnete sie noch für den morgigen Vortrag. So ward es ein Uhr oder auch noch später, bis ich mit der Tagesarbeit fertig war. Um diese nächtliche Zeit hatten sich inzwischen die meisten Hausgenossen nochmals um die Fürstin versammelt. Man trank Tee, Bier oder Wein, rauchte und plauderte. Es war die dritte Morgenstunde nicht fern, wenn ich todmüde ins Bett fiel. Der Schlaf kam etwas zu kurz in dieser Zeit.

*

Da sich der Fürst in jenen Herbsttagen sehr wohl fühlte und eifrigst an den Staatsgeschäften beteiligte, wurden natürlich auch viele Gäste empfangen. Bald lud die Fürstin von sich aus Nachbarn und örtliche Beamte ein; bald wünschte der Fürst diesen oder jenen Abgeordneten, Minister oder Rat zu sprechen; bald sagten sich Verwandte und Hausfreunde von auswärts an.

Zu den häufigen Gästen gehörte vor allen des Kanzlers bewährter vortrefflicher Arzt, Professor Dr. Schweninger, der ständig ab- und zureiste, und die treue Freundin des Hauses, Gräfin Christa Eickstedt, die dem fürstlichen Paar seit ihren Kinderjahren nahestand, da sie eine Tochter des oldenburgischen

Digitized by Google

Gesandten v. Eisendecher war, des liebsten Bundestagskollegen aus der Frankfurter Zeit. Jede Woche mindestens einmal erschienen zu Tisch die Gutsnachbarn Baron und Baronin Merk, die „Fee des Sachsenwaldes", wie man die liebliche Frau gelegentlich bezeichnet hat.

Der jährliche Besuch des Grafen Kálnoky fand im Oktober statt.

Der damalige Leiter der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik war dem Fürsten persönlich sehr sympathisch. Geschäftlich war er nicht immer mit ihm zufrieden. Das war erklärlich; denn Oesterreich wollte sich gegenüber den russischen Ränken im Orient nicht allewege so nachgiebig erweisen, wie Bismarck es im Interesse des Friedens wünschte. Auch im Verhältnis Oesterreichs zum mitverbündeten Italien gingen die Anschauungen beider Staatsmänner häufig auseinander.

Gerade damals hatte der italienische Ministerpräsident Crispi sich bei Bismarck ernstlich über Kálnoky beschwert. Die Berichte darüber, auf die der Kanzler sehr kräftige Randvermerke gesetzt hatte, ließ er sich jetzt zur Besprechung mit Kálnoky wieder vorlegen.

Nach der ersten Unterredung der beiden Staatsmänner fragte ich den Kanzler, ob er die Crispischen Beschwerden (sie betrafen namentlich die Behandlung der Triestiner Irredenta durch die österreichischen Behörden) mit Kálnoky besprochen habe.

„Ich habe ihm die Berichte zur Durchsicht übergeben," antwortete er ruhig. — „Aber Durchlaucht," rief ich erschreckt, „da stehen ja sehr deutliche Vermerke von Ihrer Hand am Rande; Kálnokys Verfahren wird an einer Stelle von Ihnen als töricht bezeichnet, und ähnliche Dinge, die nicht für ein österreichisches Auge bestimmt sind!" — „Allerdings!" antwortete der Fürst und kniff dabei verschmitzt die Augen zusammen, „so derb hätte ich mündlich die Wahrheit nicht sagen können; darum ist's besser, er liest's."

Als später Kálnoky zu Tisch erschien, ging ihm der Fürst mit unbefangenster Miene entgegen: „Herr v. Brauer hat mich eben mit Recht gezankt, weil ich Ihnen die Berichte in die Hände gab. Ich hatte vergessen, daß einige starke Ausdrücke drin stehen und daß auch ich etwas unzarte Vermerke an den Rand geschrieben habe. Nachdem das Unglück geschehen ist, kann ich nur um Verzeihung bitten wegen meiner allzu großen Offenheit. Sie haben sie doch nicht übelgenommen? Dann," setzte er auf ein verneinendes Zeichen Kálnokys mit feinem Lächeln hinzu, „ist es vielleicht gut, daß Sie meine ungeschminkte Ansicht über die Sache kennen."

Und es war in der Tat ganz nützlich. Graf Kálnoky hatte sich so sehr über die Hiebe gefreut, die in den Bleistiftvermerken auf seinen Kollegen Crispi gefallen waren, daß er die auf ihn zielenden kaum beachtete. Jedenfalls war er viel zu verständig, um dem Kanzler die kleinen Bosheiten nachzutragen.

Kálnoky blieb drei Tage. Die beiden Männer schieden in vollster Eintracht und Freundschaft. —

Digitized by Google

Konsistorialrats Besserer in Aachen. Als ich ihm meine erste größere Arbeit, einen Erlaß an einen Landrat, vorlegte, sah mich das kleine Männchen halb verächtlich, halb mitleidig an und meinte: „Das ist überhaupt gar keine rechte Verfügung. Das Wort „veranlassen" kommt ja nicht ein einziges Mal vor! Merken Sie sich dies ungemeine wichtige Wort und für Rügen das Wort Befremden."

„Die Pfarrer, die so viel von Menschenliebe reden," sagte er einmal, als von den Stöckerschen Agitationen die Rede war, „haben davon in praxi oft recht wenig. Gerade wie die Diplomaten, die auch gern das Wort Humanität im Munde führen. — ... In der Politik ist die Hauptsache, die Möglichkeiten zu berechnen. Man darf nicht mehr Pulver auf die Pfanne nehmen, als die Büchse verträgt."

Wenn die zehnte Stunde schlug und die vierte Pfeife ausgeraucht war, wünschte der Fürst den Hausgenossen eine gute Nacht und zog sich zurück. Ich folgte ihm, um ihm beim Durchschreiten meines Arbeitszimmers noch schnell die Unterschriften vorzulegen, die mit der Nachtpost befördert werden sollten. Manchmal blieb er eine Viertel- oder halbe Stunde auf meinem Sessel am Schreibtisch sitzen und plauderte über Dienstliches oder Sonstiges. Zuweilen rieb er sich ärgerlich die Stirn. „Was wollte ich Ihnen doch noch sagen?" Schließlich fiel es ihm fast immer ein. Doch kam es auch vor, daß ihm die Sache zu seinem Aerger nicht wieder ins Gedächtnis kommen wollte. Aber dann konnte ich mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er nach einer oder zwei Stunden mit bloßen Füßen und im Nachthemd mit übergeworfenem Schlafrock nochmals bei mir erschien, um mir den Auftrag zu geben, der ihm im Kopfe herumging, und den er bis zum andern Morgen wieder zu vergessen fürchtete.

Gegen Mitternacht kam die letzte Post aus Berlin. Ich las und ordnete sie noch für den morgigen Vortrag. So ward es ein Uhr oder auch noch später, bis ich mit der Tagesarbeit fertig war. Um diese nächtliche Zeit hatten sich inzwischen die meisten Hausgenossen nochmals um die Fürstin versammelt. Man trank Tee, Bier oder Wein, rauchte und plauderte. Es war die dritte Morgenstunde nicht fern, wenn ich todmüde ins Bett fiel. Der Schlaf kam etwas zu kurz in dieser Zeit.

*

Da sich der Fürst in jenen Herbsttagen sehr wohl fühlte und eifrigst an den Staatsgeschäften beteiligte, wurden natürlich auch viele Gäste empfangen. Bald lud die Fürstin von sich aus Nachbarn und örtliche Beamte ein; bald wünschte der Fürst diesen oder jenen Abgeordneten, Minister oder Rat zu sprechen; bald sagten sich Verwandte und Hausfreunde von auswärts an.

Zu den häufigen Gästen gehörte vor allen des Kanzlers bewährter vortrefflicher Arzt, Professor Dr. Schweninger, der ständig ab- und zureiste, und die treue Freundin des Hauses, Gräfin Christa Eickstedt, die dem fürstlichen Paar seit ihren Kinderjahren nahestand, da sie eine Tochter des oldenburgischen

Digitized by Google

Gesandten v. Eisendecher war, des liebsten Bundestagskollegen aus der Frankfurter Zeit. Jede Woche mindestens einmal erschienen zu Tisch die Gutsnachbarn Baron und Baronin Merk, die „Fee des Sachsenwaldes", wie man die liebliche Frau gelegentlich bezeichnet hat.

Der jährliche Besuch des Grafen Kálnoky fand im Oktober statt.

Der damalige Leiter der österreichisch-ungarischen auswärtigen Politik war dem Fürsten persönlich sehr sympathisch. Geschäftlich war er nicht immer mit ihm zufrieden. Das war erklärlich; denn Oesterreich wollte sich gegenüber den russischen Ränken im Orient nicht allewege so nachgiebig erweisen, wie Bismarck es im Interesse des Friedens wünschte. Auch im Verhältnis Oesterreichs zum mitverbündeten Italien gingen die Anschauungen beider Staatsmänner häufig auseinander.

Gerade damals hatte der italienische Ministerpräsident Crispi sich bei Bismarck ernstlich über Kálnoky beschwert. Die Berichte darüber, auf die der Kanzler sehr kräftige Randvermerke gesetzt hatte, ließ er sich jetzt zur Besprechung mit Kálnoky wieder vorlegen.

Nach der ersten Unterredung der beiden Staatsmänner fragte ich den Kanzler, ob er die Crispischen Beschwerden (sie betrafen namentlich die Behandlung der Triestiner Irredenta durch die österreichischen Behörden) mit Kálnoky besprochen habe.

„Ich habe ihm die Berichte zur Durchsicht übergeben," antwortete er ruhig. — „Aber Durchlaucht," rief ich erschreckt, „da stehen ja sehr deutliche Vermerke von Ihrer Hand am Rande; Kálnokys Verfahren wird an einer Stelle von Ihnen als töricht bezeichnet, und ähnliche Dinge, die nicht für ein österreichisches Auge bestimmt sind!" — „Allerdings!" antwortete der Fürst und kniff dabei verschmitzt die Augen zusammen, „so derb hätte ich mündlich die Wahrheit nicht sagen können; darum ist's besser, er liest's."

Als später Kálnoky zu Tisch erschien, ging ihm der Fürst mit unbefangenster Miene entgegen: „Herr v. Brauer hat mich eben mit Recht gezankt, weil ich Ihnen die Berichte in die Hände gab. Ich hatte vergessen, daß einige starke Ausdrücke drin stehen und daß auch ich etwas unzarte Vermerke an den Rand geschrieben habe. Nachdem das Unglück geschehen ist, kann ich nur um Verzeihung bitten wegen meiner allzu großen Offenheit. Sie haben sie doch nicht übelgenommen? Dann," setzte er auf ein verneinendes Zeichen Kálnokys mit feinem Lächeln hinzu, „ist es vielleicht gut, daß Sie meine ungeschminkte Ansicht über die Sache kennen."

Und es war in der Tat ganz nützlich. Graf Kálnoky hatte sich so sehr über die Hiebe gefreut, die in den Bleistiftvermerken auf seinen Kollegen Crispi gefallen waren, daß er die auf ihn zielenden kaum beachtete. Jedenfalls war er viel zu verständig, um dem Kanzler die kleinen Bosheiten nachzutragen.

Kálnoky blieb drei Tage. Die beiden Männer schieden in vollster Eintracht und Freundschaft. —

Digitized by Google

Mitten in unsre Friedrichsruher Idylle fiel ein Besuch des Kaisers von Rußland in Berlin.

Der Kanzler hielt es für nützlich, der Begegnung der beiden Kaiser anzuwohnen und mit dem Zaren sich auszusprechen. So fuhren wir am 11. Oktober nach Berlin.

Als der Kanzler von seiner ersten längeren Unterredung mit Alexander III. nach der Wilhelmstraße zurückkehrte, sagte er mir: „Ich bin doch recht zufrieden, daß ich hierhergekommen bin. Die Hauptsache ist erreicht; der Zar hat wieder Vertrauen zu mir gewonnen, nachdem man so viele Anstrengungen gemacht hatte, mich bei ihm zu verdächtigen. Seltsamerweise schien er anzunehmen, daß ich nicht mehr lange im Amt sein würde. Was oder wer ihn auf diesen Gedanken gebracht hat, ist mir unklar ... Ich habe ihn auf seine Frage der Wahrheit gemäß versichert, daß wir mit Oesterreich keine andern Abmachungen haben als die sog. geheimen, jetzt veröffentlichten Verträge, und daß die gegenwärtige freundschaftliche Anlehnung Englands an den Dreibund auf keinerlei schriftlichen Abmachungen beruht. Die Hauptsache ist, er hat mir geglaubt. Er ist überzeugt, daß ich die Wahrheit gesprochen habe. Darin sehe ich eine gute Friedensbürgschaft ... Die Reise unsers Kaisers nach Konstantinopel hatte den Zaren beunruhigt. Ich sagte ihm, daß sie in erster Reihe auf den lebhaften Wunsch unsers jugendlichen Herrn, die Wunder des Orients zu sehen, zurückzuführen sei und jedenfalls keine politische Bedeutung habe. Er hat mir auch hierin geglaubt. Es fragt sich nur, wie lange sein Glaube anhält, wenn er erst wieder in Petersburg in den Händen von Pobjedonoszew und Konsorten ist."

Nach zwei Tagen Berliner Aufenthalts fuhren wir nach dem Sachsenwald zurück.

Wenige Tage später traf eine Gesandtschaft des Sultans von Sansibar in Friedrichsruh ein.

Der Besuch war dem Fürsten nicht eben erfreulich. Er liebte nicht Etikettenbesuche auf dem Lande, die ihn aus seiner gewohnten Lebensweise rissen. Auch mochte er fürchten, mit Klagen und Beschwerden über unser Vorgehen in Ostafrika behelligt zu werden. Besonders mißfiel ihm, daß er sich einen ganzen Tag von seinen Hunden trennen solle. Ich hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß diesen strengen Mohammedanern jede Berührung mit den „unreinen" Tieren ein Greuel und die Vorliebe für Hunde derart unbegreiflich und unglaubhaft sei, daß man sie schwerlich von der Auffassung würde abbringen können, man habe sie durch die Anwesenheit von Hunden absichtlich kränken und demütigen wollen. Der Fürst sah es widerwillig ein und ließ die Tiere einsperren.

Indessen verlief die Begegnung zu allseitiger Zufriedenheit. Die Gesandten, zwei ehrwürdige schöne Greise in phantastischem Anzug, deren Köpfe in Farbe und Linie wie aus dunkler Bronze gegossen schienen, machten den besten Eindruck. Und die braunen Herren wiederum waren von der imponierenden Erscheinung des Fürsten derart eingeschüchtert, daß sie ihre Beschwerden, die sie

Digitized by Google

nach Angabe des sie begleitenden deutschen Generalkonsuls Michahelles hatten vorbringen wollen, ganz vergaßen und sich nur in allgemeinen Freundschaftsversicherungen ergingen. Der Fürst war sehr liebenswürdig mit seinen afrikanischen Gästen, sprach aber doch mehrfach die ernste und dringende Mahnung aus, wie er erwarte, daß der Sultan nunmehr Frieden halte mit der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft und alle orientalischen Ränke beiseite lasse.

Die Worte des Kanzlers, die der Syrer Michalla vom deutschen Konsulat in Sansibar gewandt verdolmetschte, machten sichtlich tiefen Eindruck.

Als ich die Gesandten am Abend zum Bahnhof zurückgeleitete, kam der Kanzler unerwartet auf seinem Braunen herangesprengt, um den Herren nochmals Lebewohl zu sagen. In scharfem Galopp ritt er über das holperige Pflaster des Bahnhofvorplatzes.

„Das war ein politischer Ritt," — sagte er abends auf meine Bemerkung, daß mir der gestreckte Galopp auf dem schlüpfrigen Pflaster nicht unbedenklich erschienen sei — „ich wollte den Gesandten zeigen, daß ich noch frisch und kräftig bin und daß sie noch auf Jahre mit mir rechnen müssen."

Freilich hätten sie noch fast zehn Jahre mit Bismarck „rechnen müssen", wenn erst der Tod seinem staatsmännischen Wirken ein Ziel gesetzt hätte. Er ahnte, als er den Ausspruch tat, nicht, daß seine amtliche Tätigkeit nur noch wenige Monate dauern sollte.

*

Am 29. November hatte die mir unvergeßliche zehnwöchige Dienstzeit in Friedrichsruh ihr Ende erreicht. Rottenburg war aus England zurückgekehrt und übernahm wieder den Dienst. Ich begab mich auf meinen Posten nach Kairo. Den Fürsten sah ich erst im Juli des folgenden Jahres wieder, als ich ihn in demselben Friedrichsruh besuchte, in dem jetzt keine Amtsgeschäfte mehr betrieben wurden!

Zwei Berichte des Gesandten von Bismarck aus Paris

Mitgeteilt von L. Raschdau

Bereits zu Lebzeiten des Fürsten Bismarck ist seine gesamte amtliche Tätigkeit, also von der Zeit ab, da er mit der Aufgabe der Vertretung Preußens am Bundestage betraut war, in ziemlicher Vollständigkeit bekannt geworden. Seit den Tagen von 1866, die ihm in Deutschland und selbst in Europa eine unbestrittene Machtstellung geschaffen haben, ist vielleicht keine einzige Woche verstrichen, in der seine Persönlichkeit nicht irgendwie die Oeffentlichkeit beschäftigt hat. Nur für die Jahre 1859 bis 1862 klafft immer noch eine Lücke. Seine diplomatische Tätigkeit in Frankfurt vor dieser Zeit liegt durch die Veröffentlichung des größten Teils seiner amtlichen Berichte und einer Anzahl von Privatbriefen offen zutage. Von da ab aber haben wir für die nächsten Jahre im

Digitized by Google

wesentlichen nur die halbamtliche Korrespondenz, die er in Briefform an seinen vorgesetzten Minister, den Freiherrn v. Schleinitz, gerichtet hat. So interessant diese Mitteilungen auch sind, so geben sie doch kein vollständiges Bild von der politischen Tätigkeit, die dem damaligen Herrn v. Bismarck in Petersburg obgelegen hat.

Hatte Bismarck in Frankfurt eine unvergleichliche Gelegenheit gehabt, sich für die spätere Behandlung der deutschen Frage vorzubereiten, so bot ihm der Petersburger Boden die Möglichkeit, das große auswärtige Gebiet in praktischer Behandlung und Einwirkung kennen zu lernen. Eine Reihe wichtiger Fragen beschäftigte die dortige Diplomatie. Der italienische Krieg, die Stellung Preußens zu Oesterreich und dem in der Bildung begriffenen Königreich Italien und die Haltung Europas Frankreich gegenüber, die Bundesexekution in den Herzogtümern, die Vorgänge im Orient, die polnische Frage, alle diese Ereignisse gaben Anlaß zu wichtigen Unterhaltungen und Betrachtungen. Die ausgezeichnete Stellung, die, von einer flüchtigen Verstimmung des Zaren abgesehen, der Gesandte bei letzterem genoß und die auch das Verhältnis zu dem leitenden russischen Minister Fürsten Gortschakow bestimmte, ermöglichte es ihm, seine Informationen an erster Stelle zu schöpfen, und so sind seine Berichte, die sich zumeist an Unterhaltungen mit diesen beiden einflußreichen Persönlichkeiten knüpften, nicht, wie sonst häufig in der Diplomatie, mehr oder weniger begründete persönliche Auffassungen und Anschauungen, sondern sie bieten überall eine feste Grundlage für die Beurteilung der Politik unsers östlichen Nachbars. Wer allerdings in diesen Berichten Mitteilungen aus dem Leben und Treiben des Hofes und der vornehmen Gesellschaft, die in Petersburg damals wie heute die Unterhaltung der Diplomaten stark ausfüllte, sucht, käme nicht auf seine Rechnung. In den ganzen Berichten findet sich kaum eine Bemerkung, die dieses Gebiet berührte. Insbesondere erscheint die Persönlichkeit des Zaren Alexander II., der damals das auch in den Berichten wiederholt behandelte Werk der Bauernbefreiung begann, durchweg in einer Beleuchtung, die ihren Stoff nur der politischen Tätigkeit dieses Herrschers entnimmt.

Von diesen Petersburger Berichten stechen die aus Paris erstatteten erheblich ab. Sie machen den Eindruck, daß Herr v. Bismarck dort, sozusagen, nicht warm geworden ist. Er wußte, daß sein Aufenthalt in Paris nicht lange währen würde. In Privatbriefen sprach er seine Unzufriedenheit mit seiner Lage aus, er wirtschaftete dort als Junggeselle, er beklagt sich, daß er nicht genug Menschen kenne, brachte er doch nur die vier bis fünf Sommermonate 1862 dort zu, wo die Gesellschaft die Hauptstadt verläßt. Mit seinen Gedanken lebte er bereits in Berlin. Man sieht es den Berichten sofort an, daß ihm so ausgezeichnete Informationsquellen, wie in Petersburg, fehlten. Was wir über die italienische Politik, die Vorgänge in Serbien, die französische Expedition nach Mexiko lesen, ist weder reichhaltig, noch besonders charakteristisch. Man merkt, daß er in Paris nur verweilt hat, um sich dort frisch zu orientieren und Verbindungen zu schaffen oder zu erneuern, bevor er selbst die Leitung der auswärtigen Ge-

Digitized by Google

schäfte seines Vaterlandes übernahm. Ein kurzer Besuch in London, auf dem er den dortigen Staatsmännern seine Aufwartung machte, diente dem gleichen Zweck.

Es besteht die Hoffnung, daß diese diplomatischen Berichte in nicht ferner Zeit der Oeffentlichkeit werden übergeben werden. Seit ihrer Abfassung ist über ein halbes Jahrhundert verstrichen. Besondere Geheimnisse, die zu wahren wären, enthalten sie nicht; Mitteilungen, die für einzelne Persönlichkeiten oder deren Familie nachteilig wären, ebensowenig. Dem Ritter v. Poschinger, der darüber Aufzeichnungen hinterlassen, hat Fürst Bismarck nach seiner Entlassung ausgesprochen, daß er keine Bedenken gegen die Veröffentlichung hege. Auch mir hat der Fürst, da ich wiederholt Gelegenheit hatte, über den Inhalt der Berichte mit ihm zu reden, eine ähnliche Bemerkung gemacht.

Möge sich daher der Wunsch bald erfüllen lassen! Nicht nur der Historiker wird darin eine zuverlässige Quelle der Zeitereignisse finden, nicht bloß unsre Diplomatie wird in der Schule dieser sachlichen Berichte mancherlei lernen können, auch der nicht zünftige Leser wird seine Freude haben an diesen von hoher Warte ausgegangenen Darstellungen unsers größten Staatsmannes, der zugleich ein Meister unsrer Sprache war.

Wir geben hier zwei der Pariser Berichte wieder. Zum Verständnis bedürfen sie in ihrer abgerundeten Form keiner weiteren Einleitung oder Erklärung. Sie sind in der Form des Immediatberichts an König Wilhelm I. erstattet.

Paris, den 7. Juni 1862.

Vorgestern war ich mit dem Prinzen Reuß und dem Grafen Hatzfeldt zur Kaiserlichen Tafel eingeladen. Der Kaiser erschien mit dem Kaiserlichen Prinzen an der Hand und in Begleitung der Kaiserin um 8 Uhr, nachdem die Gesellschaft sich um $^1/_2$8 Uhr versammelt hatte. Ich finde den Kaiser seit fünf Jahren nicht wesentlich verändert, unbedeutend stärker geworden; nur in seinen Bewegungen und seiner Sprache langsamer, letzteres besonders im Gehen, wobei er den Eindruck der Schwäche im linken Bein macht. Ihre Majestät die Kaiserin ist etwas stärker geworden und sieht infolgedessen jünger und besser aus, als 1857 der Fall war. Der Kaiserliche Prinz ist für sein Alter nicht groß und fein von Gliedern, macht aber den Eindruck vollständiger Gesundheit. Die Kaiserin bemerkte, daß sie ihn gelehrt habe, ein „compliment à la Prussienne“ zu machen, indem sie hinzufügte, daß nur bei uns anständige Verbeugungen üblich wären. Der Kaiser trug das Band der Ehrenlegion, die übrigen Anwesenden preußische Orden, insofern sie deren besaßen. Der Kaiser führte die Kaiserin und den Prinzen zu Tisch, ich folgte ihm mit der Herzogin v. Bassano und wurde neben die Kaiserin placirt, welche den Prinzen Reuß auf der andren Seite hatte. Die Kaiserin drückte mir zu wiederholten Malen und mit großer Wärme ihre Verehrung für Eure Majestät aus und sprach mit Vorliebe von den Eindrücken, welche die Zusammenkunft in Compiègne bei ihr hinterlassen hat. Im übrigen sprach Ihre Majestät vorzugsweise von Politik

Digitized by Google

und war zu meiner Ueberraschung genau über die kurhessische Frage, sogar über den Unterschied der Wahlgesetze von 1831 und 49 unterrichtet. Mit ihren im wesentlichen sehr konservativen Auffassungen kontrastirte eigenthümlich eine lebhafte Empfehlung allgemeiner und direkter Wahlen und die Ansicht, daß es nicht möglich sei, einer Kammermajorität auf die Dauer mit Erfolg zu widerstehen.

Nach der Tafel ging der Kaiser mit mir in ein Nebenzimmer, um sich längere Zeit über verschiedne politische Gegenstände zu unterhalten. Er sprach zunächst über unsre inneren Angelegenheiten und stellte die Theorie auf, daß die öffentliche Meinung eine jede Regierung nach der Gesammtheit ihrer Richtung beurtheile; wenn diese der Nation sympathisch sei, so werde die Nützlichkeit und Gerechtigkeit einzelner Maßregeln nicht so genau auf die Wagschale gelegt, und selbst eine beträchtliche Einbuße an politischer Freiheit werde verschmerzt; im umgekehrten Fall dagegen werde den zweckmäßigsten und liberalsten Maßregeln jede billige Beurtheilung versagt. Der Kaiser führte als Beispiel die Regierung Louis Philippes im Vergleich mit seiner eignen an.

In der Anwendung auf die preußischen Zustände war er der Meinung, daß im gegenwärtigen Augenblick nur eine Regierung, welche der nationalen Richtung der öffentlichen Meinung Hoffnung und Nahrung gebe, eine Stellung schaffen könne, in welcher sie den Kampf der Parteien im Inneren beherrsche und den Kammern gegenüber dasjenige Maß von Macht und freier Bewegung gewinne, welches einem monarchischen Regiment unentbehrlich sei. Der Schwerpunkt der politischen Aufgabe in Preußen liege deßhalb in der auswärtigen und insbesondere in der deutschen Politik. Dieselbe sei allerdings voll von Schwierigkeiten, von welchen sich für jetzt nicht absehen lasse, wie sie überwunden werden sollten, da die Mehrzahl der deutschen Fürsten nur geringe Neigung zeigten, Preußen dabei die Hand zu bieten und in Gemeinschaft damit Verbesserungen zu erstreben, in welchen allein ihre eigenen Dynastien zuverlässige Bürgschaften der Zukunft finden könnten. Wenn nach dieser Richtung hin sich gar nichts tun lasse, so sei zu befürchten, daß Deutschland mit der Zeit in eine Gährung gerate, welche aus diesem sonst so ruhigen Lande einen Herd für europäische Wirren und Gefahren machen könnte. Frankreich vermöge sich mit jeder Gestaltung der Dinge in Deutschland zu befreunden und werde in der Abhilfe mannigfacher Gebrechen der gegenwärtigen Organisation nur eine Bürgschaft friedlicher und gedeihlicher Beziehungen mit dem Nachbarlande erblicken. Nur zu einer Eventualität könne Frankreich unter keinen Umständen seine Zustimmung geben. Es sei dies der Eintritt Gesammt-Oesterreichs in den Deutschen Bund. Die Wahrscheinlichkeit, daß letzterer in solcher Ausdehnung sich jemals consolidiren könne, sei zwar gering; wenn es aber dennoch gelänge, so würde von der unteren Donau bis zum unteren Rhein ein politischer Organismus herrschen, welcher das europäische Gleichgewicht vollständig störe. Ein solcher Zustand der Dinge sei ebenso unzulässig wie gewisse geographische Ausdehnungen Frankreichs, nach welchen zu streben dem neuen französischen Kaisertum so häufig mit Unrecht vorgeworfen werde. Nur sehr oberflächliche und leicht-

Digitized by Google

sinnige Staatsmänner könnten der französischen Politik Ziele hinstellen, deren Erreichung mit einer Verewigung der Coalition des gesammten übrigen Europa gegen Frankreich gleichbedeutend sein würde. Der Kaiser sprach die Hoffnung aus, daß dergleichen Verdächtigungen seiner Politik sowohl wie seines Verstandes bei uns in Preußen wenigstens keinen Glauben und keinen Anklang mehr finden würden. Ich bestätigte ihm dieß mit dem Zusatze, daß jeder Staat, welcher die Rolle einer selbständigen Macht beanspruche, zur eignen Kraft das Zutrauen besitzen müsse, daß er sich selbst zu schützen imstande sei. Ich sei außerdem überzeugt, daß Frankreich sich hinreichend mächtig fühle, um alle Lebensbedingungen einer europäischen Großmacht durch seinen gegenwärtigen Besitzstand erfüllt zu sehen, und der Kaiser selbst keine Neigung habe, durch Bestrebungen über das Gegebene hinaus das friedliche Gedeihen Frankreichs und seiner Nachbarn zu beeinträchtigen. Nachdem der Kaiser mit mir in den Salon zurückgekehrt war, leistete er eine kurze Zeit hindurch der Kaiserin bei Entwirrung einer sehr verwickelten Patience am Kartentisch Gesellschaft und zog sich dann zurück, während Ihre Majestät uns erst nach dem Thee zwischen 12 und 1 Uhr entließ.

v. Bismarck.

*

Paris, den 8. Juli 1862.

In Benutzung der mir von Eurer Majestät allergnädigst gewährten Erlaubniß habe ich mich zu Anfang der vorigen Woche nach London begeben und dort Gelegenheit gehabt, mit Lord Russell und Lord Palmerston verschiedne Tagesfragen zu besprechen.

Von besonderm Interesse war es mir, die Ansichten dieser beiden Staatsmänner über unsre heimischen Zustände kennen zu lernen, und bin ich einigermaßen überrascht worden von dem Mangel an Verständniß derselben, welchem ich bei beiden begegnete, und zwar, wie mir schien, in noch höherem Grade bei Lord Palmerston.

Derselbe betrachtet es als eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß Eure Königliche Majestät Allerhöchstdero Ministerium aus dem Schooße der oppositionellen Mehrheit des Abgeordnetenhauses wählten. Er kannte die preußische Verfassung nicht näher, leitete aber die Nothwendigkeit, die Räthe der Krone jedesmal aus der parlamentarischen Majorität zu wählen, aus dem Wesen repräsentativer Verfassung im Allgemeinen ab.

Ich erwiederte ihm nach längerer Besprechung, daß es schwer sei, derartige Fragen ohne eine vollständige Kenntniß der Zustände des betreffenden Landes aus der Ferne her zu beurtheilen; daß, meiner Ansicht nach, die praktische Lösung der Frage durch Befolgung der aufgestellten Theorie versucht werden könnte, ohne daß ich unwiederbringliche Schäden für Eurer Majestät Staaten erwartete, wenn nicht von einem aus der Opposition zu wählenden Ministerium Bedingungen gestellt werden würden, welche tief und dauernd in die Rechte der Krone eingriffen. Dazu rechnete ich namentlich die Einmischung in die Organisation des Heeres. Wenn diese unter Umständen auch für England wichtige

Digitized by Google

Stütze des Preußischen Staates einmal durch verderbliche Maßregeln in ihren Grundlagen erschüttert wäre, so würde es nicht leicht sein, ihr in kurzer Zeit die alte Tüchtigkeit wiederzugeben.

Lord Palmerston entgegnete hierauf, daß gesetzliche Veränderungen der Armee-Einrichtungen doch bei uns nicht ohne Zustimmung beider Häuser eingeführt werden könnten und ein liberales Ministerium, wenn es darin zu weit ginge, am Widerstande des Herrenhauses scheitern würde. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ein solches Cabinet, wie es ihm vorschwebe, als Bedingung seiner Wirksamkeit von Hause aus eine Reform des Herrenhauses, sei es im Wege der Verordnung, sei es durch Ernennung einer beliebigen Anzahl von Mitgliedern, von der Krone verlangen und, wenn dies Verlangen abgeschlagen würde, sich zur Erfüllung seiner Pflicht außer Stande erklären würde. Ich überzeugte mich dabei, daß Lord Palmerston mit der Einrichtung unsres Herrenhauses gänzlich unbekannt war und annahm, daß das Ernennungsrecht der Krone nach Inhalt der Verfassung sehr enge Grenzen habe.

Wenn ich die Unbekanntschaft mit den einzelnen Bestimmungen unsrer Verfassung bei einem englischen Minister erklärlich fand, so konnte ich doch nicht ohne Befremden wahrnehmen, daß sich der erste Lord der Schatzkammer und, in nur etwas geringerem Grade, auch Lord Russell, in der vollständigsten Unwissenheit über die Richtung befanden, welche auf dem Gebiet der auswärtigen Politik diejenige Partei bei uns verfolgt, aus welcher, nach Ansicht der englischen Minister, ein neues preußisches Cabinet zu bilden wäre.

Ich hatte wahrgenommen, daß Lord Palmerston einen großen Werth darauf legte, Preußen gegenwärtig in gutem Einvernehmen mit Oesterreich bleiben und jede Störung des Friedens unter den Mitgliedern des deutschen Bundes verhütet zu sehen. Ich sagte ihm, daß gerade nach dieser Richtung hin unsre parlamentarische Majorität, wenn ihr von Euer Majestät das Ruder übergeben würde, sehr geringe Bürgschaften gewähre, indem die sogenannte deutsche Fortschrittspartei unter den obersten Sätzen ihres Programmes eine Behandlung der deutschen Frage verlange, welche nothwendig in ziemlich kurzer Zeit zum Bruch mit unsren deutschen Bundesgenossen und vornehmlich mit Oesterreich würde führen müssen.

Diese Auffassung war für Lord Palmerston vollständig neu und er hielt es für eine Entstellung der Thatsachen, welche ich mir im Interesse eines reactionären Parteistandpunktes seiner Meinung nach gestattete, als ich behauptete, daß der Widerstand der Majorität in der Militärfrage schwinden und jeder geforderte Betrag für die Armee ohne Schwierigkeit bewilligt werden würde, falls Eure Majestät Sich herbeilassen wollten, die Verwendung der Armee zur Unterstützung einer Politik im Sinne des National-Vereins in Aussicht zu stellen.

Ich lege diesen Auffassungen der leitenden englischen Politiker nur um deßwillen Bedeutung bei, weil aus denselben hervorgeht, welche vollständige Unwissenheit in diesen Kreisen hinsichtlich der Lage der Dinge und der Stellung unserer Parteien vorherrscht, obschon die Urtheile und Rathschläge, welche ich

Digitized by Google

von den beiden Ministern hörte, mit einer Sicherheit gegeben wurden, wie nur die gründlichste Sachkunde sie hätte rechtfertigen können.

Mir war es von Wichtigkeit erschienen, die Meinung der englischen Minister über unsre Zustände zu hören, die Motive zu kennen, welche ihrer Parteinahme für die Opposition gegen Euer Majestät Ministerium zu Grunde liegen, und auf dieselbe nach Kräften berichtigend einzuwirken. Die vorgefaßten Meinungen, auf welche ich stieß, schienen aber auf amtlichen englischen Nachrichten zu beruhen, welchen die dortigen Minister natürlich größeren Glauben beimessen als den Ansichten eines fremden Diplomaten.

Ich kann nicht umhin, aus dem Vorstehenden zu schließen, daß Lord Augustus Loftus seiner Regierung über unsre inneren Angelegenheiten unrichtige Vorstellungen beibringt, welche er selbst, wie ich gerne glaube, nicht absichtlich, sondern aus Mangel an Fähigkeit, zu beobachten und zu unterscheiden, in sich aufnimmt.

Ueber die dänische Frage äußerten sich die beiden genannten Minister übereinstimmend im eiderdänischen Sinne, und wird Eurer Majestät Regierung in dieser Beziehung durch Allerhöchstdero Gesandtschaft darüber berichtet sein, daß eine unsren Wünschen günstigere Haltung zunächst nicht zu erwarten steht.

Mit großem Interesse erkundigte sich Lord Palmerston nach meinen Ansichten über die Wahrscheinlichkeit eines französisch-russischen Bündnisses und über die etwaige Leistungsfähigkeit Rußlands für die möglichen Zwecke einer solchen Allianz. In Betreff der letzteren Frage bestritt ich die Richtigkeit seiner Meinung von der vollständigen Ohnmacht Rußlands und begnügte mich, was den ersteren Punkt anlangt, zu bemerken, daß das Einverständniß jener beiden Continentalmächte in den augenblicklich schwebenden Episoden der serbischen und montenegrinischen Frage allerdings ohne jedesmalige Verabredung sichergestellt zu sein scheine.

v. Bismarck.

Briefe von Frau Johanna v. Bismarck[1])

An Fräulein Marie Becker.

Petersburg, 7. 2. 61.

Meine herzenssüße Marie!

Eben wollte ich Ihnen tausendfältigen Dank sagen für Ihren geliebten Brief und das charmante Bildchen, welches mir solch angenehmen lieben Eindruck gemacht, daß ichs einen ganzen Tag mit mir herumführte — ich wollte Ihnen freudenvoll mitteilen, daß Ihre Schilderung vollkommen mit dem persönlichen

---

[1]) Wir entnehmen die folgenden Briefe dem zum 1. April 1915 erscheinenden Buch: „Johanna von Bismarck. Ihr Leben in Briefen. Herausgegeben von E. Heyck." (Preis geh. 4.50 M., geb. 6 M.) Das Buch ist eine unendlich anziehende Gabe vor allem fürs deutsche Haus, aber als authentisches, reichhaltigstes Material zur

Digitized by Google

Abdruck zusammenstimmte, der das letzte Siegel auf alle Sonne und Wonne gegeben, die dies „Bündniß" in mein Herz gezaubert! — Sie sollten einen gleich lautenden Brief auf Ihren glückseligen haben und eine kleine photogr. Gegengabe für den Vielliebenden dazu, von der man behauptet daß sie besser, richtiger sei, wie alle früheren 100 mißglückten Versuche! — — Vielen Dank, mein geliebtes Mariechen, für Ihr Bildchen, für das junge Ehepaar und den Papa — wo blieb aber Mama und Hermes — die muß ich doch auch noch haben, sonst sieht's ja aus, als ob das Kleinste ein verstoßenes Familien-Mitglied wäre und als ob Mama sich mit Ehescheidungsgedanken beschäftigte!

Von unserem Thun und Leben ist wenig zu berichten, mein süßes Marienkind — still und ruhig geht's dahin — auf große Kälte (26—28 Gr.) ist jetzt milde — sogar Thau-Temperatur gefolgt — Schnee liegt in Massen und Schlittenfahren wird täglich mit so viel Vergnügen executirt, daß wir wahrhaft bange sind vor dem Moment des gänzlichen Aufthauens, weil eine weiße Erde und weiße Bäume doch so [ ] Mal hübscher sind wie kahle, graue — und grüne giebt's doch hier noch lange nicht — selbst in Ihrem Süden müssen Sie ja noch wohl 6 Wochen auf den Frühlingsrasen warten. — Mit meinen hohen Bekanntschaften bin ich beinahe fertig: der kaiserl. Majestät und 4 Großfürstinnen bin ich nach und nach vorgestellt, 2 Großfürstinnen fehlen noch und sämtliche höchste Herren der Schöpfung, Sr. Majestät der Kaiser à la tête! Mit andern Visiten, die ich nun, — nachdem ich dem weiblichen Hof vorgestellt — gern machen könnte — bin ich ziemlich faul — man kommt bei den unglaublichen Entfernungen garnicht vorwärts, wenn man sich überhaupt 'mal dazu entschließt — so verschiebe ichs noch immer ein bischen, habe ja auch während der preußischen Königstrauer gemessenen Befehl zur Eingezogenheit — dem ich mit strengem Gehorsam folge und mich äußerst behaglich dabei fühle! — Ich bin durch diese stete reizende „Häuslichkeit" so vollständig von allen Gesellschaften entwöhnt — daß ich mich ganz dumm benehme, wenn man mich plötzlich mal einladet — wie z. B. gestern der alte Kanzler Graf Nesselrode (Schwiegervater von „la dame aux perles") wo ich so schläfrig wurde, daß ich mich kaum aufrechthalten konnte und hier sofort zu Bett ging, sofort einschlief — wie ein Dachs — bis heute früh.

Auf meinen geliebten Bismarck wirken solche Gesellschaften leider garnicht einschläfernd — im Gegentheil hat er stets eine schlechte Nacht danach, was auch ein Grund mehr für uns ist zum ungestörten zu Hause bleiben. Wenn er besser und mehr schlafen könnte, hätte ich gar keine Klage über seinen Gesundheitszustand — der sonst ganz erfreulich ist — die häufige Schlaflosigkeit bekümmert mich aber oft und viel — besonders wenn ich an frühere Zeiten denke — vor

---

Kenntnis der Frau, die in ihrem kraftvollen Temperament, ihrer frischen Natürlichkeit, ihrer aufopfernden Liebe die würdige, von ihm selbst so oft dankbar gepriesene Lebensgefährtin des gewaltigen Mannes war, auch ein wichtiger Beitrag zu unsrer Kenntnis von Bismarcks innerem und äußerem Leben.

Digitized by Google

der schlimmen Krankheit — wo er nie und nie daran litt — ja gar nicht wußte, was es war — wenn mal Andere sich darüber beklagten! — Ich verliere alle Haare und werde jeden Tag dümmer — sonst fehlt mir nichts — Kindern geht's Gott sei Lob auch gut und ich bete stets: daß es immer so bleiben möge! — Jenny ist noch bei uns, was im Sommer werden wird, weiß kein Mensch, — vielleicht heirathet sie und bleibt dann in der Schweiz. Ich denke zum Herbst eine Klavier spielende, englisch und französisch sprechende Gouvernante für Mariechen zu engagiren, da für extra Klavierstunden meine Mittel hier nicht reichen, indem man mir 5, 6—10 Rubel für 1 Stde. abgefordert, weshalb Mariechen bis jetzt vom Lehrer auch Klavier-Unterricht nimmt — so gut und schlecht wie's geht — aber für die Dauer leistet der Stümper zu wenig darin. — Meine Mutter hat eine Gouvernante auf der Spur, die „reizend nach allen Direktionen hin" sein soll, wie mein Engel meint und Gott gebe seinen Segen dazu! So gut ich der kleinen Jenny bin und so nützlich und bequem sie mir in vielen Dingen ist, — würde ich doch große Freude für sie empfinden wenn sie in den christlichen Ehestand träte — da ich der festen Ueberzeugung bin, daß ihr ganz kleines bewegliches Herz nicht eher zur wirklichen Ruhe kommt, als in solchen liebenden Banden!!

In Reinfeld geht's Gottlob gut, auch im andern befreundeten Pommern, und von Keudell und Obernitz habe ich kürzlich liebe heitere Briefe gehabt. — Von allen verschiedenen Bekanntschaften, die ich hier gemacht, bemerke ich Ihnen nur Frau v. Reutern, die mir sehr gut gefällt, — aber leider so weit von mir wohnt, daß ich mit Schlitten $^3/_4$ Stunden bis zu ihr fahre, was für häufigen Verkehr doch störend ist. Mit meiner lieben Martha Bertheau bin ich fort und fort in bester Harmonie. — Von allen Andern ist nichts zu erwähnen, da sie gewöhnliche Menschenkinder sind — wie sie zu Millionen in der Welt herumlaufen! — Nun leben Sie tausendmal wohl, mein Engelchen und schreiben Sie mir bald! Ich denke stets und stets mit herzinniger Liebe an Sie, mein süßes Herzenskind! Ade! Ade! Geliebte Marie. Grüßen Sie Alle in und außer dem Hause, Alle, die freundlich nach mir fragen!

An Frau v. Eisendecher.

Petersburg, 8. 2. 61.

Das waren recht glühend schöne Liebeskohlen, mit denen Sie gestern Abend mein Herz erwärmt, beschämt und so innig erfreut, theuerste Lina! Das allerliebste kleine Buch las ich sofort „in einem Rutsch" durch und möchte schwören, daß Sie sich's ausgedacht — weil's gerade klingt, wie Ihre Sprechweise — oder Reichenau ist Einer Ihrer intimsten Jugendfreunde, der sich nach Ihren Worten und Ihrer Feder gebildet, so vollständig, daß er Ihr Zwillingsbruder sein könnte. — Es ist Alles ganz ungeheuer niedlich, und ich danke Ihnen 1000 mal für's reizende Büchelchen, für's kleine liebe Briefchen und den schönen großen Novemberbrief — sehr sehr sehr. Wir haben ja abgemacht, uns nie mit Entschuldigungen aufzuhalten, besonders, wenn keine da sind ... Die russische

Digitized by Google

und preußische Trauer schrieb und schreibt uns tiefste stille Eingezogenheit vor und wie ich diesem Befehl pünktlich nachkomme, können Sie sich vorstellen — wenn Sie an meine geringe Gesellschaftslust und an meine volle Talentlosigkeit in dieser branche denken — und hinzufügen, daß hier in der ganz fremden Sphäre das allerletzte mögliche Fünkchen davon noch zu todter Asche verlöscht und verkohlt ist! Eine esthländische Familie (Grünwald) Mengden's Freund — Georg Brevern — Reutern's Sohn — Basil (genannt Weia!!) dessen Schwägerin — und meine nette Hamburger Consulin (von der ich wohl schon 'mal geschrieben) sind die Einzigen, die ich liebend sehe — nicht zu vergessen den Württemberger chargé d'affaires (Baron Spitzemberg) der fast jede Woche einmal bei uns ißt — und uns stets sehr angenehm ist. Alle Anderen — sowohl Diplomaten als große Russen — lassen mich eiskalt und die Sehnsucht gegenseitigen Verkehr's ist noch nie bei uns erwacht. Man drückt sich natürlich höchst erfreut die Hände, wenn man sich sieht — fragt, wie die Montessuy selig. Andenkens: Comment ça va-t-il? spricht von Kälte und Wärme — und voilà tout! — Die Thun ist gerade wie in Frankfurt, sehr nett, sehr freundlich, sehr angenehm, jugendlich kindlich, — heiter, herzlich, aber die Unterhaltung stickt gleich zu und man kommt nie weiter, als zum freundlich innigen Anblicken.

Ein schlimmes Intermezzo ist kürzlich in unsere einsamen Tage rüttelnd und schüttelnd gefallen. Josephine, die ich 6 Jahre als anständig gutes Kind mit mir herumgeführt, hat in der russischen Residenz ihre Tugend nicht behaupten können! — Es kamen plötzlich schreckliche Dinge an's Tageslicht — sie mußte schleunig das Haus räumen — wie mir scheint, um die Welt in einer Kürze mit Drillingen od. Vierlingen zu bereichern. — Es war recht schrecklich, wie diese schauderhafte Geschichte bekannt wurde — und das Merkwürdigste ist immer die Blindheit, in der man befangen bleibt bei solcher Gelegenheit. Sie hat den ganzen Sommer viel gekränkelt — was immer auf's Klima geschoben wurde, und ich fand's begreiflich, als sie mir annoncirte, daß sie im März zu ihren Eltern zurückbegehrte; obgleich es mir leid that, da ich ihr gut war (und die Kinder wie sehr!) und sie gern behalten hätte. Plötzlich kam durch allerlei Geflüster von einem Diener zum Anderen — von Dienerfrauen zur Kammerjungfer — zur Jenny — zu mir — die Scheußlichkeit ans Tageslicht, und es entstand eine gräßliche Revolution, wie Sie denken können, — wobei immer das Schwierigste war, es den Kindern zu verbergen und ihnen große Geschichten zu ersinnen, warum Josephine uns verlassen müsse ... Es gab zahllose Thränen von allen Seiten — jetzt ist aber schon Alles vergessen nach Kinder-Art! „Josephine (heißt's) ist noch einige Wochen bei einer Freundin in Petersburg, um sich ihre Sachen zur Reise zu arrangiren" und wird uns noch öfter in der Zeit besuchen — damit waren die Thränen bald getrocknet! — Sie ist von dem Uebelthäter irgendwo eingemiethet — und sieht jetzt, nun das Verbergen ein Ende hat, wirklich wie ein weiblicher Elephant aus — unbegreiflich wie sie sich so einknallen [schnüren] konnte, und daß es kein Unglück gegeben — aber nein, solchen Würmern schadet nichts, sie werden lebendig geboren und leben fort,

Digitized by Google

den schlechten Eltern zur Strafe — frisch und munter, — trotz allen Unvorsichtigkeiten etc. etc. vorher! — Wir waren wüthend — entrüstet — Alles, was Sie wollen — — Der scheußliche russische Jäger (der Missethäter) sollte gleich fort, ebenso wie Joseph, — nachher entstand aber eine furchtbare Heulerei und Verzweiflung von ihm und ihr — und solch Bitten von ihr und ihm für sein Bleiben, daß wir ihn schließlich behalten haben — obgleich sein Anblick mir wie ein stetes vomitif ist! — Später, wenn der kl. Wurm geboren, werden sie sich wohl heirathen, ich kümmere mich um garnichts mehr, es ist zu schauderhaft — aber geschenkt habe ich ihr doch einige Altheiten für das zukünftige Stümperchen, weil sie so schrecklich heulte und das arme Balg mich jammerte — was kann das für alle Schand' und Sünde, und sie jammert mich auch, da sie 6 Jahre recht gut und treu gegen die Kinder gewesen! Ach — es ist ganz scheußlich! — —

Die allerhöchste Kaiserin und sämtliche Großfürstinnen kenne ich nun, und von der Großf. Helene bin ich bis über die Sterne entzückt — so liebenswürdig ist keine wieder von allen Königinnen, Kaiserinnen und Fürsten, die leben! Wenn die Trauerzeit vorüber, werde ich auch wohl mehr „in die Welt" hinein müssen, jetzt ist's noch reizend still „in unseren vier Wänden"! — Denken Sie, ich habe jetzt zum ersten Mal „Lichtenstein" gelesen und war „ganz weg" vor Freude über dies reizend junge — poetische Buch, so daß ich mir sämtliche Hauff's Werke von Bismarck erbettelt — die ich nun alle lesen will, gewiß mit gleichem Entzücken, wie den kühnen Ritter Sturmfeder und sein süßes Lichtensteiner Brautfräulein! — In Reinfeld geht's Gottlob gut . . . von überall kommen schöne, gute Briefe. Nur Klüber hat uns rein vergessen, was mich ängstigt, da ich Krankheit oder sonst traurige Dinge fürchte, denn treu ist der stets wie echtes Gold . . . Wenn man in Frankfurt meiner gedenkt, streuen Sie gewiß freundliche Grüße von mir aus, aber man wird dort sehr bald vergessen! Auf irgend eine Weise müssen wir auf diesen Sommer zusammen kommen! Mit Bismarck geht es Gottlob recht gut . . . Gott sei Dank mir immer — nur werde ich täglich 10 ℔ magerer und verliere Händevoll Haare, hübscher werde ich also nicht, nur alt und schrumpfig braun und dürr wie 100jährige Tabacksbeutel! Meinetwegen!

Rudolf Reichenau, „Aus unsern vier Wänden", 1859; vgl. die Anspielung auf diesen Buchtitel gegen Schluß des Briefes. — Die preußische Trauer ist um Friedrich Wilhelm IV. — Helene Paulowna, eigentlich Charlotte, Tochter des württembergischen Prinzen Paul, geb. 1807, Witwe des Großfürsten Michael, Oheims des Kaisers Alexander II.

An Frau v. Eisendecher

Petersburg, 3. 3. 61.

. . . Man macht Pläne und hängt ihnen so gerne nach — Gott weiß aber wie die Dinge sich alle gestalten und ob wir bis dahin nicht sämmtlich von der Erde verschwunden bei dem allgemeinen großartigen Revolutionserdbeben, welches jetzt in allen Gemüthern das Hauptinteresse und die bestimmte Erwartung ist.

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

Petersburg, 26. 3. 61.

[illegible]

das Abendausgehen nie — er schläft immer schlecht danach, und ist anderen Tags müde — erkältet sich auch leicht, beim Hinausgehen im Frack und kahlen Köpfchen!! — Also wozu soll er sich dem aussetzen! Der Königl. Dienst erfordert es nicht — Bism. macht sich täglich fahrend, gehend oder reitend, je nach dem Weg und Wetter, Bewegung — hat oft Mittagsbesuch oder diner-Einladung — aber Abends bleibt er zu Hause und ruht sich von der Tages-Arbeit am Kamin aus, rauchend und lesend! — Ich zeige mich mitunter den verehrten einladenden Leuten — aber nur höchst flüchtig und eilig — worüber Bism. immer in große Heiterkeit geräth, wenn ich kaum gegangen, gleich wieder da bin ...

An Frau v. Eisendecher.

(Reinfeld, 14. September 1863.)

[Frau von Puttkamer war am 5. Sept. in Reinfeld gestorben.]

Seien Sie innig umarmt für Ihren liebewarmen Brief, meine theure Fr. v. Eisendecher! Ich glaubte wohl, daß Sie meiner in dieser Trübsal herzlich gedenken würden und hätte deshalb gern gleich der Trauer-Anzeige, die mein Vater Ihnen gesandt einige Worte beigefügt. — Es war mir aber damals noch nicht möglich und nun ist es ja auch besser, weil's Sie nicht mehr in Frankfurt getroffen und ich Ihnen nun direkt sagen kann, wie sehr herzlich mich Ihr lieber Brief gefreut und wie wir Sie tausendmal Willkommen heißen werden, wenn Sie den weiten Weg von Neckow [v. Köllerisches Gut in Westpommern] bis Reinfeld nicht scheuen wollen. Ach, wir sind immer so sehr beschämt, wenn sich jetzt lieber Besuch bei uns ankündigt — es ist ja so sehr sehr anders hier geworden — seit der helle Stern in Reinfeld erloschen, der die ganze Gegend so wunderbar verklärte. Es ist ein Riß in unseren Kreis gethan, der nie und nie zuheilen kann, sie war ja unser Allerschönstes und Allerbestes und wir sind fast nichts mehr werth ohne unsere einzige, liebste süße Mutter! Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Mutter noch recht lange — wenn diese Liebe stirbt, ist alle andere gering im Vergleich mit dem unergründlichen Schatz, mit der unerschöpflichen Quelle. Karl hat meine geliebte Mutter noch oft gesehen und hat sie lieb gewonnen, wie Jeder, der sie gekannt — und sie interessierte sich sehr für ihn, lud ihn viel nach Reinfeld ein und hoffte bestimmt, ihn in diesem Monat einige Zeit, von Danzig aus, hier zu haben ... In Berlin ging es meiner einzigen Mutter zuerst sehr schwach, dann erholte sie sich sehr schön, was auch in den ersten Wochen hier so beiblieb, zu meiner unsäglichen Freude — aber es währte leider nicht lange und sie fiel wieder in die alten Leiden zurück, die von Woche zu Woche zunahmen und die letzte Zeit ganz besonders qualvoll waren, aber ich konnte dennoch von der Hoffnung nicht lassen, bis zur letzten Stunde nicht, — ach ich konnte mich nicht losreißen von diesem geliebten Herzen, mit dem meines so innig zusammengewachsen war, wie kein Kind mit seiner Mutter zusammenhängt. Aber als der Herr sie mir dennoch nahm trotz unserer ängstlichen flehendlichen Bitten, da hat Er Sich auch meiner angenommen, daß

Digitized by Google

In allen — nur in unseren nicht, Theuerste! — Möglich ist natürlich Alles in der Welt, aber warum soll man sich vorher damit die liebliche Ruhe verderben und die geliebten Aussichten auf herzinniges Beisammensein irgendwo? Ich thue's nicht! entschieden nicht — freue mich vielmehr mit ganzer Seele auf den Sommer, wo ich Alles wieder zu sehen hoffe und dringend wünsche, was ich sehr liebe — nah' und fern — und darin helfen Sie mir nur, allerbeste Lina! Wir wollen noch einmal wieder recht jung sein und recht rosenlaunig, so Gott will! — Ihm sei Lob und Preis für alle hübschen Nachrichten aus Frankfurt und Pommern, Breslau, Berlin etc. etc. — Ihm sei innig Lob gesungen für seine gnadenreiche Bewahrung meines liebsten Bismarck und meines süßen Kinder-Trio's ... und unser Leben ist fortwährend so angenehm still und freundlich, daß ich gewiß nicht auf Petersb. schimpfen werde! — Was hat Christian geklatscht und möglicher Weise gefaselt? — Frankfurt ist Petersburg nie, wird's auch nie, in keiner Weise, dahin denke ich immer mit Wehmuth und Zärtlichkeit und werd's in Ewigkeit thun und so wie dort kann es mir nirgends wieder gefallen! Das habe ich ihm gesagt und wiederhole es — meinetwegen kann man's an allen Straßenecken austrommeln, das will ich grade recht gern! — Und die Theuerung weiß jedes Wickelkind und stöhnt reichlich darüber, gleich mir. Alles geht hier ins Unendliche! Wohnung, Dienerschaft, was man in den Mund steckt und sich umhängt — dies ist also gleichfalls kein Geheimniß. Diese beiden Dinge habe ich zu Christian verarbeitet, die er gern verbreiten mag ... Er war übrigens ... als Frankfurter Erinnerung mir besonders willkommen und wenn Sie seine gute Mama sehen — grüßen Sie sie sehr schön von mir ...

An Frau v. Eisendecher

Petersburg, 26. 3. 61.

Der letzte Brief wurde so plötzlich mitten im schönsten Redefluß abgerissen und abgebissen, daß ich garnicht weiß, wie ich zu Ende gekommen. H. von Schlözer (zweiter Sekretär) stand feierlich hinter mir und ermahnte mit grenzenlos höflichen Phrasen zum Schluß, worüber ich aus aller Fassung kam und jagte, wie ein angeschossener Eber in vollster Furie. Nun ereignet sich heute abermals eine Gelegenheit, die ich nicht ungenutzt lassen kann ... Sie werden wohl schon mitten im herrlichsten Frühling leben ... mit Veilchen und Rosen und Kamelien und Hyazinthen und grünen Bäumen und grünen Rasenplätzen! ... da ja auch hier der Schnee zerrinnt und das Newa-Eis bläulicher grüner wird von Tag zu Tag, als sicheres Zeichen, daß ihr die Decke zu schwer und das Wasser sich nach blauem Himmelsschein sehnt! — Kälte-Grade haben wir nicht mehr, aber die 2—3—5 Wärmegrade können den massenhaften Schnee und Eis nicht mit Eisenbahnschnelle wegthauen, man wartet also geduldig und freut sich inzwischen über die helle Sonne und den lauen Mittagswind — der durch die Straßen zieht ... und daß wir fort und fort ein „stilles geruhiges Leben" im gesellschaftsreichen Petersburg führen können! — Bismarck verträgt

Digitized by Google

das Abendausgehen nie — er schläft immer schlecht danach, und ist anderen Tags müde — erkältet sich auch leicht, beim Hinausgehen im Frack und kahlen Köpfchen!! — Also wozu soll er sich dem aussetzen! Der Königl. Dienst erfordert es nicht — Bism. macht sich täglich fahrend, gehend oder reitend, je nach dem Weg und Wetter, Bewegung — hat oft Mittagsbesuch oder diner-Einladung — aber Abends bleibt er zu Hause und ruht sich von der Tages-Arbeit am Kamin aus, rauchend und lesend! — Ich zeige mich mitunter den verehrten einladenden Leuten — aber nur höchst flüchtig und eilig — worüber Bism. immer in große Heiterkeit geräth, wenn ich kaum gegangen, gleich wieder da bin ...

An Frau v. Eisendecher.

(Reinfeld, 14. September 1863.)

[Frau von Puttkamer war am 5. Sept. in Reinfeld gestorben.]

Seien Sie innig umarmt für Ihren liebewarmen Brief, meine theure Fr. v. Eisendecher! Ich glaubte wohl, daß Sie meiner in dieser Trübsal herzlich gedenken würden und hätte deshalb gern gleich der Trauer-Anzeige, die mein Vater Ihnen gesandt einige Worte beigefügt. — Es war mir aber damals noch nicht möglich und nun ist es ja auch besser, weil's Sie nicht mehr in Frankfurt getroffen und ich Ihnen nun direkt sagen kann, wie sehr herzlich mich Ihr lieber Brief gefreut und wie wir Sie tausendmal Willkommen heißen werden, wenn Sie den weiten Weg von Neckow [v. Köllerisches Gut in Westpommern] bis Reinfeld nicht scheuen wollen. Ach, wir sind immer so sehr beschämt, wenn sich jetzt lieber Besuch bei uns ankündigt — es ist ja so sehr sehr anders hier geworden — seit der helle Stern in Reinfeld erloschen, der die ganze Gegend so wunderbar verklärte. Es ist ein Riß in unseren Kreis gethan, der nie und nie zuheilen kann, sie war ja unser Allerschönstes und Allerbestes und wir sind fast nichts mehr werth ohne unsere einzige, liebste süße Mutter! Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Mutter noch recht lange — wenn diese Liebe stirbt, ist alle andere gering im Vergleich mit dem unergründlichen Schatz, mit der unerschöpflichen Quelle. Karl hat meine geliebte Mutter noch oft gesehen und hat sie lieb gewonnen, wie Jeder, der sie gekannt — und sie interessierte sich sehr für ihn, lud ihn viel nach Reinfeld ein und hoffte bestimmt, ihn in diesem Monat einige Zeit, von Danzig aus, hier zu haben ... In Berlin ging es meiner einzigen Mutter zuerst sehr schwach, dann erholte sie sich sehr schön, was auch in den ersten Wochen hier so beiblieb, zu meiner unsäglichen Freude — aber es währte leider nicht lange und sie fiel wieder in die alten Leiden zurück, die von Woche zu Woche zunahmen und die letzte Zeit ganz besonders qualvoll waren, aber ich konnte dennoch von der Hoffnung nicht lassen, bis zur letzten Stunde nicht, — ach ich konnte mich nicht losreißen von diesem geliebten Herzen, mit dem meines so innig zusammengewachsen war, wie kein Kind mit seiner Mutter zusammenhängt. Aber als der Herr sie mir dennoch nahm trotz unserer ängstlichen flehendlichen Bitten, da hat Er Sich auch meiner angenommen, daß

Digitized by Google

und war zu meiner Ueberraschung genau über die kurhessische Frage, sogar über den Unterschied der Wahlgesetze von 1831 und 49 unterrichtet. Mit ihren im wesentlichen sehr konservativen Auffassungen kontrastirte eigenthümlich eine lebhafte Empfehlung allgemeiner und direkter Wahlen und die Ansicht, daß es nicht möglich sei, einer Kammermajorität auf die Dauer mit Erfolg zu widerstehen.

Nach der Tafel ging der Kaiser mit mir in ein Nebenzimmer, um sich längere Zeit über verschiedne politische Gegenstände zu unterhalten. Er sprach zunächst über unsre inneren Angelegenheiten und stellte die Theorie auf, daß die öffentliche Meinung eine jede Regierung nach der Gesammtheit ihrer Richtung beurtheile; wenn diese der Nation sympathisch sei, so werde die Nützlichkeit und Gerechtigkeit einzelner Maßregeln nicht so genau auf die Wagschale gelegt, und selbst eine beträchtliche Einbuße an politischer Freiheit werde verschmerzt; im umgekehrten Fall dagegen werde den zweckmäßigsten und liberalsten Maßregeln jede billige Beurtheilung versagt. Der Kaiser führte als Beispiel die Regierung Louis Philippes im Vergleich mit seiner eignen an.

In der Anwendung auf die preußischen Zustände war er der Meinung, daß im gegenwärtigen Augenblick nur eine Regierung, welche der nationalen Richtung der öffentlichen Meinung Hoffnung und Nahrung gebe, eine Stellung schaffen könne, in welcher sie den Kampf der Parteien im Inneren beherrsche und den Kammern gegenüber dasjenige Maß von Macht und freier Bewegung gewinne, welches einem monarchischen Regiment unentbehrlich sei. Der Schwerpunkt der politischen Aufgabe in Preußen liege deßhalb in der auswärtigen und insbesondere in der deutschen Politik. Dieselbe sei allerdings voll von Schwierigkeiten, von welchen sich für jetzt nicht absehen lasse, wie sie überwunden werden sollten, da die Mehrzahl der deutschen Fürsten nur geringe Neigung zeigten, Preußen dabei die Hand zu bieten und in Gemeinschaft damit Verbesserungen zu erstreben, in welchen allein ihre eigenen Dynastien zuverlässige Bürgschaften der Zukunft finden könnten. Wenn nach dieser Richtung hin sich gar nichts tun lasse, so sei zu befürchten, daß Deutschland mit der Zeit in eine Gährung gerate, welche aus diesem sonst so ruhigen Lande einen Herd für europäische Wirren und Gefahren machen könnte. Frankreich vermöge sich mit jeder Gestaltung der Dinge in Deutschland zu befreunden und werde in der Abhilfe mannigfacher Gebrechen der gegenwärtigen Organisation nur eine Bürgschaft friedlicher und gedeihlicher Beziehungen mit dem Nachbarlande erblicken. Nur zu einer Eventualität könne Frankreich unter keinen Umständen seine Zustimmung geben. Es sei dies der Eintritt Gesammt-Oesterreichs in den Deutschen Bund. Die Wahrscheinlichkeit, daß letzterer in solcher Ausdehnung sich jemals consolidiren könne, sei zwar gering; wenn es aber dennoch gelänge, so würde von der unteren Donau bis zum unteren Rhein ein politischer Organismus herrschen, welcher das europäische Gleichgewicht vollständig störe. Ein solcher Zustand der Dinge sei ebenso unzulässig wie gewisse geographische Ausdehnungen Frankreichs, nach welchen zu streben dem neuen französischen Kaisertum so häufig mit Unrecht vorgeworfen werde. Nur sehr oberflächliche und leicht-

Digitized by Google

sinnige Staatsmänner könnten der französischen Politik Ziele hinstellen, deren Erreichung mit einer Verewigung der Coalition des gesammten übrigen Europa gegen Frankreich gleichbedeutend sein würde. Der Kaiser sprach die Hoffnung aus, daß dergleichen Verdächtigungen seiner Politik sowohl wie seines Verstandes bei uns in Preußen wenigstens keinen Glauben und keinen Anklang mehr finden würden. Ich bestätigte ihm dieß mit dem Zusatze, daß jeder Staat, welcher die Rolle einer selbständigen Macht beanspruche, zur eignen Kraft das Zutrauen besitzen müsse, daß er sich selbst zu schützen imstande sei. Ich sei außerdem überzeugt, daß Frankreich sich hinreichend mächtig fühle, um alle Lebensbedingungen einer europäischen Großmacht durch seinen gegenwärtigen Besitzstand erfüllt zu sehen, und der Kaiser selbst keine Neigung habe, durch Bestrebungen über das Gegebene hinaus das friedliche Gedeihen Frankreichs und seiner Nachbarn zu beeinträchtigen. Nachdem der Kaiser mit mir in den Salon zurückgekehrt war, leistete er eine kurze Zeit hindurch der Kaiserin bei Entwirrung einer sehr verwickelten Patience am Kartentisch Gesellschaft und zog sich dann zurück, während Ihre Majestät uns erst nach dem Thee zwischen 12 und 1 Uhr entließ.

v. Bismarck.

*

Paris, den 8. Juli 1862.

In Benutzung der mir von Eurer Majestät allergnädigst gewährten Erlaubniß habe ich mich zu Anfang der vorigen Woche nach London begeben und dort Gelegenheit gehabt, mit Lord Russell und Lord Palmerston verschiedne Tagesfragen zu besprechen.

Von besonderm Interesse war es mir, die Ansichten dieser beiden Staatsmänner über unsre heimischen Zustände kennen zu lernen, und bin ich einigermaßen überrascht worden von dem Mangel an Verständniß derselben, welchem ich bei beiden begegnete, und zwar, wie mir schien, in noch höherem Grade bei Lord Palmerston.

Derselbe betrachtet es als eine unausweichliche Nothwendigkeit, daß Eure Königliche Majestät Allerhöchstdero Ministerium aus dem Schooße der oppositionellen Mehrheit des Abgeordnetenhauses wählten. Er kannte die preußische Verfassung nicht näher, leitete aber die Nothwendigkeit, die Räthe der Krone jedesmal aus der parlamentarischen Majorität zu wählen, aus dem Wesen repräsentativer Verfassung im Allgemeinen ab.

Ich erwiederte ihm nach längerer Besprechung, daß es schwer sei, derartige Fragen ohne eine vollständige Kenntniß der Zustände des betreffenden Landes aus der Ferne her zu beurtheilen; daß, meiner Ansicht nach, die praktische Lösung der Frage durch Befolgung der aufgestellten Theorie versucht werden könnte, ohne daß ich unwiederbringliche Schäden für Eurer Majestät Staaten erwartete, wenn nicht von einem aus der Opposition zu wählenden Ministerium Bedingungen gestellt werden würden, welche tief und dauernd in die Rechte der Krone eingriffen. Dazu rechnete ich namentlich die Einmischung in die Organisation des Heeres. Wenn diese unter Umständen auch für England wichtige

Digitized by Google

Stütze des Preußischen Staates einmal durch verderbliche Maßregeln in ihren Grundlagen erschüttert wäre, so würde es nicht leicht sein, ihr in kurzer Zeit die alte Tüchtigkeit wiederzugeben.

Lord Palmerston entgegnete hierauf, daß gesetzliche Veränderungen der Armee-Einrichtungen doch bei uns nicht ohne Zustimmung beider Häuser eingeführt werden könnten und ein liberales Ministerium, wenn es darin zu weit ginge, am Widerstande des Herrenhauses scheitern würde. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ein solches Cabinet, wie es ihm vorschwebe, als Bedingung seiner Wirksamkeit von Hause aus eine Reform des Herrenhauses, sei es im Wege der Verordnung, sei es durch Ernennung einer beliebigen Anzahl von Mitgliedern, von der Krone verlangen und, wenn dies Verlangen abgeschlagen würde, sich zur Erfüllung seiner Pflicht außer Stande erklären würde. Ich überzeugte mich dabei, daß Lord Palmerston mit der Einrichtung unsres Herrenhauses gänzlich unbekannt war und annahm, daß das Ernennungsrecht der Krone nach Inhalt der Verfassung sehr enge Grenzen habe.

Wenn ich die Unbekanntschaft mit den einzelnen Bestimmungen unsrer Verfassung bei einem englischen Minister erklärlich fand, so konnte ich doch nicht ohne Befremden wahrnehmen, daß sich der erste Lord der Schatzkammer und, in nur etwas geringerem Grade, auch Lord Russell, in der vollständigsten Unwissenheit über die Richtung befanden, welche auf dem Gebiet der auswärtigen Politik diejenige Partei bei uns verfolgt, aus welcher, nach Ansicht der englischen Minister, ein neues preußisches Cabinet zu bilden wäre.

Ich hatte wahrgenommen, daß Lord Palmerston einen großen Werth darauf legte, Preußen gegenwärtig in gutem Einvernehmen mit Oesterreich bleiben und jede Störung des Friedens unter den Mitgliedern des deutschen Bundes verhütet zu sehen. Ich sagte ihm, daß gerade nach dieser Richtung hin unsre parlamentarische Majorität, wenn ihr von Euer Majestät das Ruder übergeben würde, sehr geringe Bürgschaften gewähre, indem die sogenannte deutsche Fortschrittspartei unter den obersten Sätzen ihres Programmes eine Behandlung der deutschen Frage verlange, welche nothwendig in ziemlich kurzer Zeit zum Bruch mit unsren deutschen Bundesgenossen und vornehmlich mit Oesterreich würde führen müssen.

Diese Auffassung war für Lord Palmerston vollständig neu und er hielt es für eine Entstellung der Thatsachen, welche ich mir im Interesse eines reactionären Parteistandpunktes seiner Meinung nach gestattete, als ich behauptete, daß der Widerstand der Majorität in der Militärfrage schwinden und jeder geforderte Betrag für die Armee ohne Schwierigkeit bewilligt werden würde, falls Eure Majestät Sich herbeilassen wollten, die Verwendung der Armee zur Unterstützung einer Politik im Sinne des National-Vereins in Aussicht zu stellen.

Ich lege diesen Auffassungen der leitenden englischen Politiker nur um deßwillen Bedeutung bei, weil aus denselben hervorgeht, welche vollständige Unwissenheit in diesen Kreisen hinsichtlich der Lage der Dinge und der Stellung unserer Parteien vorherrscht, obschon die Urtheile und Rathschläge, welche ich

Digitized by Google

von den beiden Ministern hörte, mit einer Sicherheit gegeben wurden, wie nur die gründlichste Sachkunde sie hätte rechtfertigen können.

Mir war es von Wichtigkeit erschienen, die Meinung der englischen Minister über unsre Zustände zu hören, die Motive zu kennen, welche ihrer Parteinahme für die Opposition gegen Euer Majestät Ministerium zu Grunde liegen, und auf dieselbe nach Kräften berichtigend einzuwirken. Die vorgefaßten Meinungen, auf welche ich stieß, schienen aber auf amtlichen englischen Nachrichten zu beruhen, welchen die dortigen Minister natürlich größeren Glauben beimessen als den Ansichten eines fremden Diplomaten.

Ich kann nicht umhin, aus dem Vorstehenden zu schließen, daß Lord Augustus Loftus seiner Regierung über unsre inneren Angelegenheiten unrichtige Vorstellungen beibringt, welche er selbst, wie ich gerne glaube, nicht absichtlich, sondern aus Mangel an Fähigkeit, zu beobachten und zu unterscheiden, in sich aufnimmt.

Ueber die dänische Frage äußerten sich die beiden genannten Minister übereinstimmend im eiderdänischen Sinne, und wird Eurer Majestät Regierung in dieser Beziehung durch Allerhöchstdero Gesandtschaft darüber berichtet sein, daß eine unsren Wünschen günstigere Haltung zunächst nicht zu erwarten steht.

Mit großem Interesse erkundigte sich Lord Palmerston nach meinen Ansichten über die Wahrscheinlichkeit eines französisch-russischen Bündnisses und über die etwaige Leistungsfähigkeit Rußlands für die möglichen Zwecke einer solchen Allianz. In Betreff der letzteren Frage bestritt ich die Richtigkeit seiner Meinung von der vollständigen Ohnmacht Rußlands und begnügte mich, was den ersteren Punkt anlangt, zu bemerken, daß das Einverständniß jener beiden Continentalmächte in den augenblicklich schwebenden Episoden der serbischen und montenegrinischen Frage allerdings ohne jedesmalige Verabredung sichergestellt zu sein scheine.

v. Bismarck.

Briefe von Frau Johanna v. Bismarck[1])

An Fräulein Marie Becker.

Petersburg, 7. 2. 61.

Meine herzenssüße Marie!

Eben wollte ich Ihnen tausendfältigen Dank sagen für Ihren geliebten Brief und das charmante Bildchen, welches mir solch angenehmen lieben Eindruck gemacht, daß ichs einen ganzen Tag mit mir herumführte — ich wollte Ihnen freudenvoll mitteilen, daß Ihre Schilderung vollkommen mit dem persönlichen

---

[1]) Wir entnehmen die folgenden Briefe dem zum 1. April 1915 erscheinenden Buch: „Johanna von Bismarck. Ihr Leben in Briefen. Herausgegeben von E. Heyck." (Preis geh. 4.50 M., geb. 6 M.) Das Buch ist eine unendlich anziehende Gabe vor allem fürs deutsche Haus, aber als authentisches, reichhaltigstes Material zur

Digitized by Google

Abdruck zusammenstimmte, der das letzte Siegel auf alle Sonne und Wonne gegeben, die dies „Bündniß" in mein Herz gezaubert! — Sie sollten einen gleich lautenden Brief auf Ihren glückseligen haben und eine kleine photogr. Gegengabe für den Vielliebenden dazu, von der man behauptet daß sie besser, richtiger sei, wie alle früheren 100 mißglückten Versuche! — — Vielen Dank, mein geliebtes Mariechen, für Ihr Bildchen, für das junge Ehepaar und den Papa — wo blieb aber Mama und Hermes — die muß ich doch auch noch haben, sonst sieht's ja aus, als ob das Kleinste ein verstoßenes Familien-Mitglied wäre und als ob Mama sich mit Ehescheidungsgedanken beschäftigte!

Von unserem Thun und Leben ist wenig zu berichten, mein süßes Marienkind — still und ruhig geht's dahin — auf große Kälte (26—28 Gr.) ist jetzt milde — sogar Thau-Temperatur gefolgt — Schnee liegt in Massen und Schlittenfahren wird täglich mit so viel Vergnügen executirt, daß wir wahrhaft bange sind vor dem Moment des gänzlichen Aufthauens, weil eine weiße Erde und weiße Bäume doch so [ ] Mal hübscher sind wie kahle, graue — und grüne giebt's doch hier noch lange nicht — selbst in Ihrem Süden müssen Sie ja noch wohl 6 Wochen auf den Frühlingsrasen warten. — Mit meinen hohen Bekanntschaften bin ich beinahe fertig: der kaiserl. Majestät und 4 Großfürstinnen bin ich nach und nach vorgestellt, 2 Großfürstinnen fehlen noch und sämtliche höchste Herren der Schöpfung, Sr. Majestät der Kaiser à la tête! Mit andern Visiten, die ich nun, — nachdem ich dem weiblichen Hof vorgestellt — gern machen könnte — bin ich ziemlich faul — man kommt bei den unglaublichen Entfernungen garnicht vorwärts, wenn man sich überhaupt 'mal dazu entschließt — so verschiebe ichs noch immer ein bischen, habe ja auch während der preußischen Königstrauer gemessenen Befehl zur Eingezogenheit — dem ich mit strengem Gehorsam folge und mich äußerst behaglich dabei fühle! — Ich bin durch diese stete reizende „Häuslichkeit" so vollständig von allen Gesellschaften entwöhnt — daß ich mich ganz dumm benehme, wenn man mich plötzlich mal einladet — wie z. B. gestern der alte Kanzler Graf Nesselrode (Schwiegervater von „la dame aux perles") wo ich so schläfrig wurde, daß ich mich kaum aufrechthalten konnte und hier sofort zu Bett ging, sofort einschlief — wie ein Dachs — bis heute früh.

Auf meinen geliebten Bismarck wirken solche Gesellschaften leider garnicht einschläfernd — im Gegentheil hat er stets eine schlechte Nacht danach, was auch ein Grund mehr für uns ist zum ungestörten zu Hause bleiben. Wenn er besser und mehr schlafen könnte, hätte ich gar keine Klage über seinen Gesundheitszustand — der sonst ganz erfreulich ist — die häufige Schlaflosigkeit bekümmert mich aber oft und viel — besonders wenn ich an frühere Zeiten denke — vor

---

Kenntnis der Frau, die in ihrem kraftvollen Temperament, ihrer frischen Natürlichkeit, ihrer aufopfernden Liebe die würdige, von ihm selbst so oft dankbar gepriesene Lebensgefährtin des gewaltigen Mannes war, auch ein wichtiger Beitrag zu unsrer Kenntnis von Bismarcks innerem und äußerem Leben.

Digitized by Google

der schlimmen Krankheit — wo er nie und nie daran litt — ja gar nicht wußte, was es war — wenn mal Andere sich darüber beklagten! — Ich verliere alle Haare und werde jeden Tag dümmer — sonst fehlt mir nichts — Kindern geht's Gott sei Lob auch gut und ich bete stets: daß es immer so bleiben möge! — Jenny ist noch bei uns, was im Sommer werden wird, weiß kein Mensch, — vielleicht heirathet sie und bleibt dann in der Schweiz. Ich denke zum Herbst eine Klavier spielende, englisch und französisch sprechende Gouvernante für Mariechen zu engagiren, da für extra Klavierstunden meine Mittel hier nicht reichen, indem man mir 5, 6—10 Rubel für 1 Stde. abgefordert, weshalb Mariechen bis jetzt vom Lehrer auch Klavier-Unterricht nimmt — so gut und schlecht wie's geht — aber für die Dauer leistet der Stümper zu wenig darin. — Meine Mutter hat eine Gouvernante auf der Spur, die „reizend nach allen Direktionen hin" sein soll, wie mein Engel meint und Gott gebe seinen Segen dazu! So gut ich der kleinen Jenny bin und so nützlich und bequem sie mir in vielen Dingen ist, — würde ich doch große Freude für sie empfinden wenn sie in den christlichen Ehestand träte — da ich der festen Ueberzeugung bin, daß ihr ganz kleines bewegliches Herz nicht eher zur wirklichen Ruhe kommt, als in solchen liebenden Banden!!

In Reinfeld geht's Gottlob gut, auch im andern befreundeten Pommern, und von Keudell und Obernitz habe ich kürzlich liebe heitere Briefe gehabt. — Von allen verschiedenen Bekanntschaften, die ich hier gemacht, bemerke ich Ihnen nur Frau v. Reutern, die mir sehr gut gefällt, — aber leider so weit von mir wohnt, daß ich mit Schlitten $^3/_4$ Stunden bis zu ihr fahre, was für häufigen Verkehr doch störend ist. Mit meiner lieben Martha Bertheau bin ich fort und fort in bester Harmonie. — Von allen Andern ist nichts zu erwähnen, da sie gewöhnliche Menschenkinder sind — wie sie zu Millionen in der Welt herumlaufen! — Nun leben Sie tausendmal wohl, mein Engelchen und schreiben Sie mir bald! Ich denke stets und stets mit herzinniger Liebe an Sie, mein süßes Herzenskind! Ade! Ade! Geliebte Marie. Grüßen Sie Alle in und außer dem Hause, Alle, die freundlich nach mir fragen!

An Frau v. Eisendecher.

Petersburg, 8. 2. 61.

Das waren recht glühend schöne Liebeskohlen, mit denen Sie gestern Abend mein Herz erwärmt, beschämt und so innig erfreut, theuerste Lina! Das allerliebste kleine Buch las ich sofort „in einem Rutsch" durch und möchte schwören, daß Sie sich's ausgedacht — weil's gerade klingt, wie Ihre Sprechweise — oder Reichenau ist Einer Ihrer intimsten Jugendfreunde, der sich nach Ihren Worten und Ihrer Feder gebildet, so vollständig, daß er Ihr Zwillingsbruder sein könnte. — Es ist Alles ganz ungeheuer niedlich, und ich danke Ihnen 1000 mal für's reizende Büchelchen, für's kleine liebe Briefchen und den schönen großen Novemberbrief — sehr sehr sehr. Wir haben ja abgemacht, uns nie mit Entschuldigungen aufzuhalten, besonders, wenn keine da sind ... Die russische

Digitized by Google

und preußische Trauer schrieb und schreibt uns tiefste stille Eingezogenheit vor und wie ich diesem Befehl pünktlich nachkomme, können Sie sich vorstellen — wenn Sie an meine geringe Gesellschaftslust und an meine volle Talentlosigkeit in dieser branche denken — und hinzufügen, daß hier in der ganz fremden Sphäre das allerletzte mögliche Fünkchen davon noch zu todter Asche verlöscht und verkohlt ist! Eine esthländische Familie (Grünwald) Mengden's Freund — Georg Brevern — Reutern's Sohn — Basil (genannt Weia!!) dessen Schwägerin — und meine nette Hamburger Consulin (von der ich wohl schon 'mal geschrieben) sind die Einzigen, die ich liebend sehe — nicht zu vergessen den Württemberger chargé d'affaires (Baron Spitzemberg) der fast jede Woche einmal bei uns ißt — und uns stets sehr angenehm ist. Alle Anderen — sowohl Diplomaten als große Russen — lassen mich eiskalt und die Sehnsucht gegenseitigen Verkehr's ist noch nie bei uns erwacht. Man drückt sich natürlich höchst erfreut die Hände, wenn man sich sieht — fragt, wie die Montessuy selig. Andenkens: Comment ça va-t-il? spricht von Kälte und Wärme — und voilà tout! — Die Thun ist gerade wie in Frankfurt, sehr nett, sehr freundlich, sehr angenehm, jugendlich kindlich, — heiter, herzlich, aber die Unterhaltung stickt gleich zu und man kommt nie weiter, als zum freundlich innigen Anblicken.

Ein schlimmes Intermezzo ist kürzlich in unsere einsamen Tage rüttelnd und schüttelnd gefallen. Josephine, die ich 6 Jahre als anständig gutes Kind mit mir herumgeführt, hat in der russischen Residenz ihre Tugend nicht behaupten können! — Es kamen plötzlich schreckliche Dinge an's Tageslicht — sie mußte schleunig das Haus räumen — wie mir scheint, um die Welt in einer Kürze mit Drillingen od. Vierlingen zu bereichern. — Es war recht schrecklich, wie diese schauderhafte Geschichte bekannt wurde — und das Merkwürdigste ist immer die Blindheit, in der man befangen bleibt bei solcher Gelegenheit. Sie hat den ganzen Sommer viel gekränkelt — was immer auf's Klima geschoben wurde, und ich fand's begreiflich, als sie mir annoncirte, daß sie im März zu ihren Eltern zurückbegehrte; obgleich es mir leid that, da ich ihr gut war (und die Kinder wie sehr!) und sie gern behalten hätte. Plötzlich kam durch allerlei Geflüster von einem Diener zum Anderen — von Dienerfrauen zur Kammerjungfer — zur Jenny — zu mir — die Scheußlichkeit ans Tageslicht, und es entstand eine gräßliche Revolution, wie Sie denken können, — wobei immer das Schwierigste war, es den Kindern zu verbergen und ihnen große Geschichten zu ersinnen, warum Josephine uns verlassen müsse ... Es gab zahllose Thränen von allen Seiten — jetzt ist aber schon Alles vergessen nach Kinder-Art! „Josephine (heißt's) ist noch einige Wochen bei einer Freundin in Petersburg, um sich ihre Sachen zur Reise zu arrangiren" und wird uns noch öfter in der Zeit besuchen — damit waren die Thränen bald getrocknet! — Sie ist von dem Uebelthäter irgendwo eingemiethet — und sieht jetzt, nun das Verbergen ein Ende hat, wirklich wie ein weiblicher Elephant aus — unbegreiflich wie sie sich so einknallen [schnüren] konnte, und daß es kein Unglück gegeben — aber nein, solchen Würmern schadet nichts, sie werden lebendig geboren und leben fort,

Digitized by Google

den schlechten Eltern zur Strafe — frisch und munter, — trotz allen Unvorsichtigkeiten etc. etc. vorher! — Wir waren wüthend — entrüstet — Alles, was Sie wollen — — Der scheußliche russische Jäger (der Missethäter) sollte gleich fort, ebenso wie Joseph, — nachher entstand aber eine furchtbare Heulerei und Verzweiflung von ihm und ihr — und solch Bitten von ihr und ihm für sein Bleiben, daß wir ihn schließlich behalten haben — obgleich sein Anblick mir wie ein stetes vomitif ist! — Später, wenn der kl. Wurm geboren, werden sie sich wohl heirathen, ich kümmere mich um garnichts mehr, es ist zu schauderhaft — aber geschenkt habe ich ihr doch einige Altheiten für das zukünftige Stümperchen, weil sie so schrecklich heulte und das arme Balg mich jammerte — was kann das für alle Schand' und Sünde, und sie jammert mich auch, da sie 6 Jahre recht gut und treu gegen die Kinder gewesen! Ach — es ist ganz scheußlich! — —

Die allerhöchste Kaiserin und sämtliche Großfürstinnen kenne ich nun, und von der Großf. Helene bin ich bis über die Sterne entzückt — so liebenswürdig ist keine wieder von allen Königinnen, Kaiserinnen und Fürsten, die leben! Wenn die Trauerzeit vorüber, werde ich auch wohl mehr „in die Welt" hinein müssen, jetzt ist's noch reizend still „in unseren vier Wänden"! — Denken Sie, ich habe jetzt zum ersten Mal „Lichtenstein" gelesen und war „ganz weg" vor Freude über dies reizend junge — poetische Buch, so daß ich mir sämtliche Hauff's Werke von Bismarck erbettelt — die ich nun alle lesen will, gewiß mit gleichem Entzücken, wie den kühnen Ritter Sturmfeder und sein süßes Lichtensteiner Brautfräulein! — In Reinfeld geht's Gottlob gut . . . von überall kommen schöne, gute Briefe. Nur Klüber hat uns rein vergessen, was mich ängstigt, da ich Krankheit oder sonst traurige Dinge fürchte, denn treu ist der stets wie echtes Gold . . . Wenn man in Frankfurt meiner gedenkt, streuen Sie gewiß freundliche Grüße von mir aus, aber man wird dort sehr bald vergessen! Auf irgend eine Weise müssen wir auf diesen Sommer zusammen kommen! Mit Bismarck geht es Gottlob recht gut . . . Gott sei Dank mir immer — nur werde ich täglich 10 ℔ magerer und verliere Händevoll Haare, hübscher werde ich also nicht, nur alt und schrumpfig braun und dürr wie 100jährige Tabacksbeutel! Meinetwegen!

Rudolf Reichenau, „Aus unsern vier Wänden", 1859; vgl. die Anspielung auf diesen Buchtitel gegen Schluß des Briefes. — Die preußische Trauer ist um Friedrich Wilhelm IV. — Helene Paulowna, eigentlich Charlotte, Tochter des württembergischen Prinzen Paul, geb. 1807, Witwe des Großfürsten Michael, Oheims des Kaisers Alexander II.

An Frau v. Eisendecher

Petersburg, 3. 3. 61.

. . . Man macht Pläne und hängt ihnen so gerne nach — Gott weiß aber wie die Dinge sich alle gestalten und ob wir bis dahin nicht sämmtlich von der Erde verschwunden bei dem allgemeinen großartigen Revolutionserdbeben, welches jetzt in allen Gemüthern das Hauptinteresse und die bestimmte Erwartung ist.

Digitized by Google

In allen — nur in unseren nicht, Theuerste! — Möglich ist natürlich Alles in der Welt, aber warum soll man sich vorher damit die liebliche Ruhe verderben und die geliebten Aussichten auf herzinniges Beisammensein irgendwo? Ich thue's nicht! entschieden nicht — freue mich vielmehr mit ganzer Seele auf den Sommer, wo ich Alles wieder zu sehen hoffe und dringend wünsche, was ich sehr liebe — nah' und fern — und darin helfen Sie mir nur, allerbeste Lina! Wir wollen noch einmal wieder recht jung sein und recht rosenlaunig, so Gott will! — Ihm sei Lob und Preis für alle hübschen Nachrichten aus Frankfurt und Pommern, Breslau, Berlin etc. etc. — Ihm sei innig Lob gesungen für seine gnadenreiche Bewahrung meines liebsten Bismarck und meines süßen Kinder-Trio's ... und unser Leben ist fortwährend so angenehm still und freundlich, daß ich gewiß nicht auf Petersb. schimpfen werde! — Was hat Christian geklatscht und möglicher Weise gefaselt? — Frankfurt ist Petersburg nie, wird's auch nie, in keiner Weise, dahin denke ich immer mit Wehmuth und Zärtlichkeit und werd's in Ewigkeit thun und so wie dort kann es mir nirgends wieder gefallen! Das habe ich ihm gesagt und wiederhole es — meinetwegen kann man's an allen Straßenecken austrommeln, das will ich grade recht gern! — Und die Theuerung weiß jedes Wickelkind und stöhnt reichlich darüber, gleich mir. Alles geht hier ins Unendliche! Wohnung, Dienerschaft, was man in den Mund steckt und sich umhängt — dies ist also gleichfalls kein Geheimniß. Diese beiden Dinge habe ich zu Christian verarbeitet, die er gern verbreiten mag ... Er war übrigens ... als Frankfurter Erinnerung mir besonders willkommen und wenn Sie seine gute Mama sehen — grüßen Sie sie sehr schön von mir ...

An Frau v. Eisendecher

Petersburg, 26. 3. 61.

Der letzte Brief wurde so plötzlich mitten im schönsten Redefluß abgerissen und abgebissen, daß ich garnicht weiß, wie ich zu Ende gekommen. H. von Schlötzer (zweiter Sekretär) stand feierlich hinter mir und ermahnte mit grenzenlos höflichen Phrasen zum Schluß, worüber ich aus aller Fassung kam und jagte, wie ein angeschossener Eber in vollster Furie. Nun ereignet sich heute abermals eine Gelegenheit, die ich nicht ungenutzt lassen kann ... Sie werden wohl schon mitten im herrlichsten Frühling leben ... mit Veilchen und Rosen und Kamelien und Hyazinthen und grünen Bäumen und grünen Rasenplätzen! ... da ja auch hier der Schnee zerrinnt und das Newa-Eis bläulicher grüner wird von Tag zu Tag, als sicheres Zeichen, daß ihr die Decke zu schwer und das Wasser sich nach blauem Himmelsschein sehnt! — Kälte-Grade haben wir nicht mehr, aber die 2—3—5 Wärmegrade können den massenhaften Schnee und Eis nicht mit Eisenbahnschnelle wegthauen, man wartet also geduldig und freut sich inzwischen über die helle Sonne und den lauen Mittagswind — der durch die Straßen zieht ... und daß wir fort und fort ein „stilles geruhiges Leben" im gesellschaftsreichen Petersburg führen können! — Bismarck verträgt

Digitized by Google

das Abendausgehen nie — er schläft immer schlecht danach, und ist anderen Tags müde — erkältet sich auch leicht, beim Hinausgehen im Frack und kahlen Köpfchen!! — Also wozu soll er sich dem aussetzen! Der Königl. Dienst erfordert es nicht — Bism. macht sich täglich fahrend, gehend oder reitend, je nach dem Weg und Wetter, Bewegung — hat oft Mittagsbesuch oder diner-Einladung — aber Abends bleibt er zu Hause und ruht sich von der Tages-Arbeit am Kamin aus, rauchend und lesend! — Ich zeige mich mitunter den verehrten einladenden Leuten — aber nur höchst flüchtig und eilig — worüber Bism. immer in große Heiterkeit geräth, wenn ich kaum gegangen, gleich wieder da bin ...

An Frau v. Eisendecher.

(Reinfeld, 14. September 1863.)

[Frau von Puttkamer war am 5. Sept. in Reinfeld gestorben.]

Seien Sie innig umarmt für Ihren liebewarmen Brief, meine theure Fr. v. Eisendecher! Ich glaubte wohl, daß Sie meiner in dieser Trübsal herzlich gedenken würden und hätte deshalb gern gleich der Trauer-Anzeige, die mein Vater Ihnen gesandt einige Worte beigefügt. — Es war mir aber damals noch nicht möglich und nun ist es ja auch besser, weil's Sie nicht mehr in Frankfurt getroffen und ich Ihnen nun direkt sagen kann, wie sehr herzlich mich Ihr lieber Brief gefreut und wie wir Sie tausendmal Willkommen heißen werden, wenn Sie den weiten Weg von Neckow [v. Köllerisches Gut in Westpommern] bis Reinfeld nicht scheuen wollen. Ach, wir sind immer so sehr beschämt, wenn sich jetzt lieber Besuch bei uns ankündigt — es ist ja so sehr sehr anders hier geworden — seit der helle Stern in Reinfeld erloschen, der die ganze Gegend so wunderbar verklärte. Es ist ein Riß in unseren Kreis gethan, der nie und nie zuheilen kann, sie war ja unser Allerschönstes und Allerbestes und wir sind fast nichts mehr werth ohne unsere einzige, liebste süße Mutter! Gott erhalte Ihnen Ihre liebe Mutter noch recht lange — wenn *diese* Liebe stirbt, ist alle andere gering im Vergleich mit *dem* unergründlichen Schatz, mit *der* unerschöpflichen Quelle. Karl hat meine geliebte Mutter noch oft gesehen und hat sie lieb gewonnen, wie Jeder, der sie gekannt — und sie interessierte sich sehr für ihn, lud ihn viel nach Reinfeld ein und hoffte bestimmt, ihn in diesem Monat einige Zeit, von Danzig aus, hier zu haben ... In Berlin ging es meiner einzigen Mutter zuerst sehr schwach, dann erholte sie sich sehr schön, was auch in den ersten Wochen hier so beiblieb, zu meiner unsäglichen Freude — aber es währte leider nicht lange und sie fiel wieder in die alten Leiden zurück, die von Woche zu Woche zunahmen und die letzte Zeit ganz besonders qualvoll waren, aber ich konnte dennoch von der Hoffnung nicht lassen, bis zur letzten Stunde nicht, — ach ich konnte mich nicht losreißen von diesem geliebten Herzen, mit dem meines so innig zusammengewachsen war, wie kein Kind mit seiner Mutter zusammenhängt. Aber als der Herr sie mir dennoch nahm trotz unserer ängstlichen flehendlichen Bitten, da hat Er Sich auch meiner angenommen, daß

Digitized by Google

ich nicht zusammengebrochen bin, sondern Ihm still halten konnte und Ihn preisen, daß das allerletzte Ende meiner süßen Mutter ein sanftes seliges Einschlafen war, ohne den schrecklichen Todeskampf ... Und nun hilft Gott der Herr uns auch, daß wir einander trösten können — und bitten, daß Er uns löse von aller Irdigkeit und wir einst wieder vor Seinem Thron mit unserem Engel vereinigt werden, der uns jetzt vorangegangen. Wir vertrauen unserem himmlischen Erretter, wenn auch die Bangigkeit auf Erden oft groß und heiß ist und sein wird! ... ich hoffe, Sie kommen bald — es ist so sehr lieb von Ihnen, daß Sie wollen und dann haben wir uns viel zu sagen. Ich bleibe bis in den October hinein bei meinem geliebten Vater und hoffe sogar, daß Bismarck, der in voriger Woche zu unserer großen Freude hier war, uns noch einmal einige Tage schenken wird — wenn er's irgend kann, thut er's gewiß.

Karl — der Sohn der Frau v. Eisendecher, jetzt preußischer Gesandter in Karlsruhe.

Wer trägt die Schuld?

Eine völkerrechtliche Untersuchung

von

Philipp Zorn

Zweiter Artikel

Die äußeren Vorgänge, die unmittelbar zum Ausbruch des Weltkrieges von 1914 führten, wurden im ersten Artikel dargelegt und kritisch beleuchtet. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, die inneren tiefliegenden Ursachen dieses Weltkrieges, der in der Geschichte der Menschheit eine der größten Umwandlungen zur Folge haben wird, zu ergründen. Hierfür bedarf es einer weit zurückgreifenden Betrachtung über die Entwicklung des europäischen Staatensystemes im neunzehnten Jahrhundert.

I

Das Jahr 1866 hat dem tausendjährigen deutschen Elend ein Ende gemacht. Dazu war eine blutige innerdeutsche Auseinandersetzung notwendig, die, so schwer sie für alle deutschen Herzen war, sich als unvermeidlich erwiesen hatte. Der unvergleichlich großen Staatskunst Bismarcks gelang es, diese Auseinandersetzung so zu gestalten, daß sie den Keim der engen internationalen Verbindung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland, der heute zum kraftvollen Baume erwachsen ist, von vornherein in sich trug; das danken heute und in alle Ewigkeit alle deutschen Herzen dem Eisernen Kanzler in tiefster Dankbarkeit.

Unmittelbar nach Beendigung des Krieges von 1866 begann der staatliche Neubau Deutschlands. Von den etwa vierhundert „souveränen" Staaten des alten Reiches hatten die Napoleonischen Kriege noch 40 und

Digitized by Google

einige übrig gelassen; Vorgänge verschiedener Art, zuletzt der Krieg von 1866, führten die Zahl zurück auf 25, darunter 17 zweifellose Kleinstaaten. Diese deutschen Staaten wurden unter Führung der deutschen Großmacht, Preußens, zu einem einheitlichen nationalen Staatswesen vereinigt in der staatlichen Form eines Bundesstaates, erst 1867 des Norddeutschen Bundes, dann, seit 1. Januar 1871, des Deutschen Reiches. Ich registriere nur kurz diese welthistorischen Tatsachen; durch den Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 wurde die neue Staatsgestaltung noch ergänzt durch die Hinzufügung des uralt deutschen, vor zwei Jahrhunderten von Ludwig XIV. räuberisch uns weggenommenen, Grenzlandes Elsaß-Lothringen.

Die Wirkung dieser welthistorischen Tatsachen war allerdings eine außerordentlich große. Nicht allein äußerlich wurde durch sie die Karte Europas erheblich umgestaltet, sondern vor allem: die staatlichen Machtverhältnisse Europas erfuhren eine starke Veränderung. Von den europäischen Mittelstaaten darf bei dieser Betrachtung zunächst vollständig abgesehen werden; auch sie konnten von der staatlichen Neugestaltung im Herzen Europas nicht unberührt bleiben; zunächst aber hatte auf sie die Neugestaltung keinerlei unmittelbaren Einfluß. Und kein verständiger Mensch in Deutschland dachte und denkt daran, daß etwa die zu selbständigen Staatsindividualitäten von ausgeprägt eignem Charakter gewordenen ehemaligen Bestandteile des alten Deutschen Reiches, wie die Schweiz und die Niederlande, von der Umgestaltung der deutschen Staatsverhältnisse berührt werden sollten.

Die alten Großmächte Europas, England und Rußland, griffen nicht in die Auseinandersetzung zwischen Deutschland und Frankreich ein; der unvergleichlichen staatsmännischen Kunst und Kraft Bismarcks gelang es nicht nur, sie von der Teilnahme am Kriege fernzuhalten, sondern auch den staatlichen Umbildungsprozeß Deutschlands durchzuführen ohne europäischen Kongreß, lediglich durch deutsche Kraft und deutschen Willen. Mit Oesterreich-Ungarn war die deutsche Auseinandersetzung 1867 völlig abgeschlossen in dem Sinne, daß die Donaumonarchie endgültig aus der deutschen Staatsentwicklung ausschied und einen staatsrechtlichen Neubau des altberühmten Staates der Habsburger auf rein österreichisch-ungarischer Grundlage durchführte. Einmal noch drohte ein abermaliger Zusammenstoß zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland: in den Anfängen des Deutsch-Französischen Krieges. Aber der wunderbare Siegeslauf der deutschen Heere in Frankreich zerstreute die drohenden Gefahren eines französisch-österreichisch-italienischen Bündnisses und seitdem blieb die Entwicklung des deutsch-österreichischen Verhältnisses in friedlicher Harmonie, die sich weiterhin zum Bündnis und der weltgeschichtlichen Verbindung des großen Völkerkrieges von 1914 gestaltete.

Frankreich mußte im Frankfurter Frieden vom 10. Mai 1871 die uralt deutschen Gebiete von Elsaß-Lothringen an Deutschland zurückgeben. Im übrigen erholte sich das gottgesegnete, reiche und schöne Frankreich bald von den schweren Schlägen des Krieges. Es blieb in seiner Großmachtstellung unangetastet und

Digitized by Google

in der Schaffung eines ungeheuren Kolonialreiches in Asien und Afrika suchte und fand französischer Ehrgeiz und französisches Kraftbewußtsein zunächst Ablenkung von den schmerzvollen Erinnerungen der Jahre 1870/71. Alle Versuche Deutschlands aber, mit Frankreich auf der Grundlage des Frankfurter Friedens zu vertrauensvoller nachbarlicher Gemeinschaft zu gelangen, alles, auch noch so weitgehende Entgegenkommen Deutschlands gegen Frankreich blieben vergeblich. Lieber ertrug Frankreich die Schmach von Faschoda und den gänzlichen Ausschluß aus seinem weitaus wichtigsten und wertvollsten Interessengebiet über See, aus Aegypten, durch England, als daß es sich zu einer Annäherung an Deutschland entschlossen hätte. Einzelne Staatsmänner, die solche Annäherung versuchten, um die alten großen und ruhmvollen Ueberlieferungen Frankreichs im Orient und anderwärts zu retten, wie besonders Jules Ferry, erlagen bald dem wilden Chauvinismus derjenigen Staatsmänner, die den Haß des französischen Volkes gegen Deutschland und das Rachegeschrei über die verlorenen „französischen" Länder Elsaß-Lothringen immer neu zu beleben wußten. Alle französische Politik seit 1870 verfolgte nur den einzigen Gedanken der Rache an Deutschland und der Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen. Die Advokaten und Bankiers, die Frankreich seit 1870 regierten, haben die Rache an Deutschland zum dogmatischen Kernpunkt der französischen Politik gemacht bis zum heutigen Tage.

Zu den alten Großmächten Europas war seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine neue, Italien, getreten. Bis zu dieser Zeit bestand das heutige Königreich Italien aus einer größeren Anzahl von Staatsgebilden, ähnlich wie Deutschland, aber darin verschieden von Deutschland, daß die herrschenden Dynastien in der Mehrzahl dieser Staaten fremden Ursprunges waren. Das damalige Staatensystem Italiens reichte ja weit ins Mittelalter zurück, trug aber in seiner Gestaltung, die ihm der Wiener Kongreß gegeben hatte, den Stempel der Metternichschen, also österreichischer Politik. Rein italisch war einzig und allein das verhältnismäßig kleine, den Nordwesten der apenninischen Halbinsel umfassende Königreich Sardinien-Piemont unter der Dynastie Savoyen. Die staatliche Neugestaltung Italiens begann mit dem Französisch-Oesterreichischen Kriege von 1859, also unter dem Schutze und der Leitung des damaligen französischen Kaisertums Napoleons III. Oesterreich mußte im Frieden von Villafranca die Lombardei an Sardinien abtreten; als Belohnung dafür nahm sich Frankreich eines der schönsten italienischen Länder, Savoyen mit Nizza, das — das Stammland des italienischen Königshauses — bis heute zum „unerlösten Italien" gehört. An den Krieg von 1859 knüpften sich die Unternehmungen Garibaldis, die diesen Mann mit Recht zum Nationalhelden des geeinigten Italiens gemacht haben. In kurzen glänzenden Waffentaten stürzte Garibaldi, getragen von der jubelnden Begeisterung des ganzen italienischen Volkes, das gesamte bisherige Staatensystem der apenninischen Halbinsel um und schuf durch die Vereinigung aller dieser Gebiete mit dem Königreich Sardinien die heutige Großmacht des Königreichs Italien. Das norditalische Gebiet Venetien, das 1859 Oesterreich

Digitized by Google

verblieben war, fiel 1866 infolge des preußischen Sieges über Oesterreich an Italien; Preußen hatte die Abtretung dieses großen und reichen Gebietes an Italien von Oesterreich erzwungen trotz der schweren Niederlagen zu Lande und zur See, die Italien durch die österreichischen Waffen erlitten hatte.

Außerdem war Rom samt dem umliegenden Gebiete durch französische Waffen vor der Eroberung durch Garibaldi für den Papst gesichert worden; selbst zu heftigen Kämpfen zwischen Garibaldi und französischen Truppen — Mentana! — führte diese Stellungnahme Frankreichs zugunsten des Papstes gegen Italien. Erst nach der Katastrophe von Sedan, also abermals durch preußisch-deutsche Waffen, wurde Rom von den französischen Truppen frei, und am 20. September konnte der Einzug der italischen Truppen in Rom ohne Schwertstreich erfolgen.

Seitdem besteht das heutige Königreich Italien mit der Hauptstadt Rom unter der Dynastie Savoyen.

In der heutigen kritischen Zeitlage darf wohl mit ruhigem Ernste daran erinnert werden: Venetien und Rom sind durch das deutsche Schwert gegen mächtige Feinde für das Königreich Italien gewonnen worden. Italien müßte, so denken wir in Deutschland, darin eine sichere Garantie erkennen, daß die berechtigten Wünsche des italischen Nationalstaates in Deutschland immer ein der Gestaltung der Weltlage entsprechendes Entgegenkommen finden werden.

Somit bestanden 1870, abgesehen von Deutschland, die heutigen europäischen Großmächte England, Rußland, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Italien.

II

Dazu kam nunmehr das Deutsche Reich.

Das neue Deutsche Reich ist geschaffen durch preußische Heeres- und Geisteskraft; eine unmittelbare Linie geschichtlicher Zusammenhänge führt vom Großen Kurfürsten zum heutigen Tage. Diese geschichtlichen Zusammenhänge selbst nur in gedrängtester Kürze hier darzulegen, würde viel zu weit führen.

Der deutsche Staatsgedanke, der auf Preußen beruht, konnte sich in Deutschland selbst nur unter den allergrößten Schwierigkeiten, schließlich nur durch Blut und Eisen, durchsetzen. Im Dreißigjährigen Kriege war unser schönes deutsches Land der Kampfplatz für die Heere der großen europäischen Mächte, die ein Meer von Blut und Elend über Deutschland ergossen und das ganze Deutschland zu einer Stätte der Verwüstung und des Grauens machten. Erst nach Abschluß des Dreißigjährigen Krieges erhob sich in Wirklichkeit der heutige Staat Preußen, und sein Schöpfer ist der Große Kurfürst. Er schuf die staatlichen und wirtschaftlichen Grundlagen des Staates Preußen, er schuf insonderheit zum Schutz des Landes gegen Vergewaltigung durch fremde Staaten das erste, sehr bescheidene, aber waffentüchtige stehende Heer. Die staatsmännische Arbeit des Großen Kurfürsten war rein preußisch; aber schon diese große preußische Arbeit stand unter dem Zeichen des geheiligten Wortes, das der Kur-

Digitized by Google

fürst jedem seiner Preußen zurief: „Gedenke daran, daß du ein Deutscher bist!“

Das Werk des Großen Kurfürsten haben Friedrich Wilhelm I. für das Innere des Staates und Friedrich der Große für die äußere Stellung Preußens im Staatensystem Europas vollendet: so wurde Preußen zur europäischen Großmacht. Die Arbeit Friedrich Wilhelms I. war innere Staatsarbeit für Heer und Verwaltung; die Arbeit des großen Königs war in erster Linie der gewaltige Waffenkampf gegen Oesterreich und weiterhin gegen ganz Europa um die Stellung Preußens als Großmacht. In den Kämpfen Friedrichs des Großen gegen Oesterreich prägte sich bereits mit voller Klarheit, wenn auch noch nicht in scharfer Formulierung, der deutsche Staatsgedanke aus, und schon im Jahre 1785 wurden in dem viel zu wenig bekannten und viel zu wenig in seiner Bedeutung für die deutsche Zukunft richtig erkannten „Entwurf einer bundesverfassungsmäßigen Einigung der deutschen Staaten“ unter Führung Preußens die Grundlinien unsrer heutigen Bundesverfassung festgestellt. Diese merkwürdige Urkunde, fast ein Jahrhundert vor Aufrichtung des neuen Reiches, ist der erste, in äußere Rechtsform gekleidete Ausdruck des preußisch-deutschen Staatsgedankens.

Dann kam die traurige Zeit des großen Rückschlages. Aber schon in den Freiheitskriegen flammte wieder der preußisch-deutsche Gedanke mächtig empor; noch heute sind die Lieder der preußischen Kriegsdichter jener Zeit, insbesondere Ernst Moritz Arndts, der tiefste Ausdruck deutschen Denkens und Empfindens, den wir überhaupt besitzen und den wir als nationalen Schatz heilig halten. Das „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt“ ist der Schlachtgesang, mit dem der alte Landstürmer und der junge Student heute gegen die Heere der Welt in Kampf und Tod fürs Vaterland gehen und zum Siege stürmen.

Noch einmal hat uns der Wiener Kongreß um unsre nationalen Ideale betrogen. Die Errichtung des sog. Deutschen Bundes durch den Wiener Kongreß war der Triumph der nämlichen europäischen Politik gegen Preußen-Deutschland, die zu dem Weltkriege von 1914 geführt hat. Damals freilich mit dem Unterschiede, daß sich auch das Oesterreich Metternichs in den Dienst dieser Politik und daß das Oesterreich Metternichs diese Politik in seinen Dienst gestellt hatte. So entstand die Mißgeburt des alten Deutschen Bundes, die Deutschland abermals zum Knecht des Auslandes machte.

Preußen vermochte dies Unheil nicht von Deutschland abzuwenden. Aber unter den Trümmern des alten Reiches, auf denen man den elenden Notbau des neuen Bundes hergestellt hatte, schlummerte der große deutsche Staats- und Reichsgedanke, treu gepflegt, wenn auch unter schwersten Gefahren, von deutschen Dichtern und von dem heiligen Sehnen der deutschen Jugend auf den Universitäten. Zunächst tat Preußen nichts zur Verwirklichung dieses Gedankens, ja es verfolgte schmählicherweise auf Metternichs Befehl den deutschen Gedanken, wo er sich an die Oeffentlichkeit wagte, in schärfster Weise. Nur ein Werk preußischer

Digitized by Google

Staatskunst ragt aus dieser traurigen Oede deutschen Lebens von 1815 bis 1848 herrlich hervor: die wirtschaftliche Einigung der deutschen Länder durch Preußen im Zollverein seit dem 1. Januar 1834. Daß dies große Werk von Preußen in bewußter Absicht zur Erfüllung des deutschen Staatsgedankens unternommen worden wäre, läßt sich gewiß nicht behaupten; aber außer den preußischen Waffen hat nichts so viel zur Herstellung des deutschen Staates beigetragen als der Zollverein.

Die Flamme des deutschen Staatsgedankens brach dann in gewaltiger Kraft und Schönheit hervor in den Kämpfen des Jahres 1848. Aber wiederum wurde die heilige Flamme erstickt durch die Mächte Europas, auch diesmal in Verbindung und in gegenseitigem Dienste mit Oesterreich. So war die blutige Auseinandersetzung von 1866 zur unausweichlichen Notwendigkeit geworden; ihr Ergebnis war die Aufrichtung des Deutschen Staates, zunächst in der unvollkommenen Form des Norddeutschen Bundes, seit 1870 in der endgültigen Form des Deutschen Reiches unter Führung Preußens, die ihren Ausdruck fand in dem deutschen Kaisertum der Hohenzollern. Die Großmacht Preußen, das Werk Friedrichs des Großen, war zur Großmacht Deutschland, das Werk Wilhelms des Großen durch Bismarck, geworden. Noch besteht also dies Werk kein halbes Jahrhundert; erst am 1. Juli 1917 wird die Halbjahrhundertfeier des deutschen Staates zu begehen sein. Aber in den wenigen Jahrzehnten seines Bestehens ist das Deutsche Reich wirtschaftlich und politisch zu einem Staatswesen von solcher Kraft und Größe herangewachsen, daß die alten Großmächte Europas nunmehr das Aeußerste zu unternehmen sich entschlossen, um die neue deutsche Macht und Größe zu vernichten, um das alte deutsche Elend und die alte deutsche Ohnmacht wiederherzustellen. Das ist der tiefste Grund des Weltkrieges von 1914: Deutschland soll wieder zurückgeworfen werden in den Zustand des alten Reiches und des Frankfurter Bundestages, soll ausgestrichen werden aus der Reihe der Großmächte, soll wieder zum willenlosen Knecht des Auslandes erniedrigt werden. Und dagegen hat sich das ganze deutsche Volk wie ein Mann erhoben, und der eiserne Wille des deutschen Volkes wird zum gewissen Siege über die Welt wütender Feinde, die uns jetzt umtobt, führen. Nur wer sich diesen Kernpunkt der großen welthistorischen Frage: daß es sich einfach um Sein oder Nichtsein unsres deutschen Staates handelt, klargemacht hat, kann das große Völkerringen richtig verstehen. Was Friedrich II. im Siebenjährigen Kriege für Preußen gegen Europa durchkämpfen mußte, das muß heute Wilhelm II. für Deutschland gegen Europa durchkämpfen. Alles andre sind Redensarten und Spiegelfechtereien: es ist einfach der Kampf ums Dasein, den wir gegen die größten Mächte Europas kämpfen müssen.

Mit dieser für uns größten welthistorischen Frage ist durch den Gang der Kriege in untrennbare Verbindung getreten die andre große welthistorische Frage:

Digitized by Google

die Daseinsfrage für Oesterreich-Ungarn. Wir kämpfen den Daseinskampf Hand in Hand und Seite an Seite mit Oesterreich-Ungarn; allerdings hat der Daseinskampf einen verschiedenen letzten Grund hier wie dort; unser Kampf ist der Kampf um den Staat, der das letzte und höchste Ideal unsers deutschen Volkstumes ist; der Donaustaat kämpft um sein Dasein als althistorisches europäisches Staatsgebilde, das sein charakteristisches Gepräge — genau ebenso wie Rußland — nicht durch ein einheitliches Volkstum, sondern durch eine Zusammensetzung verschiedener Völkerschaften zur Erfüllung einer einheitlichen Staatsaufgabe im Rahmen des europäischen Staatensystems trägt. Gewiß ist die sicherste und festeste Grundlage eines Staates ein einheitliches Volkstum; dies war vor allem seit dem frühen Mittelalter die große Stärke des französischen Staates; und auch für unsern deutschen Staat müssen wir soviel als nur möglich die feste Grundlage des einheitlichen deutschen Volkstumes erhalten und ausbauen. Aber daß auch die Zusammenfassung verschiedener Völker zu einer einheitlichen Staatsaufgabe die feste Grundlage eines Staates bilden kann, hat gerade der gegenwärtige Weltkrieg mit voller Klarheit erwiesen. Es war einer der großen Rechenfehler in der Rechnung unsrer Feinde — von den Rechenfehlern in bezug auf Deutschland wird noch zu handeln sein —, daß sie mit aller Sicherheit annahmen, die verschiedenen Völkerschaften Oesterreich-Ungarns würden im Kriege nicht einheitlich zusammenstehen, und insbesondere würden die slawischen Regimenter im Kampfe gegen das heilige Rußland und vor allem die serbokroatischen Heeresteile im Kampfe gegen Serbien und Rußland völlig versagen. Nichts dergleichen ist eingetreten; mit dem gleichen Löwenmute kämpfen alle Völker des Donaureiches gegen die gemeinsamen Feinde.

Die Aufrichtung des Deutschen Reiches im Herzen Europas hat somit die Machtverhältnisse in Europa und damit für die ganze Welt in hohem Grade verändert. Zwar war der Rang Preußens als Großmacht seit den Tagen des großen Friedrich nicht mehr bestritten worden. Aber auf dem Wiener Kongreß mußte sich Preußen, obwohl es von hervorragenden Staatsmännern wie Hardenberg und Wilhelm v. Humboldt vertreten war, von den übrigen Mächten eine Behandlung gefallen lassen, die nicht allein der heilig großen Opfer und der Heldentaten der Freiheitskriege in keiner Weise gerecht wurde, sondern überhaupt Preußens unwürdig war. Und in den späteren Jahrzehnten der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist die Stellung Preußens im europäischen Staatensystem immer unwürdig geblieben; Metternich und der russische Zar, speziell Nikolaus I., beherrschten die auswärtige und in der Hauptsache auch die innere Politik Preußens völlig, und so mußte Preußen nach dem Sturmjahr 1848, das einen Augenblick lang die Morgenröte einer neuen Zeit für Preußen und Deutschland zu sein schien, durch das kaudinische Joch von Olmütz gehen, und alle deutschen Hoffnungen auf Erlösung aus dem staatlichen Jammerzustande des Deutschen Bundes mußten abermals begraben werden. Nur mit Mühe konnte Preußen 1856 die Zulassung zum Pariser Kongreß erreichen und

Digitized by Google

spielte jedenfalls auf diesem Areopage der Großmächte Europas eine klägliche Rolle.

Und kläglich blieb die Stellung Preußens, bis endlich Bismarck diesem Jammerzustande Preußens und Deutschlands ein Ende machte.

III

Durch die Aufrichtung des Reiches war die Machtstellung Preußen-Deutschlands eine völlig andre geworden. Gewiß war diese Machtstellung in hohem Grade bedingt durch die Persönlichkeit des einzig großen Staatsmannes, den die Vorsehung dem deutschen Volke geschenkt hatte. Und gewiß war ihr Hauptbestandteil zunächst der unvergleichlich große Heldenruhm, den das preußische und nach kurzer Frist das deutsche Heer auf den Schlachtfeldern in Böhmen und in Frankreich an seine Fahnen geheftet hatte. Aber auch die dauernde Organisation, die der preußisch-deutsche Staatsgedanke nach 1866 gefunden hatte, verbürgte der zum Deutschen Reiche erweiterten Großmacht Preußen eine ganz andre Machtstellung, als welche Preußen bis dahin eingenommen hatte. Das Machtgebiet des neuen Staates war um ein Drittel größer als der bisherige Staat Preußen; und die Machtmittel, speziell die militärischen, die bisher in den Mittel- und Kleinstaaten gering oder völlig nichtig gewesen waren, gaben in der Zusammenfassung zur staatlichen Einheit und insonderheit zum deutschen Heere unter dem im Krieg ganz ausschließlichen Oberbefehl des Deutschen Kaisers auf der Grundlage der ruhmvollen preußischen Ueberlieferungen und in sorgfältigster Ausbildung nach den durch weltgeschichtliche Erfolge bewährten Prinzipien des preußischen Heeres, dem neuen deutschen Staate eine gewaltige Stärke und Größe.

Dieser deutschen Machtentwicklung gegenüber trugen sich die Staaten Europas, die, wir dürfen sagen ohne Ausnahme, mit mehr oder minder stark hervortretender Unlust und Ungunst die Neugestaltung der Staatszustände in Deutschland verfolgten, immer noch mit Hoffnungen auf die alte deutsche Zerrissenheit; daß diese Hoffnungen auch noch ein Posten in der Rechnung unsrer Feinde bei Ausbruch des großen Weltkrieges von 1914 waren, ist ganz unzweifelhaft. Aber diese Hoffnungen erwiesen sich als ein verhängnisvoller Rechenfehler.

Die eine Hoffnung unsrer Feinde war die konfessionelle Spaltung in Deutschland. In keinem Lande der Welt ist die konfessionelle Trennung des Volkes so stark wie in Deutschland, und kein Volk ist so furchtbaren Leiden infolge dieser Trennung, Leiden, die Deutschland geradezu an den Rand des Unterganges führten, ausgesetzt gewesen, wie unser Vaterland. Und bis in die Tage der Gegenwart hat dieser konfessionelle Gegensatz in der verhängnisvollsten Weise nachgewirkt. Aber dem schmählichen Ueberfall unsrer Feinde im Sommer 1914 gegenüber war jeder konfessionelle Gegensatz vergessen und verschwunden. Wer in vorwiegend katholischem Lande den Ausbruch des Krieges erlebt hat, der weiß es, wie die Flamme der heißen, heiligen Begeisterung den katholischen Teil unsers Volkes ganz mit der gleichen unaussprechlich großen Gewalt ergriffen hatte wie den evangelischen. Und die

Digitized by Google

katholischen Söhne unsers Volkes haben die gleichen Heldentaten auf dem Schlachtfeld getan wie die evangelischen, und sind in gleicher Weise zu Tausenden und aber Tausenden den Heldentod fürs Vaterland gestorben wie die evangelischen. Und kann es etwas Ergreifenderes geben als den Feldgottesdienst, der mit dem Helden- und Schlachtgesang Luthers: „Ein feste Burg ist unser Gott" oder mit dem Lied Paul Gerhardts: „O Haupt voll Blut und Wunden" begann und in dem dann ein katholischer Priester die Predigt hielt?

Das ist eine große Mahnung dieser großen Zeit für die Zukunft an das deutsche Volk, vielleicht die größte. Und die persönliche Stellung unseres Kaisers zu den Dingen der Religion und des Glaubens ist die festeste Bürgschaft, daß diese Mahnung in der Friedenszeit nicht vergessen werden wird.

Und die zweite Hoffnung und der zweite Rechenfehler unsrer Feinde. Trotz der Erfahrungen von 1870 gab man sich auch jetzt noch der Hoffnung hin, die nichtpreußischen Teile des deutschen Volkes und Staates würden im deutschen Kriegssturm, wenn nicht versagen, so doch ihn schwächen und lähmen; besonders die Süddeutschen würden keine Begeisterung für den Kampf zeigen. Auch diese Hoffnung ist schmählich zunichte geworden; jeder Süddeutsche hält es für die infamste Beleidigung, die ihm angetan werden kann, wenn man an seinem deutschen Sinn und an seiner Begeisterung für die Sache des Vaterlandes auch nur den allermindesten Zweifel hegt. Ueber der heißgeliebten Heimat der Stämme gibt es nur ein noch heißer geliebtes Vaterland, von dem Ernst Moritz Arndt sang: „Das ganze Deutschland soll es sein, o Gott vom Himmel sieh darein und gib uns echten deutschen Mut, daß wir es lieben treu und gut." Und im Felde draußen hält der Feind wohl die Süddeutschen für die allerzähesten und gefürchtetsten Gegner. Wer in Süddeutschland lebt, der weiß es, daß hier ebenso wie in Preußen das „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" das oberste und in dieser Zeit des Weltkrieges einzige Gesetz des Daseins ist, nicht allein für den Soldaten, sondern für das ganze Volk. —

Mit der Herstellung der staatlichen Einheit des deutschen Volkes in der dem einfachen Einheitsstaate gegenüber immerhin schwierigen Form des Bundesstaates hatte Deutschland endlich das Ziel erreicht, das die in dieser Beziehung glücklicheren andern beiden großen Völker Mitteleuropas, das französische und englische, bereits vor Jahrhunderten erreicht hatten. Und wie in Frankreich und England seit Jahrhunderten, so erwies sich auch in dem neuen Deutschland seit 1866 und 1870 die staatliche Zusammenfassung des ganzen Volkes als ein gewaltiger Machtfaktor nicht allein des politischen, sondern auch des wirtschaftlichen Lebens. Wie wir das welthistorische Recht der Franzosen und Engländer auf ihren einheitlichen nationalen Staat rückhaltlos und unbedingt anerkennen, so fordern wir mit der größten Bestimmtheit und Entschlossenheit — und es ist dies die höchste Daseinsfrage, die es überhaupt für uns gibt, genau so wie für die Franzosen und Engländer — das gleiche welthistorische Recht

Digitized by Google

für unser deutsches Volk. In diesem Punkte gibt es für uns Deutsche von heute überhaupt keinen Zweifel und kein Verhandeln mehr: hier handelt es sich einfach um Sein oder Nichtsein. Genau so wie bei den Franzosen und Engländern.

Diesen Gedanken hat unser großer Kanzler einmal mit dem Worte ausgedrückt: wir seien durch 1866 und 1870 „gesättigt". Dies traf 1870 zu und trifft in der Hauptsache auch noch heute zu. Darum war unsre Politik seit 1870 bis zu der großen Weltkrisis von 1914 eine unbedingt friedliche, so friedlich wie keines andern Staates in der ganzen Welt, so friedlich, daß wir selbst schwere Reizungen seitens andrer Staaten in einer Reihe von Fällen schweigend hinnahmen, so friedlich, daß das deutsche Volksempfinden wiederholt in schweren Gegensatz zur Regierung unsers „Friedenskaisers" zu treten drohte.

Es begann seit 1870 eine Friedensarbeit des deutschen Volkes von einer Stärke und einem Umfang, wie sie in der Kulturgeschichte der Menschheit kaum je zuvor zu verzeichnen war. Zu den altgewohnten Arbeitsgebieten des deutschen Volkes in Kunst und Wissenschaft sowie in der Landwirtschaft und im Handwerk trat ein Aufschwung von Handel und Industrie, wie er in der Industrie nie zuvor, im Handel seit den Tagen der Hansa nicht mehr gesehen worden war. Tausende von deutschen Schiffen befuhren die Meere aller Zonen, und Zehntausende von Fabriken entstanden und beschäftigten Millionen fleißiger deutscher Hände in allen Zweigen des unendlichen Wirtschafts- und Verkehrslebens der modernen Welt. Der deutsche Handel und die deutsche Industrie nahmen einen geradezu riesenhaften Umfang an und verdrängten durch ihre Tüchtigkeit und Rechtlichkeit vielfach in der Welt die bisherigen Inhaber der Märkte, besonders die Engländer.

Waren dieser Fleiß und diese Tüchtigkeit des deutschen Volkes ein Verbrechen an der Menschheit, in deren Dienst und Nutzen doch diese ganze deutsche Arbeit stand? Fleiß und Tüchtigkeit lassen sich nur bekämpfen durch Fleiß und Tüchtigkeit, nicht durch Hinterlist und auch nicht durch Waffengewalt.

Die industrielle Entwicklung Deutschlands führte dem deutschen Volke Jahr für Jahr wachsende Reichtümer zu. Aber sie trug in sich auch eine schwere Gefahr. Und hier ist der Ort, eines weiteren ungeheuren Rechenfehlers in dem Kriegsplan unsrer Feinde zu gedenken. Die geradezu riesenhaften Erfolge der deutschen Industrie hatten in Deutschland eine Arbeiterpartei heranwachsen lassen, die sowohl an Zahl wie an geistiger Bedeutung von Jahr zu Jahr zunahm und erstarkte. Es ist hier nicht der Ort, diese gewaltige wirtschaftlich-politische Bewegung näher zu untersuchen; es genügt, festzustellen, daß diese deutsche Arbeiterpartei ihrem Programme gemäß antimonarchisch war und sich nur als deutschen Zweig der internationalen Arbeiterpartei betrachtete. Die inneren Kämpfe zwischen dieser Arbeiterpartei und der von den sog. bürgerlichen Parteien unterstützten Regierung nahmen zeit- und stellenweise einen unerhört heftigen Charakter an. Darauf gründeten die Feinde Deutschlands die Hoffnung, daß die der Arbeiterpartei angehörigen Hunderttausende von Soldaten bei Kriegs-

Digitized by Google

ausbruch die deutsche Heeresfolge verweigern und die militärischen Operationen schwer gefährden, vielleicht unmöglich machen würden.

Statt dessen war vom ersten Augenblicke des Krieges an bis zum heutigen Tage die Begeisterung und todesmutige Tapferkeit der sozialdemokratischen Soldaten genau die gleiche wie aller übrigen deutschen Helden; hervorragende Führer der Partei traten als Freiwillige ins Heer, mit dem Jubelruf „Deutschland, Deutschland über alles" gingen die sozialdemokratischen Soldaten wie alle andern in Kampf und Tod fürs Vaterland, und nicht schöner und ergreifender kann der glühendste Patriot über die Pflicht fürs Vaterland und den Heldenruhm unsrer Heere sprechen, als es hervorragende Führer der Sozialdemokratie, nicht nur der Revisionist Heine, sondern auch der Radikale Scheidemann u. a., getan haben und tun. Nur einzelne verlorene Söhne des Vaterlandes stehen zur Seite, aber sie schweigen, wohl wissend, daß ein Sturm der Entrüstung aus den eignen Reihen sie niederschlagen würde, wenn sie reden wollten.

Wer oft bei den schweren inneren Kämpfen der letzten Zeiten von banger Sorge um die Zukunft des Vaterlandes niedergedrückt war, der erschauert heute in tiefer Andacht vor der Größe und Stärke des Vaterlandsgedankens und der Vaterlandsliebe, die in dieser Haltung der deutschen Sozialdemokratie im großen Weltkriege zum Ausdruck kommen, und der weiß, daß dieses deutsche Volk nicht besiegt werden kann.

Unter den zahllosen erhebenden Erscheinungen unsers Volkslebens seit Ausbruch des Krieges ist diese für den, dem sein Volk das Höchste auf Erden ist, wohl eine der größten und erhebendsten. Und in ihr muß das große Gesetz und die Versöhnung der Zukunft liegen. Jubelnd rufen wir, und rufen mit uns unsre Sozialdemokraten bis auf wenige traurige Ausnahmen, der Welt von Feinden, die gegen uns steht, entgegen das geheiligte Wort Felix Dahns: „Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!"

IV

Noch war das erste Jahrzehnt unsers gesamtdeutschen Staatslebens nicht vergangen, als die deutsche Friedenspolitik auf dem Berliner Kongreß von 1878 vor eine der schwersten Aufgaben gestellt war, die sie je zu lösen hatte. Es ist eine merkwürdige Empfindung, die uns heute beschleicht, wenn wir jener Zeit gedenken. Die Russen standen nach einem schweren und nur durch die Hilfe der Rumänen siegreich beendeten Kriege vor den Toren Konstantinopels und hatten durch den Frieden von San Stefano dem türkischen Staate in Europa das Ende bereitet. Das England Disraelis, des letzten Vertreters der alten englischen Orientpolitik, erklärte die russischen Forderungen unbedingt und mit äußerster Energie für einen Casus belli; der Krieg zwischen England und Rußland schien unvermeidlich. Durch das Eingreifen Bismarcks, des „ehrlichen Maklers", wurde der Krieg abgewendet und durch den Berliner Kongreß (13. Juni bis 13. Juli 1878) eine Neuordnung des Staatensystemes der Balkanhalbinsel durchgeführt, die den Kernpunkt der russischen Forderungen: die Be-

Digitized by Google

freiung der Hauptmasse der Balkanchristen, besonders durch Errichtung des neuen Staates Bulgarien, von der türkischen Herrschaft festhielt, im übrigen aber eine weitgehende Einschränkung der russischen territorialen Forderungen zugunsten der Türkei durchsetzte. Erst der Balkankrieg von 1912 hat in diesem Punkte das russische Programm, aber ohne Mitwirkung Rußlands, verwirklicht.

Jedenfalls hat die Staatskunst Bismarcks 1878 den russisch-englischen und damit aller Wahrscheinlichkeit nach den Weltkrieg verhindert und doch den Kernpunkt der Forderungen Rußlands anerkannt. Aber Bismarck fand keinen Dank für seine Mühen um den Frieden Europas: in England ging nach dem Sturze Disraelis die alte Orienpolitik rettungslos in Trümmer, ja verkehrte sich geradezu in ihr Gegenteil, und Rußland hat die Vermittlungspolitik Deutschlands auf dem Berliner Kongreß nie verziehen; die Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland wurden seit 1878 immer schwieriger, bis sie unter Alexander III. zum inneren Bruche wurden, der durch das Bündnis mit Frankreich die Grundlage für den Weltkrieg von 1914 schuf. Alle die ununterbrochen und mit den äußersten Anstrengungen fortgesetzten Bemühungen Deutschlands, zu einer Wiederherstellung des alten Vertrauensverhältnisses mit Rußland zu gelangen, waren völlig vergeblich; wir können heute keinen Zweifel mehr darüber hegen, daß seit 1878 der Krieg gegen Deutschland beschlossene Sache bei den leitenden russischen Staatsmännern war.

Zunächst aber war durch den Berliner Kongreß der europäische Friede gesichert. Und die oben gekennzeichnete Friedensarbeit Deutschlands nahm in der nachfolgenden Zeit einen immer größeren Umfang an und führte zu immer steigenden Erfolgen der deutschen Arbeit auf dem Weltmarkt und in der Weltwirtschaft. Mitte der achtziger Jahre trat sodann auch Deutschland mit fester Entschlossenheit in die Reihen der Kolonialmächte ein, zuerst durch den Erwerb des Lüderitzlandes in Südwestafrika, dem weitere Erwerbungen in Ost- und Westafrika, weiterhin auch in der Südsee folgten. Den Kolonialreichen Englands und Frankreichs, ja selbst Hollands und Portugals gegenüber waren diese deutschen Kolonialerwerbungen sehr gering, fast armselig; für Deutschland waren sie eine Notwendigkeit, sowohl als Stützpunkte seines schon sehr groß gewordenen überseeischen Handels wie behufs — wenn irgend möglich — der Unterbringung des von Jahr zu Jahr steigenden Ueberschusses der Bevölkerung, der in deutschen Landen, wie sich leicht berechnen ließ, bald nicht mehr die genügenden Daseinsbedingungen finden konnte. Immer drückender wurde im deutschen Volke das Gefühl der Beschämung darüber, daß alljährlich Tausende des deutschen Volkes und damit ein gewaltiges Kapital deutscher Arbeitskraft an fremde Länder abgegeben wurden und damit der deutschen Arbeit rettungslos verloren gingen.

Aber so gering, ja armselig der deutsche Kolonialbesitz auch gegenüber den großen Kolonialreichen andrer Mächte und so notwendig die bescheidene deutsche Kolonialpolitik vom deutschen Standpunkte aus war, sie fand nirgends Unterstützung und bei dem größten Kolonialstaat der Welt, bei England, von Anfang an Widerspruch und Widerstand, der sich in verschiedenen Formen, offen

Digitized by Google

und versteckt, geltend machte. Den bescheidenen „Platz an der Sonne" gönnte uns niemand in der Welt; Deutschland sollte — das wurde immer mehr der Kernpunkt der Politik bei den großen europäischen Mächten — wieder zurücktreten in den Schatten der Ohnmacht, in dem es Jahrhunderte hindurch vegetiert hatte, notdürftig geduldet, immer gering geschätzt und bei jeder Gelegenheit mißhandelt von den alten großen Weltmächten. Dieser sich von Jahr zu Jahr verstärkenden Welttendenz gegenüber ging Deutschland, geführt von seinem größten Staatsmann, ruhig seinen Friedensweg unabläßiger und erfolgreicher Arbeit weiter.

Daß die internationalen Beziehungen nach allen Richtungen schon im letzten Jahrzehnt der Regierung Wilhelms des Großen schwierig, ja zeitweise sehr schwierig geworden waren, weiß heute jedermann, der sich mit Politik beschäftigt hat.

V

So lagen die Verhältnisse, als am 15. Juni 1888 Wilhelm II. den Thron seiner Väter bestieg, der seit noch nicht zwei Jahrzehnten zum deutschen Kaiserthron erhöht war. Kurze Zeit noch stand dem jungen Kaiser der alte große Staatsmann zur Seite, der das Reich geschaffen hatte; dann schied auch er aus der aktiven deutschen Politik aus, und es begann für Deutschland ein neues Zeitalter, das Zeitalter Wilhelms II. Wir sprechen an dieser Stelle nur von der Gestaltung der äußeren Politik. Sehr allgemein war in Europa die Befürchtung, der jugendstarke und jugendmutige Kaiser werde die deutsche Politik alsbald in kriegerische Bahnen lenken. Aber alle diese Befürchtungen erwiesen sich als hinfällig. Der politische Kurs des Deutschen Reiches blieb im wesentlichen der gleiche wie bisher, vielleicht unter noch stärkerer Betonung der deutschen Friedensliebe und Friedensabsicht. Wenn einmal die Archive über diese Zeit sich öffnen werden, werden die Urkunden, des sind wir gewiß, der Welt den unumstößlichen Nachweis geben, daß das Deutschland Wilhelms II. als seine höchste politische Aufgabe den Frieden der Welt betrachtet hat.

Die äußere Politik wurde im wesentlichen im Sinne Bismarcks weitergeführt. Daß die Kündigung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland ein schwerer Fehler des unglücklichsten der Staatsmänner des neuen Reiches, Caprivis, war, steht heute fest; aber an der Politik des friedlichen und freundschaftlichen Entgegenkommens von deutscher Seite gegen Rußland hat auch dieser große politische Fehler nichts geändert.

Nur ein Punkt der neuen Entwicklung enthielt eine wesentliche Verschiedenheit zu den früheren Verhältnissen. Mit klarem Blicke hatte der junge Kaiser erkannt und betonte dies bei jedem Anlaß vor dem deutschen Volke in charakteristischen Worten: daß der Ausbau der deutschen Flotte eine unbedingte Notwendigkeit für die Sicherheit des Deutschen Reiches und für die Wohlfahrt des deutschen Volkes sei. In dem großen Staatsmann Tirpitz fand Kaiser Wilhelm den genialen Kopf für die Durch-

Digitized by Google

führung seines Flottenplanes, der — nicht ohne heftigen Widerstand und Widerspruch in Deutschland selbst — mehr und mehr in die Seele des deutschen Volkes eindrang und als Lebensfrage Deutschlands anerkannt wurde.

Immer und immer wieder wurde dabei, in fast ermüdender Einförmigkeit, betont, daß diesem Flottenplane auch nicht die mindeste kriegerische Absicht zugrunde liege, daß vielmehr einzig und allein der notwendige Schutz der deutschen Küsten und eventuell des deutschen Handels den Grund und demnach auch die Grenze des Ausbaues der deutschen Flotte bilden werde. Mit allen nur denkbaren diplomatischen und undiplomatischen Mitteln arbeitete England gegen diese Ausgestaltung der deutschen Flotte; man ging deutscherseits, um das englische Mißtrauen und die englische Eifersucht zu zerstreuen, so weit — heute schämen wir uns dieses Entgegenkommens —, England bestimmte Zusicherungen in betreff der Zahl und Art der zu bauenden Schiffe zu geben, obwohl es doch einzig und allein Sache eines souveränen Staates allein ist, zu entscheiden, welche Flotte er zu bauen für gut findet. Fast bis zur Selbsterniedrigung gingen die Verhandlungen mit und die Zusicherungen an England über den Bau der deutschen Flotte — nur um den Weltfrieden nicht zu gefährden. Unter den denkbar schwierigsten Erörterungen mit England entstand die heutige deutsche Flotte.

So war das erste Jahrzehnt der Regierung Kaiser Wilhelms II. vergangen, ein Jahrzehnt stark bewegter innerer Staatsarbeit und ein Jahrzehnt äußeren Friedens. Im Sommer 1899 trat sodann auf Anregung des russischen Zaren Nikolaus II. die denkwürdige Friedenskonferenz im Haag zusammen. Das russische Programm wurde, wie ich annehme, ohne jede Schwierigkeit, von Deutschland gebilligt und die deutsche Abordnung begab sich rechtzeitig zur Eröffnung der Sitzungen nach dem Haag. Die Aufnahme der deutschen Delegierten auf der Haager Weltkonferenz war sehr merkwürdig. Selbstverständlich erfolgte sie im Rahmen vollendeter gegenseitiger Höflichkeit. Aber keiner von uns konnte sich darüber täuschen, daß unter dieser Höflichkeit ein tiefes und fast unüberwindliches Mißtrauen lauere; in zahlreichen Andeutungen und in nicht wenigen taktlosen Aeußerungen der Presse fast der ganzen Welt trat uns dies Mißtrauen entgegen. Jedenfalls war uns bald genug klar, daß wir — von Oesterreich-Ungarn abgesehen — keinen einzigen sicheren und festen Freund in der Welt hatten. Wir gingen ruhig unsers Weges, und als dann die Arbeiten unter unsrer lebhaften Mitwirkung ihren Fortgang nahmen, schwand auch wohl das anfängliche Mißtrauen; aber ganz zerstreut wurde es nie. Ich habe über den Grund dieses Mißtrauens oft und ernst nachgedacht; gefunden habe ich ihn nicht. Als dann die in der Schiedsgerichtsfrage aufgetauchten Schwierigkeiten durch das höchstpersönliche Eingreifen des Deutschen Kaisers im Sinne der allgemeinen, von Deutschland anfangs bekämpften Wünsche, die man allerseits als Friedensbürgschaft ansehen zu müssen erklärte, gehoben worden waren, brachte man auch Deutschland größeres Vertrauen entgegen. Immer aber ist mir die Empfindung geblieben, als sehe man in Deutschland trotz all seiner stets betonten

Digitized by Google

und selbst unter großen Schwierigkeiten praktisch bewährten Friedensliebe die Gefahr für den Frieden der Welt. Alle andern großen Mächte, besonders England, Frankreich und Rußland, führten Kriege, teilweise unbekümmert um jeden Rechtstitel und oft in barbarischer Weise — trotzdem war immer nur Deutschland der Gegenstand des Mißtrauens in der Welt.

So schloß das neunzehnte und begann das zwanzigste Jahrhundert: ein festes, waffenstarkes, enges Bündnis zwischen Frankreich und Rußland, dem ein gleich festes Bündnis zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn die Wage hielt; Italien formell den letztgenannten Mächten verbunden; England in immer stärker gewordenem inneren Gegensatz gegen Deutschland, den aber die Königin Viktoria nicht zur äußeren Feindschaft werden ließ.

Im Jahre 1901 starb die alte Königin, und Eduard VII. bestieg den englischen Königsthron. Kein Mensch kann heute mehr bezweifeln, daß der Weltkrieg von 1914 das Werk Eduards VII. ist. Seine ganze Politik war Haß gegen Deutschland, und in den Staatsmännern, die das englische Volk heute noch an seiner Spitze duldet, in den Asquith, Grey, Lloyd George und Churchill, fand er die willigen und geeigneten Werkzeuge zur Ausführung seiner Gedanken. Unberührt von jeder Gewissensregung und bereit zum Gebrauch aller Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, wie ihr Herr und Meister, arbeiteten die englischen Staatsmänner, zuletzt und zumeist die obengenannten, seit der Thronbesteigung Eduards VII. auf den Krieg hin, der Deutschland staatsrechtlich und wirtschaftlich vernichten sollte. Erst wurden durch den berüchtigten großen Vertrag vom 8. April 1904 alle Streitfragen zwischen England und Frankreich aus der Welt geschafft; in Delcassé fand Eduard VII. das französische Werkzeug für seine Pläne. Niemand kann heute einen Zweifel hegen, daß diese Politik Eduards VII. Europa schon 1905 hart an die Schwelle des Weltkrieges geführt hatte. Ich werde nie den Ausdruck furchtbaren Ernstes vergessen, der auf dem Angesicht unseres Kaisers lag, als er bei der Vermählung des Kronprinzen 1905 an der Spitze des Hochzeitszuges durch die Bildergalerie des Berliner Schlosses schritt. Alle die großen Ueberlieferungen Frankreichs in Aegypten wurden leichten Herzens preisgegeben, um im Vereine mit England den Krieg gegen das verhaßte Deutschland ins Werk zu setzen und Elsaß-Lothringen wieder für Frankreich zu gewinnen. Im Schoße der Archive ruhen heute noch die geheimen Urkunden über die damaligen Verhandlungen. Der Krieg wurde noch abgewendet, zweifellos durch das weitgehende deutsche Entgegenkommen, das schon damals der erregten Stimmung des deutschen Volkes nicht mehr entsprach, das aber den unwiderleglichen, welthistorischen Beweis liefert für die fast über die Grenzen des Möglichen hinausgehende Friedensliebe des Deutschen Kaisers. An Stelle Delcassés trat Léon Bourgeois, und diesem weisen und erfahrenen Staatsmanne, zweifellos dem bedeutendsten, den das heutige Frankreich besitzt, gelang es für kurze Zeit wieder, dank der Nachgiebigkeit Deutschlands, den Frieden der Welt zu erhalten.

Digitized by Google

Weiterhin setzte Eduard VII. seine große und raffinierte diplomatische Kunst an die für unlösbar gehaltene Aufgabe, auch alle Streitfragen Englands mit Rußland auszugleichen — alles mit dem immer klarer hervortretenden Willen, einen Weltbund der größten Mächte Europas zur rettungslosen Niederwerfung Deutschlands zu schaffen. Auch Rußland ließ sich, im Banne der Erinnerungen an den Berliner Kongreß und als fester Bundesgenosse Frankreichs, für diesen Weltbund gewinnen. Offenbar war beim Tode Eduards VII. der englisch-französisch-russische Weltbund gegen Deutschland bereits politisch und militärisch vollkommen fertig und festgegründet.

Wenige Jahre nach Delcassés Sturz hatte die Kriegspartei in Paris wieder das Uebergewicht gewonnen, und aufs neue begann der Ansturm gegen Deutschland über die Frage des französischen Protektorates in Marokko. In einer Frage, an der England völlig unbeteiligt war, führten die leitenden englischen Staatsmänner im Parlament und sonst in der breitesten Oeffentlichkeit eine Sprache gegen Deutschland, die ihrem Hasse in unmittelbaren scharfen Drohungen Ausdruck gab. Aber selbst diese Drohungen ließ sich Deutschland bieten, ohne das Schwert zu ziehen; die Stimmung des deutschen Volkes allerdings, der im Reichstag die Abgeordneten v. Heydebrand und Bassermann in glänzender Rede Ausdruck gaben, fand diesen Zustand der Dinge damals schon unerträglich und empfand die Konferenz von Algeciras als tiefe Schmach. Nur mit äußerster Mühe gelang es der Regierung, die Stimmung des Volkes zu beruhigen und das Marokkoabkommen mit Frankreich als annehmbare Lösung des Konflikts zu rechtfertigen. Das Volk fügte sich dem Friedenswillen des Kaisers, der bis an die äußersten Grenzen des Möglichen ging, obwohl nach der fast allgemeinen Meinung des Volkes diese Grenze des Möglichen bereits überschritten war.

Ich habe in den Weihnachtstagen des Jahres 1911 dieser Stimmung des deutschen Volkes in der „Kölnischen Zeitung" den nachfolgenden Ausdruck gegeben, der hier, nach der vielseitigen Zustimmung, die mir besonders auch von Deutschen im Auslande ward, unverkürzt Aufnahme finden soll. Der Artikel lautet:

„Wer in diesen Tagen des Weihnachtsfriedens in Deutschland und England der jüngst vergangenen Monate gedenkt, dem mag wohl die Verheißung des Schriftwortes „Friede auf Erden" als Hohn auf die Wirklichkeit erscheinen. Aber wir wissen, daß der Kern des englischen Volkes — mehr als in andern Ländern — Schriftworte sehr ernst zu nehmen gewohnt ist. In den Frühlingsmonaten des Jahres 1899 tagte in der althistorischen Salle des Trèves im schönen Haag ein Ausschuß der damals zusammenberufenen ersten Friedenskonferenz mit der Aufgabe, die Grundlagen für ein System der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit auszuarbeiten, damit in Zukunft die Streithändel der Staaten so weit als eben möglich friedlich ausgetragen werden könnten. An diese Arbeiten knüpfte man von der einen Seite die ausschweifendsten Hoffnungen, die kühn bis zur Idee des ewigen Friedens hinanstiegen, von der andern Seite zuckte man zweifelnd, wohl auch spöttisch, die Achseln und verwies auf die Geschichte der Menschheit als eine Geschichte ewigen und notwendigen Kampfes. Die erste Meinung trat besonders in den angelsächsischen Ländern, vor allem in England selbst, mit großer Stärke hervor, und zwar offenbar in Anlehnung an religiöse Gedankenkreise. Die zweite Meinung war besonders in Deutschland verbreitet und stützte

Digitized by Google

sich wesentlich auf nüchterne historische und tatsächliche Erwägungen. Aber es war unter allen Umständen ein merkwürdiges Ringen zweier Weltanschauungen, das der tiefer Blickende in den offiziellen und nichtoffiziellen Verhandlungen auf der Konferenz beobachten konnte. Man kann wohl sagen: alle übrigen Arbeiten und Verhandlungen der Konferenz traten mehr und mehr in den Hintergrund vor der Frage, die in jenem Ringen umschlossen lag, und die Augen der ganzen Welt waren auf jenes Comité d'examen gerichtet, das die Frage der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit lösen sollte.

Die Männer, die in jenem kleinen Ausschusse monatelang täglich zusammensaßen in ernster schwerer Arbeit um das „Friede auf Erden", sind heute zum Teil eingegangen zum ewigen Frieden: so die drei Botschafter von Rußland, Italien, England, Baron v. Staal, Graf Nigra, Lord Pauncefote; gestorben sind ferner der Russe v. Martens und der Amerikaner F. W. Holls; unter den Lebenden weilen noch die Franzosen Bourgeois und Baron d'Estournelles, der Belgier Descamps, der inzwischen als häufiger Schiedsrichter weit bekannt gewordene österreichische Gelehrte Lammasch, der Holländer Asser (inzwischen auch verstorben), der Schweizer Odier und der Schreiber dieser Zeilen. Der Beginn der Arbeit stand unter dem Zeichen der Unsicherheit und des Mißtrauens, insbesondere gegen Deutschland; aber wenige Sitzungen genügten, um diese bedenklichen Erscheinungen völlig zu bannen. Ein immer sich verstärkendes Vertrauen und eine von Sitzung zu Sitzung sich steigernde Sicherheit der Arbeit waren sehr bald die Signatur der Verhandlungen, und in diesem Geiste wurden dann die Arbeiten monatelang fort- und schließlich zu glücklichem Ende geführt. Es ist hier nicht die Absicht, auf jene Arbeiten einzugehen; nur der Geist soll gekennzeichnet werden, der die Arbeiten beherrschte und der allein ihren glücklichen Abschluß ermöglichte: der Geist des „Friede auf Erden". Der besondern Schwierigkeiten, die bei dieser Arbeit für den Vertreter des Deutschen Reiches bestanden, sei nur behufs der tatsächlichen Feststellung Erwähnung getan; persönliche Gründe verbieten, davon näher zu handeln; im Komité war das Mißtrauen gegen Deutschland bald überwunden und geschwunden; in der großen Kommission bedurfte es späterhin noch einmal einer scharfen und kräftigen, in deutlichen deutschen Worten ausgesprochenen Verwahrung, um das Mißtrauen gegen Deutschland zurückzuweisen.

So kam die große und schwere Arbeit 1899 zum Abschluß. Der zweiten Konferenz ist es nicht gelungen, einen nennenswerten Fortschritt für die Lösung des Friedensproblems zustande zu bringen. Die Friedenskonferenz von 1899 ging auseinander, der große Friedensvertrag wurde von allen Staaten ratifiziert und — alsbald begannen die Kriege wieder! England vernichtete die beiden Burenrepubliken, um sein südafrikanisches Riesenkolonialreich endgültig zu gestalten; in Ostasien folgte das furchtbare Ringen zwischen Rußland und Japan um die Mandschurei und Korea; in Frankreich begann unmittelbar nach der Konferenz das Vorgehen gegen Marokko, das in diesen Tagen seinen grundsätzlichen Abschluß finden wird; Italien hat den langgestreckten Teil der Küste von Nordafrika, der als Tripolis und Cyrenaika bezeichnet ist, mit rascher Hand genommen und wird dies Land nicht wieder herausgeben; England hält ohne Rechtstitel Aegypten besetzt, und Rußland und England sind im Begriff, Persien unter sich aufzuteilen.

Nur das Deutsche Reich hat seit seiner Gründung keinen Krieg geführt.

Es gibt nicht viele Perioden der Weltgeschichte, in denen die für die Entwicklung der Menschheit maßgebenden Mächte in so unruhiger und gefahrvoller Bewegung sich befanden, wie das erste Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts. Und wohin diese Bewegung noch führen wird, vermag niemand abzusehen.

Auch dem begeistertsten Vertreter der Friedensidee muß doch das letzte Jahrzehnt klar gemacht haben, wie unsicher das „Friede auf Erden" auch heute noch ist und wie die papiernen Friedensverträge zum leeren Nichts werden vor dem, was die Völker und Staaten als Notwendigkeiten ihres Daseins und ihrer Entwicklung fordern zu müssen überzeugt

Digitized by Google

sind. Ich will nicht untersuchen, welche Erledigung die obengenannten Völkerkonflikte nach den Grundsätzen des Haager Friedensabkommens vor dem Haager Schiedsgericht gefunden hätten; ich fürchte, sie hätten sämtlich anders entschieden werden müssen, als sie die Weltgeschichte entschieden hat. Und dennoch müssen wir daran festhalten: die Arbeit um das „Friede auf Erden" in jener merkwürdigen kleinen Versammlung von Vertretern der Staaten im Frühling 1899 war nicht vergeblich. Gegenüber der Behauptung: alle diese Verhandlungen seien im besten Fall naive Phantasterei, in Wirklichkeit aber perfider und bewußter Schwindel gewesen — Behauptungen, die schon damals ausgesprochen wurden und die heute unter Hinweis auf all jene obengenannten Tatsachen der neuesten Geschichte lauter als je zuvor erschallen —, gegenüber dieser Behauptung muß dennoch daran festgehalten werden, daß jene Arbeit eine große und gute für die Menschheit war, und daß man nicht müde werden darf, trotz aller Ungunst der Zeit, an dem „Friede auf Erden" weiterzuarbeiten. Darüber allerdings muß man sich klar sein — und dies predigt die Geschichte des letzten Jahrzehnts jedem Menschen, der sehen will und denken kann, mit furchtbarer Deutlichkeit —, daß es vergeblich ist, die großen Entwicklungsfragen der Völker und Staaten in die Formen des „Rechts" und in den Urteilsspruch eines Schiedsgerichts erzwingen zu wollen. Darum kann es keine internationale Schiedsgerichtsbarkeit geben ohne die Klausel der Ehre und Lebensinteressen der Staaten. Es mag hier dahingestellt bleiben, ob die Völkerkonflikte des letzten Jahrzehnts, die mit dem Schwert zur Lösung gebracht wurden bzw. zurzeit werden, sämtlich unter die Klausel der nationalen Ehre und der Lebensinteressen des Staates („honneur national et intérêts vitaux" in den französischen Texten) fallen.

Unter den Staaten der europäischen Zivilisation ist der Krieg vermieden worden. Aber daß in den letzten Monaten der Friede nur mehr an einem schwachen Fädchen hing, ja vielleicht nur durch Zufall erhalten blieb, weiß heute jedermann aus den Verhandlungen des englischen, deutschen und französischen Parlaments. Der Grund dieser Kriegsgefahr war das französische Vorgehen in Marokko. Daß dies Vorgehen in seinen Anfängen keine Rechtfertigung im formellen Recht hatte, muß anerkannt werden. Aber anderseits *kann* anerkannt werden, daß es eine Staatsnotwendigkeit für Frankreich zur endgültigen Gestaltung seines nord- und nordwestafrikanischen Kolonialreiches war. Da sich Frankreich mit England bereits 1904 über diese Frage in dem Ausgleich Marokko-Aegypten und ebenso mit Italien in dem Ausgleich Marokko-Tripolis geeinigt hatte, forderte auch Deutschland einen „Ausgleich" und entsandte, sei es zum völkerrechtlichen Schutze deutscher Interessen, sei es zur Förderung der Verhandlung mit Frankreich, ein Kriegsschiff nach Agadir. Darin lag nicht der mindeste Verstoß gegen das „Völkerrecht". Nach langer und schwieriger Verhandlung mit Frankreich ist nunmehr der Abschluß erfolgt. Der Streitfall war ein französisch-deutscher Streitfall; das ganze Verhalten Frankreichs war verständlich, und auch in den schwierigsten Momenten dieser Verhandlung, als es schien, daß Deutschland in die Notwendigkeit versetzt werden würde, seine Interessen mit Waffengewalt zu schützen, bestand bei uns keine Feindseligkeit, nicht einmal ein Groll gegen Frankreich. Auch die Haltung des Grafen de Mun und aller, die gegen das Abkommen stimmten, vermögen wir zu verstehen. Daß die deutsche Politik Frankreich gegenüber entgegenkommend und nachgiebig ist, verstehen wir gleichfalls. Was immer an kritischen Bedenken gegen die deutsche Marokkopolitik aus der letzten und aus früherer Zeit geltend gemacht werden mag: die Herstellung eines Ausgleichs den Interessen Frankreichs gegenüber findet an sich in Deutschland allgemeine Billigung.

Aber was wir nicht verstehen, das ist das Verhalten Englands. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß, während unser Kaiser friedlich in den norwegischen Gewässern Ruhe und Erholung suchte und am Sognefjord als Mensch unter Menschen der Schönheiten der norwegischen Landschaft sich freute, daß in dieser Zeit englische Schiffe in Bereitschaft lagen, um die deutschen Schiffe zu vernichten, — dieser Gedanke ist direkt grauenerregend; man greift sich an den Kopf und fragt sich: leben wir in Europa oder in der Finsternis des

Digitized by Google

dichtesten afrikanischen Urwalds? Sowenig wir seinerzeit uns einmischten in die englisch-französische Verhandlung von 1904 über Marokko-Aegypten, so wenig und noch sehr viel weniger hat England ein Recht, sich einzumischen in unsre Auseinandersetzung mit Frankreich über Marokko-Kongo. England aber hat diese Verhandlung zum Anlaß genommen, um eine schwere Drohung aus offiziellem Munde an Deutschland zu richten. Wir fragen uns vergeblich: Welchen Grund hat England zu diesem direkt feindseligen Verhalten gegen Deutschland? Und wir finden keine Antwort auf diese Frage.

England hat seine nationale Einheit und damit seine wirtschaftliche und politische Größe bereits vor Jahrhunderten gewonnen und infolgedessen ein koloniales Weltreich geschaffen, das ihm den maßgebenden Einfluß in großen Teilen der bewohnten Erde sichert und täglich neue Reichtümer dem alten Mutterlande zuführt. Das wissen wir, und denken nicht daran, an dieser Weltlage etwas ändern zu wollen. Wir sind uns dessen voll bewußt, daß wir in die weite englische Interessensphäre auf dem Erdenrund nicht eingegriffen haben und nicht eingreifen wollen.

Unsre nationale Einheit ist erst das Ergebnis neuester Zeit; wir sind zum Bewußtsein und zu der Fähigkeit unsrer nationalen Kraft erst gelangt, als die besten Teile der Welt längst an England und Frankreich vergeben waren. Und nachdem wir dies Minimum unsrer nationalen Existenzbedingungen uns unter den größten innern und äußern Schwierigkeiten erkämpft haben, ist für uns der maßgebende Gedanke, im Frieden unsre nationale und wirtschaftliche Einheit zu festigen und auszubauen. Wir tun damit nur, was England schon vor Jahrhunderten unter viel glücklichern Voraussetzungen für sich getan hat. Aber was wir in dieser Richtung tun, ist allerdings eine Frage der Existenzbedingungen des großen deutschen Volkes. Und dazu gehört auch die Verhandlung mit Frankreich über ein reiches Land, das rechtlich bisher unabhängiger Staat war und das nun Protektoratsgebiet Frankreichs werden wird. Und was in dieser Hinsicht an „Ausgleichs"gesichtspunkten für England und Italien recht war, das fordern wir für Deutschland als billig. Das drohende Auftreten Englands vermögen wir in keiner Weise als berechtigt anzuerkennen, ja — ich wiederhole dies — wir verstehen es einfach nicht. Wir sind mit England durch zahllose große Gesichtspunkte literarischer, ethischer, religiöser Gemeinschaft sowie durch die nahe Verwandtschaft der Herrscherhäuser so eng verbunden wie mit keinem andern Volk; Tausende von Fäden gehen täglich von Deutschland über den Kanal und zurück; an die jahrhundertealte Gemeinschaft geistiger und religiöser Interessen hat sich eine machtvolle Gemeinschaft und Konkurrenz der Interessen von Handel und Industrie angeschlossen. In all diesen Dingen liegt ein ungeheures Kapital nicht der beiden Völker nur, sondern der Menschheit.

Wir stehen in der großen welthistorischen Krisis dieser Zeit mit reinem Gewissen vor dem Richterstuhl der Weltgeschichte. Wir haben an keinem Punkte der Welt in englische Interessen eingegriffen. Wir haben endlich durch 1866 und 1870 die nationale Einheit und Kraft gewonnen, die England und Frankreich bereits seit Jahrhunderten besaßen; auf diese nationale Einheit und Kraft haben wir den gleichen welthistorischen Anspruch wie die Völker der Franzosen und Engländer. Wir begehren nichts, als diese Existenzbedingungen unsers Daseins zu erhalten und auszugestalten. Daß wir Frieden wollen, haben wir vierzig Jahre lang der Welt bewiesen und haben den lebhaften Wunsch, im Frieden mit der Welt fortzuleben. *Aber um unsre nationale Einheit werden wir, wenn es notwendig ist, auch den Kampf mit der ganzen Welt nicht scheuen und stellen uns selbst in diesem Kampfe, wenn er unvermeidlich ist, vor die Alternative: Sieg oder Untergang.* Und nach den Erfahrungen dieser letzten Zeit ist es ein selbstverständliches Erfordernis, daß unsre Wehrmacht in Heer und Flotte jede Stärkung erfährt, die nur irgend möglich ist. *Die Stimmung im deutschen Volke ist tiefernst*, und gegenüber dem tiefen Ernst dieser Stimmung, der bis ins fernste Bergdorf reicht, in bezug auf die äußere Weltlage, sind selbst die Reichstagswahlen, mögen sie ausfallen wie sie wollen, fast ein Kinderspiel zu nennen. Wir haben England auch nicht den

Digitized by Google

mindesten Grund geboten zu seinem Vorgehen; dies Vorgehen aber hat das deutsche Volk als tiefverletzend empfunden.

Ich wiederhole: die Stimmung im deutschen Volke ist tiefernst, und wir sind uns über die Lage der Dinge vollkommen klar. Müssen wir trotz aller Friedensliebe und allen Entgegenkommens, die wir, die insbesondere unser Kaiser der Welt bewiesen hat, den Existenzkampf um unser nationales Dasein noch einmal kämpfen, so werden wir ihn kämpfen mit aller Schärfe und Kraft, die unser Volk aufzubieten vermag.

Es ist mit Recht gesagt worden: so wie die Dinge heute liegen, können sie nicht bleiben; sie müssen entweder besser oder schlechter werden. Der Weltkrieg, der kommen würde, würde ganz unaussprechliche Werte ethischer und materieller Art vernichten. Wir haben getan, was wir konnten — ja vielleicht schon mehr! —, um ihn zu vermeiden. Was nun zu geschehen hat, ist die Sache Englands; daß Sir Edward Grey dazu bereit wäre, hat sein parlamentarisches Auftreten nicht erkennen lassen. Auch darüber sind wir uns in Deutschland ganz klar. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Eine schwerere Verantwortung vor Gott und dem Weltgericht der Weltgeschichte, als die Verantwortung für den Weltkrieg, der uns in diesem Sommer drohte und der uns heute noch droht, ist kaum denkbar. Wir haben nun nichts mehr zu sagen. Der Worte sind überhaupt genug gewechselt. Wir warten der Taten englischer Friedensliebe, von denen der „Friede auf Erden" abhängt."

Am 28. Juni 1914 wurde dann das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar durch serbische Mörderhand, die vom serbischen Staat bewaffnet worden war, in scheußlichster Weise hingemordet. Damit beginnen die politischen Vorgänge, die im ersten Artikel besprochen wurden. Erst Rußland, dann Frankreich, dann England erklärten sich für solidarisch mit den serbischen Mordbuben, und so brach der Weltkrieg von 1914 aus. Daß Deutschland an der Seite Oesterreich-Ungarns stehen werde und müsse, war klar. Das aber war der Punkt, auf den für die Verbündeten Rußland-Frankreich-England alles ankam: mit Oesterreich-Ungarn zugleich sollte Deutschland vernichtet und damit das Werk Eduards VII. vollendet werden.

Die Antwort auf diese mit aller Offenheit ausgesprochene Drohung unsrer Feinde haben jetzt schon die Waffen gegeben: Belgien, seit 1906 der Genosse im Weltbund Eduards VII. gegen Deutschland, als Staat vernichtet und fast in seinem ganzen Umfange unter deutscher Herrschaft; fast ganz Nordfrankreich, die große industrielle Arbeitsstätte des französischen Staates, seit Monaten in der Gewalt der deutschen Heere; weite Gebiete des russisch-polnischen Landes gleichfalls von deutschen und österreichischen Truppen erobert und unter ihrer Verwaltung; England, die weltbeherrschende Königin der Meere, in den eignen Gewässern aufs schwerste bedrängt, seine stolze Flagge betrügerisch und feig unter fremder Flagge verbergend und hilflos gegen den deutschen Unterseebootkrieg. Noch immer führen die Staatsmänner des Weltbundes die großen Worte im Munde, denen die Wirklichkeit der militärischen Lage Hohn spricht.

Wir erwarten in fester und sicherer Ruhe das Urteil der Weltgeschichte, das nach dem siegreichen Kampf unsrer Waffen der Friedensschluß sprechen wird.

Digitized by Google

Frankreichs Widerstand gegen die letzten Einheitsbestrebungen der Italiener

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès (Hannover)

Camillo Cavour, der geniale Schöpfer des heutigen Königreichs Italien, hat sein politisches Endziel nirgends so klar und so deutlich ausgedrückt, als wenige Wochen vor seinem Tode in seiner letzten großen Rede im italienischen Parlamente am 25. März 1861: „Italien kann ohne Rom nicht konstituiert werden!... Rom ist keine munizipale Stadt; sie ist die ewige, die Hauptstadt der alten Welt, die natürliche Hauptstadt Italiens... Wir müssen im Einverständnis mit Frankreich nach Rom gehen!"

Mit diesen Worten war Mitkämpfern und Epigonen das Programm für Italiens Politik, für die Vollendung seiner Einheit, aber auch für seine Stellung zu Frankreich gegeben.

Frankreich war das schmerzliche Opfer der Abtretung von Nizza und Savoyen im Jahre zuvor gebracht worden. Dafür glaubte Italien, zum mindesten Frankreichs wirksame Unterstützung für seine gesamte Einheitspolitik erwarten zu dürfen, als deren Protektor sich Napoleon III. seit den Tagen des Pariser Kongresses (1856) proklamiert hatte.

Wie hat nun Frankreich diese moralische Schuld eingelöst?

Vom Jahre 1849 her stand noch eine französische Besatzung in der ewigen Stadt. Als Papst Pius IX., von der Revolution bedroht, aus Rom geflohen war und in Gaeta auf die Wiederherstellung seiner weltlichen Herrschaft wartete, ward diese von Napoleon als Präsidenten der französischen Republik in die Hand genommen, aus Rücksicht auf die mächtige klerikale Partei in Frankreich; ihr hatte er in erster Linie seine Wahl zum Präsidenten zu verdanken, und sie mußte er sich für seine weiteren auf das Kaisertum gerichteten Pläne dauernd gewinnen. Also nicht ganz freiwillig, und sicherlich ohne zu ahnen, daß es für das ganze Leben, mindestens für seine ganze Regierungszeit, sein sollte, hatte er damit eine ungemein schwierige Aufgabe übernommen; ihretwegen ward er vorerst Urheber des heftigen Bombardements der Stadt Rom an der Janiculusseite durch den General Oudinot.[1]) Niemals sollte Napoleon jener Aufgabe Herr werden, und häufig genug mußte sie ihn in eine widerspruchsvolle Situation bringen: Beschützer des Papstes und Förderer der Einheit Italiens in einer Person zu sein.

Der Widerspruch trat 1859 besonders augenfällig zutage: Französische Truppen behüteten den Papst und seine Herrschaft in Rom. — Französische

[1]) Bei jener Belagerung während des Monats Juni 1849 sollen die Franzosen gegen 3500 Bomben und Granaten auf die Stadt geworfen haben.

Digitized by Google

Truppen mit Napoleon selbst an der Spitze kämpften aber gleichzeitig bei Magenta und Solferino für seine Verbündeten, König Viktor Emanuel von Sardinien und die Piemontesen, für die Freiheit und für die Einheit Italiens, die naturgemäß auch die Erwerbung Roms notwendig machte.

Der Kaiser glaubte, auf diese Weise sich gleichzeitig der Sympathien der Klerikalen und der Liberalen in Frankreich versichern zu können, beide Parteien für seinen Thron, für dessen Befestigung, zu gewinnen. Es war also nicht Begeisterung, wirkliches Interesse für die Sache, in deren Dienst er französische Truppen stellte, sondern lediglich Berechnung zu eignem Herrschaftsvorteil, Rücksichten auf seine innere Politik. Daß diese an sich den Papst nur indirekt berührte, daß sie Italien gar nichts anging, war ihm sehr gleichgültig.

Seinen Zweck erreichte er jedoch nicht. Denn keine der beiden Parteien fühlte sich zufriedengestellt; jede verübelte dem Herrscher, was er der andern zuliebe tat. Das war die stete Grundsignatur seiner italienischen Politik und ihrer Ergebnisse.

Was Wunder also, daß bei den eben geschilderten Erfahrungen Napoleon, in Uebereinstimmung mit einzelnen seiner Ratgeber, den Plan erwog, die französischen Truppen aus Rom zurückzuziehen, sich von einer derartig drückenden Verantwortlichkeit zu befreien, aber ohne dabei — und das war die gewaltige Schwierigkeit — den Heiligen Stuhl zu verletzen. Bereits 1860 schien sich dazu eine Gelegenheit zu bieten. Ein Franzose, der General Lamoricière, organisierte in Rom eine päpstliche Armee. Die Kurie selbst wünschte die Entfernung der französischen Besatzung. Ein entsprechendes Abkommen wurde am 12. Mai 1860 mit Napoleon getroffen. Die Franzosen sollten im Juli und August abziehen.

Da begann Giuseppe Garibaldi mit seinen „Tausend" von Marsala aus jenen fast legendär anmutenden Siegeszug, der das morsche Bourbonen-Königtum über den Haufen warf, aber auch den Kirchenstaat bedrohte. Napoleon mußte sich zu einer Aenderung seiner Politik entschließen; seine Gemahlin, die Kaiserin Eugenie, und der Kriegsminister Randon drängten vor anderen dazu.

Die Truppen, welche unter Lamoricières Befehl standen, waren im großen und ganzen Söldner aus aller Herren Ländern. Gegen den von nationaler Begeisterung getragenen Ansturm von Süden her, gegen die Scharen Garibaldi's, der Rom und Venedig offen als Ziel seines Zuges bezeichnet hatte, konnten sie den Kirchenstaat nicht schützen.

Schon seit dem Anfange des Jahres hatte es in den Marken und Umbrien gegärt. Jene beiden Provinzen des Kirchenstaats mußten geeignet erscheinen, eine Verbindung zwischen dem bisherigen Königreich Neapel, das Garibaldi der Krone Sardinien darbrachte, und den südlichen Neuerwerbungen Piemonts, Toskana und den Legationen, herzustellen.

Am 28. August erfolgte zwischen den von Cavour entsandten Vertrauten Viktor Emanuels (Minister Farini und General Cialdini) und dem Kaiser Napoleon, den jene in der Hauptstadt seiner kürzlich Italien abgenommenen Provinz Savoyen, in Chambéry, zu begrüßen hatten, eine geheime Verständigung. Der französische

Digitized by Google

„Protektor" der italienischen Einheit machte in der Hauptsache das Zugeständnis: Viktor Emanuel solle freie Hand haben, die unruhigen Marken und Umbrien mit seinem Reiche zu vereinigen, dort und in Neapel ein geordnetes Regiment einzurichten; doch Rom und das sog. Patrimonium Petri müsse er unangetastet lassen, letzteres würden die Franzosen besetzt halten.[1])

Die Aufgabe, den Kirchenstaat vor einem Einfall Garibaldi's zu schützen, fiel dabei den Piemontesen zu, schon damit sie es nicht mit Frankreich verdürben. Allerdings soll für dieses bei Piemonts Gebietszuwachs eine Kompensation geschaffen werden — eine Abrundung im Mittelmeer: Sardinien! Zu dem eingehandelten Stammland des Königshauses nun auch die Insel, nach der sein Königtum bis jetzt den Namen geführt hatte, und zwar diesmal völlig ohne Schwertstreich, ohne irgendwelche Gegenleistung. Aus einem Briefe des Ministers des Aeußern Thouvenel an den französischen Gesandten in Rom,[2]) Herzog von Gramont, geht das Vorhandensein dieser neuen Annexionsidee, aber zugleich der Unmut über die fortschreitende Eroberung Siziliens durch Garibaldi, über die für ihn kundgegebenen begeisterten Sympathiebezeugungen der Bevölkerung des neapolitanischen Festlandes hervor: „Alles, was in Neapel vorgeht," meinte Thouvenel, „ist jämmerlich."

Während dann am 7. September Garibaldi als Diktator in Neapel einzog, protestierte eine an den Kardinalstaatssekretär Antonelli gesandte Note Sardiniens gegen Errichtung und Bestehen disziplinloser fremder Soldtruppen in päpstlichen Diensten. Das sei eine Beleidigung des italienischen Nationalgefühls, ein Verstoß gegen das öffentliche Bewußtsein Italiens, eine fortwährende Drohung gegen die Ruhe der Nation. Unverzügliche Entwaffnung und Auflösung der Korps wurden verlangt.

Die Note und das ihr folgende Ultimatum an die Kurie vom 11. September blieben erfolglos. Am gleichen Tage empfing Viktor Emanuel Abordnungen aus Umbrien und aus den Marken. Er erklärte sich zum Protektor beider Provinzen. Seine Truppen ließ er in den Kirchenstaat einrücken. In einer Proklamation an seine Soldaten und in einem Memorandum an die Mächte begründete er ausführlich sein Vorgehen. Er schloß mit der Versicherung: „Die königlichen Truppen werden Rom und das Gebiet, welches dasselbe umgibt, achten. Sie würden, wenn es je nötig sein sollte, selbst dafür Sorge tragen, die Residenz des Heiligen Vaters vor diesem Angriff und jeder Drohung zu schützen."

Frankreichs Antwort auf dieses Memorandum, das inhaltlich dem vierzehn Tage zuvor vom Kaiser in Chambéry gewährten Zugeständnis entsprach,

---

[1]) Die Napoleon nachgesagte Aufforderung: „Fate, ma fate presto" stimmt mit der Erzählung Cialdini's nach dem Berichte des Herzogs von Gramont überein: „Bonne chance et faites vite" (L. Thouvenel, Le secret de l'Empereur, I, S. 192 und 237). — Vgl. auch E. Bulle, Geschichte des zweiten Kaiserreichs und des Königreichs Italien (1890, in W. Oncken, Allgemeine Geschichte), S. 272.

[2]) Vom 29. Juli 1860 in L. Thouvenel, a. a. O., S. 160.

Digitized by Google

war die Verstärkung der französischen Okkupationsarmee unter General Goyon in Rom und — die kurz zuvor angedrohte Abberufung seines Gesandten aus Turin (14. September).

Mit dieser unleugbaren Inkonsequenz, die dem Einheitsgedanken Italiens völlig zuwider war, hatte sich Napoleon jedoch nicht einmal den Dank des Papstes errungen.

Vier Tage später wurden die päpstlichen Truppen bei Castelfidardo vom General Cialdini entscheidend geschlagen, ihr Kommandeur bei der Einnahme Anconas gefangengenommen. Die Verlegenheit und Ratlosigkeit des Kaisers, den die päpstliche Regierung sogar öffentlich der Unzuverlässigkeit anklagte, trat in einer Kundgebung des „Moniteur" zutage, die eine weitere Verstärkung der französischen Okkupationsarmee in Rom (auf 24000 Mann) anzeigte. Tadel und Drohung richtete dabei Napoleon an die Adresse Sardiniens: „Die sardinische Regierung ist davon unterrichtet, daß General Goyon ermächtigt ist, seine Tätigkeit so weit auszudehnen, als es die militärischen Bedingungen immer erlauben mögen. Es kann nur den zu einem Kongreß vereinigten Großmächten zukommen, dereinst über die Fragen zu entscheiden, welche in Italien durch die Ereignisse gestellt sind."

Napoleons altes Verlegenheitsmittel, der internationale Kongreß, von dem sich das im nationalen Schwunge aufstrebende Italien recht wenig versprechen durfte, ist nachher nicht zustande gekommen; damit ward auch aus der Abtretung Sardiniens an Frankreich nichts.[1])

Mit der französischen Politik durfte Viktor Emanuel, der sich zu seiner Armee begeben hatte, am 9. Oktober, beim Einrücken in das Königreich Neapel, in einem glänzenden Manifeste abrechnen: „Die Staatsräson setzte dem Kriege (Napoleons um die Lombardei) ein Ziel, aber nicht seinen Nachwirkungen, die durch die unbeugsame Logik der Ereignisse und der Völker sich fortschreitend entwickelten." Nach Feststellung dieser Tatsache schließt er im berechtigten Selbstbewußtsein: „In Italien, das weiß ich, beende ich die Aera der Revolutionen."

Seinem weisen Takte war es zu verdanken, wenn es in jenen Tagen nicht zu einem Zusammenstoß zwischen italienischen und französischen Truppen kam; die französische Okkupationsarmee besetzte als angeblich zugehörig zum Patrimonium Petri einige Orte, die von den Piemontesen okkupiert worden waren. Ohne Widerstand zogen sich letztere zurück.

Die allgemeine Volksabstimmung in Sizilien und Neapel war am 21. Oktober fast einhellig für die Annexion an Sardinien ausgefallen, der vierzehn Tage später mit entsprechendem Ergebnis die Abstimmung in den päpstlichen Marken und in Umbrien folgte. Nach einem Siege der Piemontesen unter ihrem

---

[1]) Gerüchte über eine Abtretung der Insel mußte der „Moniteur" wiederholt dementieren. Gegen die Absicht etwaiger Gebietsabtretungen überhaupt, wie sie noch lange Garibaldi befürchtete, verwahrte sich später im Parlamente sehr entschieden die italienische Regierung durch den Ministerpräsidenten Ricasoli am 2. Juli 1861.

Digitized by Google

König ergab sich am 2. November die Festung Capua. Garibaldi, der am 30. Oktober in Sessa Viktor Emanuel als „König von Italien" begrüßt hatte, mußte schweren Herzens auf den Marsch nach Rom und Venedig verzichten. Am 7. November zog der Monarch mit ihm zusammen in Neapel ein. Die Annexion des neapolitanischen Reichs war vollzogen.

Nicht erobert blieb nur noch die Festung Gaeta, in der sich König Franz II. von Neapel mit dem Reste seiner am Garigliano geschlagenen Armee verschanzt hatte. Vor der Festung, zum Schutze des geflüchteten Herrschers, blieb ein französisches Geschwader: Von seiten Frankreichs ein offenbarer Schlag gegen Italiens Streben nach nationaler Einheit.

Nichts anderes war die Unterstützung des französischen Prinzen Lucian Murat als Prätendenten für den neapolitanischen Thron. Am 25. November bestritt dieser in einer Proklamation das Ergebnis der Abstimmung in Neapel. Er bezeichnete es als Resultat von „Bestechung und Gewalttätigkeit" und sprach sich für eine italienische Konföderation aus: „Der gegenwärtige Versuch, einen italienischen Einheitsstaat herzustellen, erscheint mir ganz künstlich und ganz gewaltsam."

Der inneren Zerfahrenheit und Inkonsequenz der napoleonischen Politik blieb dann nichts weiter übrig, als mit einigen schönen Worten die Sache Franz' II. fallen zu lassen. Am 19. Januar 1861 segelte die französische Flotte von Gaeta ab. Wenige Tage darauf begann die Beschießung durch die Piemontesen, am 13. Februar mußte die Festung kapitulieren. Auf einem französischen Dampfer schiffte sich der entthronte König nach Rom ein. —

In Anbetracht der Unmöglichkeit einer Verständigung mit der Kurie über die Neugestaltung Italiens war Napoleon nicht abgeneigt, gegebenen Falles nunmehr die französischen Truppen aus Rom wirklich zurückzuziehen. Bei Cavour konnte er einer vollen Geneigtheit sicher sein. Die eingangs angeführten Sätze aus dessen letzter großen Parlamentsrede lassen sie sehr deutlich erkennen.

Am 13. April 1861 teilt dann im Auftrage des Kaisers dessen Vetter Jérôme Napoléon (Plon-Plon) dem italienischen Ministerpräsidenten einen Vertragsentwurf mit. Die Hauptbestimmungen waren: Frankreich zieht binnen einer bestimmten Frist seine Truppen aus Rom zurück. Italien gewährleistet dafür den Besitz Roms. Es wird sich jeglicher Beschwerde über die Aufstellung einer päpstlichen Armee enthalten, mag sie auch aus fremden Katholiken gebildet werden, sofern sie nicht die Zahl von 10000 Mann übersteigt. Es erklärt sich bereit, einen Teil der Schulden der alten Kirchenstaatsgebiete zu übernehmen.

Der Grundgedanke des Entwurfs war: Italien bleibt den Italienern. Ueber die Frage der weltlichen Herrschaft des Papstes wird ohne dessen Zustimmung verhandelt!

Dieser Vertragsentwurf bildete die Grundlage für spätere Vorschläge, darin allein bestand seine Bedeutung. Er selbst kam leider nicht zur Verwirklichung. Denn einen Monat, nachdem er die Zustimmung Cavours erhalten hatte, starb der große Staatsmann (am 6. Juni 1861). Es war kein Nach-

Digitized by Google

folger da, der die angeschnittene Frage mit dem Gewicht einer bedeutenden Persönlichkeit hätte zu Ende führen können.

Da somit eine Verpflichtung gegenüber dem Partner fehlte, so kam der schwankenden Gegeneinflüssen besonders von seiten der Gemahlin allzu leicht zugängliche Imperator von seinem Vorhaben wieder ab. Zudem durfte er sich nicht der Befürchtung verschließen, daß der Papst, allein und ohne fremde Unterstützung gelassen, gegen seine eigenen Untertanen sich nicht würde halten können. Besonders sobald Garibaldi drohte, der an der Spitze der zum Losschlagen drängenden „Comitati di provedimento" stand.

Im Frühjahr des Jahres 1862 hatten diese einen Angriff auf das dem Königreich ebenfalls noch fehlende Venetien vorbereitet; er war verhindert worden. Nun nahmen sie Rom zum Ziel. Von Sizilien sollte der Zug ausgehen, Garibaldi erschien Ende Juli in Palermo, er sammelte wieder Freiwillige, hielt leidenschaftliche Reden, auch gegen Napoleon, den Räuber seiner Heimat Nizza.

Der Kaiser hatte mit einer Depesche Thouvenels vom 15. Juli 1861 an den Baron Bettino Ricasoli, Cavours Nachfolger, bald nach dessen Tode das Bestehen des neuen Königreichs, allerdings ohne Billigung seiner Politik, anerkannt und die diplomatischen Beziehungen wieder angeknüpft. In seinen verschiedenen, übrigens durchweg ergebnislosen, Vermittlungsvorschlägen für die Kurie hielt er aber unbeirrt an dem Standpunkt fest: Italien verzichtet ausdrücklich auf Rom.

Den entgegengesetzten Standpunkt, der Erbschaft Cavours gemäß, hatte Ricasoli in seinen Vorschlägen, in seinen Parlamentsreden vertreten: „Rom zu besitzen ist für die Italiener nicht bloß ein Recht, sondern eine unerbittliche Notwendigkeit". Auch er wie Cavour mit dem Zusatz: „Wir wollen dahin gehen im Einvernehmen mit Frankreich" (2. Juli 1861).

Trotz der Warnungen der Regierung begann Garibaldi mit 800 Freiwilligen seinen Marsch gegen Rom, dem die entgegengesandten königlichen Truppen am 28. August 1862 ein gewaltsames Ende setzen mußten. „Die Anstrengungen des empörten Italiens brachen sich bei Aspromonte, die Morgendämmerung des neuen Reiches ward getrübt durch Frankreichs Schuld, durch ein Trauerspiel, das noch lebendig im Herzen aller Italiener lebt." [1])

Was Italiens Regierung da getan hatte, war nur ein abgerungenes Zugeständnis an den französischen, damals mit bewaffneter Intervention drohenden Verbündeten von Magenta und Solferino, der mit den bevorstehenden Wahlen in Frankreich zu rechnen hatte. Das Empfinden von Volk und Regierung war jedoch auf Seiten Garibaldi's: „Er war der Träger des nationalen Einheitsgedankens, des italienischen Zeitempfindens!"

Das brachte der Minister des Aeußern Durando in einer Zirkularnote vom 10. September, dem nationalen Empfinden Rechnung tragend, zum Ausdruck:

---

[1]) Crispi in seinen „Memoiren", deutsch von W. Wichmann, S. 208.

Digitized by Google

„Das Losungswort der Freiwilligen war, man muß es zugeben, diesmal der Ausdruck eines Bedürfnisses, welches sich heute dringlicher als je erweist. Die ganze Nation verlangt nach ihrer Hauptstadt. Sie hat dem unbedachten Drängen Garibaldis nur widerstanden, weil sie auf die Erfüllung ihrer Sehnsucht durch den König zählt ... Italien hat eine hohe und letzte Anstrengung gemacht, indem es einen Mann als Feind behandelte, welcher so glänzende Dienste leistete und ein Prinzip hochhielt, das in der Brust aller Italiener lebt ... Diesen Sieg hat Italien gewissermaßen über sich selbst errungen!"

In der französischen Regierung war es Thouvenel, der für diese Forderung der italienischen Nation eintrat und den Kaiser zur Beendigung der Okkupation Roms zu bestimmen suchte. Er ward am 15. Oktober seines Amtes enthoben, in Verbindung mit einem entsprechenden Personenwechsel in dem französischen Ministerium und in der Diplomatie. Es war eine vollständige Systemänderung! Am 26. Oktober erklärte Thouvenel's Nachfolger, Drouyn de Lhuys, daß Durando's Programm nicht die Grundlagen zu einer Verhandlung biete, auf die Frankreich eingehen könne. Es blieb also alles beim alten!

Die Vorbedingungen zu neuen Unterhandlungen mit der französischen Regierung fanden sich erst nach zwei Jahren, als Napoleon durch die gegenseitige Annäherung der drei Ostmächte politisch isoliert war. Diese Kombination benutzte der damalige Ministerpräsident Marco Minghetti[1]) zur Uebermittelung neuer Anträge, die dem Grundsatz der Nicht-Einmischung Fremder auf italienischem Boden entsprachen, an den Kaiser im Sommer 1864. Als fördernd kam noch ein andrer Umstand hinzu:

Für weite Kreise in Italien schien die Verlegung der Hauptstadt inzwischen wünschenswert geworden zu sein, fort vom äußersten Norden, heraus aus dem mit den Interessen und Gewohnheiten des übrigen Italiens unbekannten Piemont, in das Zentrum des ausgedehnten Königreichs.[2]) Turin war noch dazu seit der Abtretung von Nizza und Savoyen zu wenig geschützt gegen einen Angriff von Frankreich her. Hieraus ergab sich für Napoleon die Hauptbestimmung, die in einem Zusatzprotokoll ausgedrückt wurde: Die darauf, am 15. September 1864, zu Paris abgeschlossene Konvention sollte erst Gültigkeit erlangen, sobald König Viktor Emanuel, und zwar binnen sechs Monaten, die Verlegung seiner Hauptstadt verfügt hätte.

Selbstverständlich kam dabei nicht Rom in Betracht. Durch die Verlegung der Kapitale in eine andere Stadt, und zwar nach Florenz, sollte nach Berechnung der französischen Regierung diese Septemberkonvention nichts andres als ein Verzicht auf Rom und eine Anerkennung des Kirchenstaates seitens Italiens sein.

Das entsprach Napoleons wirklichem Einmischungsgrundsatz, der den italienischen Einheitsbestrebungen so wenig freundlich war.[3]) Mit gutem Gewissen, ohne

[1]) Minghetti selbst hat über Vorgeschichte und Inhalt der Konvention eine tief eindringende Darstellung hinterlassen: La Convenzione di Settembre, Un capitolo dei miei ricordi, Bologna 1899.

[2]) Minghetti, La Convenzione di Settembre, S. 59/152.

[3]) Aus seinen Beobachtungen heraus machte der Diplomat Theodor v. Bernhardi

Digitized by Google

einen Vorwurf von seiten der mächtigen klerikalen Partei in Frankreich befürchten zu müssen, wie er wenigstens hoffte, konnte er dann endlich die französischen Truppen aus Rom abmarschieren lassen. Jedenfalls erniedrigend war es aber für die Italiener, die Verlegung ihrer Hauptstadt, eine Frage der Verwaltung und der inneren Politik, sich von einer fremden Macht vorschreiben lassen zu müssen.

Die Konvention enthielt im übrigen die schon früher projektierte Verpflichtung für Italien, das päpstliche Gebiet zu achten und vor jeglichem Angriff zu schützen. Frankreich versprach nun seinerseits, seine Truppen allmählich nach Maßgabe der Reorganisation der päpstlichen Armee, jedenfalls aber im Laufe von zwei Jahren zurückzuziehen.

Gegen die Bildung besagter Armee begab sich Italien jeglichen Einspruchs, vorausgesetzt, daß sie nicht in ein Angriffsmittel gegen die italienische Regierung ausartete. Es erklärte sich ferner zu einem Uebereinkommen bereit behufs Uebernahme eines verhältnismäßigen Teils der Schuld der früheren Kirchenstaatsgebiete. So war Italien durch Frankreich gezwungen, wie Crispi sagt, der Kurie „die Möglichkeit zu geben, ein Heer zu organisieren und zu bezahlen, welches darüber wachen sollte, daß Rom nicht italienisch würde".

Die für Italien so drückende Konvention hat Frankreich nicht einmal selbst beobachtet. Wohl verließen nach zwei Jahren, wie wir vorweg nehmen wollen, die letzten französischen Truppen Rom. Aber die Bildung der vorgesehenen päpstlichen Armee war nur mit französischer Hilfe möglich; die ward um so lieber gewährt, da die öffentliche Meinung in Italien stark mit der Möglichkeit rechnete, daß die Römer sich selbst gegen den Papst erheben und den Besitz ihrer Stadt dem Königreich Italien antragen würden. Einem solchen Rufe nicht Folge zu leisten, war ja durch die Konvention nicht versagt.

An der südfranzösischen Küste in Antibes ward für den Papst eine sog. Fremdenlegion gebildet; auch in Rom blieb ihr französischer Kommandeur mit dem französischen Kriegsminister in offiziöser Verbindung. In sie traten sogar Mannschaften und Offiziere ein, die noch dem französischen Heere angehörten.

Den von Napoleon erhofften Zweck erfüllte aber die Konvention nach keiner Seite hin! Die Sympathien der gegen ihn mißtrauischen klerikalen Partei gewann er mit ihr nicht wieder. Im Gegenteil! Scharfe Angriffe und bittere Vorwürfe waren die Antwort. Der Papst selbst veröffentlichte am 8. Dezember 1864 die Enzyklika „Quanta cura" mit dem bekannten „Syllabus".

Die Verlegung der italienischen Hauptstadt nach Florenz, welche dem Könige selbst bei seiner ausgesprochenen Heimatsliebe so schmerzlich war, rief unter den Piemontesen, besonders natürlich unter den Turinern, überaus heftige Erregungen,

---

1867 in Florenz die Bemerkung: „Napoleon hat die Einheit Italiens nie gewollt; er hat sie ungern geschehen lassen, weil er sie nicht zu hindern wußte." („Aus dem Leben Th. v. Bernhardi's", VIII, 143.)

Digitized by Google

tiefe Erbitterungen hervor, die in Demonstrationen und Zusammenrottungen zum Ausdruck kamen. —

Eine weitere Ablenkung von der für die französische Regierung so peinlichen römischen Frage sollte den Italienern nun die seit 1859 verhältnismäßig in den Hintergrund getretene venezianische bieten. Das war die Idee der Kaiserin Eugenie und ihrer Partei am Pariser Hofe. Sie gab sich der Hoffnung hin, daß Italien die im napoleonischen Manifest von 1859 „Frei bis zur Adria" tatsächlich versprochene Provinz statt des unerreichbaren Roms auf friedlichem Wege erlangen könnte, durch Verzicht Oesterreichs gegen anderweitige Entschädigungen in Geld oder Landerwerb.

Im schlimmsten Fall blieb die Möglichkeit der Ausnutzung einer günstigen Konstellation in dem schon seit Jahren drohenden Kriege zwischen Oesterreich und Preußen: Ein preußisch-italienisches Bündnis zu dem Zwecke erschien Napoleon damals unbedenklich, sogar wünschenswert. An ein solches hatte bereits Camillo Cavour gedacht, wenn er Preußen als den „natürlichen Verbündeten" Italiens (alleato naturale)[1]) bezeichnete.

In der Tat kam am 8. April 1866 der preußisch-italienische Bündnisvertrag zustande: Italien war verpflichtet, in den Krieg einzutreten, wenn Preußen die Feindseligkeiten eröffnete. Für Preußen bestand diese Verpflichtung, wenigstens nach dem strikten Wortlaute des Vertrages[2]), nicht, sollte der Krieg in Venetien ausbrechen. Vorerst hatte der Vertrag nur eine dreimonatliche Dauer.

Des stets schwankenden und damals schwerkranken Kaisers Ansicht aber änderte sich, als ihm Oesterreich das Angebot machte, es wolle auf Venetien verzichten, wenn Frankreich und Italien neutral blieben und mit einer Entschädigung Oesterreichs durch preußisches Gebiet einverstanden wären. Napoleon machte dem italienischen Botschafter Nigra am 1. Mai 1866 gereizte Vorwürfe wegen der naturgemäß inzwischen begonnenen Rüstungen. Beeinflußt war sein Verhalten durch die Rücksicht auf die öffentliche Stimmung in Paris, die Italien entschieden feindlich gesinnt war. In der Kammer fand sie ihren Ausdruck in dem Schluß der einen gewaltigen Beifallssturm entfesselnden Rede Adolf Thiers' vom 3. Mai: „Frankreich hat das Recht, einem Alliierten, für den es fünfzigtausend Soldaten und sechshundert Millionen geopfert, eine den französischen Interessen zuwiderlaufende Politik geradezu zu verbieten."

Noch eindringlicher konnte Napoleon am 4. Mai die Aufgabe des preußischen Bündnisses, zu dem er selbst geraten hatte,[3]) durch Nigra der italienischen Regierung empfehlen. Oesterreich hatte ihm nämlich den formellen Vorschlag gemacht, ihm zur Weitergabe an Italien Venetien abzutreten, sobald es im bevorstehenden Krieg in den Besitz entsprechender Kompensationen aus preußischem Gebiete, nämlich Schlesiens, gelangt sei.

---

[1]) In dem Briefe an O. v. Manteuffel vom 18. Februar 1858 (Lettere Cavour, Vol. VI, p. 176).

[2]) Vgl. U. Govone, G. Govone, Frammenti di memorie (1902), p. 193 ff.

[3]) Vgl. H. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, I, S. 180.

Digitized by Google

Aber die italienischen Staatsmänner fühlten sehr wohl, jetzt mehr als sonst, die drückende Abhängigkeit von Frankreich, wenn sie von ihm auch Venetien als großmütiges Geschenk annähmen. Mit den Waffen mußte es erobert werden, nur so konnte sich Italien eine selbständige Stellung in Europa erringen. Gerade die Emanzipierung Italiens von der französischen Vormundschaft war für die Nationalpartei, an deren Spitze Ricasoli stand, der eigentliche Zweck des Krieges.[1]) Zudem wäre es eine Frage der Ehre und Loyalität, den Bundesgenossen nicht im Stich zu lassen, wie der Ministerpräsident La Marmora es in seinem Telegramm an Nigra hervorhob; er erteilte nach manchen Bedenken Napoleon eine Absage.

Am 12. Juni kam es zwischen Frankreich und Oesterreich zu einem Neutralitätsvertrage, durch den auch die Abtretung Venetiens an Italien gesichert wurde. Frankreich willigte dabei ein, daß unter Umständen der Papst die ihm entrissenen Landschaften, die Marken und die Legationen, zurückerhalten solle, vor allem, wenn sich deren Bevölkerungen einmal gegen die staatliche Einheit Italiens erheben würden.[2]) Allerdings war das ein unwahrscheinlicher Fall! Sicherlich stand diese Klausel mit dem von Napoleon so gern betonten Einheitsprinzip Italiens in einem völligen Widerspruch, der gerade jetzt am wenigsten von ihm hätte hervorgekehrt werden dürfen.

Bekanntlich erklärte Italien, sofort nach Preußen, den Krieg an Oesterreich, hatte jedoch Mißerfolg auf seinem Operationsfelde. Bekannt ist aber auch aus den Berichten des sächsischen Diplomaten Grafen Vitzthum v. Eckstädt,[3]) daß in allen Kreisen der pariser Bevölkerung der Jubel über die Niederlage der Italiener allgemein gewesen, am entschiedensten aber in den Kasernen. Die Soldaten hätten dieselbe durchaus illuminieren wollen zu Ehren der siegreichen Armee.

Der Tag von Königgrätz veranlaßte Franz Josef zu dem Entschlusse, Venetien vorbehaltlos an Frankreich abzutreten und Napoleons sofortige Vermittlung für einen Waffenstillstand anzurufen. Dieser bot demgemäß den Monarchen von Preußen und Italien am 5. Juli seine Vermittlung und vorerst einen Waffenstillstand an.

Nach einer Niederlage Venetien als Geschenk von Frankreich empfangen und auf dessen Gebot die kriegerischen Operationen am Mincio und Po einstellen, sowie an Preußen Bundesverrat üben zu sollen, empfanden die Italiener mit ihrem König als eine schmachvolle Beleidigung.[4])

Napoleons Ansinnen beantwortete Ricasoli damals mit den an Nigra gerichteten Worten: „Es gibt etwas, was wertvoller ist als Venetien; das ist die

---

[1]) Aus dem Leben Theodor v. Bernhardi's, VII, S. 126 und 148.

[2]) H. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, I, S. 298.

[3]) London, Gastein und Sadowa, S. 227.

[4]) Crispi wirft in seinen Denkwürdigkeiten (S. 209) Napoleon vor, er habe Art und Dauer des Krieges festgesetzt, in der Befürchtung, Italien „könnte zu stark aus dem Siege hervorgehen. Jede seiner Anstrengungen sei daher darauf gerichtet gewesen, einen Beweis italienischer Waffentüchtigkeit zu verhindern." — Vgl. die sehr drastischen Bemerkungen des Königs über Napoleon bei Bernhardi VII, S. 128.

Digitized by Google

Ehre Italiens, des Königtums ... Eine Rolle, die seiner Ehre zuwiderläuft, kann Italien nicht annehmen."[1]) Aehnlich äußerte sich auch La Marmora. Der französische Imperator dachte bereits an eine Rückgabe Venetiens an Oesterreich und an den Abschluß eines Bündnisses mit diesem Staate!

Erst nach der Seeschlacht bei Lissa und nach dem Abschluß der Friedenspräliminarien zwischen Oesterreich und Preußen zu Nikolsburg entschloß sich Italien, auch in Rücksicht auf die bedenklichen Kongreßpläne Rußlands,[2]) seinerseits ebenfalls zum Frieden: Es räumte alle strittigen Gebiete nördlich Venetiens. Dieses selbst fiel ihm nun endgültig zu, allerdings unter lästigen Einmischungen Napoleons, die in Italien nur Verstimmungen erzeugen konnten. —

Langsam begann Italien, sich von Frankreich abzuwenden.

Wohl hatte man am Hofe der Tuilerien zu hoffen gewagt, daß mit der Erwerbung Venetiens die Italiener ihre Aspirationen auf Rom als Hauptstadt ihres jungen Königreichs aufgeben würden. Die Enttäuschung sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Im Dezember 1866 war die französische Okkupationsarmee tatsächlich abgezogen. Das große Publikum in Italien, welches die nahen Beziehungen der neuen päpstlichen Armee zu Frankreich nicht kannte, glaubte fest, Rom wäre nun wirklich für immer des französischen Schutzes ledig. Roms bisheriger Schutzherr war zurzeit von anderen Sorgen in Anspruch genommen: Luxemburg, Mexiko und nicht zuletzt die damalige Pariser Weltausstellung, im Hintergrund die drohend heranschleichende Abrechnung mit Preußen. Garibaldi benutzte die Situation, um einen neuen Anschlag gegen Rom vorzubereiten.

Sobald aber die Spannung mit Preußen Ende April 1867 durch Schlichtung der luxemburgischen Frage vorläufig beigelegt war, wandte der französische Kaiser seine Aufmerksamkeit in verstärktem Maße Italien zu. Im Juli ordnete er einen aktiven französischen Offizier, den General Dumont, nach Rom ab, um die Legion von Antibes zu reorganisieren. Daß diese sogar als Bestandteil der Armee Frankreichs anzusehen sei, behauptete Marschall Niel unumwunden. Gegen eine solche Unterstellung mußte der italienische Ministerpräsident entschieden Einspruch erheben.

Als Garibaldi auch diesmal, trotz aller Warnungen, an der römischen Grenze erschien, ließ Rattazzi ihn am 24. September 1867 verhaften und entzog damit dem Plane des französischen Ministerpräsidenten Rouher, sich in die römische Frage durch Entsendung französischer Truppen zu mischen, vorerst den Vorwand.

Garibaldi's Flucht jedoch, sein erneutes Erscheinen mit Freischärlern an der römischen Grenze, ein daraufhin am 23. Oktober ausbrechender Aufstand in der ewigen Stadt selbst, bei dem Enrico Cairoli seinen Tod fand, veranlaßte Frankreich, ungeachtet allen Entgegenkommens der italienischen Regierung, zur tatsächlichen Entsendung eines Expeditionskorps unter dem General Failly nach

[1]) Roma e Venezia, Ricordi storici d'un Romano (1895), pag. 275 f.

[2]) C. Bulle, Geschichte des zweiten Kaiserreichs und des Königreichs Italien, S. 446.

Digitized by Google

Civitavecchia. Aufgabe des neuen Ministeriums unter Menabrea war, vor allem den ungebeten erschienenen französischen Truppen keinen Grund zum kriegerischen Einschreiten zu geben. Ein weiteres Entgegenkommen der italienischen Regierung, sogar der Vorschlag eines europäischen Kongresses zur Regelung der römischen Frage, hatte die Absendung des französischen Korps nicht verhindern können.

Sobald die päpstlichen Truppen am 3. November zum Angriff gegen die Garibaldiner vorrückten, hatte sich ersteren ein Reservekorps von 2200 Franzosen angeschlossen; und sie entschieden bei Mentana die blutige Schlacht: Die neuen französischen Chassepotgewehre wurden zum ersten Male im Kampf gegen Italiener angewendet: sie „taten Wunder", wie General Failly stolz nach Paris meldete. Napoleon hatte allerdings jetzt die Sympathien der klerikalen Partei in Frankreich zeitweilig wiedergewonnen. Aber über den französischen Gewaltvogt durchzitterte ein Schrei nationaler Entrüstung ganz Italien. In poetischer Form hat sie Giosuè Carducci verewigt. Er läßt die Gefallenen zur Italia sagen:

Wir warfen das Leben als Geschenk
Zu Füßen dir in Garben,
Und du bist derer uneingedenk,
Die lächelnd für dich starben!

Für andre, teures Italien, gibt
Dein Auge holden Schimmer —
Doch was sie lebend zumeist geliebt,
Vergessen die Toten nimmer.

Roms Rächer und Retter sind wir allein
Und uns gehört's vor allen —
Zum Kapitol laßt unsre Reih'n,
Laßt zum Triumph uns wallen![1])

Die feierliche Versicherung, welche einst Cavour, im Hinblick und im Vertrauen auf die mit Nizza und Savoyen bezahlte französische Hilfe, in sein Programm aufgenommen hatte: „Wir müssen im Einverständnis mit Frankreich nach Rom gehen", war jetzt zur völligen Unmöglichkeit geworden. Am 5. Dezember 1867 verkündete Frankreichs Ministerpräsident Rouher in der Kammer den Entschluß, daß die nach Rom geschickten Truppen dort bleiben würden. Vom stürmischen Beifall der Deputierten umdröhnt, fuhr er dann fort: „Im Namen der französischen Regierung erklären wir: Italien wird sich Roms nicht bemächtigen! Nein! Niemals!"

Am gleichen Tage aber bekannte der italienische Ministerpräsident im Parlament: „Rom ist für Italien ebenso nötig als Paris für Frankreich."

Unüberbrückbar war der Gegensatz! Italien fühlte sich damals jeglicher Dankesschuld gegen Frankreich quitt. Lediglich wann Frankreich besiegt wäre, durfte es an eine Gewinnung seiner ersehnten Hauptstadt denken! Seine Sympathien konnten nur dem zukünftigen Gegner Frankreichs gehören, und das war Preußen!

Seit Mai 1869 hatte sich jedoch König Viktor Emanuel auf Verhandlungen eingelassen, die auf ein französisch-österreichisch-italienisches Bündnis abzielten. Er

[1]) E. Rüffer, König Viktor Emanuel, S. 162.

Digitized by Google

hoffte dabei im stillen, auf diesem Wege die Lösung der römischen Frage beschleunigen zu können. Aber vor allem war sie der Grund, weshalb Napoleon letzten Endes, zu seinem Unheil, es nicht über sich gewinnen konnte, sich zu binden gegenüber den kategorischen Forderungen des italienischen Ministeriums nach Wiederherstellung der Septemberkonvention von 1864, nach Abberufung der französischen Truppen. „Blut ist geflossen zwischen Frankreich und Italien", mit diesen Worten erinnerte im Ministerrat General Palaviccini an die Schrecken der zweiten französischen „Rom-Expedition".

Wieder war es Rücksicht auf seine innere Politik, auf die klerikale Partei, mit der es Napoleon in jenem Momente nicht zu verderben wagte.[1]) Und als er, bei zunehmender Kriegsbedrängnis im Juli 1870, nachgeben will, da vermögen König Viktor Emanuel und seine Minister es nicht mehr, sich mit einem Abzuge der französischen Truppen aus dem Kirchenstaate, unter Beobachtung jener Konvention, zu begnügen. Das leidenschaftlich gewordene Nationalverlangen des den Franzosen, den „Mördern von Mentana", noch immer zürnenden italienischen Volkes ging jetzt gebieterisch weiter!

Endlich im letzten Augustdrittel erklärte der Imperator durch den Prinzen Jérôme Napoleon, wenigstens persönlich, sich bereit, auf alle Forderungen Italiens bezüglich Roms einzugehen für den Preis der Unterstützung durch eine italienische Armee von 70000 Mann.

Es war zu spät! Der Tag von Sedan machte alle Allianzverhandlungen illusorisch. Der Kirchenstaat war bereits am 12. August von den französischen Truppen geräumt worden; nunmehr ward er von den italienischen besetzt. Am 20. September 1870 fiel Rom, „dank den deutschen Siegen, die man Italien zugemutet hatte zu verhindern"![2]) Das Sehnen der italienischen Patrioten nach ihrer Hauptstadt war erfüllt; aber Niederlage und Demütigung Frankreichs waren erst dazu nötig gewesen. —

Daß die von Napoleon III. gegenüber Italien verfolgte abweisende Politik in der römischen Frage durchaus nicht bloß seine persönliche gewesen, hatte sich bereits 1864 und 1867 in der Italien feindlichen Stimmung der französischen Kammer, 1866 in der Freude der pariser Garnison über die italienischen Mißerfolge gezeigt. Noch deutlicher stellte sich das jetzt heraus, als der Kaiser von der politischen Bildfläche verschwunden war, jener Schutzherr Italiens, von dem Crispi sagte, daß „er sich weigerte, unsere Rechte anzuerkennen, aber dennoch unsere Mitarbeit verlangt und darauf bestanden hatte, uns zu unterdrücken".[3])

Die französische Nationalversammlung, welche sich, nach der Kapitulation von Paris, am 12. Februar 1871 konstituierte, bestand in ihrer Majorität aus Gegnern Napoleons, darunter viele Legitimisten und Orleanisten. Daß sie Thiers, den grundsätzlichen Vertreter der weltlichen Herrschaft des Papstes, zu ihrem und

---

[1]) E. Bourgeois-E. Clermont, Rome et Napoléon III (1907), pag. 226, 231.
[2]) Crispi in seinen „Memoiren", S. 212.
[3]) Memoiren, S. 211.

Digitized by Google

des Staates Oberhaupt wählte, bewies schon ihre wenig freundliche Gesinnung gegen Italien.[1]) Ungescheut bezeichnete jener am 22. Juli in einer Kammerrede das Königreich als eine Schöpfung der „verflossenen Regierung in ihrer unglückseligen Blindheit". Er rühmte sich dabei, von allen Zeitgenossen derjenige zu sein, „der am wenigsten zur Einheit Italiens beigetragen hätte".

Die Unterhandlungen, welche die neue französische Regierung bei der italienischen einleitete, damit sie von einer Verlegung der Hauptstadt nach Rom absehe, waren selbstverständlich ergebnislos: **Mit dem 1. Juli 1871 wurde Rom Kapitale des Königreichs.** Dem Einzuge des Königs blieb auf Geheiß seiner Regierung der französische Gesandte, Graf Choiseul, fern; bald darauf wurde er abgerufen, um erst nach acht Monaten einen Nachfolger zu erhalten.

Einen ständigen Protest gegen die Besetzung Roms durch die Italiener von seiten Frankreichs bildete die jahrelange Anwesenheit des Kriegsschiffes „Orénocque" im Hafen von Civitavecchia zur Verfügung des Papstes. Bereits seit Anfang September 1870 dort verankert, sollte es die Fortführung des Protektorates bezeichnen, das Frankreich über den Heiligen Stuhl weiter beanspruchte. Das Verhalten seiner unbeschäftigten Mannschaft führte zu manchen, auch in den Parlamenten erörterten Unzuträglichkeiten. Erst als die merkwürdige Angelegenheit der Lächerlichkeit zu verfallen drohte, — „der einzigen Waffe, die in Frankreich moralisch tötet", — ward das Schiff endlich in die Heimat beordert.

Francesco Crispi hat als mitbeteiligter und mithandelnder Zeitgenosse seine Eindrücke aus diesem und anderen Vorkommnissen in dem Urteil zusammengefaßt: „Nach 1870 hat Frankreich gegen Italien nur eine Politik der Verachtung und der Zurückweisung geübt. Die republikanische Regierung zeigte dasselbe hochmütige Benehmen. Anstatt vor allem die Mißverständnisse zu zerstreuen und darauf hinzuarbeiten, sich das italienische Volk zum Freunde zu machen, beleidigte und verachtete sie es, drohte sie ihm und machte es sich noch feindlicher gesinnt. Wenn die republikanische Regierung von den früheren Ereignissen gelernt hätte, würde sie begriffen haben, wie das italienische Volk das Verschwinden des Kaiserreichs als eine Befreiung ansah, das mit seinen Ansprüchen und seiner Willkür die italienische Regierung tyrannisiert und die Befreiung Roms verhindert hätte."

In der Tat! Niemals hat sich das Bestreben Frankreichs, Italien zu bevormunden, sowie die gleichzeitig dabei zur Schau getragene Geringschätzung in derartig herausfordernder Weise geltend gemacht als in der von uns jetzt betrachteten Periode. Ihre Höhe aber und zugleich ihr Ende sollten sie in der

[1]) Diese unfreundliche, ja sogar feindselige Gesinnung der neuen französischen Republik hat auch Garibaldi erfahren müssen, als er ihr nach dem Sturz des „Dezember-Mannes" in allzu großem Idealismus seine Dienste anbot. In seinen Memoiren (S. 411) gesteht er offen ein, daß er bereits in Tours auf dem Punkte war, nach Italien zurückzukehren; noch erniedrigender war seine Behandlung von seiten der Nationalversammlung zu Bordeaux, die seine uneigennützigen Dienste mit groben Beleidigungen vergalt.

Digitized by Google

Tunisaffäre[1]) erreichen, die dann den Anlaß dazu gegeben hat, daß sich Italien von Frankreichs Gefolgschaft frei machte, die Kraft und den Mut fand, das lästige Joch beklemmender, die eigene Entwicklung hindernder Abhängigkeit abzuwerfen, durch Anschluß an den Zweibund der Zentralmächte!

Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege[2])

Von

Prof. Carl v. Noorden (Frankfurt a. M.)

Der ehrenvollen Aufforderung des „Württembergischen Frauenvereins vom Roten Kreuz", hier in Stuttgart über Volksernährung im Kriege zu sprechen, komme ich um so bereitwilliger nach, als ich damit zwanglos an einen Vortrag über diätetische Zeit- und Streitfragen mich anlehnen kann, den ich vor sechs Jahren[3]) an gleicher Stelle hielt. Obwohl das damals Gesagte in jedem Stück auch dem heutigen Stand der Ernährungswissenschaft entspricht, und obwohl die damals ausgesprochenen Grundsätze unter normalen Lebensverhältnissen weiter zu Recht bestehen, zwingt doch die Gegenwart zu einer Art Kompromiß zwischen alten Volksgewohnheiten und gleichsam den diätetischen Idealforderungen einerseits und den Notwendigkeiten der Lage anderseits. Es ist vielfach die Befürchtung ausgesprochen, die Volksgesundheit könne bei der Zwangslage, in die uns der Krieg versetzt, Schaden leiden. Namentlich in den ersten Kriegswochen war dies der Fall und führte mancherorts zu unverständigem Verhalten des Publikums, z. B. zu überstürzten und unüberlegten Einkäufen, wodurch der Lebensmittelmarkt schwer erschüttert wurde. Als dann nach den glänzenden Waffentaten der ersten Wochen Beruhigung eintrat, schlugen die anfänglichen Befürchtungen in allzu weitgehende Sorglosigkeit um. Es geschah in den ersten vier Kriegsmonaten wohl manches durch Belehrung und Einwirkung von seiten örtlicher Behörden, verschiedener Vereine, das Allgemeinwohl pflegender Privaten; aber die Seele des Volkes konnte man durch diese schwächlichen Veranstaltungen nicht gewinnen. Nicht zu unterschätzen ist freilich der Erfolg, daß fast die ganze überreiche Obsternte des vergangenen Jahres in wertvolle Dauerware verwandelt wurde. Aber auf andern Gebieten fehlten klare und einheitliche Gesichtspunkte. Gar manche wichtige Maßregel wurde

[1]) Den beiden Begebenheiten, welche die hier besprochene Periode der Wechselbeziehungen zwischen Frankreich sowie Italien einschließen, der Abtretung von Nizza und Savoyen sowie der Erwerbung von Tunis, habe ich in dem vorhergehenden Dezember- bzw. Februar-Heft der „Deutschen Revue" eingehendere Untersuchungen gewidmet.

[2]) Vortrag, gehalten im „Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz in den Kolonien" in Stuttgart, 27. Februar 1915.

[3]) „Deutsche Revue", April-Heft 1909.

Digitized by Google

versäumt. Schuld daran ist, daß zahlreiche, zwar gutgemeinte, aber ohne genügende Sachkenntnis verfaßte und oft einander widersprechende Artikel und Flugschriften in die öffentliche Meinung Wirrwarr brachten. — Eine neue Wendung trat ein, als die Regierung von Ende November an zu einem festen Programm für die künftige Versorgung des Marktes mit Lebensmitteln kam und alle Gemeinden in Gefolgschaft nahm. Es konnte nicht ausbleiben, daß sofort wieder eine neue schwere Beunruhigung des Publikums einsetzte, die bis heute noch nicht abgeklungen ist. Zahlreiche amtliche und private Merkblätter, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Zeitungen von berufener und unberufener Feder sind inzwischen erschienen; allerorts sind die Sachverständigen zusammengetreten, um alle Schichten der Bevölkerung über ihre Pflichten gegenüber der Allgemeinheit und ihr zweckmäßiges Verhalten im Haushalt zu belehren.

Inzwischen sind äußerst wichtige und einschneidende Verordnungen von Staats wegen erlassen worden, zu denen dann noch Verfügungen der einzelnen Kreise und Gemeinden hinzukamen, die den örtlichen Sonderverhältnissen Rechnung tragen. Jeder, der in die Verhältnisse etwas tiefer hineinschaut, muß die Großzügigkeit der neuen staatlichen Maßregeln bewundern und muß anerkennen, daß sie das Richtige trafen. Sie sind die weitaus wichtigste und sicherste Schutzwehr für die Sicherung unsers Lebensmittelmarktes. Wie schon erwähnt, haben sie einen gewissen Schrecken verbreitet. Mit Unrecht; es handelt sich nur um vorsorgliche Maßregeln, die die vorhandenen Lebensmittel in die für die menschliche Ernährung geeignetsten und fruchtbarsten Wege leiten sollen, und die verhüten, daß mehr als nötig von dem für Menschen geeigneten Material als Viehfutter benutzt wird. Hier muß der oft gehörten Ansicht entgegengetreten werden, daß die Schlachtungen in dem vorgesehenen Umfang unnötig seien, da doch das verfütterte Material später in Form von Fleisch und tierischem Fett wieder nutzbar werde. Dies trifft nur in bescheidenem Maße zu; denn von 100 Nährwerteinheiten, mit denen wir die Schlacht- und Milchtiere auffüttern und mästen, kehren nur 20 bis 40 Prozent, im Durchschnitt etwa 30 Prozent, zu uns als verwendbare Nahrung zurück, während der größere Rest von dem Tier zwecks Deckung seiner Energieausgaben verbraucht oder, um drastischer, aber doch zutreffend zu reden, verbrannt wird. Es ist also ein recht kostspieliger Veredelungsprozeß, wenn wir mit Getreide, Kartoffeln, Fettstoffen usw., die zur menschlichen Ernährung geeignet sind, Tiere füttern. Trotz des enormen Verlustes ist das Verfahren vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gerechtfertigt und ist eine Quelle großen Gewinnes für die viehzüchterische Seite der Landwirtschaft; denn die am Tierkörper erhaltenen Produkte stehen trotz der erwähnten Verluste erheblich höher im Preis als das aufgewendete Futter. Unser reiches Deutschland konnte die hohen Kosten dieses Veredelungsprozesses ohne die geringsten Bedenken bezahlen. Jetzt aber handelt es sich nicht um die Frage, wie am meisten Geld zu verdienen ist, sondern wie wir unserm Volke die größte Summe von Nährwerteinheiten sichern. Der Veredelungsprozeß wäre heute, vom Standpunkt des Gelderwerbs aus betrachtet, vielleicht noch lohnender als in

Digitized by Google

Friedenszeiten, und dies könnte den einzelnen Unternehmer gar zu leicht verlocken, durch Verfütterung menschlicher Nahrungsstoffe an Tiere sich reichen Gewinn zu verschaffen, der Allgemeinheit aber damit große Nährwertsummen entziehend. Was vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus sonst ein Vorteil und eine ergiebige Quelle des Volkswohlstands, wäre also jetzt vom Standpunkt der Volksernährung und der Volkskraft aus eine Vergeudung, ja man kann sagen ein Verbrechen. Dies mußte vermieden werden, und dieser Aufgabe dienen — allen andern voran — die einschneidenden Maßregeln über die Monopolisierung des Getreides und über die Schlachtung eines gewissen Prozentsatzes des Großviehes und der Schweine. Der Gesamtbestand soll so weit vermindert werden, daß die Fütterung der übrigbleibenden Tiere größtenteils mit Stoffen gedeckt werden kann, die für die menschliche Ernährung nicht in Betracht kommen oder da nur eine nebensächliche Rolle spielen. Von diesem Gesichtspunkt aus muß von den Schweinen ein sehr viel größerer Prozentsatz geopfert werden als von dem Rindvieh; denn wir müßten zu ihrer Erhaltung mangels ausländischen Kraft- und Mastfutters beträchtliche Mengen Getreide, Kartoffeln, Magermilch u. a. hergeben. Dies geschah bislang in vielleicht höherem Maße, als ratsam war. Alle andern Schlachttiere fallen bei uns rechnerisch kaum ins Gewicht.

Es handelt sich bei den Notschlachtungen um eine Maßregel, die eine vollkommene Neuorganisation unseres Fleischmarktes erforderte und mit ebensoviel Klugheit wie Energie durchgeführt werden mußte. Zunächst galt es, das abzuschlachtende Material zu sichten. Es mußten mit Rücksicht auf die augenblickliche Lage und auf zukünftige Züchtung diejenigen Stämme unseres Großviehbestandes geschont werden, die erfahrungsgemäß aus der gleichen Futtereinheit am meisten Fleisch und Fett ansetzen und die reichlichste und beste Milch liefern; in dieser Hinsicht kommen bei den einzelnen Rassen sehr beträchtliche Unterschiede vor. Ferner hätten die Schlachtungen vorzugsweise dort einzusetzen, wo wegen unzureichender Menge von Hausabfällen die Fütterung mit Getreide und anderm hochwertigem Material in den Vordergrund tritt; das ist hauptsächlich in den Schweinegroßzüchtereien und -schnellmästereien der Fall, viel weniger in den kleinen bäuerlichen Betrieben. Dann mußte gesorgt werden, daß der erhöhte Auftrieb das Schlachtvieh nicht entwerte; sonst hätte das Massenangebot zu einem vorübergehenden verschwenderischen und höchst bedenklichen Verbrauchsanstieg geführt. Daher wurden die Gemeinden und Genossenschaften zum Ankauf von Schlachtvieh und zum Aufstapeln von Dauerware genötigt. Falsch beratene Stimmen wollten auch die kleinen Haushaltungen zur Herstellung solcher Fleischdauerwaren veranlassen — sehr mit Unrecht, denn die zweckmäßige Herstellung von Fleischdauerware ist eine Kunst, die nicht von einem Tage zum andern gelernt wird. Die Gefahr des Verschwendens und Verderbens lag zu nahe. Nach dem, was wir erlebt haben und täglich noch vor uns sehen, spielt sich dank der vortrefflichen Organisation das Abschlachten und das Konservieren der gewaltigen Massen in bewundernswerter Ordnung und ohne jede ernstere Erschütterung des Fleischmarktes ab.

Digitized by Google

Mit den erwähnten Maßregeln in engem Zusammenhang stehen die Verfügungen über Brotgetreide. Daß wir mit Weizen sparen müssen, hörten wir sogleich im Anfang des Krieges, während von Roggen ein Ueberschuß da war. Derselbe hätte aber nicht genügt, den bedeutenden Ausfall an Weizeneinfuhr zu decken, wenn wir ebensoviel Roggen wie früher zur Viehfütterung hätten abgeben müssen. Um eine zweckmäßige Verteilung des Getreides auf Menschen, Tiere und Saatvorräte zu sichern, mußten die bekannten Gewaltmaßregeln ergriffen werden; dem gewiß vorhandenen guten Willen der einzelnen konnte der wichtige Schutz der Getreidevorräte nicht mehr überlassen werden. So entstanden die Verfügungen über stärkeres Ausmahlen der Körner, wodurch im Mittel etwa 20 Prozent mehr backfähiges Mehl für die menschliche Ernährung gewonnen wird, während allerdings die Rückstände um den gleichen Prozentsatz für die Viehfütterung entwertet werden. Es entstand das Verbot des reinen Weizengebäcks und die Verfügung über das Zumischen von Kartoffelmehl zum Roggenbrot; die chemische Zusammensetzung und der Nährwert des Backmehls werden hierdurch kaum geändert; das Kartoffelmehl enthält prozentig mehr Stärke und weniger Eiweißsubstanz als unser altgewohntes Weizen- oder Roggenbackmehl; dagegen ist das neue, stärker durchgemahlene Roggenmehl eiweißreicher und stärkeärmer als das frühere; das eine ergänzt das andre, so daß das neue Kriegsroggenbrot dem alten in allen wichtigen Bestandteilen entspricht.

Erfahrungsgemäß haben diese Maßregeln nicht genügt, vor leichtsinniger Brotvergeudung zu schützen. Man hat sich daher in Berlin und andern großen Städten dazu entschlossen, auch die Brotzuteilung behördlicherseits zu ordnen. Ein einfaches Block- oder Zettelsystem gestattet jeder Haushaltung, wöchentlich 2 Kilogramm Brot pro Kopf zu kaufen. Dies entspricht dem durchschnittlichen Bedarf großstädtischer Bevölkerungen, während es hinter dem in kleinen Städten und auf dem Lande üblichen allerdings erheblich zurückbleibt. Natürlich dürfen und werden die zahlreichen Familien, deren Brotkonsum geringer ist, die überschüssigen Marken zur Berechtigung des Broteinkaufs an andre abgeben. Die wichtige Maßregel zieht ganz automatisch eine umfangreichere Verwendung der Kartoffeln nach sich; Kartoffeln sind ja reichlich vorhanden, und ihre Bestände sind durch das Abschlachten von Schweinen und durch die Beschränkung der Spiritusbrennerei geschont; freilich bedarf die Regelung des Kartoffelmarktes noch viel Nachdenken und Arbeit, denn die Vorräte sind höchst ungleich über das deutsche Land verteilt; wahrscheinlich ist auch hier sehr energischer staatlicher Nachdruck nötig, um Ordnung zu schaffen.

Die Ausfuhrverbote und die besprochenen großzügigen und einige andre, minder wichtige Maßregeln der Bundesregierung gehen von der Annahme aus, daß wir während des Krieges auf den im Lande vorrätigen Nahrungsmittelbestand und auf eigne Produktion angewiesen sind. Dies trifft glücklicherweise nicht ganz zu. Wieviel wir von außen erhielten, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis; die Zufuhr war schwankend. Angesichts der politischen Gesamtlage und der Abhängigkeit der Nachbarländer von dem immer mehr gefährdeten

Digitized by Google

Seeverkehr ist es ganz unsicher, ob uns das Ausland weiterhin beachtenswerte Nahrungsmengen liefern kann; daher haben mit Recht alle bisherigen Aufstellungen und auch die Maßregeln der Regierung etwaige Einfuhr nur als ein willkommenes Geschenk betrachtet, mit dem man aber nicht rechnen darf.

Alles, was bisher staatlicherseits geschehen ist und was noch weiter verfügt wird, kann nur dann den gewünschten Erfolg haben, wenn die Bevölkerung diesen Maßregeln das nötige Verständnis entgegenbringt und vor allem auch das gleiche Vertrauen in die Zweckmäßigkeit des Vorgehens, das jeder Deutsche auf die Handlungen unsrer Heerführer draußen im Felde setzt. Mit voller Zuversicht muß unser Volk die Erklärung der Behörden entgegennehmen, daß die neuen strengen Maßnahmen nicht die Befürchtung rechtfertigen, als ob die Ernährungsfrage in ein Stadium geringerer Sicherheit getreten wäre, sondern nur dazu dienen, auf das Vorhandene die Hand zu halten, um noch größere Sicherheit zu erreichen. In Wahrheit haben wir selbst nach Abzug der unvermeidlichen Verluste, die auf dem Wege vom Produzenten zum Konsumenten und durch ungewöhnlich langes Lagern der Vorräte eintreten müssen, genügend Nahrungsmittel im Lande. Das gilt nicht nur für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft. Es wird schon jetzt vorgesorgt, daß bei der neuen Landbestellung der Anbau sich weniger auf Luxusware als auf Massenproduktion, weniger auf wirtschaftlichen als auf Nährwertgewinn richtet. Wenn dies mit Nachdruck ausgeführt wird — und daß es geschieht, daran brauchen wir nicht zweifeln —, lassen sich aus unserm Boden etwa 15 bis 20 Prozent mehr Nährwerteinheiten herauswirtschaften, als dem bisherigen Ertrag entspricht, und wir gleichen damit die Einbuße aus, die uns der Kriegszustand in Ostpreußen und im südlichen Elsaß bringt.

Es wird uns an Nährwerteinheiten nicht mangeln; dagegen schrumpft die Auswahl unter den Nährwertträgern beträchtlich zusammen. Dies hat glücklicherweise für die abwechslungsreichere Kost der Wohlhabenden viel einschneidendere Bedeutung als für die breite Masse des Volkes, und wir werden weiter sehen, daß es hauptsächlich die städtische Bevölkerung ist, die ihre Lebensweise der Zwangslage anpassen muß, während von dem Landvolke nur in beschränktem Umfange Aenderungen verlangt zu werden brauchen.

Wir wenden uns nunmehr hygienischen Fragen zu und haben zu besprechen, ob und inwieweit die durch die Absperrung vom Weltmarkt aufgenötigte Aenderung der Lebensweise mit der Volksgesundheit verträglich ist. Ich habe nicht vor, diesen Vortrag mit Zahlen zu beschweren, muß aber doch eine Zahlenreihe anführen, die ich dem höchst lehrreichen und interessanten Buche entnehme, das Paul Eltzbacher im Verein mit andern trefflichen Kennern der Volkswirtschafts- und Ernährungslehre herausgab.[1])

---

[1]) P. Eltzbacher, Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan. Braunschweig 1914. Preis M. 1.—. Das Buch enthält eine Fülle anregender Gesichtspunkte und interessanter Einzelangaben. Obwohl es sich zumeist auf Zahlen auf-

Digitized by Google

Zunächst noch einige Vorbemerkungen. Von quantitativ zu vernachlässigenden andern Stoffen abgesehen, setzt sich unsre Nahrung zusammen aus Eiweißkörpern, Fetten und Kohlenhydraten; letztere umschließen die Mehlstoffe und die verschiedenen Zuckerarten. Außerdem sind Mineralsubstanzen erforderlich; deren Zufuhr ist bei jeder vernünftig zusammengesetzten Kost gesichert, so daß wir uns nicht mit ihnen zu beschäftigen brauchen.

Die Eiweißkörper und die ihnen nahestehenden Substanzen nehmen eine Sonderstellung ein; sie liefern uns unersetzliche, in den andern Nährstoffen nicht enthaltene Bausteine, aus denen wir die Eiweißsubstanz der Gewebe und der Säfte herstellen und deren Verschleiß decken. Auf die Art des zugeführten Eiweißes kommt es nicht an, da jedes Eiweiß bei der Verdauung in kleinste Atomgruppen zersprengt wird, aus dem dann der Organismus die arteignen, also die spezifisch menschlichen Eiweißkörper wieder aufbaut. Wir können uns daher ebensogut der tierischen wie der pflanzlichen Eiweißkörper bedienen. Dagegen bedarf der Körper eines gewissen absoluten Minimums der Eiweißzufuhr, das für den erwachsenen Mann von durchschnittlichem Körpergewicht unter besonders günstigen Bedingungen, auf die ich hier nicht eingehe, rund 40 Gramm am Tage beträgt. Auf dieses Minimum darf man die Volksernährung aber nicht einstellen, da jene günstigen Bedingungen nur selten sich zusammen finden. Daher müssen wir neben dem absoluten mit einem zweiten, zweckmäßigen Minimum rechnen, das zwischen 70 und 80 Gramm am Tage liegt. Damit lassen sich alle an das Eiweiß herantretenden Ansprüche des Körpers sicher befriedigen. Männer und Frauen und die verschiedenen Altersklassen zusammengerechnet, stellt sich das zweckmäßige Tagesminimum auf rund 65 Gramm Eiweiß pro Kopf der Bevölkerung. Wir kommen später auf diese Zahl zurück.

In die zweite Gruppe gehören die Fette und die Kohlenhydrate und — wenn in bescheidenen nichttoxischen Dosen genossen — auch der Alkohol. Wir sehen von letzterem ab. Die stickstofffreien Fette und Kohlenhydrate beteiligen sich zwar auch am Aufbau von Körpersubstanz, insbesondere bei der Fettanreicherung; im wesentlichen sind sie aber Brennmaterial und — im physikalischen Sinne des Wortes — Energiespender, mit denen, wie von der Kohle in maschinellen Betrieben, die Kraftleistungen des Körpers bestritten werden. Ob wir Fette oder Kohlenhydrate bevorzugen, ist von geringem Belang; sie können sich gegenseitig vertreten, und zwar in dem Verhältnis von 24 Gramm Kohlenhydrat für 10 Gramm Fett. Angesichts der gleichartigen Wirkung wertet man diese Stoffe gewöhnlich nicht nach Gewicht, sondern nach Wärmeeinheiten (Kalorien), d. h. nach der Energiemenge, die nötig ist, um 1 Liter Wasser um 1 Grad Celsius zu erwärmen.

---

baut, weiß es bis zum Schlusse den Leser zu fesseln und ist für jeden gebildeten Laien verständlich. Niemand, der sich über die Lage des deutschen Lebensmittelmarktes unterrichten will, sollte versäumen, es gründlich zu lesen. Es wird manchem schiefen Urteil, das Unberufene abgeben, womit sie die Zeitungen belasten und die Bevölkerung verwirren, vorbeugen.

Digitized by Google

Die vom Körper assimilierte Energie beträgt

aus 1 Gramm	Eiweiß	= 4,1	Kalorien
„ 1 „	Kohlenhydrat . . .	= 4,1	„
„ 1 „	Fett	= 9,3	„

Der tägliche Kalorienbedarf ist nach Geschlecht, Lebensalter und Arbeitsleistung ungeheuer verschieden. Um zu verwertbaren Zahlen zu gelangen, hat man den Kalorienbedarf des gesunden Mannes von mittlerem Gewicht, mittlerem Alter und mittlerer Arbeitsleistung als „Bedarfseinheit" genommen. Es ergibt sich, daß die 68 Millionen nach Alter und Geschlecht gemischter Bevölkerung ebensoviel Kalorien bedürfen wie rund 52 Millionen „Bedarfseinheiten", d. h. gesunder erwachsener Männer. Der tägliche Kalorienbedarf einer solchen „Bedarfseinheit" ist 3000 Kalorien, wobei es gleichgültig ist, ob diese Kalorien mehr von Fett oder Kohlenhydraten oder Eiweiß gespendet werden, wenn letzteres nur in der Höhe eines gewissen, oben erwähnten, zweckmäßigen Minimums vertreten ist.

Nach diesen Vorbemerkungen wird uns die Eltzbachersche Tabelle verständlich.

Jahresbedarf der Gesamtbevölkerung	Eiweiß in 1000 Tonnen (1 Tonne = 1000 Kilogr.)	Kalorien in Milliarden
1. Wirklicher Verbrauch vor dem Kriege	2307,0	90420,0
2. Bedarf (reichlich berechnet)	1605,0	56750,0
3. Zur Verfügung bei unveränderter Wirtschaftsweise	1543,0	67860,0
4. Zur Verfügung bei Ausführung der schon getroffenen und weiterhin zu treffenden Maßregeln .	2022,8	81250,8
5. Ueberschuß des bisherigen Verbrauchs über wirklichen Bedarf. (Differenz zwischen 2. und 1.) .	702,0 (= 46%)	33670,0 (= 57%)
6. Differenz zwischen 3. und 2.	−62,0 (= 4%)	+11110,0 (= 18%)
7. Differenz zwischen 4. und 2.	+417,8 (= 26%)	+24500,8 (= 43%)
8. Differenz zwischen 4. und 3.	+479,8 (= 31%)	+13390,8 (= 19%)

Diese mit aller Vorsicht aufgestellten Zahlen ergeben ein sehr erfreuliches Bild. Sie bedürfen einiger Erläuterungen.

Zunächst sehen wir aus Vergleich der 1. und 2. Position, daß wir vor dem Kriege sehr verschwenderisch wirtschafteten; man schaue auf die Zahlen der 5. Position. Wir überschritten den reichlich berechneten wirklichen Bedarf um 46 Prozent Eiweiß und 57 Prozent Kalorien. Die Hauptursache war der Veredelungsprozeß, der pflanzliches in tierisches Nährmaterial verwandelte, und ferner — so hart es klingen mag — einfache Vergeudung (Nichtbenutzung hochwertiger Abfallstoffe und Verderbenlassen pflanzlichen Materials). Nach Abzug der über das Notwendige hinausgehenden und als Luxus zu bezeichnenden

Digitized by Google

Werte für den Veredelungsprozeß und der leicht vermeidbaren Vergeudung vermindert sich die Spannung zwischen früherem Verbrauch und wirklichem Bedarf sowohl für das Eiweiß wie für die Gesamtkalorien auf etwa 14 bis 15 Prozent, ein Ueberschuß, den sich unser reiches Volk wohl gestatten durfte.

Von besonderer Wichtigkeit ist der Vergleich zwischen Position 3 und 2, deren Differenz in der Position 6 zutage tritt. Wir sehen daraus, daß uns mangels jeglicher Einfuhr eine gewisse Menge Eiweiß fehlt. Wenn es auch nur 4 Prozent sind, so fällt dies doch bei der Unersetzlichkeit der Eiweißkörper schwer ins Gewicht, um so mehr, als eine gerechte Verteilung des Eiweißmaterials große Schwierigkeiten macht. Bei seinem hohen Geldwert steht zu befürchten, daß den wirtschaftlich Schwachen davon zu wenig zufließt. — Anders als mit dem Eiweiß verhält es sich mit den stickstofffreien Nahrungsmitteln; es ist von Kohlenhydraten und Fetten, zusammengenommen, ein gewisser Ueberschuß da; er beruht auf den Vorräten an Kohlenhydraten, namentlich an Zucker; der Ueberfluß daran überkompensiert den beträchtlichen Ausfall an Fetten. Nun ist es zwar richtig, daß stärkerer Verbrauch von stickstofffreien Nährstoffen, insbesondere Kohlenhydraten, den Eiweißbedarf etwas herabdrückt. Aber die Spannung von 18 Prozent ist doch nicht groß genug, um darauf zu bauen.

Daher sind Aenderungen in der Gesamt- und Einzelwirtschaft nötig. Die hauptsächlich ins Gewicht fallenden Aenderungen unterstehen dem Einfluß und der Initiative der staatlichen Gewalt; um den vollen Erfolg zu sichern, bedarf aber der Staat der willigen Hilfe jeder einzelnen Familie. In der mehrfach erwähnten Schrift werden folgende Grundzüge festgelegt, die einerseits zu sparsamer Wirtschaft, anderseits zur Erhöhung der Nährwertsummen führen:

Aenderung der Viehhaltung.

Verbot der Verfütterung von Brotgetreide.

Mehrverbrauch von Magermilch und Magerkäse, die durch die angeordneten Schlachtungen verfügbar werden.

Kartoffeltrocknung in Form der sog. Kartoffelflocken.

Einschränkung der Buttererzeugung.

Moorkultur. — Zugrunde gelegt ist dabei die Bodenfläche, die bis zur nächsten Aussaat anbaufähig gemacht werden kann.

Verbot der Herstellung von Getreidealkohol.

Gemüse- und Obstkonservierung, die den bisherigen, auf reichlich 30 Prozent der Ernte zu beziffernden Verlusten entgegenarbeitet.

Verbot der Herstellung von Weizenstärke.

Verfütterung einer gewissen Menge des überschüssigen Zuckers an das Vieh.

Meidung der Vergeudung. Diese Mahnung richtet sich an die Hausfrau.

Diese Wirtschaftsänderungen setzen das Zusammenwirken technischer, landwirtschaftlicher und administrativer Kräfte voraus. Wieviel sie uns über das bei früherer Wirtschaftsweise Verfügbare sichern, erhellt aus Position 8. Sie sehen, wir gewinnen dabei 31 Prozent Eiweiß und 19 Prozent Kalorien über den Ertrag unsers bisherigen Wirtschaftssystems und werden, wenn es exakt

Digitized by Google

durchgeführt wird, nach Position 7 einen Ueberschuß von 26 Prozent Eiweiß und 43 Prozent Kalorien über den wirklichen Bedarf zur Verfügung haben.

Wir wenden uns nun der Frage zu, wie weit durch geänderte Wirtschaftslage die einzelne Familie und der einzelne Mensch betroffen wird, und welchen Gesichtspunkten sie bei ihrer Lebenshaltung zu folgen haben. Wir gehen dabei am besten von den Hauptgruppen der Nahrungsmittel aus.

Eiweißnahrung. Die Neugewinnung von Eiweiß über den bisherigen Umfang hinaus bietet für Verwaltungstechnik, Landwirtschaft und Viehzucht besonders große Schwierigkeit, und es bedarf hier unbedingt der Mitwirkung jedes einzelnen, um trotz des zweifellos zu erwartenden Ueberschusses (Position 7) auskömmlich zu wirtschaften. Wir setzten als Durchschnitt für den täglichen Kopfbedarf der Gesamtbevölkerung 65 Gramm, für den erwachsenen Mann 70 bis 80 Gramm als zweckmäßiges Minimum fest. Eine andre Frage ist, ob dieses „zweckmäßige Minimum" gleichzeitig das „zweckmäßige Optimum" ist. Ich möchte das verneinen und betrachte es aus Gründen, die ich an andern Stellen niedergelegt habe und die ich auch in meinem hiesigen Vortrage vor sechs Jahren kurz anführte, als wünschenswert, daß sich der durchschnittliche Tagesverbrauch an Eiweiß bei unserm Volke nach dem Kriege auf etwa 100 Gramm erhebt. Diese Zahl wurde bisher nicht erreicht; der durchschnittliche Verzehr war maximal 93 Gramm. Wenn man bedenkt, daß dem Wohlhabenden die Eiweißkörper bedeutend leichter zugänglich sind, wenn man die Kostordnung in begüterten Familien und in Gasthäusern mit hohen und mittleren Preisen in Betracht zieht, so ist es klar, daß auf die weniger zahlungsfähigen Volksschichten eine Eiweißzufuhr entfiel, die sicher nicht über dem zweckmäßigen Minimum, wahrscheinlich oft erheblich tiefer lag. Die jetzige Zwangslage und die geistige Arbeit, die wir jetzt auf wirtschaftlichem und ernährungstechnischem Gebiet leisten, werden es uns erleichtern, für die Zukunft unserm Volke die Produktion und die Einfuhr größerer Mengen preiswerten, billigen Eiweißmaterials zu sichern, so daß nicht nur die wohlhabende, sondern auch die ärmere Bevölkerung der Wohltat reichlicheren Eiweißverzehrs teilhaftig wird. Nur die ärmere Schicht kommt in Betracht; die wohlhabende kann und wird ihren Eiweißverzehr nicht weiter steigern. Hier handelt es sich also um ein wichtiges soziales Zukunftsproblem. Ich bringe damit zum Ausdruck, daß ich die Bestrebungen mancher moderner Physiologen, unsern Eiweißbedarf möglichst niedrig zu werten, durchaus nicht billige. Lassen wir ruhig andre Völker jenen Modesuggestionen sich unterwerfen, und halten wir an der völkergeschichtlichen Erfahrung fest, daß kräftige Völker, die germanische Rasse voran, immer starke Eiweißverzehrer waren. Trotz dieser Gesichtspunkte ist es ohne weiteres erlaubt und mit der Volksgesundheit und -entwicklung zweifellos verträglich, wenn wir uns vorübergehend in die Zwangslage fügen und auf Monate oder selbst Jahre hinaus die Eiweißzufuhr dem „zweckmäßigen Eiweißminimum" nähern.

Wie schon früher erwähnt, richtet sich diese Mahnung vorwiegend an die städtische Bevölkerung und bei ihr vor allem an die Wohlhabenden. Der

Digitized by Google

ärmeren Bevölkerung dürfen wir keine wesentliche Beschränkung der gewohnten Eiweißzufuhr auferlegen, da sie auch früher das zweckmäßige Minimum sicher nicht überschritt. Wir müssen nur dafür sorgen, daß sie das gewohnte Maß zu annehmbaren Preisen erhalten, und hierauf zielen unter andern die früher besprochenen staatlichen Maßregeln hin.

Die wichtigsten Eiweißträger unsrer Nahrung sind: Fleisch und Fisch, Eier, Hülsenfrüchte, Milch und Käse. Wenn mit dem einen oder andern oder mit einem Gemisch derselben nicht mindestens Zweidrittel des Eiweißtagesbedarfs gedeckt wird, so ist die Gefahr groß, daß die gewünschte Summe nicht erreicht wird, da fast alle übrigen Nahrungsmittel verhältnismäßig eiweißarm sind. Von den Eiweißträgern ist das Fleisch bei weitem am teuersten. Für den fortschreitenden Wohlstand zeugt, daß seit dem Deutsch-Französischen Kriege der Jahresverbrauch von 26 Kilogramm pro Kopf rund auf das Doppelte gestiegen ist, so daß wir im letzten Jahre selbst den durchschnittlichen Jahreskonsum Englands überschritten haben. Unser täglicher Verbrauch war im Jahre 1912 pro Kopf und Tag = 140 Gramm. Dies verteilt sich aber höchst ungleich, denn auf die großen Städte entfallen zirka 190 Gramm pro Kopf und Tag, und in ihnen wieder auf die wohlhabende Bevölkerung zirka 220 Gramm pro Kopf und Tag. Wir wollen hier von der Frage ganz absehen, ob eine solche Höhe des Fleischverzehrs, zu der übrigens nur die Minderzahl der Bevölkerung gelangt ist, gesundheitlich nützlich oder schädlich oder gleichgültig ist. Jedenfalls ist es vaterländische Pflicht jedes einzelnen, der bisher ein starker Fleischesser war, von dieser Gewohnheit zu lassen. Es war ein Luxus, den sich der einzelne, der ihn bezahlen konnte, in Friedenszeiten leisten durfte; jetzt aber wäre es ein Verbrechen an der Allgemeinheit, daran festzuhalten. Der einzelne darf nicht sagen, auf seinen Mehrkonsum von 50 bis 100 Gramm käme nichts an; wenn der eine so denken darf, ist der andre berechtigt, ebenso zu denken, und in der Folge würde das Fleisch für die ärmere Bevölkerung und den Mittelstand immer unerschwinglicher. Man muß sich durchaus darüber klar sein, daß es Pflicht der Wohlhabenden und des Mittelstandes ist, in der Fleischfrage den Staatsbedürfnissen entgegenzukommen. Wir müssen den Gesamtfleischkonsum der Gesamtbevölkerung um etwa 20 Prozent herabdrücken. Dies wird erreicht, wenn die bisher stark am Fleischverbrauch hauptsächlich beteiligten Kreise — und dazu gehört auch zum Teil der Mittelstand — ihren Konsum auf etwa 60 Prozent des bisher gewohnten ermäßigen. Daß hierin nicht nur das frische Fleisch, sondern auch die Fleischkonserven eingeschlossen sind, bedarf kaum der Erwähnung. Ein einziger fleischfreier Tag in jeder Woche, von der ganzen Bevölkerung durchgeführt, spart schon zirka 10 Prozent der Fleischvorräte.[1])

Ueber die Auswahl der Fleischarten nur einige Worte; sie muß sich nach der jeweiligen Marktlage richten, und diese ist nicht allerorts die gleiche. Im

[1]) Bei dieser Abschätzung ist berücksichtigt, daß ein Teil der Bevölkerung überhaupt nie Fleisch genießt (Kinder, Vegetarier usw.).

Digitized by Google

wesentlichen kommen nur Rinder und Schweine, in manchen Gegenden auch Hämmel in Betracht. Das Abschlachten der Kälber ist gesetzlich geregelt, so daß ein Mißbrauch kaum möglich ist. Wie spärlich das Geflügel, ist bekannt, und so wird es wohl auch bis zum Ende des Krieges bleiben.

Als Fleischersatz sind zunächst die Fische zu erwähnen. Fisch ist dem Schlachtfleisch annähernd gleichwertig: im Durchschnitt entsprechen 120 Gramm Fischfleisch 100 Gramm Rindfleisch. Die Abweichungen von diesem Wertverhältnis nach oben und unten sind gering und können vernachlässigt werden. Es ist nun nicht so gedacht, als ob die Lücke im Fleischverbrauch durch Fische aufgefüllt werden soll. Dazu ständen uns wegen der Hemmung der Hochseefischerei viel zu wenig Fische zur Verfügung. Am stärksten ist leider die Einfuhr der billigen Fische geschädigt, Heringe, Dorsche, Schollen, Kabeljau, Schellfische. Von billigem Material blieb nur die Trockenware, der sog. Stockfisch und Klippfisch, in beliebiger Menge zur Verfügung, und wenn unsre guten Beziehungen zu den nordischen Nachbarländern fortbestehen, wird es wohl auch weiter so bleiben. Wo mit dem Pfennig gerechnet werden muß, sollte man den als billigen und höchst nahrhaften Fleischersatz bei allen Bewohnern der nordatlantischen Küsten sehr geschätzten Stockfisch ausgiebig verwenden. Da es eigner, im Binnenland wenig bekannter Verfahren bedarf, um daraus schmackhafte Speisen herzustellen, sollten die Hausfrauenvereine es sich angelegen sein lassen, Hausfrauen und Köchinnen darin zu unterrichten. Stockfisch, mit reichlich Kartoffeln und Gemüse und etwas Fett angerichtet, gibt ein vollwertiges Mittagsmahl, bei dem jegliches Fleisch gestrichen werden soll. Während wir die ärmere Bevölkerung auf Stockfisch und andre noch leidlich billige Fische hinweisen, muß der wohlhabende Teil der Bevölkerung ermahnt werden, mindestens zweimal in der Woche das Fleisch gänzlich durch wertvollere Fische zu ersetzen, wie dies in katholischen Gegenden einmal die Woche seit alters üblich ist. Sie werden uns vorwiegend über Holland geliefert, ob auf die Dauer, ist wegen der Seeblockade Englands freilich zweifelhaft. Solange sie aber am Markte sind, müssen sie auf das eifrigste abgenommen werden. Jedes Pfund der wertvolleren Seefische, wie Seezunge, Steinbutt, Schellfisch, Seehecht, Muscheln u. dgl., spart annähernd ein Pfund Fleisch. Freilich sind sie gegen früher im Preis gestiegen, aber nicht bedeutend. Bisher lagen die Dinge so, daß viel mehr erstklassige Seefischware hätte geliefert werden können, als vom Publikum abgenommen wurde. Manche glaubten vielleicht, daß die Fische nicht erhältlich seien, andre haben leider den geringen Preisaufschlag gescheut; sehr mit Unrecht, denn diejenigen, die es zahlen können, dürfen jetzt nicht einige Pfennige oder höchstens einige Groschen sparen wollen, wenn sie durch willige Abnahme der Seefische zum Schutz unsrer Eiweiß- bzw. Fleischvorräte Großes beitragen können. Diese Mahnung bezieht sich auch auf die noch sehr bedeutenden Vorräte an Fischdauerwaren in Büchsen und auf die Halbdauerware, wie geräucherte Fische, die zu mäßig erhöhten Preisen uns noch immer zugehen; letztere verdürben, wenn das zahlungsfähige Publikum sie nicht aufnähme. Die Ganzdauerwaren (in Büchsen) sollen natürlich noch geschont werden.

Digitized by Google

Mit der zweiten Gruppe der Eiweißträger, den Eiern, sieht es am schlimmsten aus. Waren wir doch gewohnt, über 40 Prozent unsres Eierverbrauchs vom Ausland zu beziehen, im ganzen für 188 Millionen Mark. Weitaus das meiste kam aus Rußland, das uns nichts mehr liefern will, und aus Oesterreich-Ungarn, das uns nicht so viel wie früher liefern kann. Der gesamte Jahresverbrauch belief sich auf zirka 125 Eier pro Kopf der Bevölkerung, wovon das Ausland etwa 50 lieferte. Es leidet hierdurch hauptsächlich die Küchentechnik, die zur mundgerechten Zubereitung vieler Speisen die Eier schwer entbehren kann. Ein gewisser Ausgleich kommt dadurch zustande, daß manche Industrien, die zu technischen Zwecken sehr viel Eier verbrauchten, jetzt mehr oder weniger feiern. Immerhin werden wir, wenn es auch gerade in jetziger Jahreszeit noch nicht fühlbar ist, mit einem starken Ausfall und erheblicher Preissteigerung rechnen müssen, da das Verbot der Getreideverfütterung sowohl unsre Hühnervölker dezimieren wie ihre Fruchtbarkeit beeinträchtigen wird. Trotz der enormen Summen, die wir für Eier an das Ausland bezahlten, fällt der Ausfall an Nährwerten nicht sehr stark ins Gewicht; er entspricht wenig mehr als $^1/_2$ Prozent des völkischen Eiweiß- und Kalorienbedarfs. Es wird nun Aufgabe der küchentechnischen Lehrkurse sein, die Hausfrauen zu unterrichten, wie sie in der Küche an Eiern sparen können, damit mehr Eier für die Ernährung von Kindern, alten Leuten, schwächlichen und kranken Personen frei werden. Es sei darauf hingewiesen, daß noch beträchtliche Mengen vortrefflicher, für die Küche sehr geeigneter Eierkonserven am Markte sind, teils in flüssiger, teils in Pulverform (Lakto-Eipulver, Ovulin und dgl.).

Zur dritten Gruppe der hauptsächlichen Eiweißträger gehören die Hülsenfrüchte. Von ihnen sind die wertvollsten, die Linsen, nicht mehr erhältlich, da wir nur wenig davon anbauen und fast den ganzen Bedarf aus Rußland bezogen. Aehnliches gilt für trockene Erbsen, während wir den Bedarf an frischer Ware fast vollständig im Inland decken. Immerhin erhielten wir bisher eine gewisse Menge davon fortlaufend aus dem Ausland, freilich zu hohen Preisen. Das zahlungsfähige Publikum sollte alles, was erhältlich ist, aufnehmen. Dem Haushalt der ärmeren Bevölkerung sind Erbsen fast unerschwinglich, ihm stehen von den trockenen Hülsenfrüchten nur die Bohnen zur Verfügung, die wir, wie es scheint, in größerer Menge als früher berechnet, aus den Balkanstaaten erhalten können. Im Nährwert stehen die Bohnen obenan; sie übertreffen den der Linsen und Erbsen um 10 bis 12 Prozent; 100 Gramm trockene weiße Bohnen enthalten mehr Eiweiß als 100 Gramm Fleisch, und ihr Gesamtnährwert ist etwa dreimal so hoch wie mageres, doppelt so hoch wie mittelfettes Fleisch gleichen Gewichtes. Voraussetzung ist aber, daß man die Bohnen nicht nur auf das gründlichste weichkocht, was zwecks Feuerersparnis am besten in der Kochkiste geschieht, sondern daß sie auch so fein wie Kartoffelbrei durchgeschlagen werden. Nur in dieser Form werden die hochwertigen Hülsenfrüchte, also auch Linsen und Erbsen, vom Darmkanal des Menschen gut ausgenützt;

Digitized by Google

von unzerkleinerten und nur gekochten Hülsenfrüchten erscheinen ungefähr 30 bis 35 Prozent der Eiweiß- und zirka 20 Prozent der Mehlsubstanz unverdaut in den Ausscheidungen wieder; also eine grenzenlose Verschwendung. Die Ueberführung in feine Breie und durchgeschlagene Suppen erhöht auch wesentlich die Bekömmlichkeit der Hülsenfrüchte.

Die letzten der hauptsächlichen Eiweißträger sind Milch und Molkereiprodukte. Unsern Bedarf an eigentlicher Milch haben wir bis auf ganz geringe Mengen stets im Inland gedeckt; weniger günstig war das Verhältnis bei Butter und Käse, von denen wir ansehnliche Teile vom Ausland bezogen. Immerhin sind sie gering im Vergleich mit den zu ihrer Erzeugung nötigen Futterstoffen, die uns das Ausland lieferte. Wir können zweifellos nicht unsern Gesamtmilchkühebestand mit dem inländischen Futtermaterial durchfüttern, und man hat daher das Abschlachten von etwa 10 Prozent der Milchkühe in Aussicht genommen, wobei natürlich vorzugsweise die schlechten Milcher geopfert werden müssen. Wenn hierdurch auch zunächst ein Ausfall entsteht, so wird derselbe doch reichlich wieder eingebracht, da die Abschlachtung eines hohen Prozentsatzes der Schweine enorme Mengen der wertvollen, eiweißreichen Mager- und Buttermilch für die menschliche Ernährung zur Verfügung läßt. Die abgerahmte oder Magermilch enthält in der Volumeinheit $^{3}/_{5}$ des Nährwertes von Vollmilch; der Eiweißgehalt ist sogar nur um $^{1}/_{12}$ geringer als der der Vollmilch. Es stecken also noch ansehnliche Nährwertsummen darin. Die Magermilch könnte die Eiweißarmut von gesalzten und gesüßten Mehlspeisen, von Gemüsen und namentlich von Kartoffelgerichten befriedigend ausgleichen. Ehe sich unsre Schweinezucht auf die erstaunliche Höhe des letzten Dezenniums erhob, geschah dies auch bei der ländlichen Bevölkerung in reichem Maße. Dann verlor sich — von kleineren Bezirken abgesehen — diese Gepflogenheit, weil es wirtschaftlich lohnender war, die Magermilch zu verfüttern und den eignen Bedarf mit andern Eiweißträgern zu decken. Unsre ländliche Bevölkerung muß jetzt zu der alten Sitte zurückkehren. Auch die städtische Bevölkerung könnte ihr darin folgen. Doch stehe ich nach dem, was wir bisher erlebt haben, der Magermilchversorgung der großen Städte, namentlich im deutschen Westen, sehr skeptisch gegenüber. Es stellen sich große verkehrstechnische Schwierigkeiten in den Weg, da die magermilchliefernden ländlichen Betriebe meist von den großen Zentren weit entfernt sind und die Magermilch sich nicht lange hält. Für die Städte wichtiger als die Magermilch ist ihr nächster Abkömmling, der Quark, auch Topfen oder Siebkäse genannt. Er ist viel haltbarer, seiner kleineren Masse wegen auch leichter zu transportieren und wegen seines hohen Eiweißgehaltes breitester Anwendung würdig. Die Küche kann mit ihm zahlreiche, sehr schmackhafte und beliebte Speisen herstellen. Namentlich in Oesterreich geschieht dies in großem Umfang und hat nicht wenig zum Ruhme der Wiener Küche beigetragen. Da die Methoden nicht überall bekannt sind, müßten sich die Hausfrauenvereine ihrer Verbreitung mit Nachdruck annehmen, denn es ist keine Frage, daß wir in den nächsten Monaten einen großen Teil des völkischen Eiweißbedarfs mit diesen Molkereiprodukten decken

Digitized by Google

müssen. Das gleiche gilt von den aus Magermilch gewonnenen Dauerwaren, den sog. Magermilchkäsen (Mainzer, Nieheimer, Harzer, der sog. grüne Kräuterkäse und viele andre inländische Produkte).

Daneben wird natürlich auch der im Preise höher stehende Vollkäse, d. h. das aus nicht abgerahmter Milch hergestellte Molkereiprodukt, eine ansehnliche Rolle spielen. Ob es ernährungswirtschaftlich ratsamer ist, Mager- oder Vollkäse herzustellen, läßt sich allgemeingültig nicht beantworten; es spielen da manche technische Fragen mit hinein, auf die ich hier nicht eingehen kann. Wir haben bisher noch beachtenswerte Mengen von Vollkäse aus dem Ausland bezogen. Solange dies der Fall ist, sollten derartige Auslandwaren, obwohl im Preise gestiegen, von dem zahlungsfähigen Publikum willig abgenommen werden; sie retten damit billigere Ware für die Bedürftigeren. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus ist der stärkere Verbrauch von Molkereidauerware, also in erster Stelle von Käse, auf das wärmste zu empfehlen. Die viel gehörte Ansicht, daß Käse schwer verdaulich sei und den Magen ungebührlich belaste, ist für den Gesunden völlig unzutreffend. Sie ist eines der vielen Vorurteile, die sich über die Bekömmlichkeit und Nichtbekömmlichkeit bestimmter Nahrungsmittel unbemerkt eingeschlichen haben. Für den Kranken, selbst für den Magenkranken finden sich sowohl unter den Mager- wie unter den Vollmilch- und Rahmkäsen viele weiche und milde Sorten, die nicht nur unschädlich sind, sondern von den Aerzten mit besonderem Nachdruck empfohlen werden (unter den Magerkäsen der Topfen, unter den Fettkäsen die vortrefflichen deutschen Nachahmungen des französischen Gervais und ähnliches). Es sei nicht versäumt hinzuzufügen, daß für zahlreiche und besonders kräftige deutsche Volksstämme, z. B. in den Schweizer und Oesterreichischen Alpen, ferner in manchen Gegenden Niederdeutschlands und Hollands, Käse das bevorzugte und weitaus wichtigste eiweißhaltige Nährmittel ist.

Bei richtiger Ausnutzung der zur Verfügung stehenden Futtermittel, bei Anpassung der Land- und Molkereiwirtschaft an die neue Lage, bei williger Aufnahme der Magermilch und Magermilchprodukte durch die Bevölkerung werden wir mit kaum nennenswerter Einbuße an Vollmilch und den gewöhnlichen Fettkäsen zu rechnen haben. Allerdings ist dabei vorausgesetzt, daß wir bei weitem nicht mehr soviel Milch zu Butter verarbeiten wie bisher. Die Buttergewinnung ist zwar vom finanziellen Standpunkt aus die lohnendste Form der Milchwirtschaft; von heute geltenden Gesichtspunkten aus wäre es nur dann zulässig, sie im bisherigen Umfang aufrechtzuerhalten, wenn der Milchrest, d. h. die Mager- und Buttermilch, voll und ganz zur menschlichen Ernährung nutzbar gemacht werden könnte. Das ist aus verschiedenen, unter andern verkehrstechnischen, Gründen unmöglich.

Wenn nun nach dem Gesagten gewisse Arten von Eiweißträgern uns schwerer zugänglich sind, so steht als Gesamtresultat doch außer Frage, daß wir durch Anpassung der Land- und Milchwirtschaft an die neuen Verhältnisse und bei Verzicht der wohlhabenden Stände auf luxuriösen Eiweiß-, insbesondere Fleischverbrauch und bei sparsamem Haushalten nicht nur zum „zweckmäßigen" Minimum

Digitized by Google

kommen, sondern darüber hinaus den Eiweißbedarf des Gesamtvolkes und jedes Einzelnen decken können.

Sehr viel schlimmer sind wir mit den Fetten daran. Man kann darüber streiten, ob der durchschnittliche Fettverbrauch unsers Volkes, der seit vierzig Jahren ganz enorm gestiegen ist, die wünschenswerte Höhe überschritten hat. Manche sind dieser Ansicht; jedenfalls läßt sich der Verbrauch ohne Nachteil wesentlich einschränken. Große Ersparnisse können und müssen auf dem Gebiet der industriellen Technik gemacht werden, vor allem bei der Seifenfabrikation und Seifenverwertung; darauf gehe ich hier nicht näher ein; es sei nur daran erinnert, daß das Zusammenbringen von Seife mit kalkhaltigem, sog. hartem Wasser die Seife enorm entwertet. Aber auch im Haushalt muß sparsamer gewirtschaftet werden; enthielten doch die Berliner Abwässer nicht weniger als 20 Gramm Fett pro Tag und pro Kopf der Bevölkerung. Nach Art des aufgefundenen Fettes stammte ein sehr großer Teil aus den Haushaltungen; es waren verschleuderte fortgespülte Mengen von Speisefetten. Bedenkt man, daß 20 Gramm etwa den vierten bis fünften Teil des in Deutschland durchschnittlich vom Einzelnen verzehrten Fettes ausmachen, so sieht man, wieviel durch Sparsamkeit gerettet werden kann. Doch wir mögen rechnen wie wir wollen, die Abschneidung vom Weltverkehr bringt uns unter allen Umständen eine solche Einbuße an Speisefetten — tierische und pflanzliche zusammengerechnet —, daß wir höchstens die Hälfte des früher vorhandenen zur Verfügung haben. Wir werden daher mit einer beträchtlichen Preissteigerung zu rechnen haben, die sich leider nicht nur auf die feineren, auch sonst hochbezahlten, sondern fast noch mehr auf die sonst billigen Speisefette erstrecken wird, so daß die Küche der ärmeren Bevölkerung am meisten unter dem Mangel leiden muß. Es ist jedenfalls Pflicht der wohlhabenden Kreise, trotz der erheblichen, teils schon eingetretenen, teils noch zu erwartenden Preissteigerung, die kostspieligeren Fette willig abzunehmen und ferner jegliche, auch die geringfügigste Verschwendung zu vermeiden, um möglichst viel der billigeren Fette für die minder zahlungsfähigen Volksschichten zu bewahren. Dieser Appell richtet sich auch stark an die Gasthäuser, wo nach eignen und fremden Beobachtungen mit Fett noch immer sehr unwirtschaftlich verfahren wird. Wenn irgend erhältlich, sollten Hausfrauen und Gasthäuser statt heimischer Butter die ausländische heranziehen; sie wird uns einstweilen noch in beschränktem, aber doch beachtenswertem Maße geliefert; selbst Italien hat sie nicht in das Ausfuhrverbot hineinbezogen. Die ausländische Butter steht zwar hoch im Preise, da unsre Notlage kräftig ausgenutzt wird; sie zu benutzen ist aber Pflicht der Zahlungsfähigen, weil dadurch die heimische Butterproduktion hintangehalten und Nährwerte, die in der Gesamtmilch stecken, für die menschliche Kost gerettet werden. Auch die Gemeinden und Konsumvereine sollten sich sofort mit importierter Butter versehen und aus ihr vorsorglich Dauerware, sog. Butterschmalz, herstellen.

Glücklicherweise lassen sich, wie schon früher erwähnt, die Fette durch Kohlenhydrate, also durch Stärke- und Zuckerstoffe, vollwertig ersetzen.

Digitized by Google

Die Hauptvorräte davon stecken in den Getreidemehlen, in den Kartoffeln und im reichlich vorhandenen Rübenzucker. Außerdem sind als wichtige Kohlenhydratträger zu nennen die Gemüse, namentlich die Wurzelgemüse, sämtliches Obst und die Milch; daneben — quantitativ aber kaum ins Gewicht fallend — der Honig. Auch die Hülsenfrüchte, namentlich die noch in genügender Menge erhältlichen weißen Bohnen, sind hier wiederum zu nennen. Mit Befriedigung hörte man in letzter Zeit, daß noch überraschend große Vorräte von Reis im Lande sind.

Auf die Kohlenhydratträger wird nunmehr ein sehr viel höherer Nachdruck gelegt werden müssen, als bisher — wenigstens bei der Volksernährung in den Städten — der Fall war. Die ungewöhnlich reiche Obsternte des vorigen Jahres erweist sich jetzt als ein besonderer Segen; sie sicherte auch eine zweckmäßige, schmackhafte und bekömmliche Verwertung unsers beträchtlichen Zuckerüberschusses. Von welcher Bedeutung das Zuckerausfuhrverbot war, lehrt die Tatsache, daß der uns dadurch erhalten gebliebene Zuckerüberschuß etwa anderthalbmal soviel Nährwerte darstellt wie unser gesamter Einfuhrzuschuß an pflanzlichen Fetten. Weiterhin dürfte interessieren, daß unsre gesamte Rübenzuckerproduktion, die, soweit sie für menschliche Ernährung zur Verfügung steht, volle 8 Prozent des ganzen völkischen Nahrungsbedarfes deckt. Mit Recht wird daher die Bevölkerung angehalten, den Zucker in früher nicht erreichtem Maße zu benutzen.

Indem die Kohlenhydratträger den Fettmangel ausgleichen können und angesichts der Marktlage ausgleichen müssen, werden die großen Massen des Volkes in der Hauptsache auf Milch- und Molkereiprodukte einerseits, auf vegetabile Nahrung anderseits hingewiesen. Es ist zunächst Sache der Landwirtschaft, im weiteren Sinne des Wortes, bei der neuen Feldbestellung die richtige Auswahl zu treffen. Nur wenn dies von einheitlichen Gesichtspunkten aus geschieht, haben wir die Gewähr, daß die größtmöglichen Erträge herausspringen und weder Land und Saat noch Arbeitskraft vergeudet werden. Ohne Zwangsmaßregeln geht es nicht ab, und eine große Verantwortung wird auf den dafür eingesetzten Beratern der Regierungen lasten. Unser Volk darf verlangen, daß die Landwirtschaft ausschließlich den denkbar größten Gewinn an Nährwerten und nicht den an Geldwerten ins Auge faßt. In breiten Schichten des Volkes ist man der Ansicht, daß vieles besser stände, wenn dieser Standpunkt schon im Beginn des Krieges zum unantastbaren Gesetz erhoben worden wäre. Inwieweit dieser Vorwurf berechtigt, entzieht sich dem Urteil des einzelnen.

Die Annäherung an die laktovegetabile Kost oder der vollständige Uebergang zu ihr begegnet keinerlei Bedenken des Hygienikers. Für breite Volksschichten, namentlich die ländlichen, bedeutet es überhaupt keinen tiefen Einschnitt in bisherige Lebensgewohnheiten; wohl aber für die Städter, und auch hier — je nach Landschaften — in sehr verschiedenem Grade. Es lassen sich aber keine für ganz Deutschland geltenden Vorschriften geben, wie die bisherigen Gewohnheiten abgeändert und zu einer neuen, zeitgemäßen Ernährungsform übergeleitet

Digitized by Google

werden sollen. Diese Arbeit kann nur von Lokalkomitees geleistet werden, die mit den eigenartigen Bedingungen, Sitten und Gebräuchen in den einzelnen Städten und Kreisen vertraut sind. Unser Volk hat es mehr als irgendein andres verstanden, an alten örtlichen Gewohnheiten festzuhalten, und dies gilt gerade in bezug auf die Kost in solchem Maße, daß eine Reise von 100 bis 200 Kilometer innerhalb seines Vaterlandes den Deutschen unter Kostverhältnisse bringen kann, die ihm ganz ungewohnt sind, und denen er anfangs mit größtem Mißtrauen begegnet. Ein gewisser Austausch der Gewohnheiten hat nur in dünnen Schichten der Bevölkerung stattgefunden.

Einige allgemeine Bemerkungen sind aber doch am Platze. Was von Hülsenfrüchten vorher gesagt wurde, gilt ganz allgemein auch von Kartoffeln, sämtlichen Gemüsen und Obstwaren. Nur dann werden dieselben ihrem vollen Werte nach im Darmkanal ausgelaugt und vom Organismus aufgenommen und verwendet, wenn sie durch Hitze nachdrücklich aufgeschlossen und weiterhin möglichst zerkleinert sind. Für erstgenannten Zweck ist die altertümliche und doch wieder ganz moderne Kochkiste nicht genug zu empfehlen; für letzteren dient als natürlichstes Mittel gutes und langes Kauen; wo aber mangelhaftes Gebiß oder die Art des Materials genügend feine Zerkleinerung durch Kauen nicht gewährleistet, bediene man sich grober Durchschlagsiebe. Es sollte von starkem Zerkochen und ausgiebiger Zerkleinerung des genannten Materials um so mehr Gebrauch gemacht werden, als selbst das beste Gebiß keine Gewähr für gutes Kauen gibt. Es ist ja sehr verschieden, was die einzelnen unter gutem Kauen verstehen. Was die einen als solches bezeichnen, möchten andre schon lieber schlingen nennen. Bei den meisten Wurzelgemüsen, in gewissem Grade auch bei Kartoffeln, ferner bei gröberen Blattgemüsen, bei zahlreichen Obstsorten läßt sich durch die genannten Verfahren (scharfes Kochen, gutes Zerkleinern) der Ausnützungskoeffizient um 5 bis 10 Prozent steigern. Auf diese Dinge immer aufs neue hinzuweisen, ist eine wichtige Aufgabe der Volksbelehrungsstellen und der Kriegskochschulen.

Von größter Bedeutung ist, die Bevölkerung fortlaufend darüber zu unterrichten, welche Nahrungsmittel es jeweilig bevorzugen soll. In manchen Städten geschieht dies bereits, z. B. in Frankfurt, wo in jeder Woche in den gelesensten Lokalzeitungen ein solcher Marktbericht erscheint, der sich auf amtliches Material stützt. Ich halte es für eine sehr unglückliche Idee, wenn man glaubt, solche Wochenmarktzettel für ganze Provinzen und Länder aufstellen zu dürfen. Je ausgeprägter diese Anweisungen eine Lokalfarbe tragen, desto nützlicher sind sie und desto höher werden sie vom Publikum geschätzt werden. Manches wird von Woche zu Woche wiederholt werden müssen, andres wechselt in kurzen Zeitabschnitten. Natürlich wäre es auch verfehlt, dem Publikum Tagesspeisezettel für jeden Wochentag vorzuschlagen, wie es tatsächlich hier und dort geschehen ist. Dann stürzen sich breite Massen zu gleicher Zeit auf die gleichen Nahrungsmittel, und eine Erschütterung der Marktverhältnisse wäre unvermeidlich.

Digitized by Google

Für kleinere Interessentenkreise ist das Verfahren durchführbar und ganz ratsam, weil dabei gebührende Rücksicht auf Resteverwertung genommen werden kann.

Mit Dankbarkeit sind die Kriegskochbücher zu begrüßen, die die Hilfsbereitschaft der Frauenvereine unserm Volke zur Verfügung stellte. Aber auch hier ist vor Schematismus zu warnen. Auch sie erlangen nur dann wirklichen Wert, wenn sie sich an ein engbegrenztes Publikum wenden, d. h. eine Lokalfarbe tragen. Ich erinnere an das Berliner Kriegskochbuch, das mehr zu sein beanspruchte, aber in vielen Gauen Deutschlands mit unmutigem Kopfschütteln aufgenommen wurde. Natürlich ließ sich in den Kochbüchern, die von den verschiedensten Städten ausgegeben sind, nur eine beschränkte Auswahl von Vorschriften aufnehmen. Die Kochkunst unsrer Hausfrauen wird auch manche neue, schmackhafte und wertvolle Gruppierung des verfügbaren Materials entdecken. Es wäre daher sehr empfehlenswert, wenn überall die veröffentlichten, naturgemäß unvollständigen, hier und da auch übereilt zusammengestellten Kochbücher in den Tageszeitungen durch weitere neue Kochrezepte ergänzt würden, die sich die Hausfrauen dann sammeln können. Doch sollte dies nicht durch Einsendungen Privater an die Redaktionen geschehen. Trotz besten Willens ist die einzelne Hausfrau außerstande, ihre Vorschläge ebensogut den Bedürfnissen der Gesamtlage wie den eignen Geschmacksnerven anzupassen. Eine von mir und andern vorgenommene sachkundige Prüfung zahlreicher Privatkochrezepte in deutschen Zeitungen und Familienwochenschriften zeigte, daß die meisten viel zu viel den pekuniären und viel zu wenig den volkswirtschaftlichen und ernährungstechnischen Standpunkt bedachten. Die eingesandten Rezepte sollten zunächst der Kritik eines sachverständigen Ausschusses vom nationalen Frauendienst unterbreitet werden, und diesem Ausschuß müßten unbedingt auch sachkundige Aerzte als Hilfskräfte zur Seite stehen. Ein solches Programm, dem wir in Frankfurt folgen, liefert den Hausfrauen ein ununterbrochen fortgesetztes Sammelkochbuch, in dem die lokalen, die jahreszeitlichen und die pekuniären Verhältnisse gebührend berücksichtigt sind.

Ich möchte den Vortrag nicht schließen, ohne noch einige Worte über die Bekömmlichkeit unsres neuen Kriegsbrotes und über Krankenkost hinzugefügt zu haben.

Es liegen ja jetzt schon genügend Erfahrungen vor. Das Kriegsbrot ist, vom Standpunkt der Ernährungs- und Stoffwechsellehre betrachtet, vollkommen einwandfrei. Es wurde auch von der überwiegenden Mehrzahl der Verzehrer ohne weiteres vortrefflich vertragen. Bei einer Minderzahl sind Verdauungsbeschwerden, insbesondere Blähungserscheinungen aufgetreten. Dies hing zum Teil von mangelhafter Backtechnik ab; die einen Bäckereien lieferten von vornherein Brot vorzüglicher Qualität, andre brauchten längere Zeit, um dies zu erreichen. Die Klagen über schlechtes Ausbacken sind jetzt verstummt. Daneben kam die Individualität des Verzehrers in Betracht. Was aus physiologischen Versuchen schon bekannt war, erlebten viele an sich selbst; es bedurfte

Digitized by Google

bei vielen erst einer gewissen Gewöhnung, namentlich bei solchen, die bis dahin nur feines Weizenbrot zu genießen pflegten. Nach dem, was ich selbst in meinem Wirkungskreis feststellte, ist bei fast allen Gesunden die Anpassung inzwischen erfolgt, und es läßt sich heute mit Bestimmtheit sagen, daß magen- und darmgesunde Menschen nicht die geringste Gefahr laufen, durch den Genuß des Kriegsbrotes geschädigt zu werden. Bei empfindlichen Verdauungsorganen steht es immer noch frei, auf die Brötchen mit 70 Prozent Weizen- und 30 Prozent Roggenmehl zurückzugreifen, die sowohl in ursprünglichem Zustand wie in Scheiben geschnitten und geröstet ein dem früheren reinen Weizenbrötchen durchaus ebenbürtiges Nahrungsmittel darstellen. Nach sorgfältiger sachkundiger Erwägung und auf Grund der bisherigen Erfahrungen liegt vom ärztlichen Standpunkt kein Grund vor, die ohnehin überlasteten Aufsichtsbehörden mit der Kontrolle über reines Weizengebäck zu belasten.

Die mehrfach geäußerte Besorgnis, daß wir mangels breiter Auswahl nicht mehr imstande seien, unsre Kranken in geeigneter Weise zu ernähren, ist gleichfalls unberechtigt. Eine Durchsicht der Kochbücher für Krankenkost wird jeden Laien überzeugen, daß die Krankendiät im großen und ganzen mit sehr einfachen Mitteln arbeitet, daß sie sich im wesentlichen der Stoffe bedient, mit denen wir zwar wie mit allem sparsam umgehen müssen, die aber ausreichend vorhanden sind und bleiben. Mit wenigen Ausnahmen kann die Krankenküche durch zweckmäßige Zubereitung und Mischung der Nahrungsstoffe die beschränktere Auswahl ersetzen. Natürlich lassen sich hier keine allgemeinen Vorschriften geben; es ist Sache der Aerzte, in jedem einzelnen Falle durch ihren Rat über die Schwierigkeiten hinwegzuhelfen. Freilich läßt sich nicht umgehen, daß die Krankenkost teurer wird als bisher und von dem allgemeinen Preisaufschlag stärker betroffen wird als die Normalkost. Das müssen wir hinnehmen.

Besondere Schwierigkeiten erwachsen den Aerzten, die an dem alten, aber zweifellos falschen Dogma festhalten, daß das weiße Fleisch der Hühner und Kälber unter allen Umständen bekömmlicher sei als das dunkle Fleisch. Die Zwangslage, in der wir uns befinden, wird mit diesem Vorurteil vielleicht aufräumen und Aerzte wie Laien überzeugen, daß nicht nur für Nieren-, Gicht-, Rheumatismus- und Nervenkranke weißes und dunkles Fleisch annähernd gleichwertig sind, sondern daß auch für Magen-, Darm- und Fieberkranke bei geeigneter Zubereitung das dunkle Fleisch die größere Zartheit des weißen erreichen kann.

Wirkliche Schwierigkeiten erwachsen nur bei Mastkuren; sie liegen einerseits auf pekuniärem Gebiete, da die Kost bei Mastkuren häufig auf den Zusatz von Lock- und Reizmitteln angewiesen ist, die jetzt hoch im Preise stehen. Immerhin sind diese keine notwendigen Beigaben. Schwerer fällt ins Gewicht, daß der Mastkurerfolg unter allen Umständen an verschwenderische Nahrungszufuhr gebunden ist. Es wird nicht alles, was wir als Mastfutter aufwenden, als Mastresultat wiedergewonnen, und es bedarf weiterhin einer lang fortgesetzten, sehr reichlichen Zufuhr, um das Gewonnene zu behaupten. Wenn wir bedenken,

Digitized by Google

daß Sahne und Butter die wichtigsten Stücke der Mastdiät sind, die durch andre Fette und aus gewissen ernährungstechnischen Gründen auch durch Kohlenhydrate schwer ersetzbar sind, so stoßen wir auf Nahrungsstoffe, deren sparsamste Verwendung das Allgemeinwohl verlangt. Es sollten daher die Mastkuren, die im Laufe des letzten Dezenniums in zweifellos übertriebenem Maße und sehr oft an unnötiger Stelle eingeleitet wurden, doch wesentlich eingeschränkt und, wenn erforderlich, nur bis zu dem wirklich Notwendigen durchgeführt werden. Sonst leidet die Allgemeinheit auf Kosten einzelner.

Rückschauend ergibt sich uns, daß zwar die ganz großen und einschneidenden Maßregeln von den Behörden in die Hand genommen sind und auch weiterhin ihrer Fürsorge überlassen bleiben müssen. Es bleibt aber unendlich viel übrig, was nur durch Kleinarbeit geleistet werden kann und von den lokalen Organisationen übernommen werden muß. Ihre Aufgabe ist es, die Bevölkerung zu belehren und vor allem bei jedem einzelnen das Verantwortlichkeitsgefühl auf die höchste Stufe zu erheben. Die Aufgaben, die den einzelnen Schichten der Bevölkerung zufallen, sind durchaus nicht gleich. Es ist oft gesagt, aber doch nicht scharf genug erkannt und begriffen, daß nur für die wirtschaftlich Schwachen das Sparen an Geld mit dem Sparen an Lebensmitteln zusammenfallen soll. Für die Wohlhabenden dagegen soll das Sparen mit Lebensmitteln und das Meiden jeglicher, auch der kleinsten Vergeudung Pflicht und Gebot sein. Sie sollen aber nicht die Konkurrenten der kleinen Leute werden, indem sie teurere, noch in großen Beständen vorhandene, meist aus dem Ausland stammende und teilweise von dort auch noch weiter zufließende Nahrungs- und Genußmittel ablehnen und dem Verderben aussetzen.

Wenn ein jeder in vollem Verantwortlichkeitsgefühl und Gemeinsinn an richtiger Stelle mithilft, wird sich das Versprechen der Bundesregierungen, daß wir niemals zu einem Frieden aus Mangel an Lebensmitteln gezwungen werden, sicher erfüllen.

Oesterreichs Balkanpolitik im Urteil eines russischen Staatsmannes

Von

Wolfgang Windelband

An dieser Stelle sollen in einiger Zeit Veröffentlichungen aus dem Nachlaß Franz v. Rottenburgs, des ehemaligen Kurators der Universität Bonn, erfolgen. In ihm findet sich ein Brief Herbert Bismarcks, der um seines gerade in der augenblicklichen Krise ganz besonders interessierenden Inhalts willen schon jetzt gesondert für sich mitgeteilt werden mag. Rottenburg war damals Chef der Reichskanzlei und stand als solcher natürlich dauernd in engster Verbindung

Digitized by Google

mit der Familie Bismarck. Der im folgenden abgedruckte Brief ist datiert vom 16. November; der Inhalt ergibt, daß er aus dem Jahre 1888 stammt.

Auswärtiges Amt, 16. 11.

... Heute sah ich 1½ Stunden Peter Schuwaloff; er sagte: „Dites à Votre Père que j'ai le plus grand plaisir d'observer la façon dont il agit avec les autres ministres-en-chef. Ça me rappelle un montreur de puces que j'ai vu à Heidelberg et qui remettait la puce du moment soigneusement dans la ouate après l'avoir fait sauter devant le public pour en faire sauter en attendant une autre: que cette puce s'appelle, Giers ou Salisbury — elles sont toutes de la même trempe et Votre père est le seul „manager".

Weiter sagte Gf. Peter: „Nous sommes maintenant arrivés au couronnement de l'édifice. Chez nous on accepte la situation actuelle de la Bulgarie, on cesse même de grogner par rapport au Cobourg.[1]) Dites à Votre Père qu'il ne presse rien; si moi j'étais ministre Autrichien, je soutiendrais aussi le Cobourg: il vaut mieux de ne pas réintégrer les Russes en Bulgarie, car du moment que nous y serons installés, l'agitation sera transférée en Serbie et nous en viendrons aux mains avec l'Autriche ce qui Vous entraînerait forcément.

Donc ne faites rien: je vous répète, faites savoir au Chancelier que jamais sa politique n'a été si bien justifiée que par la présente situation. Tout va bien chez nous, l'Empereur Alexandre a entière confiance depuis Peterhof;[2]) il ne s'agit que de maintenir."

Hier gibt also ein russischer Staatsmann zu, daß es für Oesterreich ein Lebensinteresse ist, den russischen Einfluß von den Balkanstaaten fernzuhalten. Seine Voraussage, daß es zum Krieg Oesterreichs und Deutschlands gegen Rußland kommen müsse, wenn einmal die panslawistische Agitation sich auf Serbien ausgedehnt habe, ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Sie verdient deshalb heute ans Licht gezogen zu werden.

Peter Schuwaloff hat bedeutenden Einfluß auf die Politik Rußlands besessen; das geht aus der Tatsache hervor, daß er mit Gortschakoff zusammen die russischen Interessen auf dem Berliner Kongreß vertreten hat. Sein Bruder Paul war zur Zeit der Abfassung des Briefes Botschafter in Berlin. Aber Graf Peters Rolle war 1888 ausgespielt, seit 1879 war er kaltgestellt. Seine allzu deutlich betonte Deutschfreundlichkeit hatte ihn in Petersburg mißliebig gemacht. Er repräsentiert eine Episode der russischen Diplomatie, zu der die seitdem herrschende Strömung in schroffem Gegensatz steht und die als abgeschlossen zu gelten hat. Seine Aeußerung hat er getan nicht in irgendwelcher

---

[1]) Ferdinand von Koburg, der jetzige Zar, war am 7. Juli 1887 von der Sobranje gegen den Widerspruch Rußlands zum Fürsten gewählt worden.

[2]) Kaiser Wilhelm II. hatte Mitte Juli 1888 den Zaren besucht. Während eine starke Partei in Rußland zum Krieg drängte, hatte Zar Alexander am Frieden festgehalten.

Digitized by Google

amtlichen Eigenschaft, sondern rein als Privatmann. Dennoch ist die Feststellung von erheblichem Wert, daß einmal von russischer Seite zugegeben worden ist, daß Oesterreich nicht anders könne, als sich mit den Waffen in der Hand dem Vordringen des russischen Einflusses auf dem Balkan zu widersetzen.

Zu Röntgens siebzigstem Geburtstag

Von

A. Sommerfeld (München)

In den Stürmen des europäischen Krieges schweigen die Musen. So wird denn auch der siebzigste Geburtstag Röntgens, der 27. März dieses Jahres, an dem großen Publikum der Gebildeten und an der Mehrzahl seiner Fachgenossen unbemerkt vorübergehen. Uebrigens würde sich auch in friedlichen Zeiten der bescheidene und einsam lebende Gelehrte lauten Ovationen wahrscheinlich entzogen haben. Und doch haben wir zu keiner Zeit mehr Grund gehabt, dem Entdecker der Röntgenstrahlen dankbar zu sein, wie gerade heute. Wenn die Chirurgie durch die Röntgenstrahlen umgestaltet ist und wenn die erstaunliche Entwicklung der modernen Physik mit dem Entdeckungsjahre der Röntgenstrahlen, 1895, anhebt, so treten die allgemeinen Folgen der Röntgenschen Entdeckung für das Volkswohl doch erst in den jetzigen Kriegsjahren hervor. Tausende und aber Tausende unsrer Volksgenossen werden den Röntgenstrahlen die Erhaltung ihrer Glieder und die Möglichkeit der Heilung verdanken. Wo früher amputiert wurde, wird heutzutage die Verletzung mit Röntgenstrahlen photographiert und das Geschoß, selbst aus den innersten Organen, entfernt. In München dürfte jetzt jedes Lazarett mit einer leistungsfähigen Röntgenstation ausgestattet sein; die Sanitätsverwaltung, die sich bei den hohen Kosten für Apparatur und Installation der Röntgeneinrichtungen anfangs vielleicht an manchen Orten abwartend verhielt, kann dieses Hilfsmittel jetzt nicht mehr entbehren.

Die große Mehrzahl der Gebildeten interessiert sich naturgemäß mehr für die praktischen Früchte der Entdeckungen als für ihre wissenschaftlichen Wurzeln, im vorliegenden Falle also mehr für die Röntgentechnik als für die Erkenntnis von der Natur der Röntgenstrahlen. Daß jene Früchte nicht ohne diese Erkenntnis reifen, braucht man aber in unsrem Zeitalter kaum mehr hervorzuheben. Der eigentlichen Röntgentechnik hat Röntgen Zeit seines Lebens ferngestanden, ja er hat sich den in dieser Hinsicht mannigfach an ihn herantretenden Anforderungen konsequent, manchmal vielleicht schroff entzogen. Aus triftigen Gründen; er wußte, daß für die schnelle und durchgreifende Arbeit der Technik andre Naturen geeigneter sind als seine eigne bedächtige und kritische. Er hat aber die Röntgentechnik dadurch indirekt mächtig gefördert, daß er keine Patent-

Digitized by Google

beschränkungen oder Monopolisierungen auf diesem Gebiete zuließ, weder zu seinem noch zu anderer Vorteil. Seine Freude an dem ihm zugefallenen Funde brachte er dadurch zum Ausdruck, daß er die neuen Werte der Allgemeinheit ohne Einschränkung zur Verfügung stellte. Der deutsche Professor, so äußerte er sich gelegentlich, genießt so reiche Unterstützung in seiner Arbeit durch die vom Staate mit großen Mitteln ausgestatteten Laboratorien, durch die ihm gewährte freie Disposition über seine Arbeitszeit, durch die bevorzugte Stellung seines Standes, daß er sich dafür gegebenenfalls mit Freuden der Allgemeinheit erkenntlich zeigen sollte. (In anderen Ländern, so können wir hinzufügen, liegen die Verhältnisse ja wesentlich anders; dort ist der Professor in der Regel mit Lehrverpflichtungen überhäuft und die staatlichen Forschungsinstitute sind selbst in Frankreich und England, von einigen bevorzugten Anstalten abgesehen, durchschnittlich geradezu ärmlich ausgestattet, im Vergleich mit unsern zahlreichen Laboratorien an Universitäten und technischen Hochschulen.) Man glaube nicht, daß Röntgen für die technischen Leistungen eine geringere Wertschätzung empfindet wie für die rein wissenschaftlichen. Ursprünglich für die Technik bestimmt, zieht ihn die anschauliche Arbeitsweise des Technikers in Bild und Wort dauernd an. Es ist daher ein Akt wohlüberlegter Entsagung gewesen, wenn er die nach seiner Entdeckung schnell aufblühende Röntgentechnik auf eignen Füßen ihren Weg gehen ließ und sich auf sein stilleres und scheinbar undankbareres Arbeitsgebiet zurückzog.

Röntgen ist geboren zu Lennep im Rheinlande am 27. März 1845. Sein Vater gehörte der rheinischen Industrie an und er wurde selbst für die spätere Betätigung in dieser Industrie erzogen. Er besuchte daher statt einer Lateinschule die Maschinenbauschule in Apeldoorn, Holland. Röntgen gehört also zu denjenigen Männern der Wissenschaft, die ohne Latein und Griechisch groß geworden sind. (Van 't Hoff ist ein andres Beispiel hierfür.) Seine höheren Studien begann er an der Technischen Hochschule in Zürich. Hier aber hat es ihm der wissenschaftliche Zauber angetan, der von den Vorlesungen des Entdeckers des zweiten Hauptsatzes in der Thermodynamik, R. Clausius, ausging. Die begriffliche Klarheit und Gründlichkeit, die bei Clausius vorwalteten und die Röntgens Natur im Innersten entsprachen, bestimmten ihn für die Physik. Er hatte alsbald das Glück, Assistent von Kundt zu werden, des anregenden Lehrers und wissenschaftlichen Förderers, dem eine große Zahl der deutschen Physiker ihre eigentliche Ausbildung verdanken. Mit Kundt ging Röntgen nach Würzburg und Straßburg, wo er sich 1874 als Privatdozent habilitierte. Schon im nächsten Jahre wurde er als Professor an die landwirtschaftliche Akademie in Hohenheim (Württemberg) berufen; jedoch zog ihn Kundt alsbald wieder nach Straßburg zurück als Extraordinarius der theoretischen Physik. Sein erstes Ordinariat bekleidete er in Gießen. 1888 wurde er Nachfolger von Kohlrausch in Würzburg. In die Mitte seiner Würzburger Zeit fällt die Entdeckung der Röntgenstrahlen, von ihm selbst X-Strahlen genannt. Eine Tafel, die am Würzburger physikalischen Institut von seinen Verehrern angebracht ist, erinnert

Digitized by Google

an dieses Ereignis. Im Jahre 1900 wurde er auf die Physikprofessur an der Münchner Universität berufen. München ist er treu geblieben, trotz verschiedener verlockender Anerbietungen von Berlin aus; so sollte er das Präsidium der Physikalisch-technischen Reichsanstalt nach dem Tode von Kohlrausch oder die Akademieprofessur Van 't Hoffs übernehmen.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen erfolgte nicht, wie die vorhergegangenen Hertzschen Versuche, nach einem weitausschauenden theoretischen Plane. Das Charakteristische an ihr ist, daß sie als etwas völlig Neuartiges in die Welt trat und daß keine theoretischen Anhaltspunkte den Entdecker leiten konnten. Sehr mit Unrecht aber spricht man hier von einer Zufallsentdeckung. Nur ein Forscher von der unfehlbaren Meßkunst und der unermüdlichen Gründlichkeit Röntgens konnte auf dem neuen Gebiete, ohne zu straucheln, fortschreiten. Nur ein Mann von seinen persönlichen Eigenschaften, seinem Respekt vor dem gedruckten Wort, seiner Skepsis gegen eigne und fremde Wahrnehmungen, seiner Selbstzucht im Abwarten und Reifenlassen konnte so Exaktes und Vollständiges leisten. In der Tat finden sich in den zwei kurzen Noten, die Röntgen 1895 der Würzburger Medizinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft vorlegte, alle Eigenschaften der neuen Strahlen dargestellt: Ihre Wirkung auf die photographische Platte und den Fluoreszenzschirm, die geradlinige Ausbreitung, das Fehlen von Reflexion und Brechung und von merklicher Beugung, das Leitendwerden von Luft, die von X-Strahlen durchsetzt wird, die Entstehung neuer, sog. sekundärer Strahlen an der Oberfläche eines von X-Strahlen getroffenen Metalles, und vieles andre. So gründlich hatte Röntgen den neuen Boden abgebaut, daß den andern Forschern fast nichts zu tun mehr übrig blieb. In der Tat konnten die nächsten zehn Jahre dem von Röntgen Erkannten nichts wesentlich Neues hinzufügen. Wir wissen aber auch zuverlässig, daß Röntgen seine Hauptresultate Monate früher hatte, ehe er damit hervortrat. Unsre Zeit sollte sich an dieser weisen Zurückhaltung ein Beispiel nehmen.

Es ist hier wohl der Ort, einiges über die Natur der Röntgenstrahlen zu sagen, wie sie sich uns im Laufe der Jahre enthüllt hat durch die vereinte Arbeit der verschiedenen Länder und unter erfolgreicher Mitarbeit der Schüler Röntgens. Zunächst dachte man an longitudinale Wellen, ähnlich denen des Schalls, nur von viel größerer Tonhöhe. Bis vor gar nicht langer Zeit gab es auch namhafte Vertreter der Ansicht, daß die Röntgenstrahlen korpuskularer Natur wären, also aus fortgeschleuderten Teilchen beständen. Heutzutage wissen wir, daß die Röntgenstrahlen im Wesen nichts andres als Licht sind, nur von viel höherer Schwingungszahl. Das „Röntgenlicht" ist zehntausendmal feiner und schneller als das für unser Auge sichtbare Licht. Um es zu erzeugen, reicht die hohe Temperatur oder die chemische Umsetzung nicht aus, die in einer elektrischen Lampe oder in einer gewöhnlichen Flamme Licht erzeugen. Hierzu bedarf es vielmehr eines energischeren Eingriffs, des Bombardements einer Metalloberfläche durch Kathodenstrahlen. Die Kathodenstrahlen sind fortgeschleuderte Teilchen (Ladungen), deren Geschwindigkeit größer ist, als wir sie sonst durch

Digitized by Google

irgendwelche Mittel erzeugen können, nicht viel kleiner als die Geschwindigkeit des Lichtes. Bei ihrem Aufprall entstehen die durchschlagskräftigen, hochfrequenten Röntgenstrahlen. Und zwar sind zwei verschiedene Bestandteile dieses Röntgenlichtes zu unterscheiden: Der eine Teil, Impulsstrahlung, Bremsstrahlung, ist gewissermaßen zwangläufig gebunden an die Bewegung und Hemmung der Kathodenteilchen; die Strahlung ist daher orientiert, um die Richtung jener Bewegung und hat die Ebene durch jene Richtung und die Richtung des gerade betrachteten Röntgenstrahls zur Vorzugsebene (Polarisationsebene). Der andre Teil, Fluoreszenzstrahlung, Eigenstrahlung, hängt wesentlich nur von der Natur des getroffenen Antikathodenmaterials ab und ist als freie Schwingung der Elektronen in diesem Material anzusehen. Von der Beschaffenheit der auffallenden Kathodenstrahlen wird nur die Menge, nicht die Art dieser Eigenstrahlung bestimmt. Dieser Teil des Röntgenlichtes hat keine Vorzugsrichtungen oder Vorzugsebenen. Da die Eigenschwingungen der verschiedenen Elemente bei ganz bestimmten Wellenlängen liegen, so ist dieser Teil dem Linienspektrum einer Flamme oder bei Absorptionsbeobachtungen den Frauenhoferschen Linien im Sonnenspektrum zu vergleichen; dagegen entspricht der andre Bestandteil des Röntgenlichtes dem kontinuierlichen Untergrund eines Flammenspektrums.

Unter Härte der Röntgenstrahlen versteht man die Durchschlagskraft derselben, d. h. die Fähigkeit, sonst undurchsichtiges Material mit nur geringem Energieverlust zu durchsetzen. Die Härte geht mit der Größe der Schwingungszahl oder, was dasselbe ist, mit der Kleinheit der Wellenlänge Hand in Hand. Bei der Impulsstrahlung ist die Härte gegeben durch die Geschwindigkeit der Kathodenstrahlen (je geschwinder, um so härter); bei der Eigenstrahlung ist sie davon unabhängig.

Wodurch können wir nun aber die verschiedenen Teile des Röntgenlichtes und innerhalb dieser Teile die verschiedenen Wellenlängen voneinander sondern, mit einem Wort: Wie können wir Röntgenlicht spektral zerlegen? Das Prisma wird unwirksam sein; geht doch wegen fehlender Brechung die Röntgenstrahlung ungehindert und unzerlegt geradlinig durch ein solches fort. Die feinsten Spektralvorrichtungen der Optik sind die Beugungsgitter; sie enthalten bei bester Ausführung zirka 1000 parallele und äquidistante Striche (Ritzungen) auf den Millimeter des Gitters. In der Tat darf, wenn das Gitter gut brauchbar ist (hohe Dispersion besitzt), der Strichabstand nicht zu groß sein gegen die Wellenlänge des Lichtes, welche bekanntlich Bruchteile von ein Tausendstel Millimeter beträgt. Wie müßte also das entsprechende Gitter für Röntgenstrahlen aussehen? Bei ihm müßte der Strichabstand abermals um ein Tausendstel oder mehr verkleinert werden, nach dem was oben über die durchschnittliche Wellenlänge des Röntgenlichtes gesagt wurde. Dazu wäre aber keine Kunst des Mechanikers und keine Teilmaschine fähig. Es war nun der glänzende Gedanke von Professor Laue (jetzt in Frankfurt, damals in München), das erforderliche Röntgengitter von der Natur selbst zu beziehen, und statt dem Stückwerk der Menschen das Meisterwerk der Natur, den Kristall, zu benutzen. Der

Digitized by Google

kristallinische Zustand ist der eigentliche und reinliche Normalzustand der Materie; die Atome sind hier regelmäßig und ihren inneren Gesetzen gemäß gelagert, dagegen erscheinen sie im sog. isotropen Zustande wild durcheinander gestreut. Die Abstände in den Kristallgittern betragen nun durchschnittlich gerade ein Tausendstel von den sichtbaren Wellenlängen, sind also als Abstände eines Röntgengitters geeignet. In der Tat ergaben sogleich die ersten Aufnahmen (1912) von Röntgenlicht durch einen Kristall bei hinreichender (etwa zwölfstündiger) Exposition Bilder von unerwarteter, einzigartiger Schönheit und Klarheit: aus dem ganzen Komplex des Röntgenlichtes erscheinen einige Gruppen von Strahlen durch den Kristall herausgesondert und auf der Platte schön nebeneinander ausgebreitet, entsprechend der Kristallsymmetrie. Die genaueren Angaben über die Zusammensetzung des Röntgenlichtes und die Größe seiner Wellenlängen sind erst seit dieser Entdeckung von Laue möglich: Man kann jetzt die Struktur der Röntgenstrahlen durch die Kristallgitter und umgekehrt, indem man die kühnsten Hoffnungen der Kristallographen übertrifft, die Kristallgitter durch die Wellenlänge der Röntgenstrahlung ausmessen. Wir konnten daher hier nicht über die Natur der Röntgenstrahlen berichten, ohne dieser Untersuchungsmethode zu gedenken.

Als eigentliches Kennzeichen des Röntgenlichtes gegenüber andrer elektromagnetischer Strahlung müssen wir die Kleinheit der durchschnittlichen Wellenlänge ansehen, neben der die sonstige speziellere Zusammensetzung relativ nebensächlich ist; diese bedingt das Durchdringungsvermögen gegenüber allen gröberen Hindernissen und den im allgemeinen geradlinigen Strahlengang. Nur von einem gewissen Teile der Radiumstrahlen, der sog. Gammastrahlung, wird das Röntgenlicht noch an Kleinheit der Wellenlänge überboten. Doch ist hier der Sprung in der Größenordnung lange nicht der wie zwischen Licht und Röntgenstrahlung. Der Uebergang von Röntgenstrahlung mittlerer Härte zu Gammastrahlung hoher Härte (gewisser Gruppen von RaC) bringt nur mehr eine Verkleinerung der Wellenlänge um etwa $^1/_{10}$, so daß es sehr wohl möglich scheint, die spezifischen medizinischen Wirkungen der Radium- oder Mesothoriumstrahlung durch eigens gehärtete Röntgenstrahlen zu ersetzen; nur die Größe und umständliche Handhabung der Röntgenröhren wird ihrer medizinischen Verwertung für manche Zwecke noch Schwierigkeiten darbieten.

Es wäre aber sehr ungerecht und einseitig, Röntgen nur als Entdecker seiner Strahlen zu feiern. Wo er auch experimentell angepackt hat, und er hat auf den verschiedensten Gebieten der Physik gearbeitet, hat er Mustergültiges geleistet. Seine Messungen, dreißig und mehr Jahre zurückliegend, sind heute noch vielfach maßgebend, so seine Werte für die spezifischen Wärmen der Luft, für die Kompressibilität der Flüssigkeiten, für den Einfluß hohen Druckes auf verschiedene Materialeigenschaften u. a. m. Und es ist gewiß nicht nur die Freude an der Ueberwindung technischer Schwierigkeiten in der Beobachtungskunst und die Genugtuung über die Sicherheit der letzten Dezimale, welche Röntgen bei diesen Messungen leiteten, sondern es liegen oft tiefere Erwägungen

Digitized by Google

und Probleme zugrunde. Nirgends aber tritt diese Richtung auf allgemeine und prinzipielle Fragen so deutlich zutage wie in einer Arbeit über die magnetischen Wirkungen eines bewegten Dielektrikums im elektrischen Felde. Wiederum nur einige Seiten lang, wie die ersten Publikationen über X-Strahlen, berichtet diese Note über langjährige schwierigste Versuche, teils von positivem Erfolg, wie diejenigen über den später sogenannten „Röntgenstrom", teils von negativem, wie ein zum Schluß besprochener Kondensatorversuch, der einen Einfluß der Erdbewegung auf die Magnetnadel zeigen sollte. Hier erwies sich Röntgen als der tiefsinnige Denker und Grübler über physikalische Grundprinzipien, auf einem Gebiete, auf das ihm wenige folgen mochten. Bezeichnenderweise wurde diese Arbeit von Helmholtz der Berliner Akademie vorgelegt. Röntgen schätzt, was für seine Denkweise charakteristisch ist, diese Entdeckung des „Röntgenstromes" wegen ihrer experimentellen Schwierigkeit und ihrer theoretischen Tragweite, subjektiv nicht geringer ein wie seine Entdeckung der Röntgenstrahlen.

Wenn wir versuchen sollen, auch diese Fragen dem allgemeinen Verständnis näher zu bringen, so haben wir an die wohlbekannte magnetische Wirkung eines gewöhnlichen elektrischen Stromes anzuknüpfen. Ein elektrischer Strom (Leitungsstrom) ist von magnetischen Kraftlinien umgeben, durch die er sich in seiner Umgebung bemerklich macht. So beruht die Messung des Stromes im Galvanometer nur auf der Existenz dieser magnetischen Kräfte. Rowland konnte zeigen, daß ein bewegter Leiter im elektrischen Felde, der elektrische Ladungen auf seiner Oberfläche trägt, und der einen Konvektionsstrom darstellt, die entsprechenden magnetischen Wirkungen hat (Rowlandeffekt). Röntgen stellte sich nun die Frage, wie sich in dieser Hinsicht ein bewegter Nichtleiter, ein Dielektrikum wie Glas, verhält, wenn es im elektrischen Felde bewegt wird. Auch ein Nichtleiter trägt auf seiner Oberfläche im allgemeinen Ladungen, scheinbare Ladungen, wie man sagt, die ihren Grund in einer gewissen Unstetigkeit des Kraftlinienverlaufs beim Uebergange in das Dielektrikum haben. Er konnte die Ablenkung der Magnetnadel durch diesen künstlichen elektrischen Strom zweifelsfrei nachweisen. Aber Röntgen ging weiter und forschte nach der Größe dieser Ablenkung, und zwar unter folgendem Gesichtspunkte. In der Optik nahm man seit altersher als Träger der Lichtschwingungen ein hypothetisches Medium, den Lichtäther, an, der den leeren Raum durchdringen sollte. Beteiligt sich dieses Medium an der Bewegung der greifbaren Körper, wird es von ihnen mitgeführt oder bewegen sich vielmehr solche Körper durch den ruhenden Lichtäther hindurch? Die Antwort, die die Optik auf diese Frage gegeben hatte, war eine bedingte. Der Aether des leeren Raumes sollte vollständig ruhen, der Aether in den greifbaren Körpern teilweise mitgeführt werden. Nur insoweit, als die allgemeinen Eigenschaften des Aethers durch die greifbaren Körper abgeändert werden (das Maß dafür liefert der „Brechungskoeffizient" des Lichtes), sollte der Aether mitgeführt werden. Der „Mitführungskoeffizient" wird daher durch den Brechungskoeffizienten bestimmt. Von der Identität der optischen und elektrischen Erscheinungen durchdrungen, wie sie Maxwell und später Hertz ge-

Digitized by Google

lehrt haben, stellte sich Röntgen die Frage, ob auch im Gebiete der elektrischen Erscheinungen eine teilweise Mitführung des Trägers dieser Erscheinungen, des Aethers, statthat. Die Genauigkeit der damaligen Messungen erlaubte nicht, die Frage zu entscheiden, aber sie klar gestellt zu haben, war für die damalige Zeit (1888) eine Leistung. Für den späteren Aufbau der Elektronentheorie wurde diese Frage fundamental. Die Elektronentheorie beantwortete sie zugleich mit der entsprechenden optischen Frage so: Die Einwirkung der greifbaren Körper auf das elektrische Feld rührt von Elementarladungen, den sog. Elektronen her, welche in den Körpern verteilt und mit den Atomen des Nichtleiters verbunden sind. Da diese Elektronen von dem bewegten Dielektrikum mitgeführt werden, bedeutet ihr Feld einen wirklichen Strom und äußert sich durch magnetische Wirkungen. Der andre Teil des Feldes, der auch im leeren Raume vorhanden wäre, bleibt in Ruhe und ist magnetisch wirkungslos.

Von da aus verstehen wir auch die tiefere Bedeutung des schon oben erwähnten Kondensatorversuches. Ein Kondensator gibt zwischen seinen Platten ein stark konzentriertes elektrisches Feld. Vermöge der Bewegung der Erde um die Sonne wird dieses mit beträchtlicher Geschwindigkeit durch den Raum oder durch den ruhenden Aether hindurchgeführt — wenn es überhaupt einen absoluten Raum oder einen ruhenden Aether in der Natur gibt. Durch den Kondensator würde ein beträchtlicher „Aetherwind" hindurchstreichen, und man könnte, wegen der Bewegung der Kondensatorladung gegen den Aether, magnetische Wirkungen von der Art des Rowlandeffektes erwarten. Röntgen fand keine solche Wirkungen, in Uebereinstimmung damit, daß auch die viel feineren optischen Hilfsmittel (Michelsonversuch) niemals den Einfluß der Erdbewegung für irdische Beobachter feststellen konnten. Dies bildete lange Zeit eine peinliche Schwierigkeit für die Grundlagen der Physik. Erst die moderne Relativitätstheorie von Einstein, die folgerichtig aus den negativen Resultaten dieser Versuche erwachsen ist, hat vermocht, die Schwierigkeiten zu lösen oder, besser gesagt, zu durchhauen. Das Mittel, das sie anwendet, ist radikal. Sie leugnet das Vorhandensein eines absoluten Raumes für die Welt der physikalischen Wirklichkeiten, sie leugnet also auch das Vorhandensein eines absoluten Trägers der optischen und elektromagnetischen Erscheinungen. Die Erscheinungen sind in gewissem Sinne relativ zu dem Beobachter. Der irdische Beobachter hat seinen irdischen Raum und tut recht daran, sein Laboratorium als den ruhenden, den für ihn allein in Betracht kommenden Raum anzusehen. Der Beobachter auf der Sonne hätte einen andern Raum; gegen diesen ist das Laboratorium des irdischen Beobachters bewegt; er würde eine magnetische Wirkung des Röntgenschen Kondensators nachweisen können, auf eine Magnetnadel, die in seinem Sonnenraum aufgestellt wäre. Es ist gewissermaßen der Ptolemäische Standpunkt, der hier für die elektrisch-optischen Erscheinungen zu seinem Recht kommt, aber nicht der Ptolemäische Standpunkt, der einseitig die Erde bevorzugt, sondern ein solcher, der jedem gleichförmig bewegten physikalischen Beobachter gerecht wird. Daß bei dieser grundstürzenden Wendung der Dinge auch der Begriff der absoluten Zeit Schiffbruch leidet und durch eine

Digitized by Google

dem Beobachter sich anschmiegende relative Zeit zu ersetzen ist, kann hier nur angedeutet werden. Dagegen möchte ich nicht unerwähnt lassen, daß Röntgen, im Gegensatz zu vielen andern Experimentalphysikern, denen das neue Gebäude der Physik zu gewagt und zu revolutionär erschien, von Anfang an die Bedeutung der relativistischen Lehre erkannt hat. Kein Wunder, hat er doch selbst schon zwanzig Jahre früher, wie wir sahen, die einschlägigen Fragen erwogen und experimentell geprüft.

Röntgen ist nicht nur der glänzende, erfolggekrönte Entdecker seiner Strahlen, nicht nur der Meister der Präzisionsmessung, als den ihn alle anerkennen, sondern auch der tiefgründige, prinzipiell gerichtete physikalische Denker, als den ihn, vermöge seiner Zurückhaltung und seiner wortkargen Schreibweise, nur wenige kennen.

Wir wünschen ihm zu seinem siebzigsten Geburtstage, daß ihm noch lange Kraft und Gesundheit erhalten bleiben möge, um die Fortschritte der von ihm so mächtig geförderten Wissenschaft wie bisher zu verfolgen und um uns aus dem Schatze seiner früheren Erfahrungen und Ueberlegungen noch manches Goldkorn mitzuteilen.

Das Geleitrecht im Seekriege

Von

Geh. Justizrat Prof. Dr. M. Pappenheim (Kiel)

Nach der Zusammenkunft der drei nordischen Könige in Malmö berichteten die Zeitungen von Erwägungen darüber, ob es sich empfehle, skandinavische Kauffahrteischiffe durch Kriegsschiffe geleiten (konvoyieren) zu lassen, um sie gegen die aus der englischen Nordseesperrung erwachsenden Belästigungen zu schützen. Anläßlich der Einleitung des Schiffahrtskrieges gegen England gab die deutsche Regierung den neutralen Staaten anheim, ihre Handelsschiffe unter Konvoy fahren zu lassen, da sie infolge der englischen Verordnung über den Mißbrauch fremder Flaggen und wegen der zu erwartenden weiteren Maßnahmen englischer Kauffahrteischiffe zu ihrer Unkenntlichmachung sonst als neutrale Schiffe nicht mehr zu erkennen seien. Nach einer neueren Meldung erklärte der schwedische Minister des Auswärtigen auf eine an ihn gerichtete Anfrage, daß die kürzlich in Kopenhagen abgehaltene Nordseekonferenz die Frage der Begleitung der Handelsschiffe durch Kriegsschiffe behandelt habe.

Die angeführten Tatsachen lassen zur Genüge erkennen, daß das Geleitrecht, dem man schon vor einem Menschenalter ein wesentlich nur noch geschichtliches Interesse zugestanden hat, neuerdings wieder praktische Bedeutung erlangt hat. Auch einem weiteren Leserkreise wird deshalb die Darlegung seiner Grundgedanken unter Anwendung auf die gegenwärtigen Verhältnisse vielleicht nicht unwillkommen sein.

Digitized by Google

Das Geleitrecht greift nur für solche Handelsschiffe Platz, die von neutralen Kriegsschiffen begleitet werden. Es kommt nicht in Betracht, wenn ein Kriegsschiff einer am Kriege beteiligten Macht ein ihre Handelsflagge führendes Schiff begleitet, wie dies beispielsweise neuerdings für das Passieren der englischen Küstengewässer von englischer Seite beabsichtigt sein soll. Hier handelt es sich einfach um eine Kriegsmaßnahme, die nicht unter dem Gesichtspunkt eines besonderen Geleitrechts betrachtet werden kann. Aber auch wenn ein neutrales Kauffahrteischiff sich von einem Kriegsschiffe einer kriegführenden Macht begleiten läßt, wird es nicht anders als ein feindliches Kauffahrteischiff selbst behandelt. Das Geleitrecht gehört also dem Rechte der Neutralen an. Es steht in engstem Zusammenhange mit den völkerrechtlichen Regeln für den Seehandel der Neutralen und ist dazu bestimmt, gewisse Schädigungen abzuwenden, die von diesen Regeln her dem legitimen Handel der Neutralen drohen.

Bekanntlich ist im Seekriege das Privateigentum nicht, wie im Landkriege, von der Erbeutung durch den Feind rechtlich ausgeschlossen. Kauffahrteischiffe und Güter, die im Eigentum von Staatsangehörigen der kriegführenden Mächte stehen, unterliegen der Wegnahme durch feindliche Kriegsschiffe. Jedoch dürfen feindliche Güter aus einem neutralen Schiff nur weggenommen werden, wenn sie Kriegskonterbande sind, sowie anderseits auch neutrale Güter, die Konterbande sind, weggenommen werden dürfen. Da neutrale Güter, von diesem Falle abgesehen, und neutrale Schiffe der Wegnahme nicht unterliegen, müssen die Kommandanten der Kriegsschiffe kriegführender Staaten gegebenenfalls sich darüber ein Urteil bilden, ob die rechtlichen Voraussetzungen für die Aufbringung eines von ihnen auf See angetroffenen Handelsschiffes oder für die Beschlagnahme seiner Ladung gegeben sind oder nicht. Hierüber kann aber in Ansehung der Güter auf Grund nur der äußeren Erscheinung des sie befördernden Schiffes eine Ansicht überhaupt nicht gewonnen werden. Und auch hinsichtlich der Schiffe versagen die gewöhnlichen, zu ihrer Kenntlichmachung dienenden Mittel, deren bei weitem wichtigstes die Flagge ist, namentlich gegenüber solchen Praktiken, wie sie jetzt von englischer Seite geübt werden. Daher ergibt sich von selbst, daß dem Kriegsschiffe des kriegführenden Staates den eine neutrale Flagge führenden Handelsschiffen gegenüber das sog. Visitationsrecht zustehen muß, d. h. das Recht, sie zwecks Feststellung der fraglichen Rechtsverhältnisse anzuhalten und nötigenfalls zu durchsuchen. Für das neutrale Handelsschiff aber, das eine der Wegnahme nicht unterliegende Ladung führt, bedeutet die Ausübung des Visitationsrechts durch ein Kriegsschiff einer kriegsführenden Macht eine erhebliche, mit Zeitverlust verbundene Belästigung. Und diese zu vermeiden bezweckt nun eben das Geleitrecht.

Die Königin Christine von Schweden, Tochter Gustav Adolfs, war es, die zuerst — im Jahre 1653 — für ihre Schiffe das Geleitrecht im modernen Sinne in Anspruch nahm. Sie wies die Kommandanten der schwedischen Geleitschiffe an, die Visitation der von ihnen konvoyierten Schiffe durch die Kreuzer der Kriegführenden nicht zu dulden. Nur allmählich hat sich ein dementsprechender

Digitized by Google

Satz des Völkerrechts entwickelt. Auch als er etwa seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu sonst allgemeiner Anerkennung gelangte, hielt England an dem hartnäckigen Widerstand fest, den es der Einschränkung des Visitationsrechts durch das Geleitrecht von jeher entgegengesetzt hatte. Erst in neuester Zeit ist hierin eine Aenderung eingetreten. Auf der internationalen Londoner Seerechtskonferenz von 1908/09 sind unter die Regeln, die nach einmütiger Feststellung der Delegierten im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechtes entsprechen, auch solche aufgenommen worden, durch die das Geleitrecht im dargelegten Sinne normiert wird. Zwar ist die Londoner „Erklärung über das Seekriegsrecht" nicht ratifiziert worden. Aber unter den Vorbehalten, mit denen England im August 1914 sich an sie halten zu wollen erklärt hat, findet sich keiner, der das Geleitrecht beträfe. Damit hat England den von ihm in dieser Frage jahrhundertelang eingenommenen Standpunkt aufgegeben. Dies ist um so bemerkenswerter, als es in andern Beziehungen, namentlich in der Frage der Konterbande, von den Regeln der Londoner Deklaration ganz wesentlich abweichende Bestimmungen, und zwar teilweise im Gegensatz zu früher von ihm vertretenen Anschauungen getroffen hat. Der auffallende Gegensatz ist vermutlich daraus zu erklären, daß England die Frage des Geleitrechts für unpraktisch geworden hielt und es daher für angezeigt erachtete, nicht durch Festhalten an seiner alten Meinung auch gegenüber der Londoner Erklärung die neutralen Staaten unnötig zu reizen.

Hiernach sind gegenwärtig die Regeln der Londoner Deklaration über das Geleit als allgemein anerkannt zu betrachten. Sie bestimmen, daß neutrale Schiffe unter dem Geleit ihrer Kriegsflagge von der Durchsuchung befreit sind. Der Kommandant des Geleitschiffs hat dem Kommandanten des Kriegsschiffs eines Kriegführenden auf sein Ersuchen über die Eigenschaft der Schiffe und über ihre Ladung schriftlich jede Auskunft zu geben, zu deren Erlangung die Durchsuchung dienen würde. Hat der Kommandant des den Geleitzug anhaltenden Kriegsschiffs Grund zu der Annahme, daß der Kommandant des Geleitschiffs über die Verhältnisse des geleiteten Schiffs oder seine Ladung getäuscht worden ist, so teilt er ihm seine Verdachtsgründe mit. Dann steht es allein dem Kommandanten des Geleitschiffs zu, eine Nachprüfung vorzunehmen, deren Ergebnis er dem Kommandanten des anhaltenden Kriegsschiffs mitzuteilen hat. Erscheint dem Kommandanten des Geleitschiffs durch die festgestellten Tatsachen die Beschlagnahme des geleiteten Schiffs oder, wenn mehrere Schiffe sich im Geleit befinden, eines oder mehrerer von ihnen als gerechtfertigt, so muß den betreffenden Schiffen der Schutz des Geleits entzogen werden.

Durch die Gewährung des Geleits tritt der neutrale Staat zwischen das seine Flagge führende Kauffahrteischiff und die Kriegsschiffe der Kriegführenden. Er schützt das geleitete Schiff vor der Durchsuchung durch fremde Kriegsschiffe. Er übernimmt den Kriegführenden gegenüber die Gewähr dafür, daß dieser Schutz den geleiteten Schiffen und ihrer Ladung nur soweit zuteil wird, als sie ihn verdienen, d. h. als sie nicht von Rechts wegen der Wegnahme unterliegen.

Digitized by Google

Das Geleitrecht ist daher durchaus geeignet, dem Handel der Neutralen Belästigung zu ersparen, ohne die Interessen der Kriegführenden zu beeinträchtigen. Ueberwiegend hat es bisher seine Rolle im Hinblick auf die Ladungen der geleiteten Schiffe, nicht auf diese selbst, gespielt. Die Neutralität des Kauffahrteischiffs konnte regelmäßig durch seine Flagge und seine sonstigen Abzeichen als hinreichend erwiesen gelten. Das ist jetzt zum Teil anders geworden. Dasselbe England, das nach Beginn des Krieges seinen Widerspruch gegen das Geleitrecht aufgeben zu können glaubte, hat dessen praktische Bedeutung nunmehr dadurch gesteigert, daß es die Unkenntlichmachung englischer Handelsschiffe durch die Führung neutraler Flaggen und durch die Nachahmung sonstiger neutraler Abzeichen als rechtlich statthaft ausgibt. Auf die hiermit gegebene Steigerung der Gefahren für die neutrale Schiffahrt ist oft genug hingewiesen worden.

Das Geleitrecht bietet den Neutralen ohne Zweifel das beste Mittel, diesen Gefahren ebenso wie der Belästigung der Durchsuchung zu entgehen. Aus der mit dem Geleitrecht verbundenen Verantwortung kann ihnen keine Schwierigkeit erwachsen, soweit sie nicht den Handel mit Konterbande unter ihrer Flagge dulden. Tun sie dies aber, so dürfen sie den Konterbande führenden Kauffahrteischiffen kein Geleit zuteil werden lassen. Die Ladung solcher Schiffe wäre dann durch das Fehlen des Geleits ihrer Art nach hinreichend gekennzeichnet, und dadurch wäre wiederum der begreiflicherweise besonders einträgliche Handel mit Konterbande gefährdet. Daher werden die an ihm Beteiligten ihren Einfluß gegen die Verwendung des Geleits geltend zu machen suchen, und dies ist unter den verschiedenen Seiten, die das Geleitrecht der Betrachtung darbietet, nicht die am wenigsten interessante.

Zwei Reisen an den Hof des Kaisers Nikolaus I. von Rußland im Jahre 1850

Aufzeichnungen des damaligen preußischen Majors v. Schlegell

Bearbeitet von

Martin Conrad

(Schluß)

Am 24. November, morgens 4 Uhr in Königsberg. Auf der Post fand ich einen Brief vom General Graf Dohna, der mich aufforderte, zu ihm zu kommen, es sei bei Tag oder Nacht. Ich war um 5 Uhr da. Der General stand gleich auf, und ich blieb bis 9 Uhr bei ihm. Wie die Verhältnisse damals lagen, und weil mir der König vor der Abreise noch das große Vertrauen ausgesprochen hatte, was er zu Graf Dohna habe, glaube ich richtig gehandelt zu haben, ihm alle die Mitteilungen gemacht zu haben, die ihn für jenen Zeitpunkt orientieren konnten. Auch hier hatte General Rochow über die allgemein sicht-

Digitized by Google

bare freudige Erhebung in einer Weise geurteilt, die das patriotische Gefühl des so konservativen und friedliebenden Grafen Dohna sehr verletzt hatte. (Major v. Manteuffel wußte das auch bereits, als ich zurückkam, und gab zu, daß es nicht recht von Rochow gewesen sei.)

Am 25. nachmittags, einige Stunden nach Abgang des Bahnzuges, in Woldenberg; mit Extrapost weiter über Küstrin. Ueberall Pferdetransporte, Landwehrabteilungen; viele Trupps vom zweiten Aufgebot, die nach dem Stabsquartier gingen. Nirgends ein verdrießliches Gesicht; eine allgemeine, freudige, zuversichtliche Aufregung, fern von allem wüsten Enthusiasmus; im Gegenteil, des Ernstes der Lage sich sehr wohl bewußt.

Alle Parteien waren verschwunden und nur eine durchgehende Besorgnis vorhanden: es möchte doch nicht Ernst gemacht werden!

Am 26. November, 11 Uhr vormittags, kam ich in Berlin an, fand Frau und Kinder wohl und war kurz vor 3 Uhr in Potsdam. Als ich beim König vorgelassen wurde, war der Major Manteuffel noch im Zimmer; er hielt zwei Briefe in der Hand, mit denen er nach Berlin sollte, um die Abreise des Ministers Manteuffel nach Olmütz zu betreiben;[1]) höchstens bis Brünn solle er entgegengehen. Der Major glaubte verstanden zu haben, daß er unter gewissen Eventualitäten mitreisen solle, was der König zugab. Der Major war eben heraus, als eine telegraphische Depesche die Minister um 5 Uhr ankündigte; er ging also nicht nach Berlin.[2]) Minister Manteuffel reiste aber noch am andern Morgen.

Der König nahm mir den Brief des Kaisers ab und fragte: „Was bringen Sie Gutes?" Ich richtete die Empfehlungen des Kaisers und der Kaiserin aus und deutete, dazu aufgefordert, darauf hin, daß das Schreiben wohl nicht allzu freundlich sein möchte. Der König warf den Brief noch unerbrochen auf den Tisch und sagte: „Der Kaiser hat jetzt in seinen Briefen einen so rücksichtslosen Ton angenommen, daß ich nächstens ‚Votre Majesté' an ihn schreiben werde. Ich fürchte, er hat die Naturanlage seines Herrn Vaters!" (mit dem Finger auf die Stirn deutend).

Ich sagte, daß es den Anschein habe, als wenn die Briefe des Königs den gewünschten Eindruck beim Kaiser nicht hervorbrächten,[3]) der nun einmal unsre

---

[1]) Um die immer noch schwebende Ungewißheit, ob Krieg oder Frieden, zu beseitigen, hatte Oesterreich am 25. November in Berlin ein Ultimatum gestellt. Daraufhin hatte der König sofort die Zusammenkunft Manteuffels mit Schwarzenberg in die Wege geleitet, um in letzter Stunde noch eine Verständigung herbeizuführen, die bei dem Stande der Dinge nur durch Nachgeben Preußens erreicht werden konnte. (Friedjung, II_1, S. 103 und Sybel, II, S. 51 ff.)

[2]) Vgl. v. Poschinger, Preußens auswärtige Politik, I, S. 32 und Gerlach, I, S. 562 und 573 f.

[3]) Vgl. Gerlach, I, S. 627. Nesselrode schreibt in einem Briefe vom 25. November 1850 an Meyendorff (Lettres et papiers du chancelier Comte de Nesselrode, X, p. 12) für die Ueberhebung der damaligen russischen Diplomaten besonders Preußen gegenüber sehr bezeichnend: „Notre bon roi de Prusse ne cesse, mon cher Meyendorff, de faire, de dire et d'écrire des sottises et de nous rendre, à l'Empereur comme à moi, la vie bien dure."

Digitized by Google

Verhältnisse noch in einem zu grellen Licht betrachte und daher immer im Mißverständnis gegenüber der Auffassung des Königs sei; ich glaubte daher, daß die Verständigung auf schriftlichem Wege schwer zu erzielen sein werde, und — „Sie meinen, es wäre besser, ich schriebe dem Kaiser gar nicht mehr?" fiel mir der König ins Wort. Ich bejahte es. Der König nahm es nicht ungnädig auf; er fragte, ob ich Rochow noch in Petersburg gesehen? Als ich es verneinte, sagte er: „Das tut mir leid!" Und nun tat es mir allerdings auch leid. Der König sagte mir noch, daß er noch auf eine Verständigung mit Oesterreich hoffe; er war sehr ungehalten, daß Minister Manteuffel nicht schon fort sei. Wenn das aber nichts helfe, so möge es kommen, wie es wolle. Ich erwähnte noch, wie freudig alles zu den Fahnen eile, und der König sagte, daß er auch von allen Seiten die besten Nachrichten darüber erhalte.

Ich meldete mich, da die Minister schon angekommen waren, bei Stockhausen und Manteuffel. Nach des letzteren Rückkunft von Olmütz habe ich vier- oder fünfmal versucht, ihn zu sprechen, aber stets vergebens; und so habe ich ihn denn bis heute[1]) noch nicht über meine Reise gesprochen und werde ihn auch nicht mehr darüber sprechen.

Am 29. November war Schlegell mit seiner Frau zur Tafel in Potsdam, wo er sich mit dem Könige ausführlich über Rußland unterhielt. Seine Erzählung, wie besonders General Berg mit entschiedenem Ausdruck gesagt habe: Rußland würde sehr ungern einen Krieg machen, brach Friedrich Wilhelm mit der Bemerkung ab: „Wenn die Russen aber Krieg machen, so machen sie ihn sehr gut."

Von Interesse dürften auch noch die weiteren Aufzeichnungen sein, die hier folgen:

„In den nächsten Tagen nach meiner Ankunft machte ich dem Prinzen von Preußen, Minister Ladenberg, interimistischem Premier, und General Stockhausen Mitteilungen. Ersterer war noch sehr aufgeregt über den Gang unsrer Politik. Er sagte u. a.: „Der König war am 2. November so herrlich, wie ich ihn nie gesehen habe; man hätte ihm die Füße küssen mögen; er war so überzeugend, so hinreißend, er zeigte, wohin uns die Nachgiebigkeit führen werde; er beschwor, er bat die Minister, sich ihm fest und einstimmig anzuschließen. Es half nichts; die Männer saßen da wie die Stöcke." [2]) Ladenberg sagte mir, daß der König sehr ungehalten über den Brief des Kaisers gewesen wäre, und daß er ausscheiden würde, wenn wir in Olmütz nachgeben würden.[3]) Prinz Karl[4]) ließ mich auch vor; er war ganz in Manteuffels Ansicht. General Wrangel hatte ich eben die Mitteilungen gemacht, die ich machen durfte, als Prokesch eintrat, was mich allerdings etwas stutzig machte. Ob Prokesch oder ein andrer daraufhin verbreitet hat, ich hätte die Nachricht mitgebracht, die Russen ließen 200000 Mann gegen uns marschieren, weiß ich nicht. Ich habe es auch nur von Prinz

[1]) Die Niederschrift ist 5. Juni 1851 datiert.

[2]) Vgl. Bailleu-Schuster, a. a. O., I, S. 450, 452, und Roons Denkwürdigkeiten, I, S. 259.

[3]) Ladenberg nahm wirklich 19. Dezember 1850 den Abschied.

[4]) Bruder des Königs, Vater des Prinzen Friedrich Karl.

Digitized by Google

Karl gehört. Auch bei Budberg und Benckendorff[1]) war ich einige Male. Wörtlich dieselben Argumente, die der Kaiser braucht, so daß wir alle drei lachten, wenn ich ihnen ihre Entgegnung schon immer vorweg nahm. Wie der Kaiser sagten sie: Wenn wir uns vergrößern wollten, so würde Rußland Preußen und Danzig, Oesterreich Schlesien, Frankreich den Rhein mit demselben Recht fordern. Ich wiederholte immer wieder, es handle sich nicht um eine Vergrößerung, sondern nur darum, daß die norddeutschen Fürsten keine andre Politik verfolgen dürften als die preußische, wenn Preußen eine kräftige Vormauer gegen die Revolution bilden solle.

Man bestritt es, daß Oesterreich feindselig gegen uns sei; es habe sich gegen die Union schützen müssen; deshalb der Vertrag von Bregenz.

Ich meinte, wenn er nichts Feindliches gegen Preußen enthielte, so würde er nicht so sehr geheim gehalten werden. „Schaffen Sie sich bessere Diplomaten an," sagte Budberg, „dann werden Sie es erfahren!" — „Ich überlasse Ihnen unsre alle!" erwiderte ich. „Ich danke Ihnen herzlich! Wir wollen sie gar nicht haben," war die Antwort. — Auf Holstein die größte Wut; Budberg sprang immer im Zimmer umher: „Sakristi! die Hand sollen wir den Rebellen bieten! Gehangen müssen sie alle werden, die Statthalter zuerst!" (Jetzt, am 30. Mai 1851, hat er dasselbe zu unserm Kommissar General Thümen[2]) gesagt, der ihm erwiderte: „Wenn Sie die Henkersknechte machen wollen, so tun Sie es und gehen Sie hin; wir geben uns nicht dazu her.") Budberg wurde so lebendig, daß er mir sagte, auf unsre Landwehr sei gar nichts zu geben, worauf ich ihm natürlich erwidern mußte, daß ich, wenn es sein müßte, recht gern damit auf die russischen Garden losgehen würde. Wir sind aber deshalb ganz gut miteinander, nur kann ich mich nicht überzeugen, daß ihre Politik die richtige für die Dauer ist, auch jetzt noch nicht, wo der König eben aus Warschau kommt[3]) und die jungen Großfürsten hier waren, und wo mir Benckendorff sagte: „Nun, es ist doch besser, daß Ihre hessische Politik nicht ausgeführt worden ist!" — Preußen ist gedemütigt worden; es wird auf diesem Wege immer mehr gedemütigt werden; damit wird es moralisch geschwächt, und darin liegt eine enorme Gefahr nicht bloß für Preußen — für Europa.

Anfang Dezember erhielt ich den Annenorden in Brillanten. Der König sagte mir, als ich mich nach einer großen Parade in Berlin deshalb meldete: „Das freut mich um so mehr, als man ja anfangs nicht zufrieden mit Ihnen war!" Gerlach sagte mir darüber, ich hätte mich etwas freimütig geäußert.[4])

---

[1]) Graf Konstantin Benckendorff, 1848 bis 1855 russischer Militärbevollmächtigter in Berlin.

[2]) Gemäß der Olmützer Punktation vom 29. November 1850 war die Ordnung der holsteinischen Angelegenheit gemeinsamen Kommissaren übertragen worden; der preußische war General v. Thümen, der österreichische Graf Mensdorff-Pouilly.

[3]) Zusammenkunft mit dem Zaren 18. bis 27. Mai 1851.

[4]) Vgl. „Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis", II, S. 71: „Nun kommt der preußische Major v. Schlegell an [in Petersburg], um zu erklären, wie es eigentlich mit der Besetzung

Digitized by Google

Ich fragte nun, ob der König mit mir unzufrieden sei. „O nein, der König gar nicht!“ Er hat mir das auch nie gezeigt; ich war seitdem des öfteren in Charlottenburg, und er war immer sehr gnädig für mich. — General Rochow, der bald nachher zurückkam, und dem ich einmal etwa eine Viertelstunde lang referieren konnte, fand es richtig, daß ich Radowitz nicht verteidigt, seine Entfernung aber als ein Opfer, was der König gebracht, dargestellt hatte. Er sagte mir, daß der Kaiser mich für einen treuen, guten Patrioten halte. Ueberhaupt kann ich mir, so oft ich auch diese Zeit an meinem Innern habe vorübergehen lassen, keinen Vorwurf machen. Ich hatte im Sommer dem General Gerlach das übergeben, was ich über die damaligen Gespräche niedergeschrieben hatte; ich weiß nicht, ob es der König gelesen hat. Da er mich aber im November wieder nach Petersburg schickte, so mußte ich annehmen, daß die Art, wie ich die Angelegenheiten meines Vaterlands betrachtete, nicht für ganz verwerflich gehalten wurde. In einem der kritischsten Momente der preußischen Monarchie fortgeschickt, wo die Armee mobil gemacht, das System geändert, das Ministerium noch nicht gebildet war und vom Könige nichts weniger als gern gesehen wurde, eigentlich ohne Instruktion, war ich auf diese meine Ansichten allein angewiesen, mit denen ich wie auf einem Fahrzeug ohne Steuer plötzlich zwischen die Klippen geschleudert war. Ich habe dennoch nur Gebrauch davon gemacht, wenn es nötig war, die Mobilmachung zu rechtfertigen; und ich habe, so oft ich konnte, wiederholt, bis wohin es nur meine persönliche Ansicht sei, und daß ich die des Ministeriums nicht kenne, weil es ein solches eigentlich nicht gegeben habe, als ich fortging. Einen Erfolg konnte ich nicht haben,[1]) wenigstens nicht weiter, als ich ihn eigentlich schon vorfand; für einen guten Diplomaten wird man mich gewiß nicht halten, aber ich glaube auch nicht, daß ich etwas verdorben habe — wenigstens habe ich die Ehre meines Königs und meines Vaterlandes nicht über Bord geworfen!“

---

von Hessen zusammenhängt. Der hat dem Kaiser reinen Wein eingeschenkt und eine etwas derbe Sprache geführt, gesagt, daß die Berichte des Gesandten den Kaiser täuschten.“ Wie weit im einzelnen die Angaben Bernhardis den Tatsachen entsprechen, ließ sich nicht feststellen; durch Schlegells eigne Mitteilungen werden sie weder bestätigt noch widerlegt.

[1]) Bernhardi schreibt a. a. O., II, S. 71: „Schlegell lieferte Beweise, daß im Kriege ganz Deutschland Preußen zufällt, daß die Provinzen den Befehl zur Rüstung mit Enthusiasmus aufgenommen und unter der Hand von freien Stücken 500000 Mann und 60 Millionen Taler angeboten haben. Er zeigte ferner die fulminante Note Oesterreichs und fragte, ob Preußen etwas andres tun könne als den Handschuh aufnehmen? — Der Kaiser mußte gestehen: Nein! Nach diesem Gespräch hat er sich die Schröpfköpfe setzen lassen — und darauf folgten die friedlichen Befehle an die Armee.“

Von all diesen Angaben findet sich bei Schlegell selbst nur der Bericht über den Enthusiasmus in Preußen, den er ja auch dem Zaren gegenüber erwähnte nach seinen Aufzeichnungen. Auch sonst konnte nirgends eine Bestätigung von Bernhardis Mitteilungen gefunden werden. Unter der bei Schlegell gleichfalls nicht erwähnten „fulminanten Note Oesterreichs“ würde wohl die vom 4. November zu verstehen sein (Friedjung, II, S. 93).

Digitized by Google

Nachwort

Versuchen wir zum Schluß, uns noch einmal selbst die Frage nach dem Erfolge dieser diplomatischen Sendung zu beantworten.

Schlegell hatte nach seinen eignen Angaben den Zaren hauptsächlich dazu bringen sollen, Oesterreich „bis nach den Konferenzen Halt" zu gebieten, nämlich in seinem Vorgehen in Hessen und Holstein. Das hatte er allerdings nicht erreicht; denn Rußland wirkte zwar mäßigend auf Oesterreich ein,[1]) war aber ganz damit einverstanden, daß in Hessen und Holstein sofort, noch vor den Konferenzen, durch die Bundestruppen Ordnung geschaffen würde.[2]) Es blieb also vollkommen auf Oesterreichs Seite.[3]) Der eigentliche Zweck der Schlegellschen Sendung, der, wie schon aus der Einleitung zu ersehen, doch wohl darin bestand, Rußland von Oesterreich zu trennen, war demnach nicht erreicht.[4])

Aber vielleicht konnte sie für die preußische Regierung einigen Wert haben dadurch, daß sie ihr Klarheit verschaffte über die Stellung Rußlands in einem etwaigen preußisch-österreichischen Kriege. Nach dem in unsern Aufzeichnungen erwähnten Schreiben Schlegells an Gerlach vom 15. November erklärte nämlich der Zar in der Audienz vom 14. November: er werde sich erst dann in den Krieg mischen, „wenn die Existenz eines der Staaten bedroht sei".[5]) Da aber bei den bestehenden strengen Vorschriften von dem unten genannten Archiv eine Einsichtnahme in die Akten oder die Uebermittlung einer Abschrift nicht gestattet werden konnte, so war der Zusammenhang, in dem der Kaiser diese Erklärung abgegeben hat, und daher auch die wirkliche Bedeutung jener scheinbar wichtigen Aeußerung nicht genau festzustellen. Jedenfalls würde bei ihrer vollen Gültigkeit die sehr wahrscheinliche Annahme Meineckes,[6]) daß Preußen in einem Kriege wegen Kurhessens Rußland nicht zum Gegner gehabt haben würde, im wesentlichen als richtig bestätigt werden dahin, daß der Zar nur im äußersten Falle über die den Oesterreichern versprochene moralische Unterstützung bei einem solchen Kriege hinausgegangen wäre.[7])

---

[1]) Vgl. Lettres et papiers du chancelier Comte de Nesselrode, IX, 323 ff.; Briefe Münsters an Manteuffel, „Deutsche Revue", Januar 1913, S. 15; Meinecke, Radowitz, S. 503.

[2]) Vgl. Nesselrode, a. a. O., X, S. 13.

[3]) Vgl. Friedjung, II, S. 117.

[4]) Vgl. „Deutsche Revue", Januar 1913, S. 18.

[5]) Mitgeteilt vom Kgl. Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, wo sich der Brief befindet.

[6]) A. a. O., S. 481 ff. und 515 ff.

[7]) Die dem scheinbar widersprechende, bei Friedjung, II, S. 100, erwähnte drohende russische Note vom 19. November ist nicht so ernst zu nehmen; durch sie wollte man hauptsächlich den friedliebenden Manteuffel gegenüber der preußischen Kriegspartei unterstützen (Nesselrode, a. a. O., IX, S. 325). Nicht anders wird die bei Sybel, II, S. 49, mitgeteilte Drohung Budbergs vom 22. November zu bewerten sein (vgl. auch Meinecke, a. a. O., S. 482). Als letzter Einwand bliebe nur die Möglichkeit plötzlichen Kriegsentschlusses, die Münster („Deutsche Revue", Januar 1913, S. 21) bei der Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit des Zaren für nicht ganz ausgeschlossen hielt, obgleich auch er den Eindruck hatte, daß Nikolaus wegen Hessen „vorerst nicht marschieren" würde.

Digitized by Google

Von Bedeutung für die Beurteilung Friedrich Wilhelms IV. und seiner Politik dürfte es dann aber besonders sein, wenn man genau wüßte, daß er selbst jene Erklärung seines kaiserlichen Schwagers erfahren hat. Es ist ja wahrscheinlich, daß dies durch den gleichzeitigen Brief Major v. Schlegells an den König geschehen ist; da aber dieses Schreiben, wie schon früher erwähnt, in Berlin nicht ermittelt wurde und eine Berichterstattung Gerlachs an seinen Herrn über diesen Punkt auch nur wahrscheinlich ist, so sind wir vorläufig im Ungewissen über den Sachverhalt.

Bei genaueren Nachforschungen darüber könnte sich also wohl als gewiß herausstellen erstens das, was Meinecke schon als wahrscheinlich dargelegt hat: Preußen brauchte 1850 vor Rußland keine Furcht zu haben und zweitens, was man bisher nicht geglaubt hat: Man kannte in Berlin in den kritischen Tagen diese Stellung Rußlands und ist doch nach Olmütz gegangen.

Diese zweite Schlußfolgerung hat allerdings zur Voraussetzung, daß der König und die Minister auf jene Aeußerung des Zaren weit mehr Gewicht legen durften und mußten als auf die schon erwähnten (Anm. 7 auf S. 100) späteren russischen Kriegsdrohungen. Um darüber urteilen zu können, wäre auch festzustellen, welche Bedeutung Friedrich Wilhelm IV. und seine Ratgeber der Schlegellschen Sendung überhaupt beimaßen. Da auch die wichtige Sendung Radowitz' nach England im November 1850 in unsrer besten Quelle, Gerlachs Tagebuch, nur flüchtig erwähnt wird [I, S. 558], so wäre es kein zwingender Grund gegen die Wichtigkeit der russischen Sendung, daß Gerlach in seinen Denkwürdigkeiten eigentlich gar nicht von ihr spricht (außer I, S. 554). Eine genaue Durchforschung der Akten wäre jedenfalls die erste Bedingung für die nötige Klarheit. Der Wert der Schlegellschen Aufzeichnungen würde dadurch wahrscheinlich noch erhöht werden.

Das Fleckfieber und seine Bekämpfung

Von

Prof. Dr. K. B. Lehmann,

Direktor des hygienischen Instituts Würzburg

In den früheren Kriegen haben die Infektionskrankheiten nicht selten eine weit größere Rolle als Todesursache gespielt als die Waffen der Kämpfenden; so sind im Krimkriege, in dem das Fleckfieber und die Cholera wüteten, bei den Franzosen und Engländern rund dreimal soviel Menschen an Seuchen gestorben als direkt und indirekt durch die Waffen der Feinde.

Selbst im Jahre 1870 war bei den deutschen Truppen, trotzdem die Verhältnisse hier wesentlich besser waren als bei den Franzosen, die Zahl der an

Digitized by Google

Krankheit Gestorbenen noch etwa halb so groß wie die Zahl der ihren Wunden Erlegenen und der direkt vor dem Feind Gefallenen zusammen.

In diesem Krieg liegt die Sache vollkommen anders. Wir haben ziemlich viel Tote auf dem Schlachtfeld, von den sehr zahlreichen Verwundeten starben aber nur wenig (etwa 2 bis 3 Prozent), und auch die Zahl der an Infektionskrankheiten Sterbenden ist sehr klein, jedenfalls nur einige Prozent der durch feindliche Waffen Getöteten. Insbesondere ist es gelungen, die Ruhr, den Abdominaltyphus und die Cholera im deutschen Heer durch verschiedene zielbewußt durchgeführte Maßnahmen derart zurückzudämmen, daß sie für die Gesamtsterblichkeit wenigstens bisher und voraussichtlich auch in Zukunft bedeutungslos sind.

Nun geht durch die Zeitungen die Notiz, daß eine neue Heeresseuche im Osten auftritt, eine Krankheit, die in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten als eine der schrecklichsten Kriegsseuchen gefürchtet war, die aber der jetzt lebenden Generation in Westeuropa so gut wie unbekannt ist, der Flecktyphus oder das Fleckfieber.

Noch vor fünfzig Jahren war die Krankheit bei uns nicht selten. Virchow hat dieselbe als Würzburger Professor 1848 namentlich in Schlesien studiert, wo sie damals unter dem Namen Hungertyphus ausgebrochen war. Auch später hat sie in Ostdeutschland noch zahlreiche Opfer gefordert. Breslau allein hatte 1857 6000 Erkrankungen und 1000 Tote. Jetzt hat ganz Deutschland seit zehn Jahren noch jährlich zwei bis siebzehn Fleckfiebererkrankungen! Im Osten von Europa aber ist die Krankheit nie erloschen. Das europäische Rußland hat in den letzten Jahren jährlich 90000 bis 130000 Erkrankungen aufzuweisen gehabt. Im Sommer 1914 war in Galizien in der Zivilbevölkerung eine mittelstarke Flecktyphusepidemie. Jetzt ist sie in ziemlicher Ausdehnung in einigen Lagern von in Deutschland gefangenen Russen aufgetreten und hat dabei, wenn auch nur in verschwindend kleiner Zahl, bei deutschen Aerzten und Wächtern Opfer gefordert. Ueber die Ausbreitung der Krankheit auf dem russischen Kriegsschauplatz fehlen bisher nähere Angaben.

Es dürfte allgemeines Interesse haben, einiges über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens von dieser Krankheit zu hören. Erst seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hat man angefangen, aus dem Sammelbegriff Typhus drei ganz verschiedene Krankheiten auszuscheiden:

1. den durch Bakterien bedingten Abdominaltyphus oder das Typhoid, in Deutschland „Typhus" schlechtweg genannt;
2. den durch im Blut lebende, ziemlich große Protozoen von charakteristischer Spiralform (Spirochaeten) erzeugten Typhus recurrens oder wie die Krankheit jetzt allgemein genannt wird: febris recurrens oder das Rückfallfieber;
3. das uns heute beschäftigende Fleckfieber (Typhus exanthematicus), dessen Erreger zurzeit noch niemand mit Sicherheit gesehen hat, obwohl sehr viele Untersuchungen darüber angestellt sind.

Digitized by Google

Die Krankheit verläuft etwa folgendermaßen, bei der Schilderung ist namentlich auf die Unterschiede vom Unterleibstyphus Wert gelegt:

Zwischen der Ansteckung mit Fleckfieber und dem Ausbruch der Krankheit vergehen ein bis zwei Wochen mit leichten Allgemeinerscheinungen, Kopfschmerzen, leichten Fiebersymptomen und Mattigkeit. Ein plötzlich einsetzender Schüttelfrost bezeichnet den Beginn der eigentlichen Erkrankung. Die Temperatur steigt rasch auf 40, ja 41 Grad, Erbrechen ist nicht selten.

Die Temperatur bleibt nun eine Woche ziemlich gleich hoch, sinkt nur morgens ein wenig. Der Kranke klagt über starken Kopfschmerz, Mattigkeit, Ohrensausen, manchmal Benommenheit, ja Delirien. Die Zunge ist trocken und belegt, Nasen- und Augenkatarrhe sind nicht selten. Fast regelmäßig tritt ausgebreitete Bronchitis auf. Darmsymptome fehlen. Schon zwischen dem dritten und fünften Fiebertag zeigen sich auf der Haut am Rumpf und an den Gliedmaßen, besonders auch im Gesicht, zahlreiche bis linsengroße, etwas erhabene, blasse, verwaschene, rote Fleckchen (100 bis 1000), die ursprünglich eine rein hyperämische Beschaffenheit erkennen lassen und von manchen Autoren mit Masern verglichen werden. In schweren Fällen kommt es zu einer bläulichen Verfärbung und zuweilen zu kleinen Blutaustritten (Petechien). Die Milz ist fast immer geschwollen.

In der zweiten Krankheitswoche verlieren die leichten Fälle ihr Fieber, und die Genesung beginnt. Bei den schweren Fällen tritt unter Benommenheit andauernd hohes Fieber und erhebliche Schwäche auf. Es können hypostatische Prozesse in der Lunge sich entwickeln, Herzschwäche kann auftreten, ein tödlicher Ausgang ist nicht selten. Andernfalls tritt am Ende der zweiten oder dritten Krankheitswoche unter reichlicher Schweißbildung meist ziemlich rasch eine Entfieberung ein. Der Ausschlag blaßt dann rasch ab. Auch die übrigen Krankheitserscheinungen gehen zurück.

Neben diesen typischen Fällen kommen sehr leichte vor, wie es scheint, manchmal in sehr großer Zahl mit geringem Fieber und minimalem Krankheitsgefühl, deren Erkennung sehr schwer oder unmöglich ist, die aber ansteckend sind und daher eine große Gefahr darstellen.

Vom Unterleibstyphus unterscheidet sich das Fleckfieber somit in typischen Fällen erheblich durch frühes und reichliches Auftreten des Ausschlags, rasches Ansteigen, geringes Schwanken und rasches Absinken des Fiebers, Fehlen der Darm- und Vorhandensein der Lungensymptome. — Natürlich fehlen Typhusbakterien und Serumagglutination und bei der Sektion alle typischen Darmveränderungen. — Auch die Unterscheidung von Influenza, Masern und Scharlach kann im einzelnen Fall Schwierigkeiten machen.

Die älteren Autoren bis in die neueste Zeit halten den Flecktyphus für eine der ansteckendsten Krankheiten. Wärter und Aerzte, aber auch die Saalgenossen der Kranken erkranken sehr häufig. Strengste Isolierung der Kranken und intensivste Lüftung der Krankenbaracken wurde empfohlen, letztere, um den unsichtbaren Infektionsstoff möglichst zu verdünnen — doch waren alle Maßnahmen

Digitized by Google

wenig wirksam. Wer sich z. B. wissenschaftlich mit Flecktyphus beschäftigte, erkrankte fast stets und starb häufig.

Hier setzen nun die neuen Forschungen ein, die mit besonderem Erfolg u. a. von Nicolle in Tunis mit Unterstützung von Conseil und andern Schülern vorgenommen wurden.

Der Flecktyphus war bei der Wahl geeigneter Tiere durch den Versuch als typische Infektionskrankheit leicht zu erweisen. Einige Kubikzentimeter Blut eines Erkrankten (etwa bis zum zehnten Tage der Krankheit) erzeugen in die Bauchhöhle des Schimpansen, aber auch niederer, leichter zu beschaffender Affen gebracht, die Krankheit, und von jedem erkrankten Tier lassen sich beliebig viel Tiere der gleichen Art in ähnlicher Weise anstecken. Hat ein Tier die Krankheit überstanden, so hat es eine länger dauernde Immunität gegen die Krankheit erworben.

Das Blut muß also die Parasiten enthalten; man hat aber trotz mancherlei früherer positiver Angaben bis heute keine Infektionserreger mit den besten optischen Hilfsmitteln sehen können. Durch Versuche ist nur gezeigt, daß namentlich die weißen Blutkörperchen leicht die Krankheit übertragen, während die roten Blutkörper und das Serum wenig Infektionsstoff enthalten. Immerhin ist es in einigen Versuchen gelungen, durch dichteste Filter Serumfiltrate zu erhalten, die keine sichtbaren Parasiten enthielten, aber doch wirksam waren. Es muß also der Erreger wenigstens in einem Entwicklungsstadium unsichtbar klein und filtrierbar sein, er gehört also zu den sog. „ultramikroskopischen" Infektionserregern.

So interessant diese Feststellungen sind, so haben sie doch zunächst nur das praktisch negative Resultat, daß es schwer zu verstehen ist, wie eine Krankheit, deren Erreger im Blut sitzt, so leicht ansteckend wirkt. Die Krankheiten mit ähnlichem Blutbefund wie: die typischen Wundinfektionskrankheiten, der Milzbrand, die Malaria, sind nicht ohne weiteres ansteckend. Es fehlte hier ein wichtiges Bindeglied für das Verständnis.

Da brachte uns ein Analogieschluß mit einem Schlag einen Riesenschritt weiter. Es war schon immer aufgefallen, daß der Flecktyphus eine Krankheit der Proletarier, Landstreicher und der Unkultur sei. Wie wenige andre Krankheiten war er ein bevorzugter Gast von Nachtasylen, Armenhäusern und ähnlichen unsauberen Orten. Der kulturell tiefstehende Osten Deutschlands bewahrte die Krankheit lange, der Osten Europas am längsten. Wir kennen nun eine ganze Anzahl Krankheiten, die durch Zwischenwirte aus dem Tierreich übertragen werden (Malaria, Gelbfieber, Rückfallfieber und viele andre), es lag nahe, in dem häufigsten blutsaugenden Gast der Unkultivierten, der Kleiderlaus (Pediculus vestimenti), den Krankheitsüberträger zu vermuten.

Die Grundtatsachen, auf die sich die Läusetheorie des Fleckfiebers aufbaut, sind:

1. Läßt man an Fleckfieberkranken gesunde Kleiderläuse saugen, so können die Läuse vom fünften bis siebenten Tag nach dem Saugen ab die Krankheit durch neues Saugen auf Affen übertragen, wogegen in den ersten Tagen nach

Digitized by Google

dem Saugen die Laus die Krankheit noch nicht überträgt. Es muß also in der Laus eine „Reifung" des Infektionserregers stattfinden, die wir uns höchstwahrscheinlich nach Analogie mit der Malaria und dem Rückfallfieber so vorstellen dürfen, daß sich der Parasit im Darmkanal der Laus vermehrt, wobei wahrscheinlich geschlechtliche Vorgänge stattfinden. Die junge Generation der Parasiten bohrt sich vermutlich in die Leibeshöhle der Läuse durch, wandert in die Speicheldrüse und geht nun beim Saugen der Laus auf ein neues Opfer über.

2. Nur in Gegenden, wo Läuse vorkommen, kommt das Fleckfieber vor.

3. Wer mit Fleckfieberkranken verkehrt, ohne dabei Läuse zu erwerben, bleibt gesund.

4. Ein fleckfieberkranker, reinlicher (d. h. läusefreier) Mensch kann ruhig in einer reinlichen Familie gepflegt werden. Er ist zwar durch eine zufällig auf ihn übergegangene Laus infiziert worden, er verbreitet aber keine Läuse und kein Fleckfieber.

5. Durch besondere Versuche ist festgestellt, daß infizierte Läuse Eier legen, aus denen sich eine zweite infektionstüchtige Generation entwickeln kann, doch ist bisher noch nicht klar, ob dies praktisch wichtig ist.

In erster Linie kommen die Kleiderläuse als Ueberträger in Betracht. Bei der sehr nahen Verwandtschaft von Kleiderlaus und Kopflaus scheint es aber nicht ausgeschlossen, daß auch die Kopflaus als Ueberträger wirken kann. In Amerika ist sogar schon ein direkter Nachweis dieser Möglichkeit gelungen. Wir werden auch vom praktischen Standpunkt aus Kleiderläuse und Kopfläuse kaum auseinanderhalten, da die beiden Tiere morphologisch sehr ähnlich sind. Die Kleiderläuse sind etwas größer, der Kopf ist etwas länger, die Klauen etwas abweichend gebildet. Da aber nach den Büchern auch die Kopflaus ein recht variables Geschöpf ist, auf den verschiedensten Menschenrassen sich nicht nur durch verschiedene Farbe (die der des Trägers entspricht), sondern auch durch die verschiedene Ausbildung der Haken auszeichnet, so wird sich der Praktiker darauf beschränken müssen, die am Kopf und an behaarten Teilen des Körpers gefundenen (sofern es nicht Filzläuse sind) als Kopfläuse und die in den Kleidern sitzenden als Kleiderläuse zu betrachten.

Beide Tiere saugen etwa zweimal in 24 Stunden Blut beim Menschen. Ihr Stich juckt etwas, hinterläßt ein kleines rotes Fleckchen und veranlaßt sehr gern zum Kratzen. Kopfläuse kommen bei uns häufiger vor als Kleiderläuse und werden namentlich in den Schulen leicht verbreitet. Kleiderläuse sind in unsern Gegenden fast nur bei wandernden Handwerksburschen zu finden, die sich in den Herbergen durch Benützung infizierter Betten anstecken.

Die Kleiderlaus legt siebzig bis achtzig ziemlich große längliche weiße Eier (Nissen), die sie in den Kleidern namentlich an den Nähten anklebt. Nach drei bis vier Tagen kriecht die Larve aus und schon nach siebzehn Tagen ist die Laus geschlechtsreif geworden. Die Tiere vermehren sich also sehr bedeutend. Für die Kopflaus gelten fast die gleichen Daten. — Für Versuche muß man die Kleiderläuse zwischen warmen Stoffstücken halten und sie an Affen oder Meerschweinchen saugen lassen, ohne Blut leben sie zwei bis vier Tage.

Digitized by Google

Es ist in der letzten Zeit sehr viel die äußerst wichtige Frage diskutiert worden, ob nicht das Fleckfieber doch noch auf einem andern Weg auf den Menschen übergeht als wie durch Vermittlung des Läusebisses. Man hat namentlich an den ausgehusteten Auswurf oder an Hautschuppen u. dgl. als Ansteckungsquelle gedacht. Die in neuester Zeit in Deutschland gemachten Beobachtungen sprechen indessen ganz überwiegend in der Richtung, daß ohne Läuse keine Infektion zustande kommt. Da schon eine Laus wahrscheinlich zur Infektion ausreicht, so ist es oft natürlich nicht möglich, bei einem Erkrankten bestimmt nachzuweisen, daß er einmal von einer Laus gestochen wurde. Es ist dies meines Erachtens aber auch heute nicht mehr notwendig. Denn wir dürfen mit Bestimmtheit behaupten, daß keine Infektionskrankheit, in deren Entwicklungszyklus ein Insekt als Zwischenwirt hineingehört, unter natürlichen Bedingungen auch ohne Vermittlung dieses Zwischenwirts übertragen wird. Es gilt dies für das gelbe Fieber, für die Malaria, Papatacikrankheit, Rückfallfieber. Malaria wird nur durch die Anophelesschnaken, das gelbe Fieber nur durch die Stegomyamücke, das Papatacifieber nur durch die kleine Phlebetomusmücke, das Rückfallfieber nur durch Zecken und Läuse übertragen.

Dabei bleibt theoretisch richtig, daß es auch möglich ist, von einem Malariakranken oder Fleckfieberkranken mit einer Spritze einen bis einige Kubikzentimeter Blut zu entnehmen und mit diesem Blut die Krankheit auf einen Gesunden mit Erfolg zu übertragen. Es scheint ferner nicht unmöglich, daß man bei einer Sektion einer frischen Fleckfieberleiche sich infizieren kann, aber das sind Kuriosa ohne Bedeutung für die Praxis der Seuchenentstehung und Seuchenbekämpfung. Jedenfalls haben wir vorläufig, bis wir unzweifelhafte andre Tatsachen kennen, nach Analogie der oben genannten Krankheiten im Läusebiß die einzige Möglichkeit der Ansteckung zu sehen.

Auf Grund unsres theoretischen Wissens gestaltet sich die Bekämpfung des Flecktyphus sehr einfach. Eine spezifische Behandlungsmethode kennen wir nicht. Wir müssen also alles tun, um die Ansteckung Gesunder zu verhüten. Dazu haben sich in erster Linie die Menschen, die mit läusetragenden Flecktyphusverdächtigen (also namentlich z. B. russischen Gefangenen aus dem Osten) zu tun haben, in acht zu nehmen, daß keine Läuse auf sie übergehen. Eine Bespritzung der Kleider und eventuell Einreibung der Haut mit etwas ätherischem Oel (Fenchelöl, Anisöl, Kampferöl u. dgl.) benimmt den Läusen die Lust, auf den geschützten Menschen überzugehen. Lagerung der zu untersuchenden Kranken auf Bettstellen befreit den Arzt von dem sehr gefährlichen Knien auf dem Bettstroh, wobei besonders häufig Läuseüberwanderungen stattfinden sollen.

So rasch als möglich müssen wir darangehen, zunächst die Kranken und, soweit es die Mittel irgendwie gestatten, auch die Krankheitsverdächtigen, überhaupt alle aus verdächtigen Gegenden Stammenden zu entlausen. Wir haben dabei zu unterscheiden: die Befreiung des Körpers von Läusen (in erster Linie Kopfläusen) und die Befreiung der Kleider von Kleiderläusen. Die beiden

Digitized by Google

Aufgaben werden in der Weise nebeneinander gelöst, daß man die Verdächtigen sich vollständig entkleiden läßt, das Haar, wo notwendig, kürzt, ein Duschbad mit starker Abseifung appliziert und später die behaarten Teile mit einem der zahlreichen läusetötenden Mittel: Petroleum, Sabadillessig, grauer Salbe oder dergleichen behandelt. Die Behandlung wird zweckmäßig einige Tage hintereinander wiederholt, bis auch die letzten Eier getötet sind.

Während der Mensch entlaust wird, werden gleichzeitig die Kleider, Decken usw. einer energischen Behandlung unterzogen, indem sie entweder mit Wasserdampf desinfiziert werden oder dem Dampf geeigneter Chemikalien ausgesetzt werden. Für Vernichtung von Läusen in einzelnen Kleidungsstücken kann Benzin, Xylol, Schwefelkohlenstoff u. a. empfohlen werden, wobei die Feuersgefahr und zum Teil Giftigkeit der Stoffe zu beachten ist. Für die Vernichtung im großen wird die schweflige Säure (Schwefeldioxyd) am meisten empfohlen, die man entweder durch Verbrennen von Schwefel oder von Schwefelkohlenstoff erzeugt. Es wird empfohlen, auf 100 Kubikmeter 4 bis 5 Kilo Schwefel zu verbrennen. Ein zweckmäßiges Verfahren hat Grasberger (Wiener medizinische Wochenschrift 1914, Nr. 51) angegeben. Schweflige Säure tötet bei 1 Prozent Säure in 1 Stunde, Eier werden erst bei 4 bis 6 Prozent in 2 Stunden getötet. (Tjaden.)

Dürfte es auch bei sorgfältiger Anwendung dieser Methoden kaum gelingen, die letzte Laus zu vernichten, so werden sie doch Glänzendes leisten und die Infektionsgefahr auf ein kleines Minimum herabsetzen. Es ist beim Flecktyphus wirklich möglich, die alten Ideale durchzuführen, durch Desinfektion der Kranken und Verdächtigen eine Infektionskrankheit sicher einzudämmen, weil der Infektionserreger hier in den Läusen an der Oberfläche des Körpers, in den Kleidern den Desinfektionsmitteln leicht zugänglicher sitzt und weil nach der Vernichtung der Läuse die im Menschen gebliebenen Infektionserreger denselben nicht mehr verlassen, also nicht mehr auf andre übergehen können. So ist es denn wieder in einem Falle gelungen, durch wissenschaftliche Forschung eine furchtbare Krankheit zu bekämpfen, gegen die man früher vollständig ratlos war, bloß dadurch, daß wir den Zwischenwirt der Krankheit ermittelten und ohne daß wir den bisher unsichtbaren Erreger selbst kennen. Gewiß ein glänzender Triumph der wissenschaftlichen Seuchenforschung!

Als Beweis, daß meine Darstellung nicht zu optimistisch ist, kann angeführt werden, daß trotz zahlreichen Erkrankungen in den russischen Gefangenlagern nur verschwindend wenige Fälle bei deutschen Aerzten und Mannschaften vorgekommen sind, und zwar größtenteils ganz im Anfang, als man noch nicht mit dem Nachdruck wie heute die Läuse zu vernichten unternommen hat.

Schwieriger wird sich allerdings der Schutz unsrer Soldaten in den verlausten polnischen Quartieren gestalten. Hier werden die oben angedeuteten ätherischen Oele eine wichtige Rolle als Selbstschutz zu spielen berufen sein. Daneben wird eine Schwefelräucherung der Betten und Decken einzusetzen haben, sowie dazu Zeit ist.

Digitized by Google

Der deutsch-englische Seekrieg

Von

Fritz Hoffmann, Konteradmiral z. D. (Kiel)

Als günstige Vorbedeutung für den Verlauf des Seekrieges im neuen Jahre war es zu betrachten, als früh morgens am 1. Januar in der Nähe des englischen Kriegshafens Plymouth, also nicht fern vom westlichen Ausgang des englischen Kanals, das englische Linienschiff „Formidable", durch einen Torpedoschuß eines deutschen Unterseeboots tödlich getroffen, mit dem größten Teil seiner Besatzung unterging. Es war dieses ein erfreulicher Neujahrsgruß der deutschen an die englische Flotte; und er bedeutete insofern einen besonderen Erfolg für die deutschen Waffen, als er den Beweis dafür erbrachte, daß der Angriffsgeist in der deutschen Seekriegsführung durch die Verluste der deutschen Kreuzer im Auslande nicht gebrochen war, vielmehr immer weiter sich vorwagte, und daß deutsche Unterseebootsangriffe auch in den von der deutschen Küste entferntesten britischen Gewässern, wo sich bisher die englische Flotte für durchaus sicher vor deutschen Unterseebooten gehalten hatte, möglich seien.

Die Andeutung, die Großadmiral v. Tirpitz im Dezember in einer Unterredung mit einem amerikanischen Berichterstatter über die Möglichkeit, die Unterseebootswaffe gegen den feindlichen Seehandel zu verwerten, hatte fallen lassen, fand im Untergang des „Formidable" die Bestätigung ihrer Richtigkeit und zeigte somit der deutschen Seekriegsleitung den Weg, zu beweisen, daß Deutschland über die Mittel verfügt, die Methode der Aushungerung des feindlichen Landes, die England bereits seit zwei Monaten gegen Deutschland in Anwendung brachte, nun auch seinerseits gegen England durchzuführen. Dieser Beweis wurde weiter auch bald handgreiflich erbracht:

Am 30. Januar glückte es dem deutschen Unterseeboot „U 21", vor dem Eingang von Liverpool drei englische Dampfer, und am selben Tage einem andern deutschen Unterseeboot, an der französischen Küste, beim Kap d'Antifer, den japanischen Dampfer „Takomaru" zu versenken. Das waren Schläge, wie sie sich England nicht hatte träumen lassen; bedeuteten sie doch einmal die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes auf die Gewässer rund um die britischen Inseln, und ferner, daß der deutsche Kriegsplan jetzt außer durch Niederkämpfung der militärischen Machtmittel des Feindes, durch Unterbindung der Zufuhr an Lebensmitteln und Rohprodukten für die feindliche Bevölkerung das Kriegsziel erreichen konnte.

Der Angriffsgeist der deutschen Seekriegsführung bewährte sich aber im ersten Monat des neuen Jahres nicht nur auf dem Gebiet der Unterseebootskämpfe, sondern überall, wo ihm Aussicht auf Erfolg winkte.

Zunächst war dieses der Fall auf dem Gebiet des Luftkampfes:

Digitized by Google

In der Nacht vom 19. zum 20. Januar unternahm zum erstenmal ein Geschwader deutscher Marineluftschiffe einen Vorstoß auf die englische Küste. Es war dieses gewissermaßen die Erwiderung eines ähnlichen Vorstoßes, den englische Streitkräfte, bestehend aus leichten Schiffen und Wasserflugzeugen, am zweiten Weihnachtstage gegen die Flußmündungen der deutschen Bucht unternommen hatten, der jedoch mühelos von deutschen Luftfahrzeugen abgewehrt war. Der deutsche Vorstoß aber glückte vollkommen. Es wurden mit bestem Erfolge die Städte Yarmouth, Sherringham, Kings Lynn und Cromer beschossen, bedeutende Verluste an Menschenleben und Hab und Gut der Bewohner herbeigeführt und erreicht, daß sich viele Bewohner nach dem Innern des Landes flüchteten. Es war somit ebenso wie durch die Beschießung der Küstenstädte Scarborough, Hartlepool und Whitby durch Teile der deutschen Flotte am 16. Dezember 1914 der britischen Bevölkerung Angst und Schrecken eingejagt und ihr wie noch nie in der Geschichte ihres Landes der Schrecken des Krieges am eignen Leibe fühlbar gemacht. Hatte doch bisher England seine Kriege stets durch Söldner oder andre Völker fern von den britischen Inseln ausfechten lassen und war selbst noch nie von der unmittelbaren Wirkung des Krieges betroffen worden. So ist diese Beschießung englischer Städte durch die deutsche Flotte und Luftschiffe als ein wirkungsvoller moralischer Erfolg zu bezeichnen.

Weiter gelang es der deutschen Flotte im Monat Januar, einen Erfolg durch ein siegreiches Vorpostengefecht zu erzielen, in welchem zum erstenmal auf beiden Seiten die neuesten Panzerkreuzer in Wirksamkeit traten, welches Gelegenheit bot, die Leistungsfähigkeit der stärksten Schiffe beider Flotten gegeneinander abzuwägen. Es war dieses die Kreuzerschlacht in der Nordsee am 24. Januar. An ihr nahmen deutscherseits die Panzerkreuzer „Seidlitz", „Derfflinger", „Moltke" und „Blücher", englischerseits die Schlachtkreuzer „Lion", „Tiger", „Prinzeß Royal" und die Panzerkreuzer „New Zeeland" und „Indomitable" sowie ferner auf beiden Seiten mehrere kleine Kreuzer und eine größere Zahl von Torpedobooten und Torpedobootszerstörern teil. Die Schlacht endete nach etwa zweieinhalbstündiger Dauer damit, daß die englischen Schiffe, von welchen einer der Schlachtkreuzer gesunken und ein andrer sichtlich schwer beschädigt war, den Kampf aufgaben und sich zurückzogen. Deutscherseits war der Verlust des Panzerkreuzers „Blücher" zu beklagen, der dadurch erfolgte, daß der „Blücher" infolge erlittener Maschinenschäden allmählich hinter der Linie der andern Panzerkreuzer zurückblieb und so den mit höherer Geschwindigkeit von hinten aufkommenden Schlachtkreuzern zum Opfer fiel. Auf englischer Seite wurden ferner noch mehrere Torpedobootszerstörer zum Sinken gebracht.

England hat zwar versucht, diese Schlacht für sich als einen Sieg zu bezeichnen. Das ist aber eine durchaus unbegründete Anmaßung; denn die englischen Schiffe haben den Kampf abgebrochen und haben größere Verluste erlitten als die deutschen; daß der deutsche Admiral von einer Verfolgung des Feindes absah, ändert nichts an der Tatsache, daß die englischen Schiffe den Kampf aufgegeben haben, das Schlachtfeld dem Sieger, den deutschen Schiffen, überließen.

Digitized by Google

In dieser Schlacht lag die Uebermacht an schwerer Artillerie und an Geschwindigkeit auf englischer Seite. Der deutsche Sieg ist mithin mit Recht zu bewundern und zeigt, daß die deutsche Flotte hinsichtlich der Leistungsfähigkeit ihrer Schiffsbesatzungen der englischen mindestens vollauf gewachsen ist. Das geht auch aus Nachrichten hervor, die aus Südamerika jetzt nach Europa gelangt sind und die beweisen, daß die Vernichtung des deutschen Kreuzergeschwaders nur dem Umstande zuzuschreiben war, daß die Schiffe desselben („Scharnhorst" und „Gneisenau") bereits in früheren Kämpfen einen großen Teil ihrer Munition verbraucht hatten und so dem weit überlegenen Feinde fast wehrlos gegenüberstanden. Also nur, wo England über eine gewaltige Uebermacht verfügt, hat es Aussicht, Erfolge gegen die deutsche Flotte zu erzielen!

Schießlich hatte auch im neuen Jahre Deutschlands Krieg gegen den feindlichen Seehandel über See weitere schöne Erfolge aufzuweisen. Wurde doch durch Pressenachrichten bekannt, daß den in überseeischen Gewässern dem Handelskrieg obliegenden deutschen Kreuzern und Hilfskreuzern fortgesetzt feindliche Handelsschiffe zum Opfer gefallen sind. Es mag hierbei erwähnt werden, daß nach englischen Zeitungsnachrichten der bis Anfang Januar der englischen Handelsflotte und dem englischen Handel zugefügte Schaden auf weit über 2 Milliarden Mark geschätzt wurde.

Der vorstehende Rückblick ergibt, daß der Monat Januar des neuen Jahres, wenngleich er dem Seekrieg die Entscheidung noch nicht brachte, trotzdem für den weiteren Verlauf desselben insofern von hoher Bedeutung war, als in ihm die deutsche Seekriegsleitung erkannte, wie trotz der noch ungeschwächten Ueberlegenheit der englischen Flotte der Seekrieg mit Hilfe der deutschen Unterseebootswaffe eine Gestalt erhalten kann, welche England an seiner verwundbarsten Stelle, der Versorgung seiner Bevölkerung mit Lebensmitteln und industriellen Rohprodukten, zu treffen geeignet ist. Zwar ist dies eine neue Art der Kriegsführung, geboten durch die neue Waffe; aber die deutsche Seekriegsleitung kann und muß sich ihrer ohne Gewissensbedenken bedienen, weil England ihr auf diesem Wege vorangegangen ist. Hatte doch bereits Anfang November die englische Admiralität zum Zwecke der Aushungerung Deutschlands bekannt gegeben, daß sie die ganze Nordsee als Kriegsgebiet ansähe, und es daher für die neutrale Handelsschiffahrt mit Gefahr verbunden sei, die nördliche Grenze derselben zwischen Schottland und Island zu durchfahren. Sie hatte diese Maßnahme mit der Lüge begründet, daß deutscherseits in der Nordsee unter neutraler Flagge willkürlich Minen gelegt seien. Dieser Vorgang Englands gab Deutschland unzweifelhaft das Recht, mit derselben Maßnahme gegen England vorzugehen. Es war mithin nur eine Wiedervergeltung, als Anfang Februar der Welt durch zwei Bekanntmachungen des deutschen Admiralstabes vor Augen geführt wurde, daß Deutschland entschlossen sei, die englische Aushungerung Deutschlands in gleicher Weise zu erwidern. Diese Bekanntmachungen bezweckten, die neutrale Schiffahrt vor den Gefahren zu warnen, die ihnen auf dem Kriegsschauplatz drohen könnten, zumal England sich nicht scheute, seinen Handelsschiffen den Mißbrauch neutraler

Digitized by Google

Flaggen anzuraten. Es ist ja klar, daß auch neutrale Schiffe einem auf feindliche berechneten Angriff zum Opfer fallen können, wenn der Mißbrauch neutraler Flaggen durch den Feind zum Gesetz gemacht wird. Die deutsche Regierung kündigte ihre Maßnahmen ausdrücklich so rechtzeitig an, daß die neutrale Schiffahrt Zeit erhielt, sich wegen Anlaufens der am Kriegsschauplatz liegenden Häfen einzurichten. Im Gegensatz zur englischen Absperrung der Nordsee nahm mithin die deutsche Absperrung der englischen Küstengewässer Rücksicht auf die neutrale Schiffahrt.

Nachdem so auch Deutschland dazu übergegangen ist, sein Kriegsziel dadurch zu erreichen, daß es bemüht ist, der Bevölkerung Englands den Bezug derjenigen Bedürfnisse abzuschneiden, deren es zur Ernährung am dringendsten bedarf, hat der Seekrieg eine Gestalt angenommen, die den Anschauungen, welche die kultivierte Welt bisher vorm Kriege hatte, durchaus widerspricht. Diesen Zustand herbeigeführt zu haben, ist das Werk Englands.

Ob es aber damit seine Aussichten, das Kriegsziel, Deutschlands Niederwerfung, zu erreichen, verbessert hat, erscheint doch recht zweifelhaft. Denn der erste Monat, der seit den Bekanntmachungen des deutschen Admiralstabes über die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes auf sämtliche englische Küstengewässer verflossen ist, beweist mit völliger Sicherheit, daß der Krieg aufs Messer, den Deutschland mit unterseeischen Waffen an Englands Küsten begonnen hat, kein Schlag ins Wasser war, vielmehr England da trifft, wo er treffen sollte, in seinem Wirtschaftsleben.

Bereits die erste Woche des deutschen Unterwasserkrieges brachte zahlreiche Erfolge für Deutschland. Durch Unterseeboote allein wurden nach Blätterangaben drei Transportschiffe, zwanzig Handelsschiffe und der Hilfskreuzer „Clanmonaughten" den englischen Schiffsverlustlisten hinzugefügt. In Anbetracht dessen, daß der deutsche Admiralstab vierzehn Tage dafür Zeit gelassen hatte, daß sich der Schiffsverkehr auf den Beginn des Unterwasserkrieges einrichten konnte, müssen diese englischen Verluste als außerordentlich bezeichnet und können nur so erklärt werden, daß die Annahme der englischen Presse, Deutschland hätte mit seinen Bekanntmachungen über die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes nach englischem Muster nur ein Trugbild, einen sogenannten „Bluff", vormachen wollen, tatsächlich in England geglaubt wurde. Um so schmerzlicher dürfte da die Erkenntnis gewesen sein, daß das, was man für ein Trugbild hielt, bitterer Ernst war, zumal auch wohl schon erkannt wurde, daß es schwierig sei, gegen den deutschen Unterwasserkrieg wirksame Gegenmittel bereitzustellen. Denn nur zu bald erwies es sich, daß weder der Sicherungsdienst durch eine große Zahl englischer und französischer Torpedoboote und Zerstörer, sowie von bewaffneten Fischereifahrzeugen, noch die ohne Rücksicht auf die neutrale Schiffahrt vorgenommenen Störungen von der allgemeinen Sicherheit der Schiffahrt dienenden Einrichtungen, wie Leuchtfeuern u. dgl., imstande waren, die Erfolge der deutschen Unterseeboote zu verhindern. Brachten doch auch der Rest des Monats Februar sowie die erste Hälfte des März fast täglich Nachrichten solcher Erfolge. Da

Digitized by Google

englischerseits die Verluste ihrer Handelsflotte zum Teil verschwiegen werden, ist es kaum möglich, mit Genauigkeit die Zahl der von den Unterseebooten versenkten englischen Handelsschiffe festzustellen.

Wichtiger als diese Schiffsverluste sind aber für den Verlauf des Krieges die mittelbaren Wirkungen des Unterwasserkrieges auf das Wirtschaftsleben Englands. Nach Mitteilungen der neutralen Presse haben sich diese bereits auf vielen Gebieten des englischen Wirtschaftslebens geäußert. Zunächst machte sich der Druck der Unterseeboote im Steigen der Schiffsversicherungen und Lebensmittelpreise fühlbar; sodann fand eine außerordentliche Abnahme der Ein- und Ausfuhr auf dem Seewege statt, da viele Schiffahrtsgesellschaften, und zwar nicht nur in England, sondern auch in Holland und den skandinavischen Staaten, aus Furcht vor Schiffsverlusten und weil ein großer Teil der Schiffsmannschaften in Anbetracht der gefährlich gewordenen Schiffahrt sich weigerte, in See zu gehen, gezwungen waren, ihren Schiffsbetrieb mehr oder minder stillzulegen. Ferner bewirkte der durch das Fehlen von Schiffsraum für den Kohlentransport eingetretene Mangel an Kohlen und die damit gegebene Steigerung der Kohlenpreise schwere Störungen sowohl in der Industrie als im Eisenbahnbetriebe. Wenn auch hier wegen Raummangels nur wenige Angaben über die Folgen des deutschen Unterwasserkrieges aufgeführt werden können, so werden sie doch schon genügen, ungefähr ein Bild davon zu geben, wie das englische Wirtschaftsleben bereits gelitten hat und wie es in Zukunft noch weiter leiden wird, wenn der deutsche Unterwasserkrieg ebenso erfolgreich wie bisher fortgeführt wird.

Nunmehr haben kürzlich England und Frankreich bekanntgegeben, daß als weitere Gegenmaßregel gegen den deutschen Unterwasserkrieg in Zukunft Deutschland jede Aus- und Einfuhr abgeschnitten werden und zur Erreichung dieses Zwecks die neutrale Schiffahrt dadurch in der ärgsten Weise vergewaltigt werden soll, daß ihr überall, ohne Bindung an eine bestimmte Blockadelinie, strenge Kontrolle darüber auferlegt wird, ob sie deutsche Waren irgendwelcher Art und irgendwohin befördert, sowie ob ihr Betrieb unmittelbar oder mittelbar dem deutschen Handel zugute zu kommen geeignet sei. Da bereits bisher der deutsche Seehandel völlig lahmgelegt war, so ist es klar, daß durch jene Bekanntmachungen ein neuer Druck auf Deutschland nicht ausgeübt werden wird; jene Maßnahme kann daher nur bezwecken, einen weiteren Druck auf die Neutralen auszuüben. War es doch trotz des schon bisher auf sie ausgeübten Drucks noch nicht gelungen, sie auf die englische Seite zu bringen. Ob dieses neueste Druckmittel dieses fertigbringen wird, erscheint recht fraglich.

Daß der Unterwasserkrieg nicht ganz ohne Verluste für Deutschland bleiben würde, war vorauszusehen und ist bei der Härte des Unterseebootsdienstes erklärlich. So ist denn der Verlust der deutschen Unterseeboote „U 8" und „U 12" zwar sehr bedauerlich, aber nicht geeignet, Deutschlands Seekriegsleitung an der Fortsetzung des Unterwasserkrieges irre zu machen. Daran wird auch nichts geändert werden, wenn England seine niederträchtige und schamlose Drohung,

Digitized by Google

die gefangenen Besatzungen deutscher Unterseeboote als Seeräuber mit dem Tode durch Aufhängen zu bestrafen, Ernst machen sollte. Es würde damit nichts weiter erreichen, als daß an einer Zahl der in Deutschland befindlichen englischen Gefangenen Vergeltung geübt, und daß dadurch von neuem der Welt offenbart würde, wie England sich jetzt in der Rolle eines wilden, jeder Zivilisation baren Volkes gefällt.

Als eine nicht unwesentliche Folge des deutschen Unterwasserkrieges in den englischen Küstengewässern ist es anzusehen, daß der aus Veranlassung der Bekanntmachungen des deutschen Admiralstabes zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika und der deutschen im Laufe des Februar geführte Notenwechsel bewirkte, daß sowohl in der amerikanischen Regierung als in einem großen Teil der amerikanischen Presse endlich erkannt wurde, daß Deutschland durchaus berechtigt und genötigt war, seine Seekriegführung der englischen anzupassen, und daß es sich dabei im Gegensatz zu England jeder mit der Kriegführung nur irgend zu vereinbarenden Rücksichtnahme auf die Rechte der Neutralen befleißigt hat. Wenngleich dieser Stimmungsumschwung jenseits des Atlantiks zwar noch nicht so weit ging, die bis dahin durch Waffenlieferungen im gewaltigsten Umfange an die Dreibundmächte begangene Neutralitätsverletzung durch ein Waffenausfuhrverbot zu verhindern, so muß doch anerkannt werden, daß sich die Amerikaner schließlich dagegen gesträubt haben, den englischen Verstößen gegen das Völkerrecht den Stempel der Gesetzmäßigkeit aufzudrücken, und es bleibt zu hoffen, daß die deutsche Seekriegführung von dem amerikanischen Stimmungsumschwung auch praktischen Nutzen zu ziehen Gelegenheit finden wird.

Ja, nach den neuesten Nachrichten aus Amerika scheint es, als ob eine solche Gelegenheit bereits vorhanden ist. Am 13. März lief der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich", verfolgt von einem überlegenen englischen Kreuzer, den amerikanischen Hafen Newport-News zur Vornahme dringender Reparaturen an. Die amerikanische Regierung war dadurch zur Entscheidung darüber gezwungen, ob dem Hilfskreuzer die Reparatur zu gestatten oder ob er zu internieren sei. Die Entscheidung der amerikanischen Regierung war dadurch erschwert, daß sich unter den Opfern dieses Hilfskreuzers, welcher in den letzten Monaten seiner Kreuzeraufgabe gegen den feindlichen Seehandel mit besonderem Geschick und Erfolg obgelegen hatte — soll doch die Zahl der von ihm kürzlich versenkten feindlichen Schiffe etwa zehn betragen — auch das amerikanische Segelschiff „William P. Rey" befand, welches von ihm mit einer Ladung Konterbande, Getreide, für England betroffen war. Da nach den bisherigen Nachrichten die amerikanische Hafenbehörde nicht die Internierung des Hilfskreuzers angeordnet hat, vielmehr sogar der Forderung des Hilfskreuzers, die für die Reparatur bewilligte Frist geheimzuhalten, zustimmte, so scheint die Entscheidung der amerikanischen Regierung in diesem Falle zu deutschen Gunsten ausgefallen zu sein. Möge sich bei der weiteren Behandlung dieses Kreuzers die Hoffnung erfüllen, daß auch fernerhin die völkerrechtlichen Grundsätze dabei den Ausschlag geben.

Digitized by Google

Ein für den weiteren Verlauf des Seekrieges zwar wertloses, aber für Deutschland, wenn auch wehmütiges, so doch stolz erhebendes Ereignis war der am 16. März bekannt gewordene Verlust des deutschen Kreuzers „Dresden". Nachdem dieser seinerzeit aus der Schlacht bei den Falklandsinseln entkommen, verfolgt von einer großen Zahl überlegener englischer Kreuzer, sich drei Monate lang mit bewundernswerter Geschicklichkeit an der Westküste und Spitze Südamerikas verborgen und dabei seiner Kreuzertätigkeit mit Erfolg obgelegen hatte, wurde er bei der Insel Juan Fernandez an der chilenischen Küste von den englischen Kreuzern „Kent", „Glasgow" und dem englischen Hilfskreuzer „Orama" überrascht und, da er infolge Munitionsmangels wehrlos war, nach kurzer Beschießung zum Sinken gebracht. Es ist dies ein Verlust, der seinem militärischen Wert nach verschmerzt werden kann, der aber für Deutschland insofern einen Gewinn an Ruhm und Ehre bedeutet, als die Leistung dieses Kreuzers, sich acht Monate des Krieges gegen eine gewaltige Uebermacht des Feindes gehalten zu haben, in der Weltgeschichte einzig dasteht.

Zum Schluß des heutigen Ueberblicks muß noch der Angriff der vereinten englischen und französischen Flotten auf die Dardanellen erwähnt werden. Es ist dies zwar eine Kriegshandlung, bei der deutsche Seestreitkräfte bisher, soweit bekannt, nicht mitgewirkt haben, die jedoch schließlich von großem Einfluß auf den Verlauf des Seekrieges werden kann.

Was die feindliche Kriegsleitung erst jetzt nach siebenmonatlicher Dauer des Krieges und nachdem inzwischen die Türkei Zeit und Gelegenheit gehabt hat, die Verteidigung dieser Meeresstraße aufs beste vorzubereiten, zu diesem Unternehmen bewogen hat, ist schwer zu erraten. Ohne eine bestimmte Ansicht darüber zu äußern, mögen hier nur verschiedene Gründe, die in der europäischen Presse dafür angegeben wurden, wiederholt werden:

Der Wunsch, bei dem ungünstigen Verlauf des Landkrieges in Rußland und Frankreich und dem Ausbleiben einer Entscheidung im Seekriege in den nordischen Gewässern an andrer, weithin sichtbarer Stelle einen militärischen Erfolg zu erzielen, den bevorstehenden Angriff der Türkei auf Aegypten zu erschweren, auf die neutralen Mittelmeer- und Balkanstaaten einen Druck in dreiverbandfreundlichem Sinne auszuüben, der Wunsch, der von russischen Ministern in der Duma als russisches Kriegsziel angegebenen Eroberung Konstantinopels zuvorzukommen, die Notwendigkeit, der islamitischen Welt zu beweisen, daß die englische Seemacht noch in alter Stärke besteht. Wie dem auch sei, vom militärischen Standpunkt muß dieser Angriff auf die Dardanellen als verspätet und wenig aussichtsvoll angesehen werden. Denn abgesehen davon, daß der Kampf einer Flotte gegen gut befestigte und verteidigte sowie unterseeisch geschützte Landbefestigungen allgemein ein schwieriges und meist nur mäßige Aussichten bietendes Unternehmen ist, hat die Türkei bekanntermeise diese Meeresstraße, unterstützt durch europäische Fachleute, derart stark befestigt und zur Verteidigung eingerichtet, daß der Angriff allein von See her als gänzlich aussichtslos anzusehen ist. Aber auch die Unterstützung des Seeangriffs durch gelandete Truppen

Digitized by Google

würde wenig Aussicht auf Erfolg bieten, wenn diese nicht durch eine an Zahl und Ausstattung den türkischen Verteidigungstruppen weit überlegene Armee geschähe. Daß England und Frankreich augenblicklich aber nicht imstande sind, eine solche Armee aufzustellen und nach dem Schauplatz ihrer beabsichtigten Tätigkeit hinzuschaffen, darüber kann wohl ein Zweifel nicht bestehen.

Soweit es sich bisher übersehen läßt, muß daher der Angriff auf die Dardanellen, der bisher von der türkischen Verteidigung nur im Artilleriekampf unter erheblichen Verlusten der angreifenden Flotten abgewiesen wurde, als ein Unternehmen bezeichnet werden, das die Gewähr eines sicheren Erfolges nicht in sich trägt, das aber im Fall endgültigen Versagens die Gefahr mit sich bringt, daß die angreifenden Flotten für eine Mitwirkung auf andern Kriegsschauplätzen gänzlich ausgeschaltet werden.

Die Schweiz und Savoyen

Von

Jan Eyssen

Zu den bizarrsten Schöpfungen des modernen Völkerrechts gehört der vom Wiener Kongreß hergestellte schweizerisch-sardinische Vertrag über die Neutralität Savoyens. Als der Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft Tatsache geworden war, flogen automatisch die Mediationsakte auf, die die Schweiz kaum zwölf Jahre lang staatsrechtlich eingeschnürt hatten. Wie das Bedürfnis der inneren Reform unvermeidlich war, war es nicht minder das der nachbarstaatlichen Flurbereinigung, aus Gründen des historischen Rechtes und des politischen Grenzschutzes. Nun machte angesichts der widerstreitenden Interessen der Kontrahenten die Regelung keiner andern Frage solche Schwierigkeiten, als gerade die savoyische. Genfs Vertreter in Wien, Pictet, hoffte Savoyen für die Eidgenossen zu gewinnen, als Morgengabe des enklavisierten Genfs, das sonst offen an der schweizerischen Westgrenze lag und liegt, seines natürlichen Hinterlandes entbehrend: der nordsavoyischen Provinzen Chablais und Faucigny. Pictet unterrichtete die Vertreter der Verbündeten, Metternich, Humboldt, Capo d'Istria und Castlereagh über die wenig übersichtlichen Verhältnisse: die kleinen zersprengten Gebiete Genfs ließen eine geordnete Verwaltung nicht zu; im Falle eines Krieges lag die Stadt Genf im Feuerbereich der französischen Kanonen. Andrerseits war Sardinien zu einer Verteidigung Nordsavoyens außerstande, denn seine Truppen hätten dorthin nur über französischen Boden gelangen können.[1]) Endlich war die Bestimmung des Vertrages von 1564 noch nicht verwirkt, der zufolge Savoyen an keinen andern Herrn als die Schweiz abgetreten werden dürfe. Wilhelm v. Humboldt verfaßte auf Grund der tatsäch-

[1]) W. Oechsli, Geschichte der Schweiz. Bd. II, S. 267.

Digitized by Google

lichen Mitteilungen für den Schweizer Ausschuß beim Wiener Kongreß am 24. Oktober 1814 eine Denkschrift, die das Interesse der Schweiz an Savoyen scharf umriß: So wie der Pariser Vertrag die Grenzen von Genf festgesetzt habe, könnten sie nicht bleiben, wenn man nicht aller Vorteile verlustig gehen wolle, die Genf als Schlüssel zu den Pässen nach Italien für die Erhaltung der Ruhe Europas gewähren sollte. Wenn der Kanton Genf den Schweizer Boden nicht berührte und keine guten Grenzen erhielte, würde er die Schweiz bloßstellen, statt sie zu verstärken. Als beste Grenze bezeichnete Humboldt die das Faucigny südlich abteufende Gebirgskette bis zum Wallis. Daß die Schweiz diese Grenze nicht erhielt, ist primär das Verschulden ihres Hauptvertreters Reinhard, dem es wie andern Eidgenossen vor so massenhaftem Zuwachs von Gebieten mit katholischer Bevölkerung graufte; sekundär aber auch den diplomatischen Konterminen Talleyrands und des sardinischen Vertreters Marsan zuzuschreiben. Was die Schweiz, im engeren Sinne Genf, schließlich erreichte, war, abgesehen von kleinen Grenzberichtigungen, kein Gewinn, sondern nur eine Hypothek, deren Barzahlung von künftigen kriegerischen Verwicklungen der Nachbarstaaten abhängig war. Recht hat Paul Schweizer, wenn er in seiner Geschichte der schweizerischen Neutralität den Streit darüber, ob der Vorteil der Neutralisierung Savoyens bei der Schweiz oder Savoyen lag, als müßig bezeichnet, da beide Staaten sie nur als Mittel, nicht als Zweck ansahen. Es ist streitfrei, daß die Idee der Neutralisierung ursprünglich bei Sardinien gelegen hat.[1]) Indessen griff Sardinien vor dem Wiener Kongreß dazu, um die Mächte zu beruhigen, weil es Nordsavoyen nicht an die Schweiz abgetreten hatte; während die Schweiz aus Opportunitätsgründen handelte, weil es zur Abrundung Genfs ein Gebiet beanspruchte, das die Straßen von Annecy wie von St. Julien nach dem Chablais und Faucigny abschnitt, was Sardinien auch im Fall der Wiedergewinnung des französisch gebliebenen Savoyen eine der besten Verbindungen mit diesen Provinzen entzog.

In dem von dem Wiener Kongreß vollzogenen Protokoll vom 29. März 1815 wird die Neutralität Savoyens folgendermaßen bestimmt: Que les provinces du Chablais et du Faucigny et tout le territoire au nord d'Ugine appartenant à Sa Majesté, fassent partie de la neutralité de la Suisse garantie par toutes les Puissances; c'est-à-dire que toutes les fois que les Puissances voisines de la Suisse se trouveront en état d'hostilités ouvertes ou imminentes, les troupes de S. M. le Roi de Sardaigne qui pourraient se trouver dans ces provinces, se retireront et pourront à cette effet passer par le Valais, si cela devient nécessaire, qu'aucunes autres troupes armées d'aucune autre Puissance ne pourront y stationner ni les traverser sauf celles que la Confédération Suisse jugerait à propos d'y placer. Allerdings war die Schweizer Tagsatzung unter dem Eindruck der noch ungeklärten poli-

[1]) Gisi, Ueber die Entstehung der Neutralität von Savoyen. Archiv für Schweizer Geschichte, XVIII. 1873, S. 46.

Digitized by Google

tischen Interessen Mitteleuropas mit dem Besetzungsrecht nicht ganz einverstanden. Sie beschloß am 13. August 1815, daß in der Beitrittsurkunde die Unverbindlichkeit einer Besetzung Savoyens im Kriegsfall stärker betont und daß an das Rückzugsrecht der sardinischen Truppen durch das Wallis der Vorbehalt geknüpft werden müsse, daß daraus kein Nachteil für die Neutralität der Schweiz entstehen dürfe. Diese Sorge der Tagsatzung erklärt sich wohl restlos an der unterschiedlichen Bedeutung der gegebenen historischen Neutralität der Schweiz, deren Garantie von seiten der Mächte von den Eidgenossen nicht beansprucht, ja abgelehnt wurde und bis heute wird, im Gegensatz zur Neutralität Savoyens, die die Mächte garantierten. Es ist ein grundsätzlicher Irrtum Paul Schweizers, wenn er in seiner Geschichte der schweizerischen Neutralität die savoyische Episode so darstellt, als ob das Besetzungsrecht ein lästiges Servitut sei und als solches auch von der Schweiz empfunden werde. Die Ereignisse während des und nach dem lombardischen Kriege widerlegen das. Wie wir noch sehen werden.

Gewiß hat der Neutralitätsvertrag durch die Sonderverhandlungen zwischen der Schweiz und Sardinien, die 1816 in Turin erfolgten, nicht an Klarheit gewonnen. Das unheilbare Uebel war in Wien entstanden, wo die savoyische Frage gerade diskutiert wurde, als Napoleon Elba verließ und damit auch die Fernwirkung erzielte, daß die Wiener Kongreßakte durcheinanderwirbelten. Die Schweiz selbst drang nicht darauf, die Fälle kontradiktorisch festzulegen, in denen die Besetzung erfolgen müsse. Hier wollte man offenbar kommenden Ereignissen und der Klugheit und der Energie der eidgenössischen Staatsmänner nicht eine bestimmende Marschroute vorschreiben. Und der Genfer Staatsmann Pictet mag recht haben, wenn er aus der Hartnäckigkeit, mit der Sardinien seine Landkonzessionen an die Schweiz und die Schweizer Okkupationspflicht in ein bindendes Verhältnis bringen wollte, einfach folgert, Sardinien suche sich einen Vorwand zu schaffen, um die widerwillig abgetretenen Landgebiete wieder zurücknehmen zu können. Wobei Pictet besonders auf die Möglichkeit hinwies, daß Sardinien in der Lage sei, durch Allianzen mit Frankreich oder Oesterreich Verletzungen der neutralisierten Gebiete herbeizuführen, um dann die Schweiz für Nichtverhinderung verantwortlich zu machen.

Die Vorgänge von 1848 mit ihrer Kette von Grenzbesetzungen berührten nicht den Nerv der savoyischen Frage. Das geschah erst, als der lombardische Krieg die Landkarte Mitteleuropas umgestaltete. Am 28. Juli 1858 hatten in Plombières Cavour und Napoleon III. die Vereinbarung getroffen, daß Savoyen an Frankreich fallen solle, wenn Napoleon Sardinien helfe, die Lombardei zu erobern. Es folgte die berühmte Neujahrsansprache an Hübner und etliche Wochen später, ehe noch der Krieg an Oesterreich erklärt war,[1]) eine Note des schweizerischen Bundesrates vom 14. März 1859 an die Mächte, in der der Bundesrat sich zur Handhabung der Neutralität entschlossen erklärt,

[1]) J. Schollenberger, Die Schweiz seit 1848. Die savoyische Frage.

Digitized by Google

gleichzeitig aber auch das Recht der Schweiz zur Besetzung Savoyens während des Krieges postuliert, Verhandlungen über die Formen der Besetzung mit Sardinien sich vorbehaltend. Sardinien sagte diese Verhandlungen zu, konnte sie indessen mit Rücksicht auf die Zugeständnisse an Napoleon unmöglich ernst gemeint haben. Nun beging der Bundesrat den Fehler (Schollenberger), das Recht der Besetzung während des Krieges nicht auszuüben, da er sich dadurch allein, nicht aber durch Noten und Denkschriften, ein später wirksames Pfandrecht hätte sichern können. Offenbar glaubte der Bundesrat, die Wiener Kongreßmächte, in erster Linie England, für sein bedrohtes Recht zu interessieren, um eine Intervention herbeizuführen. In einer Depesche vom 1. Juli 1859 an Lord Russell berichtete der englische Gesandte in Bern: Der schweizerische Bundesrat ersucht mich, Ihrer Majestät dringend vorzustellen, von welcher lebenswichtigen Bedeutung es für die Sicherheit und Unabhängigkeit der Schweiz sei, daß Savoyen und vornehmlich Ober-Savoyen niemals in Frankreich einverleibt werde; daß, wenn dies stattfinde, die Flanke der Schweiz fortwährend offen wäre und Genf wahrscheinlich bald nachfolgen würde. Die Schweiz bitte die englische Regierung, in der Stunde der Not ein ebenso getreuer Freund zu bleiben als bisher. Nun dachte die Regierung Ihrer Majestät gar nicht daran, der Schweiz in der bittersten Stunde der Not irgendwelche Hilfe zu gewähren. Im Gegenteil, die britischen Staatsmänner führten die Eidgenossen absichtlich in die Irre, denn Napoleon hatte auch ein Eisen ins Feuer gelegt: einen für England günstigen Handelsvertrag. Lückenlos geht das aus der Folge der Geschehnisse hervor: Am 8. Juli 1859 schrieb der englische Gesandte in Paris offiziell an Lord Russell: Graf Walewski hat mir heute erklärt, Kaiser Napoleon denke nicht daran, Savoyen in Frankreich einzuverleiben. Indessen versicherte der englische Gesandte gleichzeitig Lord Russell privatim:[1]) Walewski sagte, wenn die italienischen Herzogtümer an Sardinien fielen, müsse Frankreich Savoyen und Nizza nehmen. Das alles hinderte Granville nicht, Ende Januar 1860 im Unterhause zu erklären, keine Regierung wolle etwas von der Savoyerfrage wissen, da Sardinien und Frankreich die Zession in Abrede stellten. Und wie ein Hohn klang es, wenn Granville der Schweiz trotzdem empfahl, weiter auf Pikett zu stehen. Denn der Krieg war seit sechs Monaten beendigt und damit auch das kriegsrechtliche Recht zur Besetzung Savoyens erloschen. Mit eiskalter Ironie zog Lord Grey am 15. März 1860 im Oberhause das Ergebnis: Wir haben Savoyen verkauft, um uns einen Markt für Baumwolle zu sichern. Der schweizerische Bundesrat sah in unbegreiflicher Verblendung noch immer nicht, daß von England nichts, gar nichts zu hoffen und zu erwarten war. Er sandte vielmehr am 24. März 1860 de la Rive in Sondermission nach London. Zwar empfingen ihn die Briten gut, behandelten ihn ebenso, luden ihn sogar, wie Schollenberger a. a. O. zitiert, zu einem Schützenfest ein. Sonst kam Rive unverrichteter Dinge zurück.

[1]) Schultheß, Geschichtskalender, 1860. Die savoyische Frage.

Digitized by Google

Inzwischen hatten die Ereignisse, trotz eines gewaltigen Notensturmes des Bundesrates, zur Einverleibung Savoyens in Frankreich geführt. Auf alle Noten, die der Bundesrat noch während des Jahres 1859 an Frankreich sandte, blieb es schweigsam: Dieses Frankreich, das die Abtretung Savoyens angestiftet hatte, das speziell die Rechte der Schweiz auf Savoyen vernichten wollte (Schollenberger). Jedennoch hatte der Bundesrat in der diplomatischen Behandlung der Sache noch mit andern Mißgriffen sich belastet. Wenn der Bundesrat die Wiener Verträge als eine der Quellen seines Rechtes auf Savoyen ansah, durfte er nicht durch den schweizerischen Gesanden Kern in Paris am 31. Januar 1860 Napoleon eine Teilung Savoyens anbieten lassen. Das tat er, und der Kaiser und sein Minister Thovenel sagten zu. Am 6. Februar 1860 eröffnete Thovenel dem Gesandten Kern: Sollte Savoyen wirklich mit Frankreich vereinigt werden, so liege es nicht entfernt in der Absicht des Kaisers, die neutrale Stellung der Schweiz zu gefährden oder gar zu schwächen; dagegen teile er ganz die vom schweizerischen Gesandten entwickelte Ansicht, daß in solchem Falle die Fortdauer der Neutralisation weder der Schweiz noch Frankreich zusagen könne. Der Kaiser hat mich daher beauftragt, Ihnen zu sagen, der Schweiz als ihr eigenes Gebiet, als einen Bestandteil der schweizerischen Eidgenossenschaft die Provinzen Chablais und Faucigny zu überlassen. Genau fünf Wochen später, am 13. März 1860, verständigte Napoleon die Großmächte, daß Savoyen in Frankreich einverleibt werden würde. In leidenschaftlicher Sorge um ihr Recht wandte der Bundesrat sich am 19. März 1860 noch einmal an die Garanten der Wiener Schlußakte, um die Mächte also zu beschwören: die Schweiz spricht ihr festes Vertrauen aus, daß wenn eine Aenderung des jetzigen Zustandes in Savoyen stattfinden sollte, der Schweiz durch Zuteilung der neutralisierten Provinzen die Möglichkeit gegeben werde, ihre Neutralität und ihre Unabhängigkeit mit Aussicht auf Erfolg zu verteidigen. Dann schürzte sich das savoyische Drama. Napoleon warf die Karten offen auf den Tisch. Am 21. März 1860 empfing er eine Deputation aus Savoyen, an die er eine längere Ansprache hielt, gegen deren Ende der Kaiser die der Schweiz früher gemachten bindenden Zusagen einfach zurücknahm. Die förmliche Abtretung Savoyens erfolgte am 24. März 1860.

Die diplomatische Kampagne des Bundesrates war gescheitert; die starke Erregung, die die Schweiz aufwühlte, konnte die geschehenen Fehler nicht aus der Geschichte streichen. Allein die Schweiz gab ihr Recht auf Savoyen nicht auf; sie konnte es nicht, weil die Schweiz um ihrer Unabhängigkeit und um ihrer Sicherheit willen starke und feste Grenzen gebrauchte und gebraucht. Mit verhaltener Bitterkeit, nachdem die Wellen sich geglättet hatten, beschloß der Nationalrat am 2. Juli 1861 ohne Diskussion, den Bundesrat einzuladen, der Savoyerfrage als einer offenen alle Aufmerksamkeit zuzuwenden und die Unterhandlungen im Sinne einer kräftigen Wahrung der schweizerischen Rechte und Interessen im geeigneten Momente wieder aufzunehmen. Das unterschrieb in der Schlußsitzung der Session, am 30. Juli 1861, der Nationalratspräsident

Digitized by Google

in einer Rede, in der es sogar wie Schwerterschlag auf Schilden klang, als er auf die Ausbildung der militärischen Organisation der Schweiz hinwies, auf den Bau der Alpenstraßen, auf die ewig neue Erfahrung: Si vis pacem, para bellum. Und in der savoyischen Frage den Statusquo formulierend: Sie haben die bestimmte Erklärung abgegeben: die Tatsache der Besitzergreifung Savoyens durch Frankreich ändere an der Rechtsfrage nichts; die Rechte der Schweiz seien nach wie vor die nämlichen und die Savoyerfrage eine offene.

Offen war sie denn auch im Deutsch-Französischen Kriege. Das Vorgehen, das der Bundesrat beliebte, um die offene Frage nicht zu einer geschlossenen zu machen, sondern sie weiter offen zu lassen, sei an der Hand der chronologischen Ereignisse hier wiedergegeben: Am 18. Juli 1870 richtete der Bundesrat ein Schreiben an die Mächte, in dem das Recht der Schweiz auf die neutralen Gebietsteile von Savoyen neuerdings zur Geltung gebracht wird. Die Niederlagen Frankreichs, das Vordringen der Deutschen, die Stimmung der Bevölkerung im Chablais und in Faucigny hätten die Ausübung des kriegsrechtlichen Besetzungsrechts mehr als nahegelegt. Allein der Bundesrat zögerte und motivierte dies Zögern in einer Verbalnote an den schweizerischen Konsul in Lyon also: So wünschenswert auch eine Neuregulierung des Neutralitätsverhältnisses Savoyens ist, wozu sich in der Folge eine passende Gelegenheit finden wird, so liegt es doch in keiner Weise in den Absichten des Bundesrates, aus der jetzigen Notlage Frankreichs irgendwelchen Nutzen für die Schweiz zu ziehen. J. Schollenberger nennt die Sache zu stark, um sie zutreffend charakterisieren zu können. Doch steht dem Bundesrat entlastend zur Seite, daß er tatsächlich glaubte, Frankreich würde von sich aus zu einer Neuorientierung bereit sein. Um so mehr, als Frankreich am 2. März 1871 ein in dieser Hinsicht bindendes Versprechen gegeben hatte. Jedoch am 4. Juli 1871 — der Frankfurter Friede war am 10. Mai unterzeichnet worden — deutete Frankreich dieses Versprechen in abschwächender Form um, vertröstete gleichzeitig die Schweiz auf spätere Verhandlungen. Und als diese vom Bundesrat endlich angeregt wurden, erklärte Frankreich, es habe keine Zeit.

So negativ der Gewinn aus diesem diplomatischen Feldzug des Bundesrates Frankreich gegenüber war, so positiv schätzte der Bundesrat in seinem Geschäftsbericht über 1870 die moralischen Faktoren ein, die durch sein edelmütiges Verhalten das alte Recht der Schweiz auf Savoyen gestärkt hätten.

Verwirkt und untergegangen ist das Recht ja nicht, was sich beweiskräftig und präjudizierend 1883 zeigte, als die savoyische Angelegenheit wieder einmal auf der europäischen Tagesordnung stand. Frankreich hatte 1883 in Hochsavoyen Manöver abgehalten, was sonderbarerweise dazu führte, daß französische Truppen die Straßen Genfs bevölkerten. Weiter kam hinzu, daß Frankreich den Mont Buache befestigen wollte, was eine unmittelbare Bedrohung Genfs darstellte. Indessen lenkte Jules Ferry auf Vorhalt des Bundesrates ein. Die Befestigungen wurden geschleift, was implizite die Anerkennung der ununterbrochenen und immerwährenden Dauer der schweizerischen Rechte auf Savoyen enthält.

Digitized by Google

Ob die Schweiz sie ausübt, sie ausüben muß, wenn die europäische Lage sich noch komplizierter gestalten sollte, das hat der Historiker nicht zu untersuchen und zu beantworten.

Die Dardanellen

Von

v. Ahlefeld, Vizeadmiral a. D.

Wieder einmal spielt sich in der europäischen Weltgeschichte an dem engen Zugang vom Mittelmeer nach dem Schwarzen Meere ein wichtiger Kampf ab.

England und Frankreich, diesmal merkwürdigerweise verbündet mit Rußland, bestürmen die Dardanellen, und die Türken verteidigen sie.

Was war die Ursache dieser Unternehmung? Und warum begann sie erst so lange nach Ausbruch des Krieges?

Wie sind die Aussichten auf Gelingen oder Mißlingen des Angriffs?

Diese beiden Fragen haben ein allgemeines Interesse und sollen hier der Besprechung unterzogen werden, obwohl eingestanden werden muß, daß zur Beantwortung keine sicheren Unterlagen vorliegen, sondern daß dem freien Ermessen vieles, fast alles, überlassen werden muß.

Schon die erste Frage nach der Ursache des Angriffs der Alliierten — wie ich die Engländer und Franzosen, vielleicht kommen auch die Russen hinzu, nennen will, zum Unterschiede von uns, den „Verbündeten" Deutschen, Oesterreichern und Türken — führt uns ganz und gar ins Gebiet der Vermutungen. Unter diesen können genannt werden: 1. Die Getreidevorräte in Odessa, Sebastopol usw., die Rußland nicht verwerten, die getreidebedürftige übrige Welt nicht bekommen kann, sollen befreit werden.

2. Die Untätigkeit der englischen und französischen Flotte im Mittelmeer hat den gerechten Unwillen Rußlands erregt und zu dem an sich unbeliebten Angriff geführt. Ein Angriff auf die österreichische Flotte hätte nicht die gleiche Bedeutung gehabt.

3. Italien und die drei neutralen Balkanstaaten sollten gewonnen werden, sich den Alliierten anzuschließen und den Verbündeten den Krieg zu erklären. Es ist freilich nicht so ganz leicht, einzusehen, weshalb der Angriff allein schon eine solche Wandlung in der Politik bei den genannten Neutralen hervorbringen sollte, und noch weniger ist es glaubwürdig, daß die Eroberung der Meerengen und Konstantinopels die Gefolgschaft jener Staaten nach sich ziehen werde. Im Gegenteil, weder die Neutralisierung der Dardanellen und noch weniger ihre Auslieferung an die Russen erscheint den drei Balkanstaaten: Griechenland, Bulgarien und Rumänien als eine Verbesserung.

4. Vielleicht ist die beste Erklärung der militärisch einfache Gedanke, auf diesem Wege die Türken zu besiegen, aus der Verbündung mit Deutschland und

Digitized by Google

Oesterreich-Ungarn hinauszutreiben und vor allem auf diesem Wege die keineswegs angenehme Lage Englands zu Aegypten, Persien und andern mohammedanischen Ländern zu erleichtern.

Der zweiten Frage, wie sind die Aussichten auf Gelingen oder Mißlingen des Angriffs? möchte ich meine Untersuchung vornehmlich widmen. Die Beantwortung ist natürlich zuerst eine Frage der beiderseitigen Kräfte, und zwar der quantitativen und qualitativen, der Kräfte nach Zahl und Güte. Leider sind auch darüber die Auskünfte aus leicht verständlichem Grunde der Oeffentlichkeit nicht zugänglich. Man muß sich mit Wenigem zufrieden geben.

Der Zugang vom Mittelmeer nach dem Schwarzen Meer führt bekanntlich durch das Marmarameer, und dessen Zufluß nach dem Schwarzen Meer bildet der Bosporus, an dessen Eingang Konstantinopel liegt, während sein Ausgang stark befestigt ist als Schutz gegen einen Angriff von Rußland her.

Den Zufluß nach dem Mittelmeer hin bilden die Dardanellen, und auch deren Mündung ist stark verteidigt. In dieser Verteidigung lassen sich zwei Abschnitte unterscheiden. Der äußere, bei einem Angriff vom Mittelmeer her zuerst betroffene, heißt an der asiatischen Seite Kum-Kaleh und an der europäischen auf der Halbinsel Chersonesos gelegenen Seite Sedil-Bahr. Etwa 25 Kilometer weiter nach innen, also nach dem Marmarameere zu, liegt der zweite Verteidigungsabschnitt bei dem größeren, an der kleinasiatischen Küste gelegenen Stadt Kaleh-Sultanie. Beide Abschnitte sind zweifellos stark befestigt und, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, gegen einen Angriff von See her und auch von der Landseite aus wohl geschützt. Es ist bekannt, daß diese Befestigungen erst vor kurzem zeitgemäß neu angelegt und bestückt worden sind. Wir werden daher nicht fehlgehen, wenn wir außer langen und schweren Kanonen in starker Deckung, wenn auch wohl nicht in Panzertürmen, auch Haubitzen und Mörser (deren Geschosse von oben herab auf die Decks der feindlichen Schiffe fallen) und diese in gut gedeckter Lage aufgestellt, annehmen. Daß von Minen ausgiebig Gebrauch gemacht worden ist, kann ebenfalls nicht zweifelhaft sein. Flieger sind sicher zur Verfügung, Luftschiffe dagegen wohl nicht. Große Kriegsschiffe wird man türkischerseits in den Engen schwerlich verwenden.

Der geographischen Lage nach kann man urteilen, daß die Dardanellenstellung im zweiten Abschnitt erheblich stärker ist als in dem ersten. Das ergibt sich vornehmlich aus der Breite der Meerenge. Sie beträgt bei Kum-Kaleh 4 Kilometer, bei Kaleh-Sultanie aber nur 2. Es kommt aber noch etwas andres hinzu. Es ist die engere Stelle der Dardanellen durch eine Reihe von Quertälern, d. h. solchen, die zum Durchfahrkurse der Schiffe ungefähr quer stehen, ausgezeichnet, und diese Quertäler erlauben eine größere Anzahl von Geschützen so aufzustellen, daß die Schiffe sie nicht von außen her beschießen können. Es kann vielmehr nur ein Schiff zurzeit sich in den Kampf mit allen diesen Geschützen einlassen, und das bringt einen großen Vorteil für den Verteidiger mit sich, weil damit die Grundforderung aller Strategie und Taktik erfüllt ist, an gegebener Stelle stärker zu sein als der Feind. Zu erwähnen ist endlich noch,

Digitized by Google

daß auch die Minenverteidigung in diesem zweiten Dardanellenabschnitt sich sehr viel wirksamer einrichten läßt, denn man kann das Minenfeld mit einer gegebenen Anzahl von Minen vergrößern oder dichter belegen, und man kann das Minenwegräumen, das der Angreifer vornehmen muß, ehe er mit seinen kostbaren schweren Schiffen einläuft, mit Geschützen, die so gegen Beschießung von See her gedeckt stehen, wie eben geschildert, vollkommen unmöglich machen.

Wenn wir nun noch anführen, daß hoffentlich die Türkei ihre Dardanellenanlagen auch mit Munition reichlich versorgt oder deren Nachschub ordnungsmäßig vorgesehen hat, und daß die notwendige Anzahl gut ausgebildeter Bedienungsmannschaften nebst Reserven für diese Küstenverteidigung vorgesehen ist, sowie daß endlich eine genügende Zahl von Landtruppen zur Stelle und tüchtig sind, dann ist der Kräftezustand auf der Verteidigerseite, so gut es die militärisch zu wahrende Verschwiegenheit gestattet, wohl genügend genau umschrieben.

Wenden wir uns nun dem Angreifer zu. Seine Kampfmittel sind in erster Reihe Linienschiffe und in zweiter Landtruppen. Die Linienschiffe sollen von See aus die Küstengeschütze zum Schweigen bringen, d. h. sie oder ihre Aufstellung unbrauchbar machen. Erst dann können die Minenwegräumer an die Arbeit gehen, und erst wenn die Minen weggeräumt worden sind, können die Linienschiffe in die verteidigte Enge einlaufen. Große und kleine Kreuzer, Torpedo- und Unterseeboote kann man für Angriffe gegen Küstenbefestigungen nicht oder doch nur für Nebenzwecke gebrauchen. Nun ist aber nicht nur die Zahl, sondern auch die Art der Linienschiffe von großer Bedeutung. Wenn man gegen Festungen aus neuester Zeit kämpfen soll, muß man zum Angriff auch Linienschiffe zur Verfügung haben, die schweren Panzer und schwere, lange und weittragende Geschütze fahren. Gerade die letztgenannte Eigenschaft spielt unter den vielen Ueberraschungen, die der gegenwärtige Krieg gebracht hat, ebenso wie in der offenen Seeschlacht, eine Rolle.

Nach einem alten strategischen Lehrsatz muß der Angreifer dem Verteidiger von Küstenwerken an Geschützen dreifach überlegen sein; erst dann sind die mancherlei Vorteile, die für diesen gegenüber jenem naturgemäß vorhanden sind, ausgeglichen. Wie weit das in dem zurzeit sich abspielenden Kriege der Fall ist, läßt sich nicht sagen; aber wohl kann man sagen, daß die ebengenannte, auch eine höhere zahlenmäßige Ueberlegenheit der Angreifer geschafft werden könnte, wenn es sein müßte; auch an Hilfsschiffen, wie Minensuchern, Munitions-, Lazarett-, Transport- und Werkstattschiffen, wird kein Mangel sein. Anders freilich liegt die Sache, wenn es sich, wie hier, nicht nur um die Zahl, sondern und sogar vornehmlich um die Güte des Schiffsmaterials handelt. Auch da ist zweierlei zu unterscheiden. Einmal können von den angreifenden Schiffen, wenn die anzugreifenden Werke wirklich zeitgemäß bestückt sind, auch nur diejenigen mitgezählt werden, die selber wirklich zeitgemäß gepanzert und bestückt sind, also Dreadnoughts, um es kurz auszudrücken, und deren Anzahl ist selbst bei der Riesenflotte der Angreifer begrenzt; und zum andern: Es kommen im Kriege der Gegenwart Kampfmittel zur Geltung, gegen die überhaupt keine Schiffs-

Digitized by Google

qualität, und sei sie noch so hoch, Gewähr bietet. Zu diesen Kampfmitteln rechnen die Steilfeuergeschütze, die gedeckt, also unzerstörbar aufgestellt sind, die unterseeischen Torpedobatterien und die Minen.

Wir dürfen mit aller Sicherheit annehmen, daß es nach der Güte der Besatzung, ihrer Schulung, ihrer Tapferkeit, ihrem Nachschube, desgleichen dem Nachschube der Munition und der Versorgung an Proviant und Reparaturbedürfnissen den Alliierten an nichts fehlt, wohl aber an Landungstruppen, und das hat eine sehr große Bedeutung, denn eben jene unerreichbaren Steilfeuergeschützaufstellungen und Torpedobatterien kann man nur im Landkrieg überwinden, so daß man wohl berechtigt ist, zu sagen, daß die Ueberwindung der Dardanellenverteidigung mehr eine Frage des Landheeres als der Flotte ist. Solange die Türken mit einem guten und großen Heere den Chersonesos und Kleinasien besetzt halten, haben die Alliierten keine Aussicht, zu gewinnen, weil ihnen ein gutes und großes Heer für einen Angriff jetzt jedenfalls nicht zur Verfügung steht.

Es gibt noch eine Reihe anderer, wenn auch untergeordneter Punkte, die einen Einfluß auf die beiderseitige Gefechtsleistung haben. Ich nenne folgende: Der Angreifer hat die freie Wahl der Entfernung, auf die er schießen will, der Verteidiger nicht, solange es sich um eine Beschießung aus der offenen See her handelt; im Verlaufe des Eindringens der Schiffe in die Engen verliert der Angreifer diesen Vorteil.

Das Bestimmen der Schießentfernung wird von Land aus sicherer gemacht als von Bord aus; doch spielt das keine so große Rolle als das Einschießen, eine Entfernungsbestimmung nach Beobachtungen des Geschoßaufschlages. Dieses Beobachten ist aber auch im allgemeinen leichter von Land nach See, als umgekehrt von Bord nach den Landbefestigungen hin, weil diese schwer zu erkennen sind, sich viel schlechter von ihrem Hintergrunde abheben als die Schiffe vom Meere oder der Luft. Die Beobachtung durch Flieger steht den Alliierten natürlich ebensogut zur Verfügung wie den Verbündeten, und manches läßt sich damit für erstere wieder gutmachen. Es bleibt aber immerhin ein sehr schwieriges Unterfangen für eine Flotte, ohne ein großes Landheer durch die Straße der Dardanellen nach Konstantinopel vorzudringen. Ich sage nicht, aber Moltke sagte vor sechzig Jahren — und der alte Herr hat immer noch recht behalten: „Die Dardanellen sind uneinnehmbar."

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

In dieser ausgezeichneten Sammlung sind wieder einige neue Hefte erschienen, die in gleichem Maße durch die in ihnen behandelten Fragen, wie durch die Behandlung, die diese Fragen durch bedeutende Fachmänner gefunden haben, den Leser fesseln und unterrichten werden. In Heft 33: „Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands" macht uns ein ruthenisches Mitglied des österreichischen Reichsrats, Dr. Eugen Lewicky, damit bekannt, welch gewaltige Bedeutung für das moderne Wirtschaftsleben Rußlands die Ukraine besitzt und welche Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse erfolgen müßte, wenn es gelänge, der Ukraine die staatliche und nationale Selbständigkeit zu geben, nach der ihre Bewohner, die von dem offiziellen Rußland so skrupellos unterdrückten „Kleinrussen", sich seit Jahrhunderten sehnen. — Prof. Dr. Raimund Fr. Kaindl, ein bewährter Vorkämpfer des Deutschtums auf weit vorgeschobener Außenwacht, zeigt in Heft 34, welch hohen nationalen und politischen Wert für Deutschösterreich und die Sache des Zweibunds „Deutsche Siedlung im Osten" hat. Aus weiter geschichtlicher Perspektive läßt er die jahrtausendalte Kulturarbeit der Deutschen im Osten vor uns erstehen und zeigt, wie ihr immer erneutes Ringen und Schaffen künftighin besser als bisher zu fördern, immer enger an die Einheit deutschen Geistes- und Wirtschaftslebens anzugliedern wäre. — Von höchstem aktuellem Interesse ist die Darstellung, die Dr. Richard Hennig vom „Kampf um den Suezkanal" gibt (Heft 35). Die Vorläufer und die Entstehungsgeschichte des heutigen Kanals, seine finanzielle und politische „Eroberung" durch die Engländer, die anfänglich erbitterte Feinde des Projekts waren, seine fundamentale Bedeutung für Handel und Weltmacht des britischen Reichs werden in knapper, lichtvoller Darstellung dem Leser zu vollem Verständnis gebracht. — Den Vorzug der „Aktualität" besitzt in nicht geringerem Maße die Schrift des bekannten, als Fachmann für handelspolitische Fragen hochangesehenen Reichstagsabgeordneten Dr. Gustav Stresemann, „Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland" (Heft 36). Stresemann führt uns die Geschichte des gewaltigen Konkurrenzkampfs zwischen England und Deutschland vor und zeigt uns, warum und wie die Monopolstellung Englands gebrochen, dem Weltmeer die Freiheit wiedergegeben und damit dem deutschen Volke erst volle Entwicklungsmöglichkeit im freien Wettbewerb mit allen Völkern der Erde gegeben werden muß. — Als die Grundlage unsrer kriegerischen Erfolge ist, nicht zuletzt von gerecht und klarblickenden Ausländern, die gründliche deutsche Schulbildung gerühmt worden. Darum verdiente wohl auch „Das Bildungswesen im neuen Deutschland" einen Platz in der Reihe dieser Flugschriften (Heft 37), und in Schulrat Karl Muthesius haben die Forderungen, die zu diesem Thema zu erheben sind, einen vortrefflichen Anwalt gefunden, der ohne chauvinistische Engherzigkeit und Uebertreibungen für die Fortentwicklung unsers Bildungswesens im Sinne einer immer einheitlicher und folgerichtiger durchgeführten nationalen Richtung des Unterrichts eintritt.

Die Pflicht, gesund zu sein. Wege und Ziele gesundheitlicher Lebensführung. Von Dr. Friedrich Münser. Verlag von Gerhard Stalling, Oldenburg. Preis 80 Pf.

Ein sehr verständig geschriebenes Buch, auf das wir besonders hinweisen möchten. Was dazu gehört, um sich gesund zu erhalten, ist so einfach und selbstverständlich, aber wie viele handeln danach? Die meisten Menschen denken erst über die Gesundheit nach, wenn sie krank geworden sind. Diesen zeigt der Verfasser die Wege, und er tut es in so überzeugender Weise und gibt so klare Leitsätze, daß ihm die Leser gewiß folgen werden.

H. H.

Goethes Welt- und Lebensanschauung. Von Theobald Ziegler. Berlin, Georg Reimer. M. 2.40.

Volkstümliche Vorträge liegen diesem Werkchen zugrunde, in dem der bekannte Philosoph auf das Gebiet der Literaturgeschichte hinübergegriffen hat, an sich mit voller Berechtigung, denn das Thema schlägt ja natürlich ganz in den Bereich der Philosophie. Aber trotz aller Gewandtheit der Popularisierung und aller andern Vorzüge, die auch an diesem Werkchen Zieglers gerühmt werden dürfen, wird man beim Studium seiner Arbeit den Gedanken nicht los: es war ja gar nicht möglich, dieses schier unerschöpfliche Thema auf 126 Seiten zu ergründen, und es läßt sich einfach nicht in dieser Weise populär behandeln, denn es gehört harte Arbeit zum Studium der Goetheschen Weltanschauung, wenn es Gewinn bringen soll. So bleibt das Werkchen

Digitized by Google

notgedrungen mehr an der Oberfläche, als man vor allem Zieglers eignem wohlbegründeten Ansehen wünschen möchte: er hätte uns doch vielleicht lieber „die ursprüngliche, mehr als doppelt so umfangreiche Fassung" vorlegen sollen. Dr. Hans Zimmer.

Die Vorgeschichte und der Ausbruch des Krieges von 1914. Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für Völkerrecht". Von Dr. Karl Strupp. Breslau, J. U. Kern's Verlag.

Die Vorgeschichte des europäischen Krieges ist zwar durch die Tageszeitungen allgemein bekannt geworden, wir wollen aber nicht unterlassen, auf die Darstellung des bekannten Historikers Dr. Karl Strupp besonders hinzuweisen, da sie bei aller Knappheit sehr anschaulich ist. Besonders wertvoll ist, daß der Depeschenwechsel der Fürsten und Regierungen sowie die Note Oesterreichs an Serbien und die Antwort darauf in ihrem Wortlaut wiedergegeben worden sind. H—n.

Die Spekulation Costa Negra. Ein Abenteurerbuch von Gustaf Janson. Aus dem Schwedischen übersetzt von Margarete Bahnson. Leipzig, G. Merseburger. 356 S. M. 4.— (5.—).

Mit kühner, namentlich gegen Schluß wohl allzukühner Einbildungskraft erfindet der Verfasser einen mittel- oder südamerikanischen Freistaat — etwa nach der Art Venezuelas — mit der dazugehörigen Revolution, die im Grunde nur ein Geschäftsunternehmen großen Stils ist. Das Buch ist so spannend, auch durchweg so anschaulich geschrieben, daß man einige Bedenken über die Glaubwürdigkeit und künstlerische Folgerichtigkeit gern unterdrückt. Von dichterischem Wert ist jedenfalls die Gestaltung der beiden nordamerikanischen Helden, des kühlen Geschäftsmannes und des tatendurstigen Schwärmers, in denen sozusagen die beiden Hauptgattungen des Abenteurertums in Reinzüchtung dargestellt sind. Auch der kräftige Humor, der das Ganze durchweht, und einige schöne Naturbilder mögen mit Anerkennung hervorgehoben werden. Br.

Die deutschen Jesuiten auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten 1870/71. Briefe und Berichte, herausgegeben von Markus Rist. 2. und 3. Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 2.50.

Es ist immerhin eine Tendenzschrift, die hier vorgelegt ist, und als solche wird sie verschieden beurteilt werden, verschieden beurteilt werden können. Davon aber sei hier nicht die Rede, das Buch vielmehr als lebendige geschichtliche Quelle betrachtet. Als solche darf es der Beachtung von Historikern und Laien empfohlen werden: es ist von Reiz, sich auch in diesen Briefen und Berichten die großen Ereignisse des Deutsch-Französischen Krieges widerspiegeln zu sehen. Z.

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch, herausgegeben von Erwin Rosen. Zweiter Teil. Stuttgart, Robert Lutz. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Rasch ist der zweite Band, zu dem noch ein dritter kommen soll, dem ersten Band dieses mit so geschickter und glücklicher Hand zusammengestellten Buches gefolgt. Aus dem Mosaik von amtlichen Berichten, Zeitungsartikeln, Gedichten, Feldbriefen und Anekdoten ergibt sich ein lebhaftes, farbenreiches Bild der Männer und Taten, der Ereignisse und Stimmungen dieser gewaltigen Zeit. Gerade daß so viel kleine Einzelzüge, für die eine große zusammenhängende Darstellung keinen Platz haben kann, dem Eintagsleben der rasch vergessenen Zeitungsnotiz enthoben und hier für immer aufbewahrt sind, gibt dem Rosenschen „Anekdotenbuch" in gewissem Sinne etwas von einem geschichtlichen Quellenwerk. —r—

China, die Republik der Mitte. Ihre Probleme und Aussichten. Von Dr. B. L. Freiherrn v. Mackay. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Preis geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Der Verfasser ist ein gründlicher Kenner Ostasiens. Auf dem Boden umfassender historischer Studien und zugleich aus der eignen Anschauung heraus schildert er das dem Europäer so schwer verständliche und innerlich wesensfremde „Reich der Mitte" und legt besonderes Gewicht auf die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes, das Vordringen europäischer Ideen und Deutschlands Sendung. Das Buch ist gerade gegenwärtig von hohem Interesse, und wir möchten deshalb besonders darauf aufmerksam machen.

Von Luther zu Bismarck. Zwölf Charakterbilder aus deutscher Geschichte von Prof. Dr. Ottokar Weber. 2. Auflage. 2 Bände. („Aus Natur und Geisteswelt", Bd. 123 und 124.) Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Je gebunden M. 1.25.

Luther, die Fugger, Wallenstein, Kurfürst Maximilian von Bayern, der Große Kurfürst, Kaiser Leopold I., August der Starke, Friedrich der Große, Kaiser Josef II., der Freiherr vom Stein, Metternich und Bismarck sind die Gestalten, die in diesen lebensvollen, anschaulichen und gründlich unterrichtenden Aufsätzen aus österreichischer Feder Deutsch-Österreichern wie Reichsdeutschen nahegebracht werden. Der leitende Gedanke ist, zu zeigen, wie sich in den letzten vierhundert Jahren der Gang der deutschen Geschichte gestaltet

Digitized by Google

hat, und warum endlich ein mächtiges Deutsches Reich unter preußischer Führung entstanden ist, obwohl doch Oesterreich die längste Zeit hindurch die Hauptmacht in Deutschland gewesen war. Das Werkchen ist tatsächlich ein vorzüglicher Kursus neuzeitlicher deutscher Geschichte in ansprechendster Form. Dr. Hans Zimmer.

Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild von Ernst Müsebeck. Erstes Buch: Der junge Arndt 1769 bis 1815. Mit einem Bildnis von E. M. Arndt. Gotha, Friedrich Perthes A.-G. Geb. M. 12.—.

Unter den Männern, die Preußen und Deutschland aus der Erniedrigung von 1806 zu der Erhebung von 1813 emporführten, steht E. M. Arndt nicht als einer der Größten, aber sicher als einer der Warmherzigsten, Fortreißendsten. Heute lebt er mehr durch das fort, was er war, als durch das, was er tat: eine edle Natur im Sinne des Schillerschen Distichons. Sein meist gesungenes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" und seine wirkungsvollste politische Schrift: „Der Rhein, Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" sind gewissermaßen für uns veraltet, aber nur dem Inhalt nach, weil das, was für Arndt Sehnsucht und Forderung war, nun längst Erfüllung und Wirklichkeit geworden ist; unveraltet bleiben sie aber in der Gesinnung, wie ihn selbst sein warmes, einfältiges, treues Herz jung hielt bis übers neunzigste Lebensjahr. So ist uns auch sein Leben heute fast wichtiger als seine Schriften, und darum kommt eine umfangreiche, gewissenhafte und liebevolle Biographie, wie E. Müsebeck sie dem verehrungswürdigen Mann gewidmet hat, als eine willkommene Gabe; doppelt willkommen heute, da der Geist, der 1913 nur in Worten und Feierklängen die Zeit vor hundert Jahren heraufbeschwören konnte, sich nun handelnd und ringend der Helden von 1813 bis 1815 würdig erweisen muß. — Auf nahezu 600 Seiten schildert Müsebeck im vorliegenden ersten Band die erste Lebenshälfte Arndts. Nicht allein die vielen inneren und äußeren „Wanderungen und Wandlungen" innerhalb dieser fünfthalb Jahrzehnte rechtfertigen eine so breite Anlage und Durchführung der Lebensgeschichte; Müsebeck gibt auch immer eingehende Berichte und Analysen über die Schriften Arndts, die ja so durchaus unmittelbar aus seinem persönlichen Schicksal, wie dem Miterleben seiner Zeit herauswuchsen. Und da es an einer vollständigen Sammlung der Arndtschen Werke noch fehlt, bedeutet es eine erwünschte Ausfüllung dieser Lücke, daß wir hier wenigstens in Regesten sozusagen und im biographischen Rahmen zusammengehalten einen vollständigen Ueberblick aller wichtigeren Ergebnisse seiner schriftstellerischen Tätigkeit erhalten. Und dazu kommt der menschliche Gewinn, ein so wechselreiches, aber immer hohen Zielen ehrlich geweihtes Leben in dieser pietät- und verständnisvollen Darstellung mit- und nachzuerleben. —ss—

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Bauer, Ludwig, Von den Schlachtfeldern in Galizien. Leipzig, S. Hirzel. Geb. M. 1.20.

Bismarck. Lithographie von Bauer. Große Ausgabe. Leipzig, B. G. Teubner. M. 4.—.

Bonner Vaterländische Reden und Vorträge während des Krieges. Dr. Rud. Knopf: IV. Die Völker Oesterreich-Ungarns. Ernst Jetelmann: V. Haben wir noch ein Völkerrecht? Dr. E. Niepmann: VI. Landmacht und Seemacht im Kampfe miteinander. Dr. Emil Cohn: VII. Kriegerische Volkspoesie. Bonn, Friedrich Cohen. à 50 Pf.

Der Greif. Heft 9 bis 12. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. à M. 1.—.

Der Weltkrieg. Essen a. d. Ruhr, W. Girardet. 50 Pf.

Deutsche Reden in schwerer Zeit. Berlin, Carl Heymanns Verlag. M. 4.—.

Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. 7. Rudolf Tschudi: Der Islam und der Krieg. 8. Konow, Sten: Die indische Frage. 9. Carl Meinhof: Deutsche Erziehung. Hamburg, L. Friederichsen & Co. à 50 Pf.

Falke, Gustav, Hoch Kaiser und Reich. Kriegsdichtungen. 1. Heft. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlags-Anstalt. 20 Pf.

Faßbender, Prof. Dr. Martin, So sollt ihr leben in der Kriegszeit. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 20 Pf.

Feldmann, Dr. Felix, Flottentabellen der feindlichen und neutralen Seemächte. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. à 80 Pf.

Flemmings Spezialkarte für den Kriegsschauplatz in Polen. — England und die französisch-belgischen Kanalküsten. Berlin, Carl Flemming Verlag. A.-G. à M. 1.—.

Francke, Joachim, Hindenburgschläge. Hindenburganekdoten. Stuttgart, Robert Lutz.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte. XVII. Jahrg. Heft 1/2. Berlin, Paß & Garleb.

Germanus, Britannien und der Krieg. Heidelberg, Carl Winter. M. 1.—.

Goldscheid, Rudolf, Das Verhältnis der äußern Politik zur innern. Ein Beitrag zur

Digitized by Google

Soziologie des Weltkrieges und Weltfriedens. Wien, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. M. 1.—.

Heinsick, P., Wilhelm II. Friedenskaiser oder nicht? Leipzig, Oskar Born. Geh. M. 1.—, geb. M. 1.60.

Hindenburg, Bernhard von, Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild. Berlin, Schuster & Loeffler. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Kienzl, Hermann, Auf bebender Erde. Zeitgedichte. Breslau, S. Schottlaender. Brosch. M. 1.50, geb. M. 2.—.

Knortz, Prof. Karl, Die Deutschfeindlichkeit Amerikas. Leipzig, Theodor Gerstenberg. M. 1.—.

Kraft, Udo, Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. M. 1.50.

Kumpmann, Karl, Friedrich List als Prophet des neuen Deutschland. Tübingen, J. C. B. Mohr. 90 Pf.

Landauer, Dr. Georg, England. Eine Voruntersuchung. Wien, Manzsche Hof- und Universitäts-Buchhandlung. M. 1.—.

Liebe, Paul, Ein Frauenwettstreit im Völkerkrieg. Augsburg, Heiligensetzer & Pinzenmöller.

Luckwaldt, Dr. Friedrich, Die Vorgeschichte des Krieges. Fünf Vorträge. Danzig, A. W. Kafemann G. m. b. H. M. 1.50.

Marbod, Johannes, Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges? Berlin, Julius Springer. 50 Pf.

Matthias, Adolf, Bismarck. Sein Leben und sein Werk. München, C. H. Beck.

Mohr, Heinrich, Krieg und Friede. Lose Blätter für Heimat und Feld. II. Heft. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. à 30 Pf.

1914. Der deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. Heft 5. Berlin, Morawe & Scheffelt. à 50 Pf.

Nissen, Momme. Der Krieg und die deutsche Kunst. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.—.

Osterrieth, Albert, Die Ursachen und Ziele des europäischen Krieges. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 1.—.

Piloty, Robert, Ursachen und Aussichten des Krieges. Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.

Pohl, Prof. Dr. Heinrich, England und die Londoner Deklaration. Berlin, J. Guttentag. M. 1.—.

Polen. Wochenschrift für Polnische Interessen. Nr. 9. 1. Jahrgang. Wien, Redaktion von „Polen". 50 Pf.

Prange, Dr. Otto, Deutschlands Volkswirtschaft nach dem Kriege. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Preis M. 3.50.

Prokſch, Dr. A., Englische Politik und englischer Volksgeist. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 50 Pf.

Quadflieg, Dr. Franz, Russische Expansionspolitik von 1774—1914. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. M. 4.—.

Religionsgeschichtliche Volksbücher. V. Reihe Heft 15/16: Eißfeldt, Otto, Lic., Krieg und Bibel. Heft 17/18; Titius, Arthur, D., Unser Krieg. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geh. M. 1.—, geb. M. 1.30.

Report of the International Commission. To Inquire into the Causes and Conduct of the Balkan Wars. Washington, 2 Jackson Place Carnegie Endowment for International Place.

Schauerte, Heinrich, Reinhold, der Stadtpatron Dortmunds. Dortmund, Gebrüder Lensing. 75 Pf.

Schaukal, Richard, Standbilder und Denkmünzen. 1914. Der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe. München, Georg Müller.

Scheler, Max, Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg. Leipzig, Verlag der weißen Bücher. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Schultze, Dr. Ernst, England als Seeräuberstaat. Stuttgart, Ferdinand Enke. M. 1.80.

Sellmann, Prof. Dr., Bismarck und die Engländer. Witten, Westdeutscher Lutherverlag G. m. b. H. 30 Pf.

Strecker, Karl, England im Spiegel der Kulturmenschheit. München, C. H. Beck. M. 2.—.

Tönnies, Ferdinand, Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Berlin, Julius Springer. M. 1.—.

Valentin, Veit, Bismarck und seine Zeit. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.25.

Veröffentlichungen der Handelshochschule München. Herausgegeben von Prof. Dr. M. J. Bonn. III. Heft: Die Balkanfrage. München, Duncker & Humblot. M. 6.—.

Walloth, Wilhelm, Im Völkersturm. Kriegsgedichte. Eisenach, Oskar Kayser. 25 Pf.

Widmann, J. V., Ein Doppelleben und andere Erzählungen. Bern, A. Francke. Geb. M. 1.60.

Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich von, Zwei Reden. Krieges Anfang. Die geschichtlichen Ursachen des Krieges. 30 Pf. — Reden aus der Kriegszeit. 2. Heft: Kriegserinnerungen. Militarismus und Wissenschaft. Heroentum. 75 Pf. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Windegg, Walther Eggert, Der deutsche Krieg in Dichtungen. München, C. H. Beck. M. 2.50.

Zimmer, Dr. Haus, Kaiser Wilhelm II. als Deutscher. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Urteile eines französischen Staatsmannes über Frankreich und die europäische Lage der neunziger Jahre

Von

Wolfgang Windelband

Wie scharfe Kritik auch in Frankreich vor dem Ausbruch des Krieges an der sich ausschließlich dem Revanchegedanken hingebenden Politik der französischen Regierung geübt worden ist, hat uns das glänzend geschriebene Buch von Marcel Sembat gezeigt: „Faites un roi, sinon faites la paix!“ Paris, E. Figuière, 1913. Durch den Krieg ist dieses Buch zu ganz besonderer Aktualität erhoben worden, seine Lektüre empfiehlt sich für jeden, der ein von eingeweihter Seite herstammendes Bild von der Phrasenhaftigkeit und Unbeständigkeit sowie von der Cliquenherrschaft gewinnen will, die sich in der Republik breitgemacht haben. Das Ziel, das Sembat mit seinem Buche verfolgte, war, die französische Politik von den Kriegsplänen abzuwenden und sie zu einem ehrlichen, auf der Basis des Frankfurter Friedens beruhenden Ausgleich mit Deutschland zu bringen als Vorstufe zu dem ihm vorschwebenden Ideal der Vereinigten Staaten von Europa. Dieser Mann, der so schonungslos und mit so grausamer Offenherzigkeit seinen Landsleuten die Augen über die bei ihnen eingerissenen Mißstände zu öffnen sich bemühte, gehört heute zu dem Ministerium, das die Verantwortung für diesen Krieg trägt. Sembat hat sich damit von allen den klar durchdachten, wohl begründeten und schwungvoll vorgetragenen Lehren seines Buches abgewendet.

Aus ganz anderen Gründen und aus anderen Gedankengängen heraus als der Sozialistenführer ist zu ähnlich herber Kritik an der inneren und äußeren Politik seines Vaterlandes der französische Staatsmann gelangt, dessen Briefe ich hier veröffentliche. Diese Briefe sind mir von ihrem Empfänger zum Zwecke des Abdrucks übergeben worden; leider ist mir aber die Beschränkung auferlegt worden, weder den Namen des Schreibers noch den des Adressaten der Oeffentlichkeit mitzuteilen. Nur so viel wird über die Persönlichkeit des Schreibers zu sagen erlaubt sein, daß es ein Mann ist, der eine Zeitlang von einer der höchsten Stellen aus, welche die Republik zu vergeben hat, selbst handelnd an der Ge-

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

staltung der europäischen Beziehungen Frankreichs hat mitwirken dürfen, ein Mann also, dem die genaueste und umfassende Kenntnis der Voraussetzungen und Bedürfnisse der französischen Politik nicht abgesprochen werden kann. Sein Name hat in Frankreich und über dessen Grenzen hinaus auch auf Gebieten, die der praktischen Staatskunst sehr fernliegen, einen guten Klang. Die Briefe, die ich hier mitteile, stammen aus den Jahren 1893, 1894 und 1895, aus einer Zeit, in der ihr Verfasser durch ein ungewöhnlich hohes Alter am aktiven Eingreifen in die Politik gehindert wurde.

Was wir von seiner amtlichen Tätigkeit wissen aus der Zeit, in der er seinen Einfluß auf die französische Politik am unmittelbarsten geltend machen konnte, das zeigt uns ein ehrliches Bestreben, sein Vaterland von der fixen Idee, die auf ihm lastete, zu befreien, von dem unentwegten Hinstarren nach der Vogesengrenze. Damit stimmt der Ton und der Inhalt der folgenden Briefe genau überein. Mit Freude begrüßt er jedes kleine Anzeichen einer Entspannung zwischen Deutschland und Frankreich. Er unterschätzt keineswegs die gewaltigen Schwierigkeiten einer Annäherung, aber auf sie hinzuarbeiten liegt seiner Ansicht nach im Interesse beider Staaten. Deshalb erfüllt ihn jedes Hindernis, das vor dieses Ziel tritt, mit größtem Schmerz, und deshalb hat er ganz besonders das Bündnis mit Rußland verurteilt. Klar sieht er die Folgen, die dieses Bündnis für Europa haben muß; nicht eine Sicherung, sondern eine schwere Gefährdung des Friedens erblickt er in ihm, und er nennt es deshalb einen unheilvollen Irrtum, den sein Vaterland eines Tages werde teuer zu bezahlen haben. Die Politik, die zu dem Bündnis geführt hat, kennzeichnet er als die einer Clique, nicht der Nation. Er bestreitet Rußland die Berechtigung, bei den Fragen Westeuropas mitzureden, er möchte es ganz auf den welthistorischen Beruf hinweisen, der ihm in Asien zufällt. Aber nachdem es einmal durch den Fehler der französischen Staatslenker die ausschlaggebende Rolle erlangt hat, besteht für den Schreiber dieser Briefe kein Zweifel, daß der europäische Krieg kommen wird. Für ein oder zwei Jahre glaubt er den Frieden noch gesichert, dann aber wird die Last der Rüstungen, die kein Staat auf die Dauer ertragen kann, zum Losschlagen zwingen. Auch in den ehrgeizigen Plänen Japans sieht er eine Bedrohung des europäischen Friedens; er ist überzeugt, daß sein Zurückweichen vor der Uebermacht der europäischen Mächte nur ein sehr vorübergehendes sein wird. Dieser wohlunterrichtete und klardenkende Beobachter erkennt also dank seinem nicht durch Phrasen getrübten Wirklichkeitssinn den Zustand, der seitdem bis 1914 herrschend geblieben ist und der wie ein Alp auf Europa gelastet hat: im Hintergrund steht immer der mit Notwendigkeit kommende Krieg, nur durch künstliche Mittel kann er noch hinausgezogen werden. Und der französische Staatsmann gibt zu, daß verantwortlich dafür die französische Regierung ist, indem sie sich mit dem Panslawismus verbunden hat.

Heute stehen diese für uns so wertvollen Beurteilungen der äußeren Politik unbedingt im Vordergrunde des Interesses, aber fast ebenso wichtig sind seine Ausführungen über die inneren Verhältnisse des französischen Staats. Ebenso

Digitized by Google

wie er in der äußeren Politik mit dem Ziel des Friedens mit Sembat übereinstimmt, kommt er auch hier zu demselben Ergebnis wie dessen Buch: die Untergrabung der Autorität im Lande und das ständige Wachsen der Korruption in den politischen Kreisen erwecken in stärkstem Maße seine patriotische Besorgnis. Ueber die Mittel zur Bekämpfung dieser Entwicklung gehen allerdings die Ansichten beider Männer, denen im übrigen auch das unbedingte Bekenntnis zur Republik gemeinsam ist, weit auseinander. Der Schreiber dieser Briefe erhofft eine Besserung von energischerer Bekämpfung der revolutionären Elemente, vor allem der Anarchisten, unter deren Attentaten ja die Welt gerade in den damaligen Jahren ganz besonders stark zu leiden hatte. Als eines der wichtigsten Mittel, um die Autorität wiederherzustellen, empfiehlt er eine Beschränkung der Ungebundenheit der Presse. Das Beste aber erhofft er von einer Neubelebung der Religiosität im Volke; in den wenigen Briefen, die von ihm vorliegen, kehrt dieser Gedanke immer wieder. In alledem würde ihm Sembat niemals zugestimmt haben. Darin aber, daß das politische Leben Frankreichs tatsächlich solche unerfreuliche Zustände aufweist, sind beide durchaus einig. Die Uebereinstimmung dieser Zeugenaussagen aus zwei so verschiedenen Lagern beweist also, daß das traurige Gemälde, das sie beide von der Politik der dritten Republik entwerfen, der Wahrheit entspricht. Die Verhältnisse haben sich in den zwei Jahrzehnten, die zwischen beiden Zeugnissen liegen, nicht gewandelt.

*

Die ersten Briefe behandeln die Frage des französisch-russischen Bündnisses. Sie sind geschrieben in der Zeit des Besuches der russischen Flotte in Toulon, der die Erwiderung war auf den französischen Besuch in Kronstadt zwei Jahre vorher. Frankreich war damals erfaßt von einem Taumel der Russenbegeisterung. Davon hebt sich der Ton dieser Briefe grell ab.

Paris, 27 Octobre 1893.

Cher monsieur,

Vous pouvez Vous figurer ce que je dois penser des fêtes franco-russes. Je ne blâme pas la Russie; et je crois qu'elle ne fait que poursuivre le cours des destinées qu'elle se promet. Mais je crois aussi que ma patrie se trompe absolument et qu'elle peut payer fort cher cette énorme erreur. Malheureusement mon opinion est bien peu partagée; et l'affolement est aussi aveugle qu'il l'était en juillet 1870. Comme alors c'est le gouvernement qui est aujourd'hui le promoteur de cet enthousiasme qui n'a pas de raison d'être. Ce n'est pas la nation qui a réclamé la visite à Cronstadt. Ce sont des intermédiaires qui se sont crus de très fins politiques. La France n'a pas à rechercher d'alliés; elle a tant à faire chez elle qu'elle peut s'occuper uniquement de ce soin. Elle devrait avant tout refaire ses forces morales qui sont bien atteintes.

Digitized by Google

Vous avez bien raison d'en appeler à Dieu pour débrouiller le chaos où nous nous enfonçons chaque jour davantage. Puisse le ciel exaucer Vos vœux et les miens!

*

Paris, 28 Décembre 1893.

J'espère comme Vous que la paix ne sera pas troublée en 1894, pas plus qu'en 1893. Mais je ne puis croire que la Russie et la France se soient rapprochées pour ne rien faire dans leur intérêt réciproque. Songez qu'elles peuvent immédiatement mettre sur pied deux millions de soldats. Ne pas s'en servir serait bien extraordinaire. Vous connaissez d'ailleurs mon opinion sur le rôle que la Russie prétend jouer dans nos affaires d'Occident. Elle ne peut qu'y faire du mal, tandis qu'elle fait grand bien dans l'Asie centrale. Si la Russie obtient un port d'attache dans la Méditerranée, elle préparera par là un conflit avec l'Angleterre.

L'attentat du Palais Bourbon n'est qu'un commencement; je le crains bien, malgré la louable énergie de M. Casimir-Périer. Le XXe siècle verra de très grands événements et des catastrophes épouvantables.

Malheureusement tout ce qu'on peut dire sur l'état de nos finances n'est que trop vrai; et la situation s'empire tous les jours.

Mit dem Attentat, von dem hier die Rede iſt, iſt gemeint der berühmte Bombenwurf des Anarchiſten Vaillant von der Tribüne der Pariſer Deputiertenkammer herab am 9. Dezember 1893, durch den über hundert Perſonen verletzt wurden.

*

Paris, 10 Mars 1894.

Le traité de commerce allemand-russe[1]) me paraît une garantie de paix pour cette année et peut-être aussi pour plusieurs autres. Mais la situation générale de l'Europe reste bien menaçante et les armements de tous les peuples ne peuvent pas être longtemps encore sans emploi. On ne peut pas se ruiner en pure perte; voilà déjà l'Italie épuisée; les autres Etats sont exposés au même danger.

Ce n'est pas la philosophie qui est coupable des théories anarchistes; car rien ne lui est plus opposé que ces affreuses doctrines. Ce sont des lois absurdes sur la presse qui ont permis ce déchaînement des passions les plus sauvages contre la société. C'est aussi la faiblesse du gouvernement qui depuis quinze ans a relâché tous les ressorts de la répression. Au point où en sont arrivées les choses, c'est à la guerre civile que nous marchons et aux dictatures. L'avenir doit se préparer à bien des catastrophes.

*

Paris, 6 Mai 1894.

J'ai reçu Votre lettre du 28 Avril et je Vous félicite d'avoir fait le voyage d'Italie. La nature y est fort belle; mais de plus, l'art y a fait

[1]) Vom 20. März 1894.

Digitized by Google

des merveilles qu'on ne saurait trop admirer. L'antiquité lui a laissé une partie de ses chefs d'œuvre et les modernes y ont ajouté une foule de choses magnifiques. Vous avez bien raison aussi de constater tous les dons presqu'incomparables que Dieu a fait à la France. Seulement il nous a refusé la sagesse et la raison, sans lesquelles tout le reste tourne à mal. Notre histoire toute entière le prouve; et le présent ne dément pas le passé. Il est certain qu'il n'y a pas de peuple qui pût être plus heureux. Mais il ne suffit pas d'être riche; il faut en outre savoir employer sa richesse. C'est un art que nous ignorons et je ne sais pas qui pourra nous instruire. La politique a le plus grand tort de repousser le secours de la religion; et l'éducation du peuple ne fera aucun progrès tant qu'on repoussera cette alliance indispensable. Le Pape, très bien inspiré, y fait cependant tout ce qu'il peut: mais on ne l'écoute pas.

Die Besorgnis des Briefschreibers wuchs mit dem Sturz des Ministerpräsidenten Casimir-Périer, der am 23. Mai demissionierte. Am 30. Mai wurde Dupuy sein Nachfolger.

*

Paris, 5 Juin 1894.

Je ne crois pas que notre nouveau cabinet change beaucoup la politique du précédent. M. Casimir-Périer etait dans la voie qui seule peut améliorer nos affaires et nous épargner de bien douloureuses épreuves. M. Dupuy aura moins d'énergie et ses faiblesses pourront compromettre l'ordre dont nous avons tant besoin. L'échec des Radicaux est certain; mail ils ne sont pas encore tout à fait vaincus. Le gouvernement en a toujours peur, Dieu sait pourquoi.

Je ne crois pas que l'affaire du Congo ait de fâcheuses conséquences; il faut de part et d'autre mettre beaucoup de loyauté et de douceur. La civilisation chrétienne commence une grande entreprise sur le Continent noir; elle a fort à faire pour réussir dans cette croisade d'un nouveau genre. Il ne faut pas que les Croisés se déchirent entr'eux.

La réduction des dépenses militaires est fort désirable, mais je n'y crois pas. Ce serait à la Russie surtout de donner l'exemple, parce que rien ne la menace; mais son ambition s'accroît plutôt qu'elle ne diminue.

Unter der erwähnten Kongoaffäre ist der Protest zu verstehen, den Deutschland, Frankreich und die Türkei gegen das am 12. Mai 1894 zwischen England und dem Kongostaat geschlossene Abkommen gerichtet haben. Im Widerspruch zu den Festsetzungen von 1884 waren hier einseitig Grenzveränderungen verabredet worden, die gegen das Interesse der beteiligten Mächte verstießen. Angesichts des offen auf der Hand liegenden Vertragsbruchs und gegenüber der Einigkeit der andern Mächte sah sich England genötigt, nachzugeben. Die in dem Brief enthaltene Voraussage, daß dieser Streit nicht zu Komplikationen

Digitized by Google

führen werde, hat sich also bewahrheitet. Der Verlauf der Angelegenheit zeigt klar, was Deutschland und Frankreich, wenn sie sich zusammenfänden, erreichen könnten.

*

Paris, 28 Juin 1894.

J'ai reçu Vos deux lettres du 24 et du 25 de ce mois et je Vous remercie de la sympathie que Vous exprimez pour la France et le malheur qui nous frappe en ce moment. Nous avons fait hier une chose excellente en nommant M. Casimir-Périer. Mais la tâche que nous lui imposons est bien lourde. Le nom qu'il porte est illustre; il le continue dignement; et ainsi qu'il l'a promis, il remplira tout son devoir. Ce qu'il nous faut avant tout, c'est le rétablissement de l'ordre.

Le télégramme de l'Empereur d'Allemagne lui fait grand honneur; il fait voir une sympathie sincère et vive.

Das Unglück, von dem hier gesprochen wird, ist die Ermordung des Präsidenten Carnot. Kaiser Wilhelm sandte seiner Witwe ein herzlich gehaltenes Beileidstelegramm, das auch in der Pariser Presse eine sehr günstige Aufnahme fand. Infolge der Ermordung wurde dem Parlament ein Anarchistengesetz vorgelegt, das aber erst nach einer heftigen Debatte über die Frage, ob es zeitlich beschränkt werden solle, angenommen wurde. Darauf bezieht sich der folgende Brief.

Paris, 27 Juillet 1894.

Notre loi contre les anarchistes a été votée hier, après une discussion des plus vives et des plus scandaleuses. Il semble qu'il ne devait pas y avoir lieu à dissentiment contre des assassins; mais il y a des gens dont la conscience est trop peu sensible. C'est maintenant au gouvernement de faire son devoir. Il avait déjà bien assez d'armes dans les lois actuelles; en voici de nouvelles; il s'agit de les bien employer. Par bonheur M. Casimir-Périer est plein de courage et de résolution. Mais le secondera-t-on? Il y va du salut de la société.

En France, ce n'est pas l'excès de population qui cause la misère. Elle a des causes bien plus profondes dans le vice et l'immoralité. Si l'on supprimait la moitié des cabarets et des cafés, les souffrances populaires seraient bien moindres. Il faudrait aussi favoriser l'influence religieuse, loin de la combattre. Mais nous sommes bien loin de tout cela. Reviendrons-nous à plus de raison? Dieu seul le sait. Nous ne pouvons pas penser à des colonies de peuplement. Voyez où nous en sommes en Algérie après 64 ans.

Une des grandes causes de la misère, c'est l'énormité des impôts qui enlèvent les capitaux à l'industrie et au commerce.

Das Jahr 1894 brachte aus Gründen, auf die einzugehen hier zu weit führen würde, eine Entspannung zwischen Deutschland und Frankreich. Ein äußeres Zeichen fand sie in der Kranzniederlegung an den Soldatengräbern bei Orleans,

Digitized by Google

die im Anschluß an die französischen Manöver durch den deutschen Militärbevollmächtigten v. Schwarzkoppen erfolgte. Der folgende Brief gibt die Freude des Verfassers darüber wieder.

Paris, 28 Septembre 1894.

Je me félicite comme Vous de voir les relations de nos deux pays un peu moins tendues à quelques égards; mais malheureusement la plaie de la France est toujours ouverte; et je ne crois pas qu'elle puisse jamais se fermer. Les résolutions de l'Allemagne ne sont pas moins immuables. Il est difficile de concilier des systèmes si contraires.

Je suis bien d'avis comme Vous que la charité sociale devrait s'exercer sur la plus large échelle; mais plus l'Etat fera pour les malheureux, plus on lui demandera jusqu'à épuisement complet. La vraie charité serait celle de chaque citoyen, soulageant les misères qu'il connaît et dont il peut juger. Ce qu'il faudrait apprendre surtout à une foule de misérables, ce serait d'être plus économes, plus laborieux et plus énergiques. C'est une réforme morale qu'il faut; mais elle est d'autant plus difficile qu'elle devrait s'appliquer à toutes les parties de la société, hautes et basses.

La restriction des mariages serait peut-être bonne en Allemagne. Chez nous elle serait fatale, puisque notre population décroît. Il faudrait donc bien plutôt encourager les mariages loin de les restreindre. Les $^{9}/_{10}^{es}$ de l'humanité se marient sans le sou et n'en vivent pas moins.

*

Auf die Bitte, sich doch öffentlich über den Kanzlerwechsel, die Ersetzung Caprivis durch Hohenlohe, zu äußern, erging folgende Antwort:

Paris, 2 Novembre 1894.

Je serais heureux de Vous faire plaisir, mais je regrette de ne pouvoir me rendre à Votre désir. Il serait trop délicat pour moi de donner mon avis sur le personnage que le jeune Empereur d'Allemagne vient d'appeller auprès de lui. J'aurais l'air, soit que j'approuve, soit que je blâme, de me mêler à une question qui ne me regarde pas. Mon ancienne position officielle m'impose le silence; et pour le rompre, il me faudrait avoir à remplir un devoir que je n'ai pas en ce moment. D'ailleurs la „Revue des deux mondes" dans son numéro d'hier, page 239, donne une appréciation très équitable du prince de Hohenlohe. Le rédacteur M. Francis Charmes, Député, l'a connu personnellement durant son séjour à Paris. Vous pourriez reproduire le passage de la chronique.

J'espère avec Vous que la mort du Czar[1]) ne compromettra pas la paix. L'héritier sera sans doute fidèle à la politique de son père.

*

[1]) Alexander III. war am 1. November 1894 gestorben.

Digitized by Google

Paris, 15 Décembre 1894.

Je crois comme Vous que la nomination du prince de Hohenlohe est une garantie de plus pour la paix. Il vient d'assumer des fonctions bien graves, surtout pour un homme de son âge. Evidemment il aura cédé au désir de l'Empereur, car je ne crois pas que personnellement il ait beaucoup d'ambition. Ses opinions religieuses bien connues donnent à ce choix une signification particulière.

Tous les gouvernements seront forcés de prendre des mesures contre les anarchistes qui menacent la société et qui ne songent qu'à l'emploi de la force la plus brutale. La France est peut-être plus en danger qu'aucune autre nation, parce que le principe d'autorité y est plus affaibli que partout ailleurs. Si l'on n'y prend garde, on aura des guerres civiles qui ne se termineront que par des dictatures. Le passé de l'histoire le prouve; et l'Europe aura grand'peine à éviter ces nécessités cruelles. Il faudrait dès maintenant s'efforcer de réduire la licence fatale de la presse. C'est très délicat et très difficile. En Allemagne Vous avez plus de moyens d'y réussir que nous.

*

Paris, 31 Décembre 1894.

Je regrette comme Vous la funeste tendance du siècle à l'irréligion et au relâchement moral. Les tristes symptômes sont peut-être plus frappants chez nous que partout ailleurs. Il y aura certainement une réaction; mais nous ne voyons pas encore d'où elle viendra et si elle sera assez puissante pour corriger un mal si profond. La science de nos jours devient de plus en plus matérialiste, et elle se mêle de trancher des questions qui ne la regardent pas et qu'elle n'a pas étudiées.

Le rapprochement de l'Angleterre et de la Russie serait une garantie assurée de la paix, pour quelques années; mais une liaison solide entre elles est bien improbable. Les intérêts sont trop opposés. M. le prince de Bismarck l'a dit dans son langage pittoresque: la baleine et l'éléphant ne peuvent guère s'entendre. En attendant on peut provisoirement compter sur la paix en 1895 et 1896. C'est déjà beaucoup.

Am 15. Januar 1895 trat Caſimir-Périer von ſeinem Amt als Präſident der Republik zurück, ſein Nachfolger wurde Felix Faure. Dieſer Wechſel bedeutete eine weitere Verſchlimmerung der politiſchen Zuſtände.

*

Paris, 10 Février 1895.

Le changement de Président a été un coup inattendu pour tout le monde, et pour ma part je le regrette vivement. Je ne connais pas d'ailleurs le nouveau Président et je ne sais pas ce qu'on peut attendre de lui. Mais cette mobilité dans la première magistrature de l'Etat est très fâcheuse et chez nous plus que partout ailleurs. L'autorité est excessivement amoindrie en France; et ces nouveaux accidents ne la restaureront pas. Le parti

Digitized by Google

socialiste et révolutionnaire fait de menaçants progrès. Le foyer est plus intense chez nous, mais toutes les nations ont intérêt à l'étouffer. La paix générale sera maintenue, sauf accident, en 1895 et même en 1896; mais il pourra y avoir dans le sein de chaque nation des troubles formidables.

*

Die Ablehnung des Reichstags, sich an der Huldigung für Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstag zu beteiligen, ist auch in Paris als ein Akt unerhörter Verblendung beurteilt worden, wie aus diesem Brief hervorgeht:

Paris, 28 Mars 1895.

Je suis de Votre avis: le Reichstag a commis une lourde faute, et pour qu'il se soit oublié à ce point, il faut que l'esprit de parti soit bien aveugle dans des haines qui font taire tout patriotisme.

*

Die Entwicklung der Dinge in Ostasien hatte wieder zu einem gemeinsamen Vorgehen Deutschlands mit Frankreich geführt. Ihrem Protest und dem Rußlands und Spaniens mußte Japan sich fügen und einen großen Teil dessen, was China ihm bewilligt hatte, wieder herausgeben. England hat sich bekanntlich diesem Protest nicht angeschlossen.

Paris, 4 Mai 1895.

Je ne crois pas que les affaires sino-japonaises amènent des complications graves en Europe. Mais it eût été plus facile de s'entendre pour prévenir la guerre plutôt que de défaire tout un traité de paix. C'est là sans doute ce qui aura décidé l'Angleterre à se séparer. Mais rien jusqu'à présent semble menacer la paix générale.

Un canal maritime qui irait jusqu'à Berlin serait une très grande chose. Rien n'est impossible aujourd'hui. Mais cette entreprise allemande et prussienne donnerait des chances à Paris port de mer. Il y a longtemps qu'on y pense.

*

Paris, 27 Juin 1895.

Je suis heureux que les fêtes de Kiel[1]) se soient si bien passées. Le jeune Empereur a eu un grand succès. Le canal Guillaume sera utile surtout à la Prusse; mais il le sera aussi à toutes les marines du monde en leur évitant le passage du Sund. Il y a longtemps que ce grand ouvrage aurait dû être fait. Mais le Danemark n'était pas assez riche pour l'entreprendre quand ces territoires lui appartenaient.

Je vois avec plaisir le changement du Cabinet anglais.[2]) L'arrivée des Conservateurs était inévitable après les erreurs par trop fortes des

[1]) Zur Einweihung des Nordostseekanals vom 19. bis 21. Juni 1895.

[2]) Lord Rosebery gab am 23. Juni seine Demission wegen der Kritik, die das Parlament an dem damaligen Kriegsminister Campbell-Bannermann geübt hatte.

Digitized by Google

Gladstoniens. Lord Rosebery n'était pas de taille à supporter cet héritage. Lord Salisbury était tout indiqué. L'Angleterre revient au bon sens et tout le monde s'en trouvera bien.

Le Japon se tiendra tranquille quelque temps; et ensuite il reprendra ses vues ambitieuses. Alors comme alors.

*

Paris, 3 Octobre 1895.

Je n'ai jamais pensé à écrire des mémoires. Je n'approuve cette occupation que de la part des chefs d'Etat, comme César, Frédéric II, Napoléon etc. Ceux-là doivent parler à la postérité et expliquer ce qu'ils ont fait ou voulu faire pour remplir leur devoir. Les autres personnages qui écrivent des mémoires ont surtout pour but de se recommander à l'histoire, qui, sans cela, les oublierait. M. Thiers lui-même n'a jamais voulu écrire ses mémoires.

Je crois avec Vous que la paix ne sera pas troublée cette année; mais l'équilibre est toujours bien instable; et ce n'est pas l'alliance franco-russe qui le consolidera.

Jugendbriefe Herzog Ernsts II. von Coburg-Gotha über Belgien

Mitgeteilt von

Paul v. Ebart (Coburg)

Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg und Gotha hatte seine beiden Söhne Ernst und Albert nach ihrer Konfirmation, im Juni 1836, zu seinem Bruder Leopold, König der Belgier, nach Brüssel gebracht. Dort blieben die jungen Ernestiner die nächsten zehn Monate unter der Obhut eines früheren Offiziers der englisch-deutschen Legion, eines Oberstleutnants v. Wichmann, und bereiteten sich durch fleißige Studien, namentlich in neueren Sprachen und Geschichte, auf den Besuch der Universität vor, die sie im Laufe des folgenden Jahres beziehen sollten. König Leopold hatte für seine Neffen den bekannten Gelehrten Lambert Quételet als Lehrer bestimmt; im Französischen unterrichtete Professor Bergerou die Prinzen, und über die englische Literatur hielt ihnen der Spielgenosse Lord Byrons, der englische Geistliche Mr. Diury, Vorlesungen.

Die folgenden Briefe, die der Erbprinz Ernst während seines Brüsseler Aufenthaltes in die Heimat schrieb, gewähren einigen Einblick in sein dortiges Leben.

„Brüssel, den 17. Juli 1836.

Lieber Papa! Es hat mich sehr gefreut, schon aus Mainz einige Worte von Dir zu empfangen, dafür sage ich Dir meinen verbindlichsten Dank. Wir

Digitized by Google

haben bei den heißen Tagen recht oft Deiner gedacht und in Gedanken uns recht oft in Deine Lage versetzt. Wir hatten während dreier Tage 25 Grad im Schatten, so daß man kaum im Freien existieren konnte, seit vorgestern ist es jedoch um Vieles kühler. Nunmehr bist Du schon längst auf der lieben Rosenau, und die herrliche, frische Luft, welche dort weht, wird Dich schnell von den Fatiguen der Reise erholt haben. Ich darf gar nicht an die Rosenau denken, ohne vom Heimweh befallen zu werden. Zu jeder Tageszeit bin ich bei Dir; auf allen Deinen Wegen bin ich um Dich und theile mit Dir die Freuden Deiner neuen Schöpfungen. Du hast nun Niemanden, der so ganz Deinen Geschmack theilt, dessen Freuden so ganz mit den Deinigen zusammenschmelzen und der lieber mit Dir die schöne Natur genösse, als wir es thaten. Unsere Zeit ist hier sehr gut eingetheilt. Wir arbeiten von 9 bis um 12 Uhr, frühstücken und beschäftigen uns von 1 Uhr ab wieder bis gegen 4 Uhr mit den verschiedenen Sprachen. Erst gegen 7 Uhr treten wir, abwechselnd zu Pferde oder zu Fuß, unsere kleinen Touren an. Je näher wir die Umgegend kennen lernen, desto mehr gewinnt sie an Reizen. Gestern benutzten wir den schönen Sonntag, um eine Parthie nach Boitsfort zu unternehmen, einem Vergnügungsort der Brüsseler, der ungefähr zwei gute Stunden von der Stadt entfernt ist. Die ganze Gegend, sowie auch der Weg dahin ist ungemein malerisch und anziehend. Das Thal, in dem der Ort liegt, hat viele Aehnlichkeit mit dem Fischbacher,[1]) nur daß dieses breiter und nicht so schön mit den herrlichsten Buchenwäldern bewachsen ist.

Eine Menge der schönsten Parks mit sehr geschmackvollen Landhäusern liegt überall vertheilt. Wie ich höre, beabsichtigt der Onkel, sich dort anzukaufen und selbst einen Park anzulegen. Wir dinirten dort im Gasthause gut und ungemein billig und machten noch bis gegen 1/2 9 Uhr Spaziergänge in die verschiedenen Gärten. Es war gerade der erste Tag der Kirchweihe, bei der eine Menge Landvolk versammelt war. Sie wird ganz wie bei uns gefeiert, nur daß man dort mehr heiteren, als betrunkenen Tänzern begegnet . . ."

*

„Brüssel, am 7. August 1836.

Empfange den herzlichsten Dank, lieber Papa, für Deinen lieben Brief, der mir gestern überbracht wurde. Mit Freude habe ich Deine freundlichen Ermahnungen gelesen und fühle mich noch mehr gestärkt in dem Bemühen, die Achtung und die Liebe des gnädigen Onkels zu erwerben. Derselbe kommt uns mit so viel Güte und Liebe entgegen, daß es uns nicht schwer werden wird, ihm zu gefallen, und daß sich recht bald ein sehr inniges und vertrautes Verhältnis zwischen ihm und uns bilden wird. Auch die liebe Tante Louise[2]) nimmt uns täglich mehr für sich ein durch die wahre Engelsgüte, die aus allen

[1]) Der Fischbacher Grund, ein Tal, das sich vom Schloß Rosenau nach Norden erstreckt.

[2]) Louise, Königin der Belgier, geborene Prinzessin von Frankreich, geb. 3. April 1812, gest. 11. Oktober 1850.

Digitized by Google

ihren Worten und Handlungen spricht. Leider wird sie uns wieder verlassen und auf einen Monat nach Ostende gehen. Uebermorgen werden wir mit dem Onkel ins Lager reisen und erst am 13. August von da allein hierher zurückkehren. Ich freue mich sehr darauf, eine kleine Armee im förmlichen Kriegszustande zu sehen; und der Gedanke, in einem Zeltlager zu wohnen und unter einem Zelte zu campiren, begeistert mich . . ."

*

„Brüssel, am 20. August 1836.

Lieber Papa! Durch die Gefälligkeit des Ueberbringers dieses Briefes wird mir eine erfreuliche Gelegenheit, Dir zu schreiben. Da-Camera[1]) wird Dir bei näherer Bekanntschaft sehr gefallen; er ist ein gar natürlicher, freundlicher Mann, der hier in Brüssel allgemein geschätzt wird. Er besitzt leider eine ungemein schwache Gesundheit, und wird mein Briefchen wohl unter 8 Tagen Dich nicht erreichen, da der Gesandte nur ganz kurze Tagereisen zu machen gedenkt. Wie er mir sagte, wünschte er auch einige Tage nach Gotha zu gehen, um Reinhardsbrunn zu sehen.

Nach einem Briefe des Herrn von Hanstein[2]) werden Deine Hirschjagden nunmehr begonnen haben. Ich versetze mich recht oft nach dem alten lieben Thüringerwald, und meine Augen suchen umsonst seine blauen Berge. Du wirst Dich wundern, wenn ich Dir schreibe, daß wir nächstens auf die Hühnerjagd gehen werden. General von Hooghoorst lud uns schon mehrmals zu sich ein; er ist der einzigste Particulier, der sich unweit von Brüssel einige Haasen und Feldhühner erhalten hat. Unser Haushalt hat sich seit heute durch eine japanische Taube vermehrt; auf der anderen Seite werden wir leider wieder einen Verlust erfahren, da der gute alte Fidelio einen bedeutenden Anfall von Koller erlitten hat. Wir schreiben dieses unerfreuliche Ereigniß der großen Hitze im Lager zu, der die Pferde den ganzen Tag ununterbrochen ausgesetzt waren; ein Major verlor daselbst vier herrliche Reitpferde. Der Verlust dieses Thieres ist um so unangenehmer, da es das brauchbarste von allen Pferden war. Der Schimmel nimmt täglich an Schönheit und Größe zu; er befindet sich so wohl, daß er oft zweimal am Tage geritten werden muß, um nur mit ihm auszukommen. Ich reite ihn beständig; er warf mich sogar einmal ab und überschlug sich mit mir im Lager. Dieser Fall hätte sehr übel ablaufen können . . ."

*

„Brüssel, 26. August 1836.

Liebe Mama! Viele Freude verursachte mir Dein letzter Brief, der mir von Deinem Wohlsein und von dem glücklichen Verlauf Deiner Reise Zeugniß gab; empfange meinen verbindlichsten Dank. Unsere Lage hier ist recht angenehm, wir haben viel zu arbeiten, und aus dem Eifer, mit dem alle Lehrer

[1]) Don Luiz da Camera, königlich portugiesischer Ministerresident am Herzoglichen Hofe.
[2]) v. Hanstein, Reisemarschall des Herzogs Ernst I.

Digitized by Google

ihre verschiedenen Unterrichtsgegenstände betreiben, und aus der Liebe und Bereitwilligkeit, mit der sie uns entgegenkommen, sehen wir, daß sie mit unseren Leistungen zufrieden sind. Im ganzen bin ich fest überzeugt, daß unser Aufenthalt hier ganz dem gewünschten Nutzen entsprechen wird. Die Lebensart hier ist ein komisches Gemisch von englischen, deutschen und am wenigsten von französischen Sitten. Es wohnen in dem Augenblick so viele Engländer hier, daß man auf der Straße beinahe ebenso viel Englisch als Deutsch sprechen hört. In keiner Stadt jedoch ist der Unterschied der Stände auffallender, als hier. Der Adel, reich, stolz und ohne besonders ausgezeichnete Bildung, steht in keiner Verbindung auch nicht mit dem wohlhabendsten Bürgerstande, sondern pflegt höchstens Umgang mit den englischen angeseheneren Familien. Der Bürgerstand ist gleichsam ohne alle gesellschaftliche Verbindung, nur das gemeine Volk amüsirt sich gern in Gesellschaft, es ist gut gesinnt, grob und viel schwerfälliger als bei uns. Die Männer sind ungewöhnlich groß und schön gewachsen, das schöne Geschlecht hat jedoch Gott sehr stiefmütterlich behandelt. Zwischen dem Bürger- und Adelstand ist hier noch eine Rasse, die der Abschaum von Europa genannt wird. Es ist eine Sammlung von Banqueroutiers und verbannten Intrigants aller Staaten, vor denen man sich sehr hüten muß. Die Wissenschaften blühen noch nicht, da die Kammern allem Wissenschaftlichem entgegen sind. Die Jugend hat gar nichts gelernt und kann jetzt nur mit unendlicher Mühe zum Studieren gebracht werden. Kurz, alles hält sich an dem Onkel fest, der ihr erster Geschäftsmann, ihr erster General und besonders ihr reichster Einwohner ist. Um ihn dreht sich Alles, und ohne ihn würde Belgien bei dem Mangel an ausgezeichneten Geschäftsführern in Nichts zusammenschwinden und wie das unglückliche Polen als Opfer der habsüchtigen Nachbarstaaten fallen. Dies fühlt man, und dies ist der Grund, daß der Onkel von den Meisten geliebt und von Allen, sogar von den verworfensten Republikanern geachtet wird. „Il est notre providence" ist der Ausspruch eines sehr gescheiten und keineswegs schmeichelnden Mannes. Gestern und vorgestern fanden zwei brillante Pferderennen statt, welche von denen, die wir in Epsom sahen, nicht viel verschieden waren. Es schlug das Pferd einer Gesellschaft in Verviers das berühmte Rennpferd des Lord Seymours und gewann den Königspreis. Doch schon schlägt die Glocke, die mich in die Kirche ruft. Lebe wohl und gedenke Deines treuen Sohnes Ernst."

*

„Brüssel, am 3. September 1836.

Lieber Papa! Gestern erhielt ich Deinen Brief vom 25. August, aus dem ich mit großer Freude alle die Feste und Vergnügungen ersah, in denen Du Dich während der vergangenen Wochen bewegtest. Wie mag Coburg belebt und schön gewesen seyn! Die Fahnenweihe, die Revuen und Bälle, die in einer so kurzen Zeit aufeinander stattfanden, kommen mir nicht aus dem Sinn, und durch einen ausführlichen Bericht des Herrn von Hanstein über Alles, was sich in der letzten Zeit bei Dir zugetragen, bin ich in den Stand gesetzt,

Digitized by Google

einen jeden Deiner Schritte zu verfolgen. Unser Aufenthalt im Lager wurde durch heftigen Regen und rauhen Wind gänzlich verdorben. Wir wurden täglich mehrere Male gründlich naß, und zwar in einem solchen Grade, daß es fast unmöglich wurde, die Kleider gehörig zu trocknen. In unserer lustigen Wohnung fanden wir auch keinen hinreichenden Schutz gegen die Stürme, so daß sich Wichmann stark erkältete und zu Bette liegt. Gestern besuchten wir mit dem Onkel die herrliche Bilderausstellung, in der seltene Meisterwerke, lauter junger belgischer Künstler, enthalten sind. Wir hatten Gelegenheit, daselbst die meisten jener vorzüglichen Maler kennen zu lernen, und waren so glücklich, Wappers,[1]) dessen Werkstätte Du diesen Sommer in Antwerpen besuchtest, als Lehrer für uns zu gewinnen. Erst jetzt ist es uns gelungen, auch einen Lehrer für die Musik zu finden. Unsere Studien haben guten Fortgang, und die Lehrer zeigen noch den gleichen Eifer wie beim Anfange ihres Unterrichts. Im Ganzen haben wir den besten Grund, mit den sämmtlichen Herren zufrieden zu sein, und hoffen, daß wir bis zu unserem Abgange von hier uns in den Wissenschaften, die wir während der verflossenen Monate betrieben, so vervollkommt haben werden, daß wir uns den meisten Prinzen unseres Alters zur Seite stellen können. Was die Bestimmung wegen des Besuches einer Universität anbelangt, so harren wir mit Sehnsucht auf Deine Entscheidung, da wir überzeugt sind, daß wir hier die Erfüllung dieses Zweckes nicht erreichen können und daß nur in Deutschland die wahre Gelehrsamkeit gefunden wird. Gewerbe, Künste, Industrie blühen hier, die Wissenschaften jedoch sind erst im Entstehen, und aller Eifer dafür schlummert in den jungen Belgiern, die durch ein oberflächliches Studium schon Alles ergründet zu haben glauben, während sie kaum ein richtiges Urtheil zu fassen vermögen. In der Hoffnung, daß Du recht bald Dich über einen so wichtigen Punkt, wie die wissenschaftliche Ausbildung für uns ist, entscheiden möchtest, bin ich mit innigster Liebe Dein treuer Sohn Ernst."

*

„Brüssel, am 7. September 1836.

Lieber Papa! Ich beeile mich, Dir von unserer glücklichen Ankunft in Brüssel Nachricht zu geben. Gestern Abend sind wir von Ostende wieder hier angelangt. Der gnädige Onkel und die liebe Tante haben mir Beide viele Empfehlungen an Dich aufgetragen. Ersterer läßt Dich noch besonders bitten, auf Ferdinand[2]) wegen seiner großen Nachlässigkeit im Schreiben nicht ungehalten zu seyn, da derselbe zu häufigeren Nachrichten gar keine Zeit hätte. Dem lieben Onkel ist es sogar angenehm, daß nicht mehr Briefe aus Portugal durch die Post an Dich gelangt sind, denn er fürchtet, sie seyn alle geöffnet worden. Auch wir haben erst durch Herrn von Diskau wieder eine Nachricht von Ferdinand erhalten. Der Aufenthalt in Ostende war für uns äußerst an-

[1]) Gustav Wappers, berühmter Maler, geb. 23. August 1803, gest. 6. Dezember 1874 in Paris.

[2]) Ferdinand, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, seit 9. April 1836 König von Portugal.

Digitized by Google

ziehend; wir machten uns sehr viel Bewegung im Freien, und die Bäder, die wir täglich in der See nahmen, waren sehr angenehm. Leider durfte man sich beim Schwimmen nicht weit in die See wagen, da diese gerade dort wegen der vielen Strömungen sehr gefährlich ist; schon viele Schwimmer haben vor aller Augen daselbst ihr Grab gefunden. Ostende ist ein freundliches, gut befestigtes Städtchen und bietet den Gästen viele Annehmlichkeiten. Für das Baden selbst könnte wohl noch mehr geschehen, und die Einrichtungen bedürfen etwas vervollkommt zu werden.

Mit dem Onkel machten wir täglich weite Touren, und die kleinen Jagdversuche, die wir auf Möven und Strandläufer unternahmen, wurden mehrere Male reichlich belohnt. Bei einem Spazierritte war die stets aufmerksame Bas so glücklich, eine der großen Sturmmöven, welche den Strand beleben, beim Auffstreichen zu erhaschen. Die sonst so scheuen und behenden Vögel hatten die rasche Annäherung des Hundes gar nicht bemerkt und erhoben sich erst, als er schon ganz nahe war. Wir haben den Vogel mit hierher gebracht und hoffen, ihn bald zahm zu machen. Unsere Menagerie hat sich auch außerdem durch einen herrlichen Waschbär wesentlich vermehrt. Am 5ten d. Mts. verließen wir Ostende und gingen nur bis Brügge, wo wir den ganzen Tag bis auf den Abend verweilten. Brügge ist eine herrliche Stadt, man versetzt sich ganz in die Zeiten des Mittelalters, wenn man die stattlichen, alten, rein gothischen Häuser sieht. Nürnberg und Brügge sollen unter allen Städten Europas sich die meisten Erinnerungen an die vergangenen Jahrhunderte bewahrt haben. Der Reichthum an schönen Kirchen, die sämmtlich die werthvollsten Bilder, sowohl aus der Niederländischen- als Italienischen Schule, enthalten, ist nicht zu beschreiben. Die Kathedrale übertrifft noch weit an Schönheit der Bauart und Größe die so gepriesene Kirche in Antwerpen. Am meisten interessirte mich das Rathaus, da in demselben Alles, vom Größten bis auf das Kleinste, bis auf die Stühle und Tintenfässer, aus der Zeit Karls des Kühnen herstammt. Wir konnten nicht umhin, für Dich die Acquisition beiliegenden Werkes zu machen, in welchem Du mehrere der schönsten Monumente aufs Getreuste gezeichnet finden wirst. Wir hoffen, daß es Dir angenehm seyn wird, um so mehr, da dieses Werk schon längst vergriffen ist, und wir nur mit Mühe dasselbe von einem Privatmann erhalten konnten. Am Abend des 5ten verließen wir Brügge und kamen ziemlich spät in der Nacht nach Gent, wo wir uns wieder aufhielten. Wir besuchten am folgenden Morgen die Kirchen und besahen die Merkwürdigkeiten, welche denen von Brügge nicht nachstehen. Drei Stunden hielten wir uns in dem berühmten Strafhaus auf, in welchem gegen 1500 der größten Verbrecher sich befinden. Das Gebäude[1]) ist von Maria Theresia errichtet und ist das größte und schönste, welches Europa aufzuweisen hat; es enthält ungeheure Räume und acht große Höfe. Wir sahen sämmtliche Verbrecher,

[1]) Das unter Maria Theresia im Jahre 1773 aufgeführte Gebäude wurde 1825 vergrößert.

Digitized by Google

und unter anderen den so berüchtigten de Carla und noch viele andere Räuber. Soeben empfangen wir Deine beiden schönen Feldflaschen und sagen Dir unseren verbindlichsten Dank . . ."

*

„Brüssel, am 25. September 1836.

Lieber Papa! Deinen lieben Brief vom 10. d. Mts. habe ich durch Seebach erhalten und danke Dir herzlich dafür. Daß wir den Uebungen[1]) des coburgischen Militairs nicht auch dieses Mal, wo es mit dem gothaischen Bataillon vereinigt worden war, beiwohnen und persönlichen Antheil daran nehmen konnten, thut mir sehr leid, hingegen sollte es mich sehr freuen, wenn die kleine Truppe zu Deiner Zufriedenheit manöverirt hat. Gestern konnten wir endlich der Einladung des Generals von Hooghoorst, einen Tag bei ihm zu jagen, folge leisten. Das Revier des Generals ist besser bestellt, als wir es glaubten, und hätte der Regen nicht so oft gestört und wäre besser geschossen worden, so würde es leicht gewesen seyn, 60 bis 80 Feldhühner zu erlegen. Leider war dies nicht der Fall, unsere Beute bestand nur aus 25 Hühnern und 14 Haasen, von denen Albert 3 Haasen und 6 Hühner und ich 2 Haasen und 7 Hühner geschossen. Die Gegend, in der gejagt wurde, ist ungemein reizend. Das Schloß und der Park, sowie auch die innere Einrichtung und das Hauswesen zeugen von Reichthum und großer Ordnung. Die ganze Familie benahm sich ungemein freundlich und zuvorkommend gegen uns und genießt hier allgemeine Achtung . . .

Die Feier der Septembertage[2]) hat mit heute begonnen und wird sehr feierlich begangen werden. Wir hoffen Alle, daß diese Woche ohne Störungen der allgemeinen Ruhe ablaufen möchte. Im Ganzen macht man sich eine ganz falsche Idee, wenn man glaubt, daß in Brüssel vielleicht ein unruhiger Geist herrsche; hier geht es ebenso still und ordentlich zu, wie in der kleinsten deutschen Stadt. O, könnte man nur dieser Preßfreiheit Zügel anlegen und jene schändlichen Journale, die nur die Ehre und Achtung der freundlich gesinnten Bürger zu untergraben suchen, zum Stillschweigen bringen. Du hast von der Frechheit, mit der diese bis in die intimsten Familienverhältnisse eingehen, keinen Begriff. Sie greifen jedermann schonungslos an und dienen allen schlechten Menschen als bereitwillige Exekutoren ihrer Privatrache. Zu unserem großen gaudium sind auch wir nicht ganz verschont geblieben. Folgender Satz, in welchem sogar unser guter Bergerou sehr hart mitgenommen wird, soll Dir als Muster dienen für jene vielen Aufsätze, welche der Mephistopheles bekannt macht: „Depuis que Monsieur Aliboron (so viel als Esel) Bergerou est maître d'ecole des gamins de Cobourg, il ne rêve, que d'Altesses." Wie gefällt Dir dies? . . "

*

[1]) Am 5. September kam das gothaische Militär, bestehend aus einer Kompagnie Jäger und vier Kompagnien Linientruppen, zu den Herbstmanövern und zu der durch den inspizierenden österreichischen General Freiherrn v. Heß abzuhaltenden Besichtigung nach Koburg.

[2]) Feierlichkeiten, die zur Erinnerung an die Revolution vom September 1830, wo sich Belgien von Holland trennte, in Brüssel stattfanden.

Digitized by Google

„Brüssel, am 7. Oktober 1836.

Liebe Mama! Aus Deinem letzten Briefe ersah ich, daß du vollkommen wohl bist und daß Du die letzten Tage recht vergnügt zubrachtest. Es ist mir sehr angenehm, zu hören, daß der Herzog von Meiningen[1]) zu Deinem Geburtstag in Coburg war und jetzt mehr als sonst das nachbarliche Verhältniß freundlicher zu gestalten sucht.

... Während ich Dir schreibe, scheint die Herbstsonne recht freundlich durch das herrlich grüne Laub der Weinreben, welche sich in den lieblichsten Schwingungen an unserm Balkon heraufwinden, auf mein kleines Arbeitstischchen und ruft alle meine Gedanken zu Dir auf die Rosenau! An einem so herrlichen Herbsttage, wie der heutige ist, lebe ich ganz bei Euch, denn dies ist die Zeit, auf welche ich mich stets am meisten freute. Wie viele vergnügte Stunden haben wir noch voriges Jahr mit Dir in unserm Gärtchen zugebracht! Wie traulich waren die Abende im blauen Säälchen; alle Bewohner der lieben Rosenau waren dann vereint, schon knisterte das Feuer im Kamin, und der Mond beschien die Wasser und Nebel umlagerte den ganzen Hügel.

Seit unserer Rückkunft aus dem Lager von Beverloo, wohin wir den Onkel begleiteten, hat sich hier nichts Merkwürdiges zugetragen. Wir wohnten vorgestern einem großen Diner bei Hofe bei und haben den lieben Onkel außerdem gar nicht gesehen. Morgen werden wir vielleicht mit demselben eine kleine Excursion in das bois de Cambre machen, um einige Schnepfen zu schießen. Dies ist das einzige Wild, welches sich zuweilen in das herrliche, aber ganz entvölkerte Wäldchen verirrt. Gestern haben wir zum ersten Male wieder unsere so beliebten achthändigen Stücke auf dem Klaviere gespielt. Oberstleutenant Prodzinsky, ein Pole, der hier allgemeine Achtung wegen seines guten Benehmens und seiner ungewöhnlichen wissenschaftlichen Bildung genießt, war so gütig, Deine Parthie zu übernehmen. Wir spielten bis 11 Uhr und gedachten recht oft der vergnügten Concerte, die uns so manchen Abend in der Heimath verschönten ..."

*

„Brüssel, am 30. October 1836.

Liebe Mama! Du schreibst von einem Geschenk, das Du so gütigst warst, uns zu machen, was aber der Gegenstand der lieben Gabe ist, konnten wir, aller Mühe ohngeachtet, nicht entziffern. Wir haben also freie Wahl, uns darunter zu denken, was uns am liebsten ist! Am Sonntag, den 16ten machten wir einen Ausflug nach Waterloo und gingen zu Fuß über das ganze Schlachtfeld. Wichmann, der die Schlacht mitgemacht hat, war unser Cicerone. Zu unserer großen Entrüstung fanden wir, daß die Franzosen auf ihrem Marsche über das Schlachtfeld, als sie zur Belagerung von Antwerpen[2]) zogen, das eiserne Kreuz

[1]) Seit der Erbteilung der ernestinischen Lande, am 12. November 1826, stand Herzog Bernhard Erich Freund von Meiningen mit Herzog Ernst I. auf gespanntem Fuße.

[2]) Fand 1832 statt.

Digitized by Google

von dem Denkmal heruntergeschlagen haben. Gestern Abend besuchten wir den Onkel, der erst vorgestern aus Paris zurückgekommen war. Er ist sehr wohl und läßt sich Dir empfehlen. Der Onkel und die liebe Tante leben ungemein still und zurückgezogen. Sie sehen Niemanden, weder bei Tisch, noch des Abends. Von der Liebenswürdigkeit, Sanftmuth und Einfachheit der Tante kann ich Dir gar nicht genug schreiben; sie lebt gleichsam nur für den Onkel, kommt allen seinen Wünschen zuvor, und wie ein dienstbarer Geist führt sie die kleinsten Befehle und Winke ihres hohen Gemahls mit gleichem Frohsinn aus. Den Onkel selbst, bei allen seinen Geschäften und seinen vielen Sorgen, welche ihm die Politik, in der er so thätig ist, einflößen, finde ich täglich heiterer und oft sogar fröhlich. Die Stunden, in welchen wir in Laeken sind, gehören zu den angenehmsten unseres hiesigen Aufenthaltes. Wir fahren gewöhnlich erst gegen 8 Uhr des Abends dahin und bleiben daselbst bis nach 10 Uhr. Wir finden den Onkel gewöhnlich in einem kleinen Arbeitsstübchen der Tante, welches gerade so viel Raum enthält, um das königliche Paar und uns Beide gemächlich aufzunehmen. Es ist nur von einer einzigen Lampe erhellt und ungemein freundlich. Der Onkel liest gewöhnlich in den Zeitungen und unterhält sich dann mit einen von uns, während der andere mit der Tante Schach spielt, das sie sehr liebt und sehr gut versteht.

Vergangene Woche besuchten wir die Assisen und ein großes Gefängniß in der Umgegend von Brüssel. Wir unternahmen auch einen Ausflug nach Antwerpen. Herr Rath[1]) hat mir aufgetragen, sich Dir in tiefster Ehrfurcht zu Füßen zu legen. Mit der innigsten Liebe verbleibe ich, theuerste Mutter, Dein treuer Ernst."

*

„Brüssel, am 30. October 1836.

Lieber Papa! Soeben erhalte ich Deinen Brief vom 15ten d. Mts. Mit Erstaunen ersehe ich daraus, daß Du die Perle unseres hiesigen Stalles, den hübschen Schimmel, für todt glaubst, und ich kann wirklich nicht begreifen, durch welchen unberufenen Berichterstatter dem schönen Thiere das Todesurtheil gesprochen worden ist. Wir waren umsomehr darüber erstaunt, da diesem Pferde und Alberts Braunem während des ganzen hiesigen Aufenthaltes auch nicht das Geringste gefehlt hat und diese beiden Thiere beinahe täglich nur von uns geritten wurden. Uebrigens kann ich Dir versichern, daß sich sämmtliche Pferde ganz wohl befinden und die armen Stallleute pünktlich ihre Pflichten erfüllen. Was mein Reiten anbelangt, so glaube ich, lieber Papa, Dich vollkommen beruhigen zu können, indem ich Dich versichere, daß ich während des ganzen hiesigen Aufenthaltes nur den Schimmel geritten habe, der sich stets wohlbefunden hat, und den verstorbenen Braunen nur zwei Mal, und das im Lager, bestiegen habe. Wir haben es uns immer zur Pflicht gemacht, die Gegenstände, welche Du uns anvertraut hast, zu schonen und keineswegs zu mißbrauchen.

---

[1]) Rat Florschütz, Erzieher der Prinzen Ernst und Albert, 1794—1882.

Digitized by Google

Wir hoffen daher im Ganzen, daß Du nicht ungehalten auf uns seyn möchtest, und Bemerkungen nicht vielleicht für ein ungeziemendes, vorlautes Benehmen ansehen wolltest. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes in Brüssel haben wir uns eifrigst bemüht, allen Deinen Wünschen und den uns auferlegten Pflichten zuvor zu kommen, und waren stolz darauf, bisher sowohl von Seiten des Onkels, als auch aller unserer Lehrer nur Lob geerntet zu haben und hoffen sehnlichst, bei unserer Zurückkunft nach Koburg Dir, lieber Papa, uns als zwei Jünglinge zeigen zu können, die Dir durch ihr Benehmen zu beweisen vermöchten, wie sehr sie sich bemüht haben, um Dir einst für die Liebe und Sorge zu danken, mit der Du sie, seit ihrer frühesten Kindheit umfangen hast. Wie sehr sollte es uns daher leid thun, wenn Dir von anderer Seite ungünstigere Berichte einliefen . . ."

*

„Brüssel, den 15. November 1836.

Lieber Papa! Erst jetzt kann ich Dir mit dem bewußten Courier eine Antwort zukommen lassen, um Dir so wohl für Deinen Brief, als auch für das schöne Bildchen von Holweg zu danken. Dein Brief war aus Rodach[1]) datirt und belehrte mich, daß Du trotz des schlechten Wetters daselbst sehr gute Jagden gemacht und besonders viele Schnepfen erlegt hast. Auch wir haben uns bemüht, einige dieser hier seltenen Vögel zu erlegen, und haben zu diesem Zweck schon drei Jagdversuche mit dem Onkel angestellt; auf den beiden ersten Jagden wurden gar keine Schnepfen und, nachdem wir über zwanzig Triebe gemacht hatten, nur zwei Haasen gesehen, die durch den merkwürdigsten Zufall auch beide von mir geschossen wurden. Was vierfüßige Thiere anbelangt, so glaube ich, daß das königliche Gehege nun ganz und gar verwaist ist. Gestern versuchten wir unser Heil zum dritten Male, dieses Mal jedoch mit Erfolg, indem Albert glücklich eine Schnepfe erlegte. Auf Wunsch des Onkels und zu unserer großen Freude haben wir auch den Gesangunterricht wieder angefangen. Unser Lehrer Monsieur de Glimme ist noch ein ganz junger Mann und gilt hier für sehr geschickt, so daß wir hoffen, mit einigem Fleiße es dahin zu bringen, bei unserer Rückkehr nach Coburg vollständig vom Blatte singen zu können. Sicherlich wirst Du Dich sehr freuen, daß das neue Ministerium in Portugal wieder gefallen und die von Don Pedro im Jahre 1826 gegebene Constitution zur allgemeinen Beruhigung wieder angenommen ist. Es war vorauszusehen, daß dieser gezwungene und unnatürliche Zustand nicht lange währen konnte, und es ist nur zu hoffen, daß das neu gebildete Ministerium mit Vorsicht und Kraft zu Werke gehen möge. Doch schon tritt unser englischer Sprachlehrer ein, und ich muß schließen . . ."

*

„Brüssel, am 3. Dezember 1836.

Liebe Mama! Soeben erhalte ich Deinen lieben Brief, für den ich Dir recht herzlich danke. Erst gestern sind wir von einer sehr amüsanten Partie

[1]) Jagdschloß in der Nähe von Koburg.

Digitized by Google

zurückgekommen, die wir mit dem Onkel unternommen hatten. Wir brachten nämlich drei Tage in Antwerpen zu, nur zu dem Zweck, um auf die Enten- und Schnepfenjagd zu gehen. Sehr ermüdet kamen wir hier an, besuchten aber dennoch an demselben Abend ein großes Concert historique, in welchem die Musikstücke des 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderts mit den zu der Zeit gebräuchlichen Instrumenten vorgetragen wurden. Eine große Menge Menschen war zugegen, und die Hitze wurde unleidlich. Was die Musik anbelangte, so war die Ausführung derselben mehr interessant als anziehend, und ich glaube, daß der größte Theil der Zuhörer unbefriedigt geblieben ist. Schon seit zwei Tagen ist der allverehrte Strauß[1]) in unserer Nähe, und ich freue mich ungemein darauf, seine bezaubernden Tänze wieder von ihm selbst vorgetragen zu hören.

Ferdinand[2]) ist jetzt wirklich sehr zu bedauern, da seine Lage unverbesserlich ist, weil seine und der Königin Parthei sie durch ihre Muthlosigkeit, Ungeschicklichkeit und Sorglosigkeit herbeigeführt haben.

Wenn man bedenkt, wie viele Vortheile die Anhänger der Königin in den Händen hatten, die Konstitution von 1820 zu stürzen und sich wieder an die Spitze zu stellen, so begreift man wirklich nicht, wie es nur möglich war, so ungeschickt bei der Gegenrevolution zu handeln und sich so ganz schlagen zu lassen. Ein gestern hier angelangter Kourier brachte die Nachricht, daß die Angelegenheiten sehr schlecht stehen. Alles Vertrauen und Achtung für die Königin und ihr Gouvernement ist verschwunden, und die Geldnoth nimmt immer noch zu, die Republikaner gewinnen aber immer mehr Macht, so daß der Onkel wirklich sehr besorgt ist . . ."

*

Wegen der weiten Reise, die mindestens fünf bis sechs Wochen erfordert und eine große Unterbrechung in das Studium der Prinzen gebracht hätte, verzichteten die Jünglinge auf die Freude, das Weihnachtsfest in der Heimat zu verleben. Der achtzehnjährige Erbprinz muß bei dem folgenden Briefe ganz besonders mit seinen Gedanken in der Heimat gewesen sein, denn er schreibt statt „Brüssel"

„Coburg, den 22. Dezember 1836.

Liebe Mama! Empfange meinen aufrichtigsten und innigen Glückwunsch zum Beginn des neuen Jahres. Was ein treuer Sohn für seine heiß geliebte Mutter vom Himmel zu erflehen vermag, wünsche ich Dir, geliebte Mama. Möchtest Du Dich in dem neuen Jahre einer festen Gesundheit und eines ungetrübten Glückes zu erfreuen haben, und möchte es uns auch in dem neuen Zeitabschnitte nicht an Gelegenheit fehlen, Dir unsere Liebe und Anhänglichkeit

---

[1]) Johann Strauß, der berühmte Walzerkomponist, 1804–1849.

[2]) Ferdinand, Prinz von Sachsen-Koburg-Gotha, geb. 29. Oktober 1816, heiratete am 9. April 1836 die Königin Doña Maria II. da Gloria von Portugal. Das oben Erwähnte bezieht sich auf den Aufstand am 9. September 1836, wo sich die Königin genötigt sah, dem Sturme nachzugeben und die demokratische Verfassung anzuerkennen. Sie ernannte ein aus „Septembristen" zusammengesetztes Ministerium.

Digitized by Google

an den Tag zu legen. Die schönen Weihnachten, die mir stets so lieb und theuer waren, sind mit gleicher Schnelligkeit heran genaht, als der Sommer und Herbst uns vergangen ist. So angenehm wir die heilige Woche zwar hier verleben werden, so hätte ich doch viel darum gegeben, wenn ich sie im Kreise aller Lieben in der Heimath hätte zubringen können. Welches Entzücken wäre es für mich gewesen, wenn ich am heiligen Abende hätte unter Euch treten können und ganz unerwartet auf einige Stunden die Freuden des schönen Christ-Abends mit Euch hätte theilen können. In Gedanken bin ich jetzt recht oft bei Dir, liebe Mama. Wir haben uns erdreistet, diesen Zeilen auch ein unbedeutendes Geschenk für Dich beizulegen und bitten Dich, dasselbe freundlich aufzunehmen. Da wir sehr unerfahrene Kenner in Bezug auf Damenkleider sind, so haben wir vor einigen Tagen die liebe Tante gefragt und zu unserer großen Freude vernommen, daß jener Stoff ganz neu sey und daß sie denselben als ein Weihnachtsgeschenk ihren beiden Schwestern für die große Cour am 1. Januar nach Paris geschickt habe. Zu unserem großen Aergerniß sind Deine und des lieben Papas Geschenke noch immer nicht angekommen, so daß wir alle Hoffnung aufgeben, sie vor dem Ende des Jahres zu erhalten.

Der Himmel scheint den Belgiern gar nicht günstig zu seyn; schon seit wenigstens 5 Wochen haben wir die Sonne nicht scheinen gesehen, so daß es bei den ungemein kurzen Tagen kaum hell wird. Es regnet stets während des ganzen Nachmittags, unserer einzigen Ausgehezeit, so daß wir unendlich wenig Vergnügen im Freien haben, dafür aber um so mehr arbeiten können. Den Geburtstag des lieben Papa werden wir mit der Eröffnung einer neuen, großen Eisenbahn feiern, die von Mecheln nach Termonden gebaut ist. In letzterer Stadt wird Banquet und ein Ball stattfinden, woran der Onkel mit uns Theil zu nehmen gedenkt. Im nächsten Frühjahr wird auch eine Eisenbahn von Brüssel bis an die preußische Grenze beendet sein, so daß man auf diese Art in wenigen Stunden ganz Belgien durcheilen kann . . ."

*

Brüssel, am 26. Dezember 1836.

„Lieber Papa! Zwei freudige Ereignisse veranlassen mich, heute die Feder zu ergreifen. Das alte Jahr geht zu Ende, in wenig Tagen liegt das große Feld eines neuen vor uns. Wie viele Gefühle, Wünsche und Hoffnungen drängen sich da nicht in meinem Herzen zusammen, die ich Dir alle so gern mündlich ans Herz legen möchte! Kaum vermag ich meinen Empfindungen Worte zu geben, um Dir herzlich genug zu dem Beginn des neuen Jahres, als auch zu Deinem Geburtstag Glück zu wünschen. Möchte Dir der himmlische Vater Alles das verleihen, was Dir zu Deinem irdischen Glück vielleicht noch fehlt. Möchtest Du uns aber noch ferner Deine Liebe und Nachsicht schenken. Wie oft waren meine Gedanken während dieser Tage bei Dir, und wie gern möchte ich Dir am Morgen des 2. Januar meine Wünsche, wie ich es von Jugend auf gewohnt war, zu Füßen legen. Auch die schönen Weihnachten, so angenehm wir sie zubrachten und so sehr wir uns der immer wachsenden Zu-

Digitized by Google

neigung und Gnade des verehrten Onkels und der ungemeinen Güte und Freigebigkeit der geliebten Tante zu erfreuen hatten, verlieren doch stets an ihrem Reiz, wenn man sie an einem anderen Ort, als in der lieben Heimat zubringt. Mit den Feiertagen hat das Wetter einen recht winterlichen Charakter angenommen; es schneit viel, und bei einer Kälte von 5 Grad geht ein so schneidender Wind, daß man sich kaum in den Zimmern erwärmen kann ..."

*

„Brüssel, den 29. Dezember 1836.

Lieber Papa! In der Voraussetzung, daß Du noch keine Nachricht von dem neuen verruchten Angriff[1]) auf das Leben des Königs der Franzosen erhalten haben solltest, nehme ich mir die Freiheit, Dir in beiliegendem Blatte eine ziemlich ausführliche Berichterstattung zu schicken. Es ist wirklich schrecklich, daß Kinder nicht einmal scheuen, sich mit einem so furchtbaren Verbrechen, als das des Königsmordes, zu belasten! ..."

*

„Brüssel, am 12. Januar 1837.

Empfange meinen aufrichtigen Dank für Deine beiden Briefe, lieber Papa, die ich gestern und vorgestern erhielt ... Heute Abend findet bei Hofe ein thé dansant statt; es ist das erste Fest, welches der Onkel hier giebt, und die ganze Stadt ist voll davon, da ein Jeder gern dazu eingeladen seyn möchte. Ich habe schon öfters bemerkt, daß in keinem Lande die Leute lächerlicher nach Rang streben und auf Ehrenstellen, Orden und Titel mehr Gewicht legen, als in den constitutionellen Staaten. Man erstaunt wirklich, wenn man Leute, die erst durch die Revolution aus dem Staube erhoben worden sind, von ihres Gleichen sprechen hört: „C'est un parvenu, la révolution l'a fait monter," und wenn man diese Menschen, die weder hinreichende wissenschaftliche, noch äußere Bildung besitzen, über andere Nationen urtheilen hört. Es ist wirklich traurig, wie wenig Sensation jener schändliche Mordversuch auf das Leben des Königs der Franzosen in Paris hervorgebracht hat, so daß man, (nach dem, was uns Personen, die in jenen Tagen in Paris waren, berichteten), von jenem Ereigniß an öffentlichen Orten als von einer ganz gewöhnlichen Sache spräche, und daß man nur bei Wenigen eine ernste Besorgniß bemerkte ..."

*

„Brüssel, den 4. Februar 1837.

Liebe Mama! ... Viel weiß ich Dir nicht zu schreiben, da sich hier die Conversation sowohl, als auch das ganze Thun und Treiben nur um vier Gegenstände dreht, die gleichsam als Pole der ganzen gesellschaftlichen Verbindung angesehen werden können. Sie bestehen in: Bällen, Parforce-Jagd, der

[1]) Am 27. Dezember 1836, als sich der König aus den Tuilerien zur Eröffnung der Kammern begab, fand das Attentat statt. Das letzte Attentat war das bei der Feier der Julitage 1835 von dem Korsen Fieschi ausgeführte, bei dem 21 Personen, welche in der Nähe des Königs gestanden hatten, umgekommen waren.

Digitized by Google

Grippe und den Kammern. Die jungen Damen beschäftigen sich nur mit Bällen, und besonders ein noch stattfindender Bal costumé bei Hofe bildet die Conversation. Die jungen Herren, die sich hier mit gar nichts beschäftigen und nur von ihrem Vermögen leben und sich amüsieren, haben seit einem Monat eine Parforcejagd eingerichtet, auf der zwei Mal in der Woche 30 bis 40 Herren in rothen Röcken einen unglücklichen Damhirsch jagen, der zu seiner sicherlich geringen Freude jedes Mal erst aus England geholt werden muß. Diese Beschäftigung giebt nun stets den übrigen Tagen der Woche Stoff genug zur Unterhaltung. Die älteren Herren der Gesellschaft besprechen die Verhandlungen in der Deputirtenkammer; ein Theil spricht für, ein anderer gegen die Minister. Dies wäre jedoch nicht hinreichend genug, um die schöne Zeit todt zu schlagen; da kam glücklicher Weise die Grippe zu Hülfe, und man hört beinahe weiter nichts, als über diese interessante Krankheit diskutiren. Die Grippe ist sehr in der Mode; die ganze Gesellschaft hustet und nießt, ein Jeder glaubt sie zu haben und spricht viel darüber, in Wirklichkeit sind aber nur wenige Personen davon befallen.

Uns geht es gut, wir arbeiten jetzt sehr viel, besonders um zu unserer schon so baldigen Abreise von hier alle begonnenen Studien zu beendigen. Daß endlich die Universität bestimmt ist, macht uns großes Vergnügen, und ich hoffe, daß das Jahr, welches wir daselbst zubringen werden, eines der nützlichsten für uns werden wird . . ." (Schluß folgt)

Zur Psychologie der Neutralen

Von

Friedrich Curtius

Zum Hassen oder Lieben
Wird alle Welt getrieben,
Es bleibt hier keine Wahl,
Der Teufel ist neutral.

So sang Clemens Brentano im Jahre 1813. Heute erfahren wir es wieder, wie die Aufgabe, bei einem weltgeschichtlichen Konflikte neutral zu bleiben, nicht nur große seelische Schwierigkeiten bereitet, sondern geradezu als sittlich unmöglich empfunden wird, so wie es dem Dichter vor hundert Jahren erschien.

Allerdings, die Neutralität des Rechts ist eine einfache Sache. Jeder Staat kann sie selbst üben und seinen Bürgern zur Pflicht machen. Man möchte sogar meinen, daß moderne Staaten darin weiter gehen sollten, als sie es tun. Die Indifferenz der Staatsgewalt gegenüber den Geschäften, welche die Bürger mit fremden Staaten machen, ist eine politische Anomalie, begreiflich in einer Zeit, wo man die auswärtige Politik in Krieg und Frieden als etwas betrachtete, das nur die Machthaber angehe, aber widersinnig in einem demokratischen Zeitalter, wo die Kriege Volkskriege sind. Heute ist in allen Kulturstaaten die

Digitized by Google

Regierung moralisch verantwortlich für diejenigen Handlungen ihrer Untertanen, welche internationale Folgen haben. Die amerikanische Politik, welche Waffenlieferungen für England zuläßt, aber den Engländern gestattet, die Getreidezufuhr nach Deutschland zu hindern, ist eine schlechte, innerlich unhaltbare Neutralität, reine Passivität, welcher der Wille zum Rechttun abgeht. Ein solcher Standpunkt ließe sich in einem despotisch regierten Staat vertreten, in einer demokratischen Republik ist er unbegreiflich. Denn für eine wahrhaft demokratische Betrachtung ist es ganz gleichgültig, ob die Regierung oder die Bürger helfend oder hemmend in einen kriegerischen Konflikt eingreifen. Wenn man zurzeit von Fortschritten des Völkerrechts zu reden wagte, so müßte vor allem dies gefordert werden, daß neutrale Staaten die Ausfuhr von Waffen verbieten und die Kriegführenden die Zufuhr von Nahrungsmitteln für die bürgerliche Bevölkerung nicht hindern.

Indessen die Unsicherheit in der völkerrechtlichen Haltung der Neutralen ist nur ein Symptom der Schwierigkeiten, denen die Neutralität der Gesinnung unterworfen ist. Diese beginnen mit dem Ausbruch des Kriegs. Jede kriegführende Regierung ist der Meinung, im Recht zu sein, und veröffentlicht eine Sammlung von Aktenstücken, welche ihr geeignet scheinen, dies Recht zu beweisen. Diese in allen Farben des Spektrums erscheinende Literatur ist wesentlich auf die Neutralen berechnet. Denn die kriegführenden Nationen selbst haben Wichtigeres zu tun, als über die eigne Regierung zu Gericht zu sitzen. Aber die Neutralen finden sich zu der Entscheidung aufgefordert, welcher Teil im Rechte ist. Nun ist aber diese ganze, aus der Moral der Scholastik stammende Vorstellung von dem „bellum justum“, der ein Unrecht sühnen soll in der Weise, wie der Richter das Verbrechen straft, veraltet. Wenn im Mittelalter Bürger einer Stadt von der Obrigkeit oder den Bürgern einer andern Stadt mißhandelt oder beraubt waren und die schuldige Genugtuung versagt wurde, so konnte man die deshalb entstehende Fehde als einen modifizierten Kriminalprozeß auffassen und mußte die Berechtigung der gekränkten Stadt zur Selbsthilfe anerkennen. Ebenso konnten Differenzen über Fragen des Erbrechts zwischen selbständigen Staaten nur durch Gewalt entschieden werden, wobei wie in einem Zivilprozeß jede Partei von ihrem Rechte überzeugt war. Aber die großen Kriege unsrer Zeit entstehen aus Ursachen, die von ihrer nächsten Veranlassung verschieden sind, aus Gegensätzen der Interessen, welche nur durch die Probe entschieden werden können, welcher Teil die Kraft hat, seinen Willen durchzusetzen. Will man die Schuld an einem Kriege einer der Parteien zuschreiben, so kann man nur fragen, welche von ihnen ein Ziel verfolgte, das unmöglich durch friedliche Verständigung zu erreichen war. Wir Deutschen haben in diesem Kriege ein gutes Gewissen, weil wir von uns und unsrer Regierung wissen, daß wir nichts erstrebten als die Erhaltung unsrer mit schweren Opfern erkauften Weltmachtstellung und die Freiheit friedlicher Ausdehnung unsrer Aktionssphäre in der Welt. Dagegen wollte Rußland über Berlin und Wien nach Konstantinopel gelangen, Frankreich Metz und Straßburg wiedergewinnen, England unsre See-

Digitized by Google

macht und unsern Handel zerstören, Ziele, welche nur durch die Niederwerfung Deutschlands zu erreichen waren. So verstanden, wäre es für die Neutralen nicht schwer, zu einem klaren und gerechten Urteil zu gelangen. Aber da die Kriegführenden selbst ihre eigentlichen Absichten nicht kundtun, vielmehr bemüht sind, die öffentliche Aufmerksamkeit von den Ursachen des Konflikts auf die Veranlassungen abzulenken, so bleibt das Urteil der Neutralen an diesen haften, und wenn sie in ihrer Gesinnung wirklich unparteiisch sind, so leiden sie moralisch unter der Belastung mit einer unlösbaren Aufgabe. Zieht sie eine ausgesprochene Sympathie zu einer der kriegführenden Mächte, so ist ihr Urteil ebensowenig objektiv wie das der Kriegführenden selbst. Die angebliche Neutralität gibt dann ihren Aeußerungen einen widerlich pharisäischen Zug, weil sie eine im Grunde stimmungsgemäß vollzogene Entscheidung in einer Weise begründen, als wenn sie auf einer Höhe über den Streitenden ständen und von diesem erhabenen Standpunkte über Könige und Staatsmänner ein antizipiertes Jüngstes Gericht zu halten hätten.

Die gleichen Erscheinungen zeigen sich bei den Urteilen über die Kriegführung. Selbstverständlich berichtet jeder kriegführende Teil alle Schlechtigkeiten, die von dem Gegner begangen werden, und verschweigt die eignen Defekte. Die Neutralen fühlen sich wiederum zum Urteil aufgefordert, lesen deshalb, wenn sie gewissenhaft sind, die Berichte beider Parteien und befinden sich dann in einer verzweifelten Lage, weil es unmöglich ist, aus Rede und Gegenrede der Kriegführenden, die man aus Neutralität beide für gleich glaubwürdig halten muß, den wirklichen Tatbestand zu ermitteln. In der Regel ist es Zufall, welchem Berichterstatter man gerade in die Hände fällt. Die genaue Prüfung der Einzelheiten ist auch dem eifrigsten Zeitungsleser unmöglich. Man bleibt deshalb unsicher im Urteil und kommt schließlich im besten Falle dazu, überhaupt nichts mehr zu glauben. Anders steht es natürlich auch hier, wenn man von vornherein mit dem einen Teile sympathisiert. Dann glaubt man den von dieser Seite kommenden Berichten und läßt die entgegenstehenden unbeachtet. In diesem Falle werden die Neutralen ebenso einseitig wie die Kriegführenden, ohne wie diese das unzweifelhafte Recht auf Einseitigkeit zu haben.

Schließlich aber: in der entscheidenden Frage ist Neutralität ausgeschlossen. Wie man auch über den Ursprung des Kriegs und über die Art der Kriegführung urteilen mag, das Entscheidende ist doch immer der Ausgang. Nur ein ganz demoralisierter und stumpfsinniger Mensch kann sich in zynischer Gleichgültigkeit rühmen, daß ihn der Ausgang des Krieges kalt lasse. Wo überhaupt geistiges Leben funktioniet, sind Wünsche und Gebete, Hoffnung und Furcht an dem Verlauf des gewaltigen Kampfes leidenschaftlich beteiligt. Denn es handelt sich ja nicht darum, ob diese oder jene Nation mehr oder weniger Freudiges oder Leidvolles erfährt, sondern die Gestalt Europas und der Welt wird für lange Zeiten durch die Entscheidung dieses Kriegs bestimmt sein. Das ist für keinen denkenden Menschen gleichgültig. Indifferenz der Gesinnung, wirkliche Neutralität ist hier sowenig möglich, wie sie im Altertum bei den Perserkriegen

Digitized by Google

oder den Punischen Kriegen möglich gewesen wäre, wie vor hundert Jahren bei der Erhebung Europas gegen die napoleonische Herrschaft. Wer in dieser entscheidenden Frage unter Berufung auf die Neutralität seines Staates nicht selbst Partei nimmt, setzt sich und damit auch sein Volk herunter. Denn gleichgültig, teilnahmlos den gewaltigsten Vorgängen der Geschichte gegenüberzustehen, ist eine Degradation des Menschentums.

Die Neutralen im Weltkriege sind also eher zu beklagen, als glücklich zu preisen. Entweder sind sie nur rechtlich unbeteiligt, haben aber in ihrem Gefühl und in ihrer Gesinnung für einen der kriegführenden Teile Partei genommen: dann muß es ihr Gemüt belasten, für diese Sache nicht offen eintreten und ihre ganze Kraft einsetzen zu können. Oder sie erfassen die Neutralität als ein positives politisches Ideal: dann ist die ethische Auseinandersetzung mit den dunkeln Fragen nach Recht und Unrecht des Kriegs und der Kriegführung ein quälendes und hoffnungsloses Problem, und im Blick auf die Zukunft zeigt sich die Hinfälligkeit und Undurchführbarkeit dessen, was man als sittliches Gebot zu erkennen glaubte.

Wenn der Weltkrieg noch lange dauern sollte, so würde vermutlich die Neutralität als solche Bankrott machen. Die wirtschaftlichen Schäden des Kriegs lasten auf den Neutralen ebenso wie auf den kriegführenden Nationen. Sie ertragen sich aber viel schwerer, wenn man von dem Ausgang des Krieges nichts zu hoffen hat, wenn man in reiner Passivität fortgesetzt Opfer bringen muß, ohne zu wissen, wofür. Es würde dann schließlich ein Zustand der Verzweiflung eintreten, in dem man zu allem bereit wäre, nur um einmal ein Ende des unleidlichen Zustands zu sehen. Wir hoffen, daß dieser äußerste Fall nicht eintreten, vielmehr die Entscheidung des Kampfes früh genug erfolgen wird, um den Neutralen das Beharren in ihrer Haltung zu gestatten. Daß dies geschehe, ist ein allgemeines Interesse der Menschheit. Denn in diesem Zusammenleben der Kulturvölker haben die Neutralen ihre eigene Mission. Gerade deshalb, weil sie nur die Leiden des Kriegs mitmachen, seine begeisternden und erhebenden Kräfte nicht spüren, sind sie notwendigerweise Gegner des Kriegs, die providentiellen Vertreter der Friedensidee, der internationalen Verständigung, der Entwicklung und Befestigung des Völkerrechts. Sie können bei und nach dem Friedensschlusse, wenn sie sich vereinigen und geschlossen und planmäßig vorgehen, eine bedeutende Wirkung ausüben. Es wird größtenteils an ihrer Weisheit und Festigkeit liegen, ob es gelingt, die tiefen Schädigungen der Humanität und der internationalen Gemeinschaft, welche der Weltkrieg hervorgerufen hat, in absehbarer Zeit zu überwinden.

Digitized by Google

Italienische Erinnerungen

Von

F. v. Wantoch-Rekowski

III

Eine Mittelmeerreise an Bord der Kaiserjacht „Hohenzollern". Neapel 1896

„Unda fert, non regitur."

Am 9. März 1896 ließ Seine Königliche Hoheit, der Prinz Heinrich von Preußen, welcher mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Waldemar den Winter in Neapel verlebt hatte, mir die überraschende Nachricht zukommen, daß Ihre Majestäten, der Kaiser und die Kaiserin, mit dem im jugendlichen Knabenalter stehenden Kronprinzen und seinem Bruder Eitel Friedrich Ende des Monats mit der Jacht „Hohenzollern" Neapel besuchen und die Karwoche hier verleben würden! Da standen für uns alle sehr bewegte Zeiten in Aussicht. Aber erst gegen Mitte des Monats wurde die Ankunft der „Hohenzollern" auf Mittwoch, den 25. März, festgesetzt. Am 24. traf Seine Exzellenz, der Kaiserliche Botschafter Graf Bülow, mit seinen Herren ein.

Große Aufregung bei den Spitzen der italienischen Behörden und in der gesamten Bevölkerung. Dichte Volksmassen drängten sich neugierig an der Strandpromenade der Villa Nazionale und auf der Santa Lucia. Die öffentlichen Gebäude prangten im Flaggenschmuck. Endlich, nachmittags gegen 4 Uhr, wurde das Kaiserschiff von Ischia aus angemeldet, und um $4^1/_2$ bog es, von dem stolzen Kreuzer „Kaiserin Augusta" gefolgt und dem Depeschenboot „Sleipner" begleitet, in schimmernder Weiße aus dem abendlichen Sonnenlicht auftauchend, um die Punta di Posilipo und zog in langsamer, majestätischer Fahrt durch den im schönsten Farbenspiel leuchtenden Golf in den Hafen hinein, um gegen 5 Uhr vor Anker zu gehen. Währenddem tauschte das italienische Kriegsschiff vom Dienst mit unserm Panzerkreuzer den üblichen Salut aus. Alle im Hafen liegenden Schiffe hatten große Flaggengala angelegt, darunter, als stattlichstes, der deutsche Dampfer „Prinzregent Luitpold" vom Norddeutschen Lloyd.

Zunächst begaben sich Prinz und Prinzessin Heinrich mit dem jungen Prinzen Waldemar an Bord. Dann folgten in zwei Dampfpinassen der italienischen Kriegsmarine der Botschafter und das Personal des Kaiserlichen Konsulats. Am Fallreep wurden wir von Herren des Allerhöchsten Gefolges freundlich empfangen und zurechtgewiesen. Nach erfolgter Begrüßung des Botschafters durch Seine Majestät wurde auch mir ein fester Handschlag, ein heiter strahlender Blick und das gnädige Wort zuteil: „Ihre schöne Residenz Neapel wiederzusehen, gereicht mir zur besonderen Freude, und ebenso, daß ich in Ihnen hier einen alten Bekannten vorfinde, von dem mein Bruder Heinrich mir schon berichtet hat."

Digitized by Google

Am Donnerstag, den 26., Empfang der italienischen Behörden an Bord. Dann ein gemeinsamer Ausflug auf den Vesuv. Er gestaltete sich besonders eindrucksvoll, weil der Vulkan, nach einem gewaltigen Ausbruch, noch immer in ziemlich lebhafter Tätigkeit war, ungeheure Rauchwolken ausstieß und die ausfließenden Lavaströme noch glühend und in voller Bewegung waren.

Am Freitag, den 27., fand eine Fahrt an Bord der „Hohenzollern" nach der Insel Ischia statt, zu welcher, neben den am Vorabend befohlenen Gästen, auch Professor Anton Dohrn, Eigentümer und Leiter unsrer berühmten Zoologischen Station, geladen war. Vom schönsten Wetter begünstigt, zog das herrliche Schiff an der wunderbaren Küstenlandschaft dahin und ließ uns der fernen Zeiten gedenken, in denen die römischen Imperatoren mit ihren Triremen den gleichen Weg einstmals so oft und gern zurückgelegt hatten.

In Ischia wurde die Villa Meuricoffre-Bourguignon besucht und wegen ihrer eigenartigen Anlage in einem Lavafelde und wegen ihrer merkwürdigen Vegetation sehr bewundert. Nach erfolgter Rückkehr hatte ich nur gerade Zeit, heimzueilen und meine Frau zur Abendtafel an Bord zu geleiten, wo sie die Ehre hatte, zur rechten Seite Seiner Majestät befohlen zu werden und allerlei über ihr schönes Geburtsland Sizilien, dessen Besuch geplant war, zu berichten. Auch Ihre Majestät die Kaiserin richtete häufig freundliche Worte an sie, wie überhaupt die Gnade und Güte hervorgehoben zu werden verdient, mit welcher das Kaiserpaar allen Gästen begegnete, und die nicht minder ausgesuchte freundliche Fürsorge, mit der die Damen und Herren des Gefolges diesem schönen Beispiel nachzueifern bestrebt waren. Erst spät am Abend wurden wir entlassen und mit einer Pinasse der „Hohenzollern" gelandet.

Am Sonnabend, den 28., besuchten die Majestäten das Aquarium der Zoologischen Station und den Park des königlichen Schlosses Capodimonte mit seinen prachtvollen Baumgruppen. Am Sonntag hielt Seine Majestät an Bord selbst einen feierlichen Gottesdienst ab, da der mitreisende Generalsuperintendent Dryander an Bord des Panzerkreuzers predigen sollte. Der Kaiser verlas in eindrucksvoller Weise eine Predigt des Divisionspfarrers Keßler über den Spruch aus den Hebräern: „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde." Das Wetter war leider stürmisch geworden, und nur mit äußerster Mühe gelang es den zum Dienst befohlenen Herrn, zu landen, um fünfhundert von mir besorgte Blumensträuße als Gruß unsrer Kaiserin an die armen, in Abessinien verwundeten italienischen Soldaten zu verteilen. Die an Bord mitreisende Kapelle der II. Matrosendivision, die zugunsten des italienischen Roten Kreuzes im großen S. Carlo-Theater gespielt hatte, konnte überhaupt nicht an Bord zurückkehren, sondern mußte am Lande übernachten. Zu dem Konzert waren der Kaiserliche Botschafter, das Konsularkorps, die Spitzen der italienischen Behörden, die gesamte vornehme Gesellschaft und auch sonst ganz Neapel erschienen. Unsre Musik wurde mit lautem „Evviva la Germania!", „Evviva l'Imperatore!" begrüßt, und nicht enden wollte der Jubel, als sie dann die italienische Nationalhymne spielte, die von der Theaterkapelle mit „Heil dir im Siegerkranz" beantwortet wurde.

Digitized by Google

Am Montag, den 30., hatte das Wetter sich etwas gebessert. Ihre Majestäten nahmen die Mittagstafel bei dem Prinzen und der Prinzessin Heinrich in der malerischen Villa Gallotti am Capo Posilipo ein und fuhren nach Tisch nach dem hoch gelegenen Benediktinerkloster Camaldoli, wo der Erzbischof von Neapel, Kardinal Sanfelice di Aquavella, beiläufig einer der Kandidaten für den päpstlichen Stuhl, und der Abt des Klosters feierlich empfingen. Dabei wurde den Majestäten ein Mönch vorgestellt, der früher Mohammedaner, dann russischer Offizier gewesen war und schließlich in der beschaulichen Ruhe des Klosters seinen Frieden gefunden hatte. Währenddem war mir der Auftrag geworden, die beiden königlichen Prinzen mit ihrem Gouverneur, Oberstleutnant v. Lyncker, nach Pompeji zu geleiten und ihnen die dortigen Sehenswürdigkeiten zu zeigen, wobei beide Prinzen für alles ihnen Vorgeführte ein lebendiges und verständnisvolles Interesse an den Tag legten. Damit sollte der Allerhöchste Aufenthalt in Neapel abgeschlossen und am andern Tage nach Palermo in See gegangen werden.

Allein gegen Mitternacht weckte uns lautes, heftiges Klopfen an der Haustür. Es erschienen zwei Ordonnanzen von Bord mit der Nachricht, daß der als Reisemarschall angenommene frühere Militärattaché in Rom bei einem Sturze vom Fallreep sich eine Verletzung zugezogen habe, und Seine Majestät, an seiner Stelle, für die weitere Reise die Führung mir anvertrauen wolle. Das war eine Ueberraschung!

Aber die zunächst eintretende Not und Verwirrung kann man sich ausmalen. Die Dienerschaft wurde geweckt, die Koffer wurden hervorgeholt und an Gewandung alles Erreichbare herausgesucht.

Nun einige Einzelheiten über das Kaiserschiff und seine derzeitigen Bewohner.

Die Kaiserjacht „Hohenzollern" ist ein Wunder an Bequemlichkeit. Zwei große, geräumige Promenadendecks bieten ausgiebige Gelegenheit zur Bewegung während längerer Seefahrten. Im Vorderschiff liegen die natürlich etwas beschränkteren Räume der Schiffsoffiziere, im unteren Raum, aber hell und luftig, die Kojen der aus besonders ausgesuchten, stattlichen und zuverlässigen Seeleuten bestehenden Mannschaft, deren Anblick meinem nordischen Auge und Herzen immer ein Hochgenuß war. Die ansehnlich großen Gemächer der Allerhöchsten Herrschaften befinden sich mittschiffs, wo die Bewegung bei unruhigem Meere weniger fühlbar ist. Abgesehen von den prächtigen Schlafkajüten, steht Seiner Majestät dem Kaiser ein geräumiges Arbeitskabinett und Ihrer Majestät der Kaiserin ein schönes, in blauer Seide ausgestattetes Wohnzimmer zur Verfügung. Daran schließt sich der über die ganze Breite des Schiffes reichende Speisesaal. Wie alle übrigen bewohnten Räume und Kajüten der kaiserlichen Familie und des Gefolges, ist er durch große viereckige, mit Glasscheiben und eisernen Doppeltürchen verschließbare Fenster bei Tage hell belichtet und des Abends, wie das ganze Schiff, in eine glänzende Flut elektrischen Lichtes getaucht. Rings herum laufen bequeme Diwane und gewaltige Büfettschreine mit kostbaren Aufsätzen, die meist Regattatrophäen oder sonstige Andenken an festliche

Digitized by Google

Tage darstellen. Auch ein Harmonium fehlt nicht. In allen Wohnräumen, mit Ausnahme des Empfangszimmers Ihrer Majestät der Kaiserin, und auch im Speisesaal sind die Wände und Polstermöbel mit einem hellen, kleinmustrigen Cretonnestoff bekleidet, der einen freundlich behaglichen Eindruck verbreitet, zumal auch alle hölzernen Einfassungen sowie die Decken und Möbel aus hellem Holze, ich glaube Kirschholz, bestehen. Nun folgt das große Treppenhaus inmitten eines länglichen Warteraumes, um den die Kajüten des Gefolges angeordnet sind. Neben reichlichen Beleuchtungskörpern enthalten die Kajüten ein bequemes Bett, einen großen tiefen Kleiderschrank, zwei Kommoden, einen Waschtisch mit Spiegelschränkchen, ein Sofa und einen Schreibtisch, alles äußerst bequem und geräumig, bei sinnreichster Ausnutzung des Raumes.

Von dort gelangt man in einen weiteren Warteraum für das Dienstpersonal, der auch als Vorzimmer zum Empfang von Eingeladenen dient, denen Treppen erspart werden sollen. Daran schließt sich das Vorderschiff, in dem die Kanzleien und Kanzleibeamten, Post und Fernsprechapparate untergebracht sind. Am äußersten Ende des Kielraumes liegt die sehr behagliche Gefolgemesse, in welcher Seine Majestät abends gern zu verweilen, wissenschaftliche Vorträge zu hören und zwanglose Unterhaltung zu führen pflegt. Meine Kajüte lag auf dieser Reise sehr ruhig und angenehm, mittschiffs, neben derjenigen des Chefs des Marinekabinetts. Sie bot besonders viel Raum und Gelaß für den unbeschreiblichen Wust an Schreibereien und tausend Dingen, die im Laufe der Reise bei mir, als dem einzigen Sprachkundigen an Bord, abgelagert werden sollten. Daß schöne Baderäume, See- und Süßwasserbäder, Brausen und alle dergleichen Annehmlichkeiten an Bord waren, versteht sich von selbst. Und über dem ganzen Schiff, in dem das leise, erregende Surren und Zittern der elektrischen Maschinen den Unterton abgab, und über allen Räumen, lag ein unbeschreibliches, vornehmes Etwas, was ich am besten mit „sonntäglicher Feststimmung" bezeichne, und welche uns einfache Sterbliche erfüllte, die wir hier das seltene Glück hatten, unsern machtgewaltigen und doch so rein menschlich denkenden und alle Welt bezaubernden, geliebten Kaiser zu geleiten, ihm in unmittelbarster vertraulicher Nähe zu dienen und seine so seltene Erholungszeit zu teilen.

Das kaiserliche Gefolge bestand diesmal aus den nachstehend verzeichneten Personen:

Seine Exzellenz Generalleutnant v. Plessen, Kommandant des Kaiserlichen Hauptquartiers. Ihm war in erster Linie der Schutz der kaiserlichen Familie sowie die Wahrung der Sicherheit und Würde in der jeweiligen Umgebung anvertraut. Er war ein stattlicher Mann von hohem, schlankem Wuchs, leicht ergraut, mit durchdringendem, aber in der Regel freundlichem Blick, der Inbegriff eines vornehmen preußischen Offiziers von hohem Range. Ihm zur Seite standen die Oberstleutnants v. Kalkreuth und v. Moltke (mein ehemaliger Regiments- und Kriegskamerad) als Flügeladjutanten. Es folgten Exzellenz v. Senden-Bibran, Admiral und Chef des Marinekabinetts, Hofmarschall Freiherr von und zu Egloffstein, mein spezieller Vorgesetzter an Bord, mehr Offizier als Hofmann, frei-

Digitized by Google

mütig, derb, geradeaus und wohlwollend; wir arbeiteten in bestem Einvernehmen zusammen und verstanden uns immer vortrefflich; ohne sein weitgehendes Vertrauen und sein Entgegenkommen hätte ich meine schwere Aufgabe nicht lösen können; v. Kiderlen-Wächter, Wirklicher Geheimer Legationsrat, Gesandter in Hamburg und Vertreter des Auswärtigen Amtes, damals schon als einer unsrer hervorragenden Diplomaten bekannt; Generalarzt Professor Dr. Leuthold, Leibarzt Seiner Majestät; Generalsuperintendent Dryander, Hofprediger; Oberstleutnant v. Lyncker, Gouverneur der kaiserlichen Prinzen; Marinemaler Hans Bohrdt, sowie, vom Dienst Ihrer Majestät der Kaiserin: Gräfin Mathilde Keller, Hof- und Staatsdame; Graf Keller, Kammerherr Ihrer Majestät, endlich Kapitän zur See Freiherr v. Bodenhausen, Kommandant der „Hohenzollern", der uns mit stets sich gleichbleibender wohltuender Ruhe und Sicherheit durch die nicht immer zahmen Gewässer des Tyrrhenischen, Jonischen und Adriatischen Meeres steuerte.

Noch heute bewahre ich in unserm Stammbuch, als liebe Erinnerung, die zwei mit schönen Abbildungen des Kaiserschiffs gezierten Blätter, auf deren einem die Namen der beiden Prinzen „Wilhelm" und „Fritz" (Eitel-Friedrich) sowie die des gesamten Gefolges verzeichnet stehen, während das andre die Namen der Offiziere der „Hohenzollern" aufweist.

Schon hier sei vermerkt, daß nach kurzer Zeit alle Reisegefährten zu mir, dem Fremdling, in ein sehr freundschaftliches Verhältnis traten, was, wie sich sogleich zeigen wird, meine ungemein vielseitige Tätigkeit als Reisemarschall wesentlich erleichtern und fördern sollte. Einschließlich der kaiserlichen Familie waren wir beiläufig, falls keine Einladungen erfolgten, regelmäßig siebzehn Personen an der täglichen Tafel, wozu dann abwechselnd immer noch drei der Herren Seeoffiziere an Bord zu treten pflegten, im ganzen also zwanzig Personen.

Auf See war die Zeiteinteilung in der Regel folgende: Früh morgens um 7 Uhr fand die Hissung der Flagge und der Kaiserstandarte beim fröhlichen Klange der Flaggenparade statt. Um 7½ bis 8 Uhr pflegten Seine Majestät der Kaiser bei gutem Wetter meist schon an Deck zu erscheinen, um die steifen Glieder seiner alten Herren durch eine wohltätige Turnübung zu beleben und geschmeidig zu machen. Dieses Turnen begann mit Freiübungen in erklecklicher Zahl und Abwechselung, worauf unter lautem Zählen etwa dreißig Mal hintereinander auf die zurechtgestellten Bänke hinauf- und wieder hinabgestiegen werden mußte. Beim Zählen wurde gern gemogelt: 1 — 2 — 3 — 5 — 6 — 8 usw., aber Majestät pflegten dies bald zu bemerken, und der Falschmünzer wurde durch einen vertrauenswürdigeren Herrn ersetzt. Um 8½ Uhr erschien Ihre Majestät die Kaiserin mit ihrem Gefolge an Bord, worauf eine Begrüßung der hohen Frau stattfand und zum Frühstück hinunter gegangen wurde. Die Plätze wurden dabei ganz zwanglos und ohne Rücksicht auf Rang und Stellung eingenommen, und nur die vier Plätze zur Seite beider Majestäten vom Hofmarschall angewiesen.

Digitized by Google

Nach dem Frühstück pflegten die Majestäten mit den Prinzen eine kleine Morgenpromenade auf dem oberen Deck zu unternehmen, worauf Ihre Majestät die Kaiserin sich gern zurückzog, um zu schreiben oder sich in die ausgelegte Literatur über Sizilien zu vertiefen, während der Kaiser mit seinen vortragenden Räten und Herren die massenhaft eingegangenen Postsachen durchsah oder sich in den verschiedenen Ressorts Vortrag halten ließ. Dies geschah bei schlechtem Wetter im Arbeitskabinett, sonst oben auf Deck in einer geschützten, mit Sitzen und Tischen ausgestatteten geräumigen Laube. Die übrigen Herren des Gefolges hielten sich währenddem in zwanglosen Gruppen an Deck auf oder lasen und schrieben in ihren behaglichen Kabinen, wobei sie nur gegen 11 Uhr durch eine weißgekleidete Ordonnanz angenehm gestört wurden, die allerlei Erfrischungen darbot.

Um 1 Uhr wurde eine einfache, aber sehr reichliche Mittagstafel aufgetragen, zu welcher man im blauen Bordanzug des Kaiserlichen Jachtklubs (Jackett) erschien, der auch tagsüber an Deck angelegt wurde. Zur Mahlzeit spielte oben auf dem Deck die Musik. Während die Kaiserin sich bald danach in ihre Gemächer oder in die Laube zurückzuziehen pflegte, liebte es der Kaiser, noch ein Weilchen bei der Zigarre zu plaudern oder sich von mir Artikel aus italienischen Zeitungen übersetzen zu lassen. Dann Ruhepause bis zum Nachmittagstee um 4 Uhr, der, je nachdem, in Gesellschaft der Majestäten oder in der Gefolgemesse eingenommen wurde. Danach meist allgemeine Deckpromenade in kleinen Gruppen oder ein Aufenthalt auf den bequemen Bänken hinten am Heck, von wo man einen weiten Ausblick genoß, den malerischen Panzerkreuzer im sprudelnden Fahrwasser der „Hohenzollern" vorwärts stampfen und das schlanke Depeschenkanonenboot „Sleipner", einem flinken Delphin gleich, zur Seite dahingleiten sah, oft so nah, daß man einen Gruß austauschen konnte. Um 6 Uhr verschwand alle Welt in den Kajüten, um sich für die Abendtafel zurechtzumachen, zu welcher Ihre Majestät in großer Toilette erschien, während das Gefolge den kleidsamen Messeabendanzug (kurze Jacke mit ausgeschnittener Frackweste, goldene Knöpfe) anlegte. Nach der bei angeregtester Unterhaltung meistens ziemlich lange sich hinziehenden Abendtafel wurde bei gutem Wetter noch einige Zeit in der geschützten Laube an Deck gesessen, wo es aber bald so empfindlich kühl zu werden pflegte, daß das Zeichen zum Aufbruch in die Gefolgemesse gegeben wurde, wo bei Mineralwasser, Weißwein und Punsch kriegswissenschaftliche Vorträge gehalten oder die Tageserlebnisse durchgesprochen wurden. Um 11 Uhr ging man meist zur Ruhe.

An dem vorstehend geschilderten Stilleben an Bord auf hoher See konnte ich mich selbst in der Folge nur wenig beteiligen, da dann stets der ungeheure Wust der italienischen Eingänge zu sichten, zu bearbeiten und zu erledigen war, als Eingaben, Anfragen, Widmungen, Gesuche, zu Dutzenden täglich, dabei Darbietungen und Geschenke aller Art, die alsbald meine Kajüte gänzlich anfüllten und zur weiteren Behandlung teilweise mit nach Neapel wandern mußten, da zur Erledigung an Bord die nötige Zeit fehlte.

Digitized by Google

Aber während der Mahlzeiten wenigstens fand ich dafür in hohem Maße Erholung und reichen Lohn, denn, da es immer viel zu beraten gab und namentlich die Programme für den folgenden Tag festzusetzen waren, was nur mit Hilfe meiner Landes- und Lokalkenntnisse geschehen konnte, hatte ich fast täglich die Ehre, entweder zur Seite der Majestäten oder doch in ihrer nächsten Nähe zu sitzen. Dies führte zu mancher fesselnden Unterhaltung und ließ mich ihre ganze große, menschenfreundliche Herzensgüte, sowie ihr lebendiges Interesse an allem Großen und Schönen immer wieder deutlich erkennen. Ganz erstaunlich erschien mir das überraschende, geradezu umfassende Wissen des Kaisers auf allen erdenklichen Gebieten. Geschichte, Naturwissenschaften, Kunstgeschichte, Völkerkunde, Musik, Technik, Baukunst, Verwaltung, Schulwesen, Kirchengeschichte, Botanik, Gartenkunst — überall wußte Seine Majestät in einer Weise und Vertiefung Bescheid, welche den Durchschnitt allgemeiner Bildung bei weitem, aber weitaus übertraf und oft genug seine Partner in der Unterhaltung in Verlegenheit setzte. Ich konnte dabei selbst beobachten, daß Seine Majestät, obwohl jeder alten, guten, bewährten Ueberlieferung mit großer Pietät zugetan, doch für moderne Anschauungen und Entwicklungen volles Verständnis und lebendiges Interesse hatte. Voll bewußt war ihm, daß wir in einer hochbedeutungsvollen, äußerst schwierigen Uebergangszeit, an einem Wendepunkt der Welt- und Menschheitsgeschichte und im Morgenrot einer neuen Zeit standen, freilich, ob einer glücklichen Zeit, das war die große Frage! Hatte unser offen und heimlich beneidetes Deutsches Reich und Volk den Höhepunkt seiner Blüte noch vor sich, hatte es ihn jetzt erreicht oder bereits überschritten?

Wahrhaft erfrischend und für mich beglückend war des Kaisers und der Kaiserin offenes Herz und Auge für die Schönheiten der großen Gottesnatur, und immer war ich darauf bedacht, Ihren Majestäten während der Reise das Beste vom Besten vorzuführen; dann aber auch des Kaisers Frohsinn, seine unermüdliche geistige und körperliche Spannkraft, sein Wohlwollen. Niemals habe ich ihn über Menschen und Dinge schroff oder verächtlich urteilen hören! „Homo sum, nil humani a me alienum puto“ schien sein Grundsatz zu sein.

Mit stets neuem Interesse vernahm er meine Schilderungen über Land und Leute, über deren Anschauungen, Sitten und Gebräuche, Tugenden und Schwächen, und nur gar zu schnell vergingen dabei die anregenden Stunden bei Tische. Ein lustiges Erlebnis betraf die Musikkapelle an Bord schon am Tage der Abfahrt von Neapel. Der würdige, ganz gewiß sehr vielseitige, aber etwas pedantische Musikdirektor ließ von seinen Musikern während der ersten Abendtafel einige der berühmten munteren neapolitanischen Volkslieder vortragen, aber in einem Takte, als seien es Trauermärsche, worauf ich Seine Majestät aufmerksam machte. Gleich nach Tisch nahm mich der Kaiser beim Arm, mit dem Auftrage, dieselben Lieder im richtigen Takte wiederholen zu lassen, was ich nach einer kurzen Darstellung des Textinhaltes, mit dem Dirigentenstabe in der Hand, auch tat. Nun wirkten sie natürlich ganz anders, der ganze Hof bildete Korona

Digitized by Google

rings umher, und Ihre Majestäten unterhielten sich köstlich dabei, was meine erste Amtshandlung an Bord darstellte.

Am Dienstag, den 31. März vormittags, verblieben Ihre Majestäten an Bord; der Kaiser, um die fälligen Vorträge zu hören und die erforderlichen unzähligen Unterschriften zu geben; denn schon war der diensthabende Feldjägeroffizier zur Abreise nach Berlin bereit. Um 11 Uhr sollte ich mit meinem Gepäck an Bord sein und den Kardinal Sanfelice, welcher den Wunsch ausgesprochen hatte, Ihren Majestäten an Bord seine Aufwartung zu machen, dorthin geleiten. Außer ihm nahmen an der darauffolgenden Abschiedstafel noch der kaiserliche Botschafter, Graf Bülow, und Professor Anton Dohrn teil. Um 3 Uhr lichtete die „Hohenzollern" die Anker und glitt in stolzer Fahrt in die schimmernde Flut hinaus.

An meine Frau

Palermo, Mittwoch, den 1. April 1896.

Erst spät am Abend, nach des Tages Sturm und Drang, gelange ich zu diesen Zeilen, die über meine ersten Erlebnisse an Bord berichten sollen. Zunächst stelle ich mich als glücklicher Besitzer einer äußerst behaglichen und geräumigen Kabine mit gutem Bett, Kleiderschrank, Kommode, Sofa, Waschtisch, Stuhl und zwei elektrischen Lampen vor, zu der auch eine stets dienstbereite Ordonnanz gehört. Kaum waren meine Sachen ausgepackt und eingeräumt, so setzte sich das Schiff, leise zitternd, in Bewegung. Da hieß es schnell an Deck eilen und als Reisemarschall Rede und Antwort stehen, zumal die Anwesenheit Ihrer Majestäten an Deck bereits gemeldet worden war. Sogleich wurde ich befohlen und mit einigen gütigen Worten in meiner neuen Würde willkommen geheißen, worauf auch die beiden Prinzen herantraten und mich mit Händedruck und freundlichem Lächeln begrüßten. Die Ausfahrt war herrlich, aber schon auf der Höhe der Punta della Campanella bei Capri begann ein so kühler Wind zu blasen, daß ich einen Augenblick benutzte, um meinen Pelz zu holen, der von den Herren des Gefolges anfangs verspottet, aber dann als sehr zweckdienlich belobt wurde, denn es wurde im Golf von Salerno bitterlich kalt.

Von der Seeseite aus gesehen, stiegen die hohen zerklüfteten Berge, an norwegische Landschaften erinnernd, doppelt schroff aus dem Meere empor. Die groß angelegte Kunststraße windet sich sichtbar am Hange der Küste entlang; bis auf die Gipfel hinauf ziehen sich in reizender Abwechslung Ortschaften, Häusergruppen, Gärten, Orangenhaine, Terrassen mit Weinreben, Olivenbäume, Ruinen, alte, auf vorspringenden Felsen keck errichtete Kastelle. Es folgen merkwürdige Kirchen, Wallfahrtsstätten, Friedhöfe mit Säulen und Bogengängen, hunderterlei malerische Motive darstellend, dieselbe Straße, die ich einst mit unserem Meister Bodo Ebhardt zurückgelegt habe. Dann zeigten sich die Ortschaften Positano und Amalfi mit seinem Dom und seinen übereinander getürmten Häusergruppen, ferner Majori, Minori und das reizende Cetara.

Digitized by Google

Allen ins Gesichtsfeld tretenden Einzelheiten folgten beide Majestäten und die Prinzen mit gespannter Aufmerksamkeit. Ueber alles hatte ich Auskunft zu erteilen, und vergaß dabei nicht, auch des wundersamen, von poesievoller Romantik umsponnenen Ravello Erwähnung zu tun. Angesichts der weiten Fieberebene von Pästum, in der man mit dem Fernglase die berühmten Tempelruinen erkennen konnte, ging die Sonne unter, wie ein feuriger Ball im Westen versinkend. Beim Wenden des Steuers tauchten die scharfen Umrisse der Insel Capri aus dem Meere, und in rosigem Schimmer erglühten die schneebedeckten Spitzen der fernen Apenninen. In stumm bewundernder Anschauung versunken stand das Kaiserpaar, bis sich eine leichte Regenwolke in schweren Tropfen entlud und das Gong zur Abendtafel rief.

Bis 11 Uhr saß man bei Tisch, wobei eifrig Pläne für Palermo geschmiedet wurden.

Um 8¼ Uhr Frühstück: Tee und geröstetes Butterbrot, Rührei mit Speck, Lendenbraten mit Erbsen, kalter Aufschnitt und alle erdenklichen Marmeladen; damit konnte man bis Mittag bestehen. Aber nicht vergessen werden darf der tägliche große Napfkuchen, den Seine Majestät, der Kaiser, höchsteigenhändig zu schneiden und zu verteilen pflegt.

Das Schiff stampfte etwas; aber ein herrlicher, frischer, sonniger Morgen lachte uns entgegen, für die Einfahrt in Palermo wirklich ein Geschenk guter Geister! An der Steuerbordseite trat die kleine Insel Ustika in Sicht, an der andern Seite zog die wundervolle sizilische Küste an uns vorüber, das Kap Faro, die Stätte des alten Tyndaris, und Milazzo, das alte Mylä, wo Homer die Rinder des Helios weiden läßt. Wieder durfte ich beiden Majestäten Vortrag halten über Cefalù mit seinem ehrwürdigen Normannendom, das Kap Zaffarano, den Monte Pellegrino, die Mondellobai und das Kap Gallo sowie schließlich über die sichtbar werdenden Baudenkmäler Palermos. Meer und Landschaft waren in eine förmliche Flut abwechselnder Beleuchtungseffekte getaucht, und vor dem Kiel des Kaiserschiffes rauschten die tiefblauen, mächtig zerteilten Wogen, mit weißem Gischt gemischt. Als wir uns gegen 10 Uhr dem Hafen näherten, kamen uns zunächst, beim Klange unsrer Nationalhymne, zwei Vergnügungsdampfer mit der deutschen Flagge am Hauptmast, geschmückt mit grünen Laubgewinden und bunten Fahnen, entgegen. An Bord des einen befand sich die deutsche Kolonie Palermos, an Bord des andern waren die in Palermo aufhältlichen deutschen Reisenden versammelt. Auf Rufweite erscholl ein lautes, vielstimmiges Hurra, während die Majestäten oben auf der Kommandobrücke sichtbar wurden. Am Eingang des Hafens lag die aus fünf Panzerschiffen bestehende italienische Flotte und grüßte mit Flaggenparade und Salutschüssen herüber. Der Hafen wimmelte von Booten aller Art, in denen die Palermitaner der „Hohenzollern“ entgegenfuhren, so unvorsichtig freilich, daß ich im Allerhöchsten Auftrag mit der großen Russirene auf die Kommandobrücke kommen und die Bootsleute mit lautem Zuruf in italienischer Sprache vor der, noch im Gange befindlichen Schraube warnen und zurückschrecken mußte. Auch alle Kais

Digitized by Google

waren von Menschenmassen dicht besetzt. Dann meldeten sich sogleich der deutsche Konsul sowie der italienische Professor und Direktor der staatlichen Kunstsammlungen in Sizilien, Herr Salinas, an Bord. Im voraus sei gesagt, daß wir diesem ausgezeichneten italienischen Gelehrten und Kunstkenner in der Folge für seine Unterstützung und zuverlässige Führung durch die sizilischen Altertümer zu größtem Danke verpflichtet wurden.

Gleich nach der Mittagstafel fuhren wir mit den Majestäten in deren blitzschnellen Dampfspinassen an Land, um ohne Zeitverlust den herrlichen Dom aus der Normannenzeit (1170) mit seinen berühmten Grabstätten der deutschen Kaiser Heinrich VI. und Friedrich II. von Hohenstaufen, von dessen Gemahlin Costanza von Aragonien, ferner der Costanza, Tochter König Rogers des Normannen, und den Sarkophag des großen Normannenkönigs selbst zu besichtigen. Sämtliche Sarkophage bestehen, wie Du Dich erinnern wirst, aus prachtvollem dunklem Porphyr. Eine ganze Stunde verweilten die Majestäten im Dom, die längste Zeit vor diesen Grabstätten, die, an ein bedeutsames Stück deutscher Vorgeschichte erinnernd, namentlich die Phantasie unsers gedankenreichen Kaisers in Anspruch nehmen mochten. Danach Fahrt mit den von der palermitanischen Aristokratie gestellten Wagen nach dem reichhaltigen Museum, wo zwei Stunden nicht ausreichen wollten, um auch nur die wichtigsten Kunstwerke in Augenschein zu nehmen. Besonderes Interesse erregten dabei die altertümlichen Metopen der Tempel in Selinunt (700 bis 500 v. Chr.).

Während die Herrschaften nun an Bord zurückkehrten, hatte ich bei den Spitzen der italienischen Behörden Besuche abzustatten und namentlich mit dem Präfekten der Provinz das Programm für den nächsten Tag, sowie die zu ergreifenden Sicherheitsmaßregeln zu beraten. Um $7\frac{1}{2}$ Uhr muntere Abendtafel. Beide Majestäten sehr befriedigt und in bester Stimmung. Ich saß zwischen dem Vertreter des Auswärtigen Amtes, Herrn v. Kiderlen-Wächter, und dem Generalarzt Dr. v. Leuthold, hatte aber beiden Majestäten fortlaufend Rede und Antwort zu stehen. Nach dem Essen brachte Seine Majestät eine lange Reihe prachtvoller großer Photographien zur Anschauung, die, ein Geschenk des Kardinals Hohenlohe in Rom, die höchst bedeutenden und merkwürdigen Kirchen-, Kastell- und Schloßbauten in Apulien aus der Zeit der Normannen und Staufer darstellten. Seine Majestät zeigten dafür das größte Interesse, und schon damals mag der erst bei einer späteren Reise ausgeführte Wunsch, sie an Ort und Stelle kennen zu lernen, entstanden sein. Es handelte sich dabei um die Bauten in Bari, Trani, Bitonto, Andria, Ruvo, Altamura und um das berühmte Jagdschloß Kaiser Friedrichs II. von Hohenstaufen, Castel del Monte.

Jetzt sitzen die Herren beim Kartenspiel und einem Glase Bier, während ich einen stillen Winkel zum Briefschreiben ausgesucht habe, um mir, im Gedanken an Dich, eine gute Nachtruhe zu verdienen. Doch damit Schluß, denn Mitternacht steht vor der Tür. Ein heißer Tag liegt hinter uns, und in sieben Stunden heißt es wieder auf dem Platze sein.

*

Digitized by Google

Am Donnerstag, den 2. April, war das Wetter so ungünstig, daß die Majestäten an Bord blieben, während ich in Palermo ansässige Verwandte aufsuchte, um für den Bedarfsfall auf ihre schönen Equipagen und abgeschlossenen großen Gärten rechnen zu können; denn Ihre Majestät, die Kaiserin, hatte den Wunsch ausgesprochen, sich am Lande, an ungestörter Stelle und vom Publikum unbehelligt, etwas Bewegung zu machen. Nachmittags Erkundungsfahrt mit dem Hofmarschall, Freiherr v. Egloffstein, nach dem Kloster Monreale hinauf, in dessen malerischem berühmtem Kreuzgang am andern Tage das Frühstück eingenommen werden sollte.

Derartige Picknickausflüge behufs besserer Ausnutzung der Zeit im Freien waren in der Folge sehr beliebt und wurden auch öfter unternommen, obschon es keine Kleinigkeit war, den Allerhöchsten Dienst an Personal, Geschirr und Speisen für zwanzig Personen in Bewegung zu setzen. Das gab dann immer eine lange Karawane, die von stattlichen, stummen und aufmerksamen italienischen Karabinieri begleitet, heiter und unternehmungslustig dahinzog.

Am Karfreitag fand um 10 Uhr an Bord der „Hohenzollern" ein feierlicher Gottesdienst statt, bei welchem der Generalsuperintendent Dryander predigte. Alsdann wurde an den Hof, an die Offiziere und die Mannschaften, die sich dazu gemeldet hatten, vor einem mit Palmen und Blumen reich geschmückten Altar das Abendmahl ausgeteilt. Das Wetter war günstig, aber kühl und unsicher, aus welchem Grunde die Fahrt nach Monreale endgültig aufgegeben und dafür zunächst der königliche Palast mit der berühmten „Stanza di Ruggiero" und der noch berühmteren, einzigartigen „Capella Palatina" besucht wurden. Beide Bauwerke stammen bekanntlich aus der Normannenzeit. Sie sind von wunderbarer, stimmungsvoller Schönheit, maurisch-byzantinischen Stils, mit arabischen Inschriften verziert und im reichsten, wohlerhaltenen Mosaikschmuck und in edlem Marmor prangend.

Ungeheuer war stets der Andrang der neugierigen, froh begeisterten Volksmenge Palermos, die den Wagen der Majestäten stürmisch zu umschwärmen und laute Huldigungen darzubringen pflegte.

Den stillen Sonnabend Vormittag verbrachte der Kaiser an Bord in seinem Arbeitszimmer, um die wieder fälligen Vorträge zu hören, Unterschriften zu vollziehen und Korrespondenzen zu erledigen, während Ihre Majestät die Kaiserin unter meiner Führung mit den beiden Prinzen und der Palastdame, Frau Gräfin Keller, eine Fahrt durch die Gärten des königlichen Lustschlosses La Favorita unternahm.

Ueber Mittag aber klärte sich die Witterung auf, und so kam es endlich zu der von Ihren Majestäten längst geplanten Fahrt nach dem nahen Monreale, wo der großartige, vom Normannenkönig Wilhelm II. (im Jahre 1176) erbaute Dom den Mittelpunkt des Interesses bildete. Die Führung übernahm, immer unter meiner Vermittlung als Dolmetscher, der greise Erzbischof von Monreale, Lancia di Brolo, ein entfernter Nachkomme unsrer großen Hohenstaufenfamilie insofern, als er den König Manfred und dessen an die linke Hand getraute

Digitized by Google

Gemahlin, eine geborene Gräfin Lancia aus Mailand, zu seinen Voreltern zählte. Seine Majestät fand Gefallen an dem alten, freundlich würdigen Kirchenfürsten und zeichnete ihn in der Folge immer wieder durch besonderes Wohlwollen aus. — Der Eindruck, den das wundersame Innere der berühmten Kathedrale in ihrem mystischen, hier und da von einem verschleierten Sonnenstrahl erhellten Innern, mit ihrem reichen Bilderschmuck in Mosaik auf alle Anwesenden, namentlich aber auf das für alles Künstlerische so sehr empfängliche Gemüt Seiner Majestät des Kaisers machte, war groß und nachhaltig. Lange stand er wortlos in stiller Betrachtung. Trotz der über den herrlichen Bau dahingeflossenen sieben Jahrhunderte steht er in seiner alten Gestalt unbeschädigt und unberührt da. Hell und deutlich heben sich die malerischen Darstellungen in Mosaik vom schimmernden Goldgrunde ab, während im Hintergrunde über dem Altar ein gewaltiger Christuskopf die ganze Wölbung des hinteren Kirchenschiffs abschließt, nicht der sanfte, milde Christus unsrer heutigen Kirchen, sondern der starre, streng blickende orientalisch-byzantische „Christus judex".

Erfüllt von diesen Eindrücken, betraten Ihre Majestäten nun den Kreuzgang des Klosters mit seinen zahllosen vielgestaltigen Säulchen und Bögen, ein Wunder phantasievoller Baukunst und von unbeschreiblicher Zierlichkeit. Wie alles, was in Palermo zur Besichtigung gelangte, kannte der Kaiser auch diesen Kreuzgang bereits aus Abbildungen und Beschreibungen, und immer wieder mußte ich dem Erzbischof die Bewunderung Seiner Majestät oder Fragen und Bemerkungen verdolmetschen, bis dann beide Majestäten, die Prinzen und alle Herren des Gefolges in die vom Erzbischof dargereichte Chronik ihre Namen eingetragen hatten. Beim Abschied sollte ich dem sympathischen Kirchenfürsten, wie der Kaiser sich ausdrückte, „noch etwas recht freundlich Anerkennendes über seinen Dom sagen", worauf ich, diesem Allerhöchsten Wunsch entsprechend, sagte: „Eminenz, Ihre Kathedrale ist ein Wunder, ein köstlicher Traum in Marmor und Stein!" Im Gegensatz zur Auffahrt war die Heimfahrt vom schönsten Wetter begünstigt, und die herrliche „Conca d'oro", die goldene Muschel, d. h. die von Fruchtbarkeit strotzende, gartengleiche Ebene, in welcher die stolze sizilische Hauptstadt mit ihren Kirchen und Palästen liegt, schimmerte im scheidenden Sonnenlicht in allen erdenklichen Farben, während dahinter das weite Meer unter den letzten Strahlen des untergehenden Tagesgestirns erglühte. Aufs höchste befriedigt und in trefflichster Stimmung erschienen unsre Majestäten zur Abendtafel. Diesmal wurde mir der Platz zur Linken Ihrer Majestät angewiesen, und von neuem durfte ich die anmutige Frauenerscheinung unsrer Kaiserin, sowie die huldvoll zwanglose Art, in der sie die Unterhaltung führte, bewundern. „Kaiserin, Gattin und Mutter", das stolze Bewußtsein dieser drei hohen Aufgaben kam immer wieder in rein menschlicher Form zum Ausdruck. Unter anderm kam die Rede auch auf die stilvollen, prächtigen, an etruskische und altrömische Technik anknüpfenden Schmucksachen der weitberühmten Goldschmiedfirmen Castellani in Rom, sowie der Firmen Melillo und Casalta in

Digitized by Google

Neapel. Zufällig hatte die Kaiserin einen kostbaren Halsschmuck angelegt, welcher, wie die hohe Frau mir näher zu erklären die Gnade hatte, aus von Castellani künstlerisch gefaßten, seltsam geformten sogenannten „Donnerkeilen" bestand, die Seine Majestät der Kaiser am Strande der Ostsee höchsteigenhändig gesammelt und seiner hohen Gemahlin in Form dieses ungemein vornehm und eigenartig wirkenden Halsschmuckes verehrt hatte.

Inzwischen waren zahlreiche Ostergaben der verschiedensten Art an Bord abgegeben worden. Darunter riesige, prachtvolle Blumenkörbe mit Rosen, Kamelien und seltenen Orchideen aus den Gärten der Aristokratie für die königliche Tafel und das Zimmer der Kaiserin, ferner eine kleine, wertvolle Bücherei, bestehend aus allen erhältlich gewesenen Veröffentlichungen über Sizilien mit vielen schönen photographischen Darstellungen der hauptsächlichsten Kunstdenkmäler, als Geschenk der Stadt Palermo; eine gewaltige Marzipancremetorte, „Cassata" genannt, mit eingemachten Früchten verziert, als Gabe der Firma Gulì, die das angeblich aus der Araberzeit in der Familie vererbte und sorglich geheim gehaltene Rezept besitzt; weiter Antiquitäten, Skulpturen, Gemälde, Miniaturen, Fruchtkörbe mit wundervollen Orangen, Musikkompositionen, Gelegenheitsgedichte, aus allen Klassen der Bevölkerung stammend und in freundlichster Absicht dem „Imperatore di Germania" und der „Graziosa Imperatrice" huldigend dargebracht. Diese Sturmflut von Eingängen, die in jedem weiteren Aufenthaltsorte stets neuen Zuwachs erfuhren, zu sichten oder gar nach Verdienst in schicklicher Weise zu beantworten, dazu sollte ich erst nach Tagen und Wochen, nach und nach, Zeit finden. Heute konnte ich nur einen flüchtigen, schaudernden Blick darauf werfen, denn mir wurde der Befehl erteilt, in Vertretung der Majestäten, mit einigen Herren des Gefolges der Galavorstellung im großen Stadttheater beizuwohnen, bei der auch die Musikkapelle der „Hohenzollern" spielen sollte. Ganz Palermo sowie unsre deutsche Kolonie fanden wir in dem weiten, prachtvoll geschmückten, glänzend erleuchteten Theater versammelt. Alle Behörden hatten große Uniform angelegt und ein reizender Damenflor in geschmackvollsten Toiletten füllte alle Logen, ein wahrhaft feenhafter Anblick, der durch die herrschende Begeisterung und die nicht endenwollenden „Evvivas" noch einen festlich frohen Hintergrund erhielt. Hatte doch dieser längere Aufenthalt unserer Majestäten in der seit der Neuerrichtung des jungen italienischen Königreiches etwas vernachlässigten stolzen sizilischen Hauptstadt für diese eine besondere Bedeutung. Im Auftrag Seiner Majestät des Kaisers hatte ich den im Theater anwesenden beiden Staatsdamen der Königin Margherita je einen Strauß schöner Rosen zu überbringen, welchen angenehmen Auftrag ich mit aller mir zu Gebote stehenden Grazie zur Ausführung brachte. Nach dem überaus anstrengend gewesenen fünfzehnstündigen Tage galt es dann noch, der italienischen Gepflogenheit und Höflichkeit entsprechend, eine Reihe von Besuchen bei der in den Ranglogen prangenden schönen Frauenwelt abzustatten, so namentlich bei den Patronessen der Vorstellung, deren Erträgnis den italienischen Vereinen unter dem Roten Kreuz zugute kommen sollte. Darunter befanden sich die Herzogin von Baucina

Digitized by Google

die Prinzessinnen Trabia, Fitalia, Galati und andre. Zum Schluß ließ Seine Majestät der Kaiser mir durch den Ersten Offizier an Bord der „Hohenzollern", Grafen Platen Hallermund, ein Telegramm zustellen, welches einen Sieg der Italiener über die Abessinier bei Kassala meldete und welches ich dem Präfekten zur Mitteilung an das Publikum übergeben sollte. Man kann sich den ungeheuren Jubel denken, den das Bekanntwerden dieser Nachricht bei den leidenschaftlichen Südländern hervorrief!

Am Ostersonntag, den 5. April, fand zunächst wieder ein ernster, schöner Gottesdienst mit Gesang und Musikbegleitung an Bord der „Hohenzollern" statt. Danach wurden 1200 bunte Ostereier an Bord versteckt und von den Mannschaften unter allerlei Scherzen aufgesucht, während von den Herren des Gefolges ein jeder bereits zum ersten Frühstück ein kunstvoll verziertes und bemaltes Porzellanei aus der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin, als Riechfläschchen dienend und in der Serviette verborgen, als Ostergeschenk gefunden hatte.

Um 11½ Uhr empfing Seine Majestät den offiziellen Besuch der Behörden, den Admiral Canevaro und die Kommandanten der italienischen Kriegsschiffe, die auf Befehl des Königs Humbert nach Palermo gekommen waren, ferner den kommandierenden General, Generalleutnant Mirri, und den Divisionskommandeur, den Präfekten, Senatore de Seta, und den Bürgermeister Principe Tasca Lanza, wobei ich wiederum die Vorstellungen besorgen und die Unterhaltung vermitteln mußte, soweit die Herren nicht Deutsch, Englisch oder Französisch sprachen. Alle Besuche wurden hierauf zur Mittagstafel gezogen und von Ihren Majestäten durch ausgesuchte Leutseligkeit geehrt.

Um 5 Uhr nachmittags entsprachen unsre Majestäten mit dem gesamten Gefolge einer Einladung des Admirals Canevaro zum Tee an Bord des Schlachtschiffes „Sardegna", wo auch die in Palermo wohnhaften Herren vom italienischen Hofdienst sowie die Ehrendamen der Königin Margherita versammelt waren und sich ein sehr angeregter, zwangloser Verkehr entwickelte. Nach erfolgter Rückkehr an Bord der „Hohenzollern" ging diese zur Nachtfahrt nach Girgenti, dem alten „Agragas", in See. (Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Heimwärts über Russisch-Asien[1])

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

I

Quer durch Mandschurien, die Mongolei, Sibirien, Turkestan, Kaukasus, Krim und Ukraine

Können jene riesigen Gebiete, die auf der Landkarte mit der Inschrift Rußland bezeichnet sind, auch mit Recht so genannt werden? Die Frage, wie hoch sich die Zahl der orthodoxen Slawen unter der amtlich festgestellten, über anderthalbhundert Millionen zählenden Menge tatsächlich beläuft, könnte nur schwer genau beantwortet werden.

Auf dem ausgedehnten asiatischen Kontinent unterwarfen sich der Reihe nach die schwächeren, auf sich selbst angewiesenen Nationen. Den größten Widerstand leisteten einst die fruchtbare Halbinsel der Krim und die blühenden Länder des Kaukasus, die sich am schwersten ergaben. Als jedoch die Macht am Schwarzen Meere gesichert war, konnte man am Kaspischen See viel leichter vorgehen.

Das Vordringen nach Transkaspien steht uns allen noch in lebhafter Erinnerung. Ueber die Eroberungen der Generäle Kaufmann und Anenkoff wurde dazumal viel geschrieben. Khiwa, Buchara und das ganze Turkestan sind heute sämtlich in das moskowitische Riesenreich einverleibt.

Die Ausbreitung ist jedoch noch nicht beendet. Hat auch Japan das Vordringen gegen den Stillen Ozean und zum Gelben Meer gehemmt und Süd-Mandschurien sowie Korea sich gesichert, so hat man die inneren Unruhen in China doch dazu benutzt, die Mongolei zu ergreifen und das ganze Land mit Geheimagenten und Kosaken zu überschütten.

Ein ähnliches Vorgehen wird heute auch in Persien angewandt. Im ganzen nördlichen Teil sind die Russen Herren geworden. In Teheran selbst ist die Kosakenkaserne das hervorragendste Gebäude, und das besuchteste Institut ist die russische Bank. Von hier aus verbreiteten sich die Fäden zur Umgarnung von Afghanistan und — in erster Reihe — von Armenien. Der Ueberblick der ununterbrochenen und vor nichts zurückweichenden Tätigkeit läßt allein die expansive Politik der moskowitischen Regierung erkennen. Betrachtet diese ein Gebiet als ihr Eigen und hat sie ihre Flagge dort gehißt, so setzt sie ihre Arbeit fort, um noch mehr zu erobern. Ist die Bevölkerung homogen oder nicht, ist der Erdboden fruchtbar oder wüst, gleichmäßig behält es seine Anziehungskraft.

---

[1]) Der Verfasser verließ Ostasien am Vorabende des Krieges.

Digitized by Google

Seit den Mongolen im Mittelalter gab es noch keine Nation mit so großer Eroberungslust. Die Ausbreitung geschah beim Volke bisher fast instinktmäßig, sehr oft ohne die Schritte mit politischen Gründen erklären zu können.

Von Verbreitung der Zivilisation oder von einer entwickelteren Kolonisation kann unter solchen Umständen kaum die Rede sein. Sind doch die Institutionen des Mutterstaates selbst so primitiv, daß man sich die Verhältnisse im asiatischen Rußland leicht vorstellen kann.

Um diese traurigen Zustände noch augenscheinlicher zu machen, bemüht sich Nippons Regierung überall, wo Japans Interessensphäre an die russische grenzt, die möglichste Ordnung und Reinlichkeit zu verwirklichen. So z. B. gibt es kaum etwas Auffallenderes, als den Unterschied der Grenzstationen von Changchun. Auf der einen Seite der Bahnstrecke erheben sich die nach amerikanischer Art gebauten und eingerichteten Gebäude der Japaner, auf der anderen Seite aber sieht man die vernachlässigte, unsaubere, zerfallende Station der Russen.

Dementsprechend ist auch das Personal. Diese Gestalten gleichen meist Banditen. Oft werden herabgekommene Menschen ohne jede bessere Vorbildung angestellt. Von den höheren Ansprüchen ihres Berufes scheinen sie gar keinen Begriff zu haben; die Stationen zeigen zumeist das Bild eines Karawanenserails. Die Reisenden, Militär, Arbeiter lagern auf den Fußboden der Wartesäle; ein Teil schmaust, der andere schläft. Der Schmutz und der Gestank sind unbeschreiblich, doch scheint das niemand zu stören.

Zieht man in Betracht, daß diese Eisenbahnlinie von den Russen schon vor einem Jahrzehnt erbaut worden ist, so ist es unglaublich, in welchem primitiven Zustand sie sich heute noch befindet; ja, man könnte behaupten, daß so manches sogar in Verfall geraten ist. Als ich zum erstenmal noch vor dem großen Kriege hier weilte, war alles neu und erweckte die Hoffnung einer raschen Entwicklung; seit der Zeit ist alles, was neu war, abgenutzt, die Hoffnung aber ging nicht in Erfüllung.

Von einer zu jener Zeit erbauten Stadt, wie Charbin oder Wladiwostok, konnte man mit Recht erwarten, daß sie sich nach einigen Jahren zu einem blühenden Kulturzentrum erhebe. Jetzt sehe ich hingegen, daß, trotzdem auch neuere Gebäude errichtet wurden und die Bevölkerung an Zahl zugenommen hat, die Verhältnisse doch keinen weiteren Fortschritt erfahren haben.

Wilderes als solch eine russisch-asiatische Stadt kann man sich kaum vorstellen. Schon das Aeußere ist befremdend. Die breiten Gassen gleichen den Landstraßen. Am schlechten Trottoir breiten sich tiefe Lachen aus. Rechts und links stehen hölzerne Planken und bunt bestrichene, aus Holz gezimmerte Häuser; alle haben ein düsteres, verlassenes Aeußeres und werden, wie es scheint, niemals renoviert.

Das Treiben, welches sich zwischen diesen vernachlässigten Häusern und auf diesen öden Gassen abspielt, ist nicht minder traurig. Das Leben der russischen

Digitized by Google

Garnisonsstädte wurde während des letzten Krieges eingehend geschildert. Die menschlichen Leidenschaften scheinen alle Zäume zu zersprengen. Alles Wilde und Unbändige kommt zum Ausbruch. Die ärgsten Triebe toben freigelassen, unbeschränkt, und jedermann scheint stolz darauf zu sein, im Begehen von Exzessen sich hervorzutun.

Wird das — im Grunde genommen — sanfte Volk einmal wankend, so sinkt es tief herab. Unter normalen Verhältnissen ist der russische Muschik zu Hause fromm und sympathisch. Es ist traurig, daß gerade jene, die das Volk warnen sollten und denen dessen Los anvertraut ist — das sind die beamteten Kreise —, das Volk verderben. So kann man dies in erster Reihe in den fernen Kolonien beobachten.

Der Gehalt der Beamten ist lächerlich gering. Demzufolge streben natürlich weder die höheren Kreise noch gebildetere Menschen nach diesen elenden Stellen. Die durchschnittliche Bildung der russischen Beamten, der Tschinownik, ist so tief, daß die allgemeine Verachtung, die ihnen seitens ihrer Mitbürger zuteil wird, gerechtfertigt ist. Ihre Bestechlichkeit ist allgemein bekannt. Ihre Ansprüche sind zwar gering, und wie ich aus persönlicher Erfahrung weiß, nehmen sie auch sehr bescheidene Trinkgelder und Geschenke mit Freuden entgegen, sich mit ihrem elenden Gehalt entschuldigend, welcher zur Ernährung ihrer Familien kaum ausreicht.

Das Militär ist ebenso schlecht besoldet. Ausgenommen die vornehmen Garderegimenter, in die man nur bei einer gewissen gesellschaftlichen Stellung und mit großem Vermögen gelangen kann, ist die Existenz der Offiziersfamilien sehr traurig. Zum Glück sind ihre Bedürfnisse bisher sehr bescheiden. Vom westeuropäischen Gesichtspunkt aus ist es geradezu unbegreiflich, wie man heutzutage unter solchen kümmerlichen Verhältnissen sein Auskommen finden kann.

In mancher russisch-asiatischen Stadt sind die Verhältnisse noch viel primitiver. Die hier herrschenden Uebergangszustände könnten kaum mehr als Belagerung bezeichnet werden. Als ob man gar nicht daran denke, sich ordentlich einzurichten. Die Wohnungen zeigen das wunderbarste Durcheinander, wie wenn man selbst das Auspacken seines Eigentums für unnötig hielte. Alles steht im Vorhaus, auf den Gängen und in den Zimmern aufgehäuft.

Von einem „Heim“ ist unter solchen Verhältnissen gar keine Rede. Ist es also zu verwundern, daß man niemand zu Hause antreffen kann, oder daß niemand zu Hause empfängt? Der Tag verläuft in den Aemtern und Kasernen, den Nachmittag und Abend aber verbringt jedermann im Kaffeehause, in den Schenken und an den Unterhaltungsorten. Denn solcher gibt es viele, selbst in den elendesten neuen Ansiedelungen. Wie ein Schwarm folgen sie den russischen Eroberern bis zur entferntesten Grenze und bilden in den verschiedensten Gegenden die Stätte wilder Zechgelage.

Ein trauriges Zeugnis davon bietet Wladiwostok den Fremden. Der erste Eindruck, den man empfängt, ist betrübend. Vor allem überrascht uns die über-

Digitized by Google

all sichtbar werdende Unordnung und der Schmutz. Die Zustände im Hafen und auf dem Bahnhof sind unbeschreiblich; als ob sämtlicher Mist der Stadt hier abgelagert würde. In riesigen Mengen häufen sich Waren und Plunder auf, und die Umgebung liegt in einem tiefen Kotmeere, in dem die Menschen bis zu den Knöcheln waten müssen.

Dies alles kümmert die Bevölkerung wenig. Sie scheint von Kindheit an daran gewöhnt zu sein. Es sind zumeist zerlumpte, verkommene Gestalten, die Schiffbrüchigen des Lebens, die der Sturm nach langem Umhertreiben endlich hierher warf. Um so mehr stechen aus diesem Gewimmel der betrunkenen, bleichen, ausgehungerten Gestalten die glänzenden, mit Borten und Schnüren prunkenden Uniformen der Offiziere oder eine der letzten Mode gemäß gekleidete Frauengestalt hervor. Doch gerade diese Gegensätze bilden das Hauptmerkmal der russischen Städte. Neben einem mit beträchtlichen Kosten erbauten Palais stehen baufällige kleine Hütten; glänzende Auslagen, Wirtshäuser, Spelunken folgen systemlos einander.

Licht und Schatten sind hier unmittelbar vereint.

Ist die Schattenseite dieser Verhältnisse recht betrübend, so ist ihr Glanz noch viel abschreckender. Das Geld fließt in Strömen und alles dem gleichen versumpften, schlammigen Flußbett zu. Die Verschwendung an sich scheint Freude zu machen. Wer mit den Karten das Meiste verspielt, wer die teuersten Weine trinkt, wer eine Nacht hindurch das meiste Geld verpraßt, dem gebührt die hervorragendste gesellschaftliche Stellung.

Das Dasein ist hier einem fieberhaften Traume ähnlich. Jede Zerstreuung ist ein heftiger Ausbruch der Leidenschaften. Als ob jedermann nur in diesem einen Moment lebe. Jeder trachtet sich möglichst viel gute Stunden zu sichern. Auf die Folgen achtet niemand; als ob es hier keine Pflichten gäbe. Die Zukunft scheint niemand zu kümmern.

Von Verbreitung der Kultur kann unter solchen Umständen wohl keine Rede sein. Das Beispiel, welches die Eroberer den Unterworfenen geben, ist, statt erhebend, erniedrigend. Die Völker von Ostasien, deren gesellschaftliches System, wie allbekannt, auf dem hohen ethischen Niveau des Familienlebens beruht, blicken mit begreiflicher Verachtung auf ihre Eroberer. Man kann es keinesfalls übelnehmen, wenn die den Prinzipien des Konfuzius' und Lao anhänglichen Mandschurier oder die Chinesen sich für sittlicher erachten als ihre moskowitischen Bezwinger.

Ein gänzlicher Mangel an Verbreitung der Kultur wirkt auf all den Riesengebieten, wo die russische Flagge flattert, höchst überraschend. Obzwar die ganze nördliche Hälfte der Mandschurei, trotz dem mißlungenen Feldzug, in russischem Eigentum verblieb, geschah in dieser Richtung nicht das mindeste. Um die Erziehung und die Entwicklung des Volkes kümmert man sich nicht, ja es scheint hier das Ziel zu sein, das Volk in seiner Entwicklung absichtlich zurückzuhalten, um die eigne Macht besser sichern zu können.

Digitized by Google

Ich finde, daß sich die Verhältnisse seit der Zeit, da ich zum erstenmal in Ostasien weilte, kaum entwickelt haben, sondern in vielen Hinsichten noch primitiver geworden sind. Unzählige Versprechen und Gesetze sind wirkungslos geblieben. Auch Männer, die einst mit Eifer hierher kamen, wurden bald gleichgültig. Statt die Lage zu verbessern, mußten auch sie sich das „Imtrübenfischen" zur Gewohnheit machen.

Einer der charakteristischsten Züge der russischen Eroberung ist, daß die Eroberer die unterworfenen Völker nicht erheben, sondern vielmehr zu diesen herabsinken. Die zur Bewältigung der traurigen Boxerunruhen erschienenen Kosaken wurden binnen kurzer Zeit die besten Kameraden der Tataren. Ich erinnere mich noch gut meiner Ueberraschung darüber, wie wohl sich das russische Militär in den elendesten chinesischen Dörfern fühlte. Diese Menschen waren glücklich in den unsaubersten Schuppen und Stallungen, wo sie mit ihren Pferden zusammen hausten. Das Kochen schien zur Mahlzeit überflüssig zu sein, das Kraut, die Kürbisse und die Gurken wurden in rohem Zustande verspeist.

Und so ist es auch bisher geblieben. So leben die russischen Heere in ganz Asien. Reist man durch die Wüsten der Mongolei, besucht man die Oasen von Turkestan, wandert man nach Persien oder in die Wildnisse des Kaukasus, überall findet man, daß die Kosaken nicht nur die Lebensweise der Asiaten annehmen, sondern noch weit unter diese herabsinken.

Unzweifelhaft bildet diese Anspruchslosigkeit, diese Primitivität der Soldaten einen großen Vorteil für die russische Herrschaft. Von einer Zivilisierung jedoch kann unter solchen Umständen natürlich keine Rede sein. Das Volk verharrt in der dunkelsten Unwissenheit, die Verhältnisse bleiben unverändert. Als einzige merkliche Veränderung sind einige einsame und leere orthodoxe Kirchen mit ihren grünen Kuppeln wahrnehmbar.

II

Im Hochsommer trat ich meine Heimreise an. Bei schönem, heiterem Wetter verließ ich das Land der aufgehenden Sonne. Die Inseln von Japan standen in vollstem Blütenschmuck, und trotzdem trennte ich mich leichter als vorher. Es ist, als ob die herrschenden Kreise der Nation alles aufböten, um den früher so eignen Reiz dieser Inseln zu vernichten. Alles Künstlerische, alles Originelle wird mit fieberhafter Eile beseitigt, das ganze Bestreben geht dahin, auch Nippon in solche Farblosigkeit zu versetzen wie die neuen Weltteile, und man ahmt hier sämtliche Einrichtungen und Gewohnheiten des Westens nach, auch jene, die wir am meisten loszuwerden wünschten.

Mag diese äußerliche, materielle Verwandlung auch sehr betrübend sein, so ist die innere, die moralische, noch viel nachteiliger. Der stolze Geist des einstigen Bushido wird bald nur mehr als ein ruhmvolles Andenken der alten Zeiten leben. Das ehemals herrschende Element ist zurückgedrängt, gänzlich verschwunden, und die neuen Generationen werden im ödesten Sinne des Utilita-

Digitized by Google

rismus und Egoismus erzogen. Jedermann verfolgt nur seine eignen Interessen, und daß man in der Art und Weise nicht wählerisch vorgeht, beweisen am besten die sich fortwährend wiederholenden Korruptionsprozesse. Das vergangene Jahr war an solchen Fällen besonders reich, und — wie bekannt — haben die bei der Kriegsmarine erwiesenen Bestechungen den Sturz des Kabinetts Yamamoto zur Folge gehabt.

Die Verhandlungen über die beim Ministerium des kaiserlichen Hauses vorgekommenen Mißbräuche werden erst jetzt folgen. Der Reihe nach kommen die gesetzwidrigen Machenschaften bedeutender Unternehmungen an den Tag. So hat das sensationslüsterne Publikum genug zu hören, und die Kolporteure haben den Neugierigen vieles zu verkünden.

Daß der fast spartanisch strenge Bushido, diese wohlbekannte Norm der japanischen ritterlichen Moral, so rapid gesunken ist, ist nur mit der raschen Umwälzung der letzten Jahrzehnte zu erklären. Die Revolution der Meyiepoche hat nicht nur die Regierungssysteme geändert, sondern auch das ganze gesellschaftliche Leben im Grunde erschüttert. Die früher führenden und maßgebenden Elemente, die Daymioh und die Samurai, sind verarmt und in den Hintergrund gedrängt worden, und es stieg eine gänzlich neue, bisher untergeordnete Schicht in die Höhe.

Dies schnelle und unverhoffte Emporkommen erklärt ihre Verblendung und ihren Hochmut. Der Mißbrauch der Aemter ist unter solchen Umständen erklärlich, auch um so leichter, da die tyrannisierte Arbeiterklasse blind gehorcht. Eine amtliche Stelle sichert große Vorteile. Deshalb ist es jeden Japaners innigster Wunsch, ein Amt zu bekleiden, sei es auch ein noch so bescheidenes. Hat er die beschnürte Mütze aufgesetzt, so ist der erste Schritt zum Vorwärtskommen getan.

Die Parteiherrschaft hat noch nirgends gefährlicher überhand genommen als gerade hier. Die zwei großen Fraktionen, die Satsuma oder Militärpartei und Mitglieder der Soshi oder Opposition, regieren abwechselnd das Land. Um ihre Herrschaft zu sichern, bedürfen sie in erster Reihe der Stimmen. Es trachtet nun jede Partei, möglichst viele mit Stimmrecht verbundene Stellen zu errichten, in welche sie ihre eignen Leute bringt. Dieser Umstand erklärt es, weshalb in der japanischen Marine die Zahl der Offiziere das Dreifache beträgt im Vergleich zur Mannschaft, bei der Armee aber das Doppelte gegenüber andern Staaten.

Wer niemals in Japan lebte, erhält nur schwer einen Begriff von den dortigen Verhältnissen. Im Durchschnitt zeigten die Schilderungen und Reisebeschreibungen nur das äußere Bild, die Naturschönheit, die guten Manieren, und daß man um Geld alles bekommen kann, und somit ist diese heitere Inselwelt als ein Eldorado geschildert worden. War aber diese Richtung einmal angebahnt, so trachteten die Bücher einander mit den phantastischsten Beschreibungen zu übertreffen. So entstand eine ganze Literatur, weniger wahr als angenehm.

Digitized by Google

Diejenigen, die sich mit der historischen Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse, mit der Kultur- und Kunstgeschichte befaßten, scheinen nun öfters vergessen zu haben, daß bei allem, was darin ergreifend wirkt, die Grundidee nicht einheimisch, sondern chinesisch ist. Einen japanischen Philosophen oder einen Glaubensbegründer hat es nie gegeben, vielmehr wurden die Lehren des Konfuzius, Lao-tse oder des Buddha einfach übernommen. Ebenso war es auf dem Gebiete der Literatur und der schönen Künste. Die seit einigen Jahrzehnten so sehr in die Mode gekommenen japanischen Kunstwerke werden heute strenger beurteilt, und die Kunstkritik sieht so nach und nach ein, in wie vielem Japans Kunst der chinesischen nachsteht, wenn sie diese auch mit großer Geschicklichkeit nachahmt.

Es ist ebenso interessant zu beobachten, wie schnell die Begeisterung der Japanschwärmer aufhörte. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Nippons erster Verbündeter und Lehrer, versperren gegenwärtig überall ihre Grenzen den Japanern. Ebenso gehen auch Kanada und Australien vor, obzwar diese Großbritannien angehören. Die Engländer selbst sind schon längst von ihrer japanfreundlichen Gesinnung zurückgekommen. Die jetzige englisch-japanische Allianz dient nur zur Ablenkung der augenblicklichen Schwierigkeiten, und sie wird vom Volk im allgemeinen eine Mesalliance genannt.

Nippons Staatsmännern gelang es nicht, für die Dauer Freunde zu erwerben. Ihre egoistische Politik hat ihnen selbst die einstigen natürlichen Verbündeten in gewissem Maße entfremdet. Die Nachbarstaaten hüten sich vor ihnen wie vor gefürchteten Feinden. Koreas Los dient als warnendes Beispiel überall, wo Japan seine Dienste als hilfebringender Befreier anbietet.

Nimmt die Tripelentente Japans Hilfe gegenwärtig dennoch in Anspruch, so ist es nur ein Beweis, wie wenig man der eignen Kraft vertraut. Wenn nicht Englands Furcht vor der vielerwähnten deutschen Invasion fortwährend zunähme, so hätte man die Soldaten der gelben Rasse kaum herbeigerufen. Hat doch erst vor einigen Monaten Sir Ian Hamilton, Inspektor der englischen Kolonialarmee, in einem in Neuseeland gehaltenen, viel Aufsehen erregenden Toast offen ausgesprochen, daß Japan der gefährlichste Feind der am Stillen Ozean gelegenen Dominien Englands sei. Sir Wilfried Laurier, Kanadas einstiger Premier, äußerte dieselbe Meinung in einer seiner großen Reden.

Die Regierung in Tokio bat hierauf mit Entrüstung um Erklärung, obzwar ihr die Entfremdung Englands, trotz Erneuerung des Bündnisses, wohl bekannt war. Es ist auch seit dieser Zeit ein offenes Geheimnis, wie sehr sich die maßgebenden Kreise Deutschland näherten, von Berlin das nötige Darlehen erhoffend, wo man jedoch das verlockende Anerbieten mit Zurückhaltung aufnahm: „Timeo Danaos!“ Die Stellungnahme der asiatischen Völker im heutigen Weltkriege hat kein geringes Erstaunen hervorgerufen. Ganz besonders haben die Maßnahmen der Regierung des Mikado überrascht; jedoch nur diejenigen, die wenig mit der Lage in Ostasien vertraut waren — und leider ist deren Zahl überwiegend. Aber von jenen, die in diesen Regionen gereist sind und inmitten des Volkes gelebt

Digitized by Google

haben, konnte die politische Lage nicht verkannt werden. Niemand, der irgendwelche Beziehungen zu den einflußreichen Kreisen hatte, konnten die Bestrebungen der japanischen Diplomatie ein Geheimnis bleiben.

So unglaublich es scheinen mag, es waren gerade einige der in Tokio akkreditierten fremden Diplomaten, die am wenigsten unterrichtet schienen. Doch zu ihrer Entschuldigung möge bemerkt werden, daß das vielleicht in manchen Fällen weniger an ihrer persönlichen Unfähigkeit als in dem ganzen veralteten System der Karriere liegt. Die fleißigsten und begabtesten Sekretäre und Gesandten kommen meist ohne jegliche Kenntnis der Sprache und der allgemeinen Verhältnisse in das Land. Es ist somit begreiflich, daß sie sich vollständig fremd und isoliert fühlen und demnach auf die Dolmetscher, gewöhnlich die ergebenen Spione ihrer Regierung, angewiesen sind.

Nur hieraus erklärt sich die am Vorabend des Weltkrieges in den maßgebenden Kreisen herrschende Unwissenheit.

Sonst wäre es unbegreiflich, daß die Berichterstattung dermaßen mangelhaft sein konnte und daß oft die für eine Annäherung der uns jetzt feindlichen Völker günstigen Momente versäumt wurden. Eine Aufgabe, die um so leichter auszuführen gewesen wäre, da unsre wie ihre Interessen in ihren letzten Endzielen nicht entgegengesetzt, sondern in derselben Richtung schreiten.

III

Bei schönem, heiterem Wetter durchfuhr ich die von den oft genannten Seeschlachten bekannte Meerenge von Tsu-Tsima. Die Strecke von Simonoseki bis Fusan dauert nur sechs bis sieben Stunden. Kaum hat man Japan verlassen, so sieht man auch schon die Küste von Korea auftauchen. Die launenhaft gestalteten, spitzigen, gezackten Gipfel heben sich in scharfen Zügen vom dämmernden, opalfarbenen Firmament ab. Ich kenne kaum eine schönere, mannigfaltigere Gegend. Der Strand bildet überall tiefe, fjordartige Busen. Die Umgebung ist schwermütig und fast unbewohnt, nur hier und da sieht man ein Fischerdorf sich am Ufer erstrecken.

Ich entsinne mich noch sehr gut, wie überraschend diese stimmungsvolle Landschaft mit ihrem eignen Reize auf mich wirkte, als ich im Herbst 1902 zum erstenmal hierher kam. Eigentlich mußte ich wider meinen Willen für längere Zeit in dieser damals weniger bekannten und von Dampfern kaum besuchten Gegend weilen. Dabei hatte ich jedoch Gelegenheit, nicht nur die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen, sondern auch einen Blick in Fusans Zukunft tun zu können, wie ich dies in einem Vortrag, den ich in der Royal Institution zu London über Korea im Frühjahr 1904 hielt, auseinandergesetzt habe.

Als unser Dampfer an der im elektrischen Lichte taghell beleuchteten Mole anlegte und ich den mächtigen Bahnhof, von dem aus die Züge nach Moskau, Berlin und Paris abbrausen, erblickte, ergriff mich selbst großes Erstaunen. Ich hatte nicht gehofft, daß meine Prophezeiung binnen so kurzer Zeit in Erfüllung gehe. Das einstige verlassene Fischerdorf war also nicht nur eine der

Digitized by Google

bedeutendsten Städte des Landes, sondern auch eine der Hauptpforten von Ostasien geworden.

Die Veränderungen sind, seit ich zum letztenmal hier weilte, trotzdem das erst sieben Jahre sind, überraschend. Korea hat als Kaiserreich, ja selbst als Nation zu existieren aufgehört. Die Japaner haben in erster Reihe, wie sie behaupteten, das Volk vom chinesischen Joche befreit, und dazu war der blutige Krieg von 1894 nötig. Kurze Zeit darauf, infolge der japanischen Siege über die Russen, wurde das Protektorat erklärt, und Fürst Ito begann damit seine noch in so trauriger Erinnerung stehende Schreckensherrschaft. Heute ist der einstige Herrscher seines Thrones beraubt und das Land als Provinz unter dem Namen Chosen in Dai-Nippon, Groß-Japan, einverleibt.

Die Okkupation und das unerbittliche Vorgehen der Japaner hat in der Presse der ganzen Welt riesiges Aufsehen erregt. Der Gerechtigkeit halber muß ich bemerken, daß ich jetzt die Lage viel normaler fand als zur Zeit der Diktatur Itos. Als ob die Regierung zur Ueberzeugung gelangt wäre, daß, je strenger das Volk verfolgt und seine nationalen Ueberlieferungen vernichtet werden, die Reaktion auch um so heftiger sein würde. Schließlich kann man ein Land seiner Selbständigkeit berauben, doch die Vaterlandsliebe der Einwohner läßt sich nicht unterdrücken.

Wem das einstige originale, seltsame Korea bekannt war, der wird so manche ganz überflüssige Neuerung nicht ohne Betrübnis betrachten. Die Japaner verwüsten alles Altertümliche. Mit unbegreiflicher Gier verändern sie das Gepräge der Städte, ja noch weitergehend überschreiten sie selbst die Grenzen des persönlichen Rechts, indem sie auch die alte nationale Haartracht verboten haben. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, mit welchem tiefen Hasse man sie überall betrachtet. Selbst ihre nützlichen Verfügungen werden mit Zurückhaltung aufgenommen. Jeder echte Koreaner sieht im Japaner seinen gefährlichsten Unterdrücker, und es ist ein offenes Geheimnis, daß jetzt, da im fernen Osten neue Verwicklungen entstanden, Korea sich bereitwillig den Feinden Japans anschließen würde.

Der Lauf der Geschichte ist auf dem östlichen Erdball noch mannigfaltiger als auf dem westlichen. Die Ueberraschungen sind häufiger. Wird die jetzige Eroberung der Japaner wohl von längerer Dauer sein als die in der Vergangenheit? Dies wäre schwer zu beantworten. Während der verflossenen Jahrhunderte wehte gar oft die Flagge der aufgehenden Sonne über Chosen. Die fast mythische Kaiserin Ingo hat Korea noch im Mittelalter erobert, später haben die Heere des mächtigen Hideoshi das Reich überschwemmt, dennoch gelang es noch immer diesem Lande, trotz seiner Schwäche und Armut, sich zu befreien. Geschah es nicht aus eigner Kraft, so geschah es mit Hilfe Chinas.

Nachdem sie das ganze Land durchquert hat, erreicht die neue Bahnlinie bei Shin-gishu die Grenze der Mandschurei. Obzwar ich diese Landschaft schon oft gesehen habe, bereitete sie mir auch diesmal wieder große Freude. Eine schönere Gegend kann man sich kaum vorstellen. Berg und Tal folgen

Digitized by Google

einander in unaufhörlicher Abwechslung. Die Ebene ist überall sehr fruchtbar, die Felsen aber sind reich an Erz. Die Silber- und Goldgruben waren seit erdenklicher Zeit berühmt; so erklärt sich auch, weshalb die benachbarten Mächte fortwährend um Koreas Besitz stritten.

Ueber die neue eiserne Brücke des Jalu gelangt, erkenne ich kaum die Umgebung wieder. Antung mit seinen rauchenden Schornsteinen zeigt das Bild einer Vorstadt von Manchester oder Pittsburg. Die Japaner bieten alles auf, um mit eignen Erzeugnissen die fremden Waren nicht nur aus dem eignen Lande, sondern aus ganz Ostasien zu verdrängen. Nippons Reisende überfallen in großen Scharen die verschiedenen Provinzen. Die billigen Preise sind natürlich ein gutes Lockmittel, doch stellt sich mehr und mehr die Wertlosigkeit der japanischen Waren heraus. Der größte Nachteil der industriellen Zukunft Japans ist ihre Unzuverlässigkeit.[1])

(Schluß folgt)

Englands Vasallenstaaten in Indien

Eine staatspolitische Studie

von

Dr. Julius Hatschek, Universitätsprofessor (Göttingen)

Gegenüber dem Naturforscher befindet sich der Forscher sozialer Vorgänge bekanntlich deshalb im Nachteil, weil er Erscheinungen gegenübersteht, die im fortwährenden Wandel und Fluß der Zeiten begriffen und daher unwiederholbar sind. Selten kann er mit der dem Naturforscher eignen Genauigkeit arbeiten, weil ihm eines der wichtigsten Hilfsmittel des Versuchs fehlt, ich meine die sog. naturwissenschaftliche Isolierungsmethode, durch welche dem Problem eine Verursachungskette nach der andern zugeführt werden kann, um die Wirkung jeder derselben am Objekt zu erforschen, zu messen und zu wägen. Wenn es ihm — selten genug — gelingt, wenigstens annähernd auf kleinerem Gebiet ein ähnliches Problem zu finden wie das Hauptproblem, und wenn er dann wenigstens annähernd in ähnlicher Weise vorgehen darf wie der Naturforscher mit Hilfe seiner Isolierungsmethode, dann muß er dem Schicksal doppelt dankbar sein. Ein solcher Fall liegt bei der Betrachtung der sog. indischen Radschastaaten im Verhältnis zu England vor. Hier scheint sich in kleinerem Umfange das zu wiederholen, was die Weltgeschichte dem Forscher im Problem des Aufstiegs und Verfalls des römischen Weltreichs aufgegeben hat. Hier und dort

[1]) Die Kokumin vom 30. April gesteht dieses Uebel offen ein und bemerkt u. a.: „Im Handel und Wandel sind überall Reste der alten, in der Tokugawazeit herrschenden Sitten, die auch weiter fortdauern. Es gibt noch eine ganze Menge von Regierungspächtern und -händlern, die ihre Waren um jeden Preis absetzen und sich die Beamten zu diesem Zweck verpflichten. Das dabei verdiente Geld wird meist zu einem üppigen Lebenswandel benutzt."

Digitized by Google

tritt die Frage entgegen, wie ein Weltreich ihm stammesfremde und kulturfremde Gebiete sich angliedern muß, wie weit es in dieser Angliederung vorgehen darf, ohne die Individualität des Stammesfremden zu vernichten, aber auch ohne dem ethischen Faktor seiner kulturführenden Rolle als Weltmacht Abbruch zu tun. Die Engländer selbst erinnern mit Vorliebe an diesen Vergleich, der zwischen den römischen socii und civitates foederatae einerseits und den indischen Vasallenstaaten anderseits besteht. Und in der Tat, wenn man sieht, wie Lord Clive die Unabhängigkeit von Oudh als Pufferstaat sichern wollte, um die von der Ostindischen Kompanie gewonnenen Territorien in Bengal gegen die Einfälle der Marathas zu sichern, wer denkt nicht dabei an den römischen Feldherrn Flamininus, der Mittelgriechenland als Pufferstaat gegen Mazedonien einzurichten beabsichtigte, oder der römischen Politik, die nach dem Fall des Perseus Mazedonien als Pufferstaat gegen Thrazien dachte? Wer wird ferner nicht an die Belohnung Numidiens durch Beteiligung an erobertem karthagischem Gebiete erinnert, wenn man der Art gedenkt, wie der Nizam von Haiderabad wegen seiner Hilfe, die er der Ostindischen Kompanie gegen den Sultan Tipu leistete, belohnt wurde? Die Engländer rühmen sich nun der Tatsache, daß sie in der Behandlung der indischen Radschastaaten viel schonender und rücksichtsvoller vorgingen als die Römer im Verhältnis zu ihren Bundesgenossen, daß deshalb die englische Herrschaft in Indien nicht auf so lockerem Flugsand aufgebaut sei wie die Herrschaft der Römer im Orient in vergangenen Tagen. Ist dieses Selbstlob berechtigt?

I

Wenn wir die beiliegende Karte betrachten, so ergibt schon ein erster Blick, welch große Bedeutung die Beherrschung der Radschastaaten für die englische Herrschaft in Indien überhaupt besitzt. Die graue Unterfarbe, welche die englischen Besitzungen mit unmittelbarer Herrschaft kennzeichnet, schlängelt sich in dünner, mitunter fadenförmiger Bewegung zwischen den vier großen Blöcken, welche die indischen Vasallenstaaten darstellen. Wenn man von den vier Grenzstaaten am Himalaja, nämlich Kaschmir, Nepal, Sikkim und Bhutan, und von dem im Nordwesten gelegenen Balutschistan absieht, die eine gewissermaßen selbständige Völkerrechtsstellung besitzen, so kommen zunächst die sog. Radschputstaaten in Betracht, welche vom Pundschab südlich bis an das Gouvernement von Bombay und vom Flusse Sind im Westen bis zu den vereinigten Provinzen Englisch-Indiens im Osten streichen, das ist die sog. Radschputana mit einem Flächenraum von etwa 129000 Quadratmeilen und einer Bevölkerung von etwa 10 Millionen Einwohnern. Südöstlich von den Radschputstaaten liegen die Staaten ihrer Erbfeinde, der Marathas, insbesondere Gwalior und Indore. Sie mit andern bilden zusammen das Vasallat von Zentralindien mit einem Flächenraum von 77395 Quadratmeilen und etwa $8^1/_2$ Millionen Einwohnern. Jenseits des dünnen Halses, der gewissermaßen die westliche Präsidentschaft von Bombay mit den Zentralprovinzen und mit Bengal verbindet, liegt die

Digitized by Google

Herrschaft des ältesten Verbündeten Englands, des Nizam von Haiderabad, und weiter südlich Mysore, welches 29444 Quadratmeilen und $5^1/_2$ Millionen Seelen der britischen Herrschaft entzieht. Daran anschließend im Kreise an der südlichen Küste von Osten nach Westen Arcot, Tanjore, Pudukkottai, Travancore, Cochin und Coorg, und schließlich in nordwestlichem Bogen von Bombay aus, an der Küste des Arabischen Meeres, der Staat Baroda und das Vasallat Kathiawar. Alles in allem handelt es sich um 680 Staaten von 824283 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von rund $68^1/_4$ Millionen, während das eigentliche, der britischen Herrschaft unmittelbar untergebene Territorium nur 1097901 Quadratmeilen umfaßt, dafür aber eine beinahe viermal so große Bevölkerung besitzt, nämlich etwa 232 Millionen Einwohner. Die Lagerung der Vasallenstaaten in Indien, wie sie sich aus der beiliegenden Karte ergibt, zeigt noch deutlich die Spuren der englischen Ausbreitungssucht und der Politik, die man im Verhältnisse zu den eingeborenen Staaten beobachtete. Ursprünglich wollte die Ostindische Kompanie, deren Herrschaft bis 1858 dauerte, um ihren Besitz nur eine Ringmauer von Staaten schaffen, welche nach dem Prinzip der Nichtintervention behandelt werden sollten. Man wollte sich nur die unangenehmen Stämme vom Halse schaffen, dabei aber wenig Ausgaben für Militärzwecke machen, um nur die Dividenden der Kompanie nicht zu verringern. Welcher Art die Herrschaft der eingeborenen Staaten war, ob sie sich gegenseitig zerfleischten und tot machten, das war der Ostindischen Kompanie bezw. dem von England eingesetzten Gouverneur von Indien damals gleichgültig. So blieb es auch in der zweiten Hälfte dieser Periode, etwa von 1814 bis zum Sepoyaufstand von 1857, wenngleich man auch in dieser Zeit das Prinzip der Nichtintervention zuweilen fallen ließ, sobald die eingeborenen Staaten es gar zu bunt trieben. Dann wurde nach der römischen Maxime gehandelt, wie sie uns Sueton in seinem Augustus überliefert: „Urbium quasdam foederatas sed ad exitium licentia praecipites, libertate privavit.“ Man steckte den unangenehmen Nachbarn einfach ein. Diese Politik, die im großen ganzen das völkerrechtliche Verhältnis zwischen England und den eingeborenen Staaten auf die scharfe Schneide des Krieges oder Friedens, der Selbständigkeit oder Inkorporation stellte, erwies sich, wie der indische Aufstand von 1857 zeigte, als unwirksam. Man durfte es nicht so weit kommen lassen, man übte das System der Prävention, und aus der völkerrechtlichen Allianz, aus der Allianz auf Gleichordnung, wurde ein Bündnis auf Unterordnung. Man unternahm es, die eingeborenen Staaten zu lenken und zu leiten, man setzte in jeden derselben, wenn er genügend groß war, einen britischen Agenten oder ordnete mehrere kleinere um eine britische Agentur. Diese Agenten traten und treten überall dann in Erscheinung, wenn die heimische Regierung unzulänglich wird. Sie ermahnen, verwarnen und, wenn's not tut, bestrafen widerspenstige Eingeborene, ja selbst die Fürsten. Bei der Auslegung der älteren und neueren Verträge ist nicht mehr das Völkerrecht maßgebend, sondern bureaukratische Tradition und Verwaltungsroutine sowie das Gewohnheitsrecht. So verschiebt sich

Digitized by Google

allmählich die Rechtsgrundlage: aus einer Rechtsordnung, die auf Völkerrecht aufgebaut ist, aus einer Rechtsordnung auf Gleichordnung, wird eine innerstaatliche Rechtsordnung, eine Rechtsordnung auf Unterordnung, welche das Verhältnis zwischen England und den Radschastaaten bestimmt. Diese Rechtsgrundlage soll nun einer näheren Erörterung unterzogen werden.

II

Die Rechtsverhältnisse zwischen England und den indischen Staaten werden in der Hauptsache durch drei Arten von Rechtsquellen bestimmt. An der Spitze derselben stehen die sog. Verträge. Sie zerfallen in förmliche Verträge, ergänzende Abmachungen und sog. Sanads.

Die politischen Verträge sind althergebrachte Formen der Verbindung, ihrem Inhalte nach aber meist Kinder des Augenblicks. Eine Gesamtkodifikation aller Verträge, die England mit einem Einzelstaat abgeschlossen hat, findet gewöhnlich nicht statt. Prinzipienfragen werden in ihnen nicht gelöst, um so mehr aber Detailfragen, welche künftige Veränderung nicht ausschließen, wenn sich die Verhältnisse ändern. Gewöhnlich macht sich der Herrscher, der Maharadscha, für sich und seinen Nachfolger verbindlich, dieses oder jenes zu tun oder zu unterlassen. Für die Auslegung des Vertrages, der in englischer und in der Muttersprache der Inder ausgefertigt wird, ist nur der englische Text maßgebend. Wenn man bedenkt, welch große Anforderungen an das juristische Denken die Erfassung eines englischen juristischen Ausdrucks selbst dem Europäer stellt, so wird man einsehen, daß durch jene maßgebende Bedeutung des englischen Vertragstexts ein großes Machtmittel in die Hände der englischen Regierung gelegt und wie leicht es dieser gemacht ist, durch Interpretationskünsteleien eine Grenzverschiebung in den beiderseitigen Machtbefugnissen herbeizuführen. Die Verträge werden in dreifacher Ausfertigung auf Pergament abgefaßt: ein Exemplar erhält das englische Lokalgouvernement, ein andres wird im Staatsarchiv des Vizekönigs niedergelegt, ein drittes erhält der Maharadscha.

Die weniger förmlichen Abmachungen erfolgen einfach im Briefstil und binden den Chef des Radschastaates nur persönlich, nicht für seine Nachkommenschaft. Der Brief, der gewöhnlich vom Lokalgouverneur oder vom Vizekönig an den Maharadscha gerichtet wird, faßt die mündlichen Abmachungen mit ihm schriftlich zusammen.

Eine besonders feierliche Form der Aufnahme in die englische Gnade und Huld ist der sog. Sanad der Adoption. Er erteilt dem kinderlosen Maharadscha das Recht, sich seinen Nachfolger zu wählen, „solange als Euer Haus der englischen Krone gegenüber loyal und treu zu den Bedingungen der Verträge, Vergabungen oder Abmachungen steht, welche die Pflichten der britischen Regierung gegenüber regeln". Das besondere Vorrecht, das ein solcher Sanad überträgt, liegt darin, daß die Regierung sich in die Thronfolge des Radschastaates nicht einmengt. Außer diesen Verträgen als Quelle der Rechtsbeziehungen zwischen England und seinen indischen Vasallenstaaten kommen namentlich die bureaukratische

Digitized by Google

Verwaltungsroutine und das Gewohnheitsrecht in Betracht. Die bureaukratische Verwaltungsroutine wird getragen durch die königliche Prärogative der sog. Staatshoheitsakte. Was der englische König durch seinen Generalgouverneur oder durch die Lokalgouverneure im Verhältnis zu den Radschastaaten verfügt, darf von einem britischen Gericht als sog. Act of State, als Staatshoheitsakt, nicht nachgeprüft werden. Dadurch wird mitunter über das gröbste Unrecht der Mantel der Unanfechtbarkeit gebreitet; der in seinen Rechten verletzte Eingeborene eines Radschastaates, aber auch der Maharadscha, kann vor dem britischen Richter kein Gehör finden. Natürlich läßt es die Regierung niemals so weit kommen, wenn es sich um den Maharadscha handelt. Mit ihm gut zu leben, ist ein oberster Grundsatz der englisch-indischen Verwaltungsroutine. Hat man ihn nur auf seiner Seite, dann kann man sicher darauf rechnen, daß er, der absoluter Herrscher in seinem Lande und gewöhnlich auch der oberste Richter ist, ein Auge zudrückt, wenn einem seiner Eingeborenen von seiten der britischen Regierung Unrecht geschieht. Ueberhaupt ist die Allmacht der britischen Verwaltungsroutine in den Radschastaaten bedingt durch das absolute Herrschertum des Maharadscha. Beide arbeiten einander in die Hände. Die Eingeborenen lassen sich auf diese Weise viel besser regieren als die störrischen Untertanen von Englisch-Indien, welche der unmittelbaren britischen Herrschaft unterworfen sind, denn diese haben einen großen Hunger nach Selbstverwaltung, Freiheitsrechten und andern Kulturgütern, mit denen sie übrigens eine umfassende Universitätsbildung recht bald vertraut gemacht. Die Eingeborenen der Radschastaaten können aber patriarchalisch regiert werden, und zwar in aller Ruhe, wenn nur der Maharadscha gefügig ist. Dieser leiht britischer Verwaltungsroutine gewöhnlich williges Ohr. Hier haben wir auch den Grund dafür, was sonst unverständlich wäre, weshalb Radschastaatswesen von der britischen Regierung künstlich erhalten werden, trotzdem sie keine innere Daseinsberechtigung mehr haben. Es ist nicht etwa, wie ein naiver Betrachter den Engländern glauben möchte, die Vorliebe für Selbstverwaltung, die den Briten ziert, sondern das minderwertige Gefühl der eignen Schwäche, welches die Briten veranlaßt, faule und ungesunde Verhältnisse in einzelnen Radschastaaten aufrechtzuerhalten. Es gibt etwa 680 derselben, ihre Größe schwankt zwischen solchen, welche etwa an Umfang der Halbinsel Italien gleichkommen, und anderen, welche so klein sind wie Lübeck oder Hamburg. Nun kommt es gerade in diesen kleineren nicht selten vor, daß sie, namentlich durch Erbteilung und innere Zerwürfnisse, in eine Reihe von Atomstaaten zerfallen. Statt nun diese regierungs- und staatsunfähigen Herrschaften der direkten britischen Herrschaft einzuverleiben, werden sog. Thanakreise gebildet. Sie setzen sich aus mehreren solcher Atomstaaten zusammen, die alle um einen sog. Thanadar gruppiert werden. Der Thanadar ist mit obersten Verwaltungs- und richterlichen Befugnissen ausgestattet. Die Häupter all dieser Atomstaaten treiben das für sie Wichtigste: die Schätzung und Besteuerung ihrer Untertanen, jeder nach seiner Weise, darum kümmert sich die britische Regierung nicht. Ob sie von ihren Staatshäuptern noch so sehr ausgebeutet

Digitized by Google

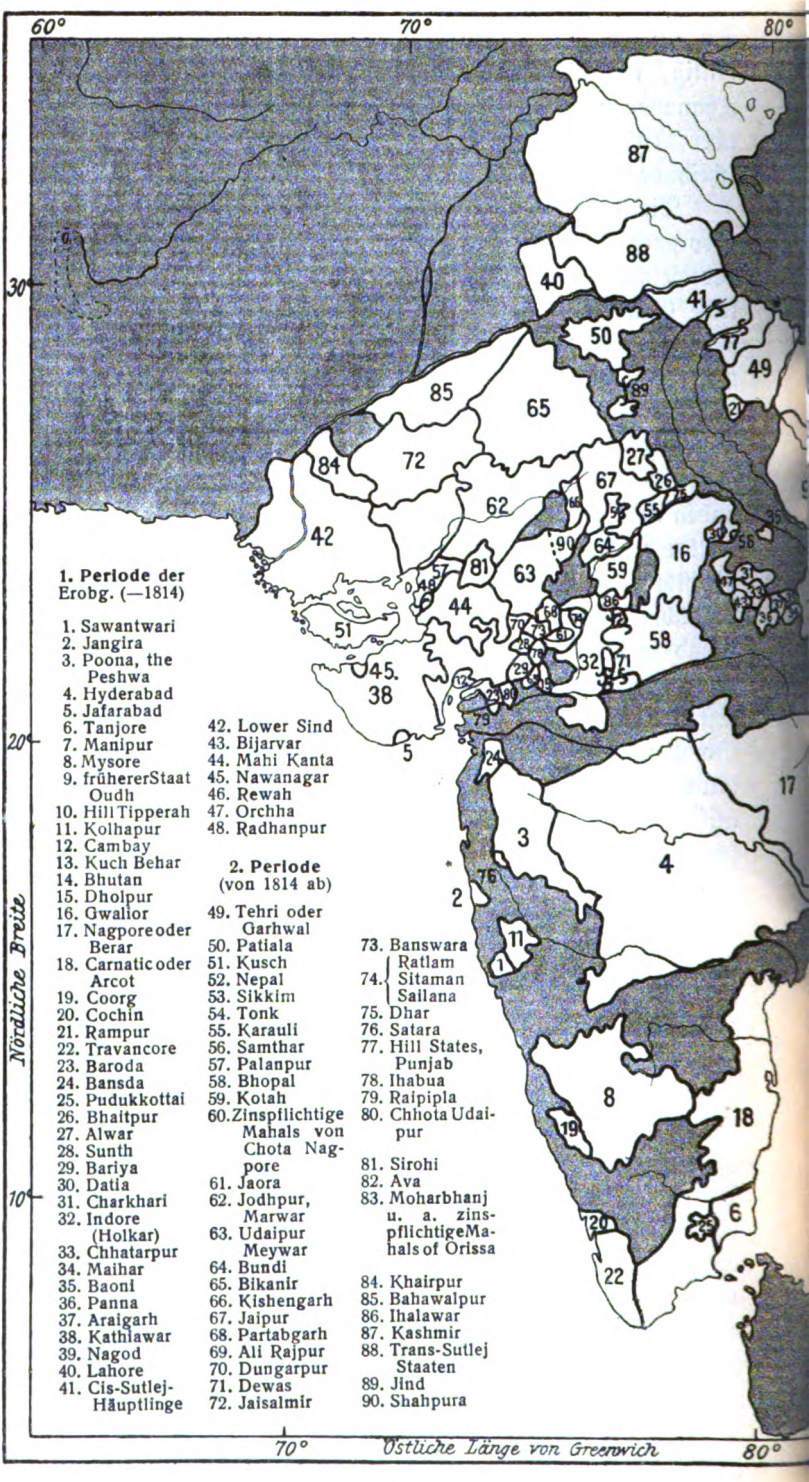
und ungerecht behandelt werden, das ist der britischen Regierung ganz gleichgültig, nur die Verwaltungsjurisdiktion und die Rechtspflege des eingeborenen Thanadar wird von dem britischen Agenten kontrolliert. Niemals mengen sich aber britische Gerichte in diese Angelegenheiten, niemals überprüfen sie die Entscheidungen des Thanadar oder des diesen kontrollierenden britischen Agenten.

Die dritte Quelle des Rechts im Verhältnis von England zu den eingeborenen Staaten ist das Gewohnheitsrecht, das gewissermaßen zur Auslegung der geschriebenen Verträge dient. Wie sehr hier die ursprünglich völkerrechtliche Grundlage des Rechtsverhältnisses verschoben ist, mag man daraus entnehmen, daß der zwischen England mit einem Radschastaat abgeschlossene Vertrag als Präzedenzfall und Quelle der Auslegung auch für andre Radschastaaten herangezogen werden kann und herangezogen wird, während im Völkerrecht der Grundsatz der Staatsindividualität solches verbieten würde. Es gibt sogar Radschastaaten, die überhaupt mit England keinen Vertrag abgeschlossen haben und deren Rechtsverhältnis also zum britischen Suzerän nur durch Gewohnheitsrecht, d. h. durch aus Verträgen mit andern Radschastaaten abgezogene Rechtsregeln, geordnet wird. So ist z. B. der Maharadscha von Pudukkottai, der über einen Flächenraum von 1101 Quadratmeilen herrscht, durch Adoptionssanad in die englische Huld aufgenommen, und zwar verhältnismäßig früh (zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts). Aber die Verträge mit ihm stammen erst aus der Zeit nach 1862. Der Herrscher des Staates Savanur in der Bombaypräsidentschaft hatte bis 1866 nicht einmal einen Sanad erhalten, und dann wurde er ihm erst ausgestellt, nachdem die Gerichte des britischen Reichs auf Grundlage des Gewohnheitsrechts und der „Analogie" ihm die Eigenschaften eines bevorrechtigten Verbündeten des britischen Reiches (Jagir) zuerkannt hatten.

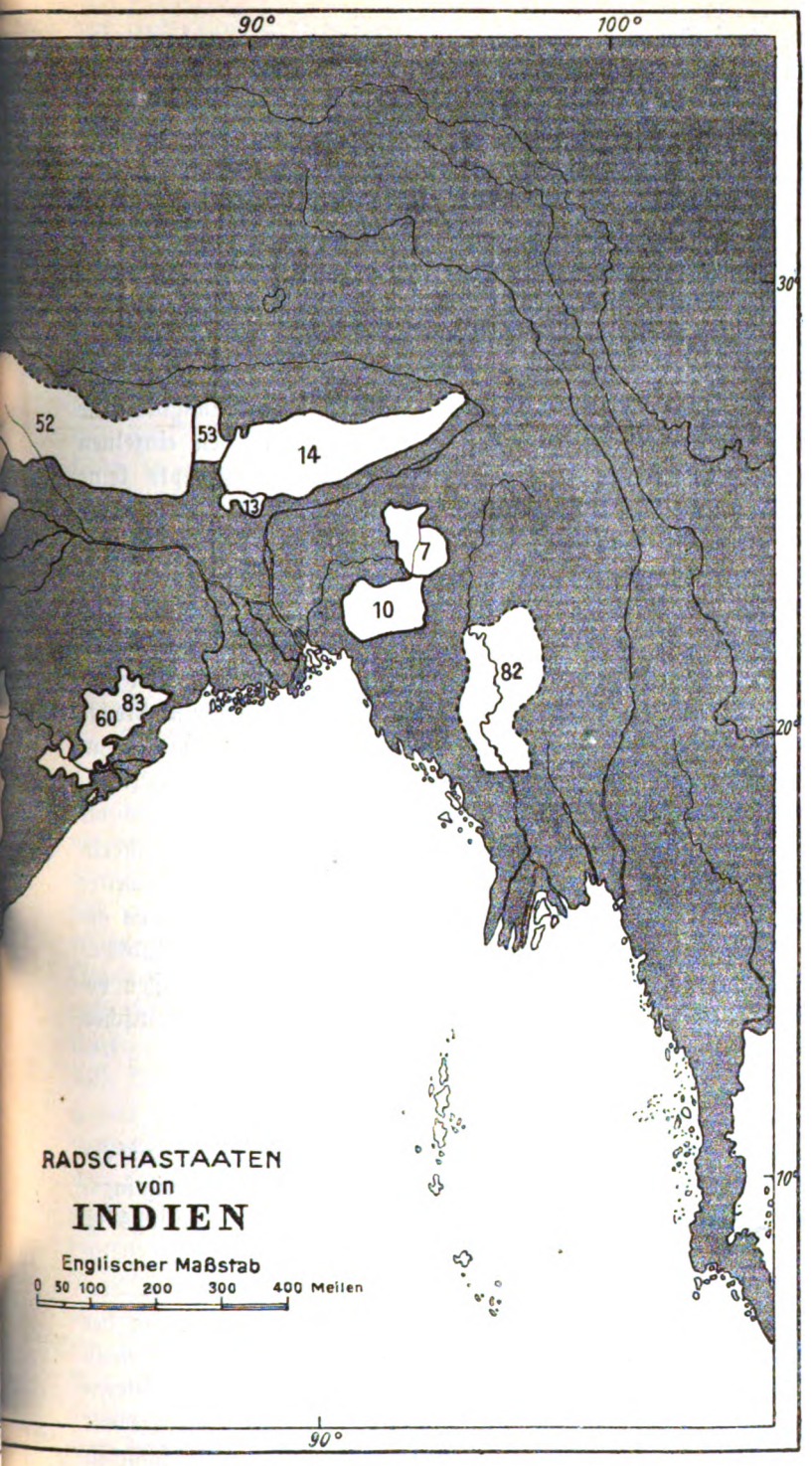
Mitunter sind Verträge, die mit dem einen oder andern Radschastaate geschlossen sind, maßgebend für einen ganzen Komplex von Rechtsbeziehungen zwischen England und allen Radschastaaten. So spielen z. B. die Verträge mit dem Staate Gwalior die Rolle als wichtige Erkenntnisquelle für die militärischen Pflichtverhältnisse der Radschastaaten gegenüber England. Der Vertrag, den Lord Ellenborough am 13. Januar 1844 mit dem Herrscher von Gwalior, nämlich mit dem Maharadscha Jayaji Rao Sindhia, abschloß, lautet im Art. 6: „Da die britische Regierung durch Vertrag gebunden ist, die Person Seiner Hoheit des Maharadscha, seiner Erben und Nachfolger ebenso zu schützen wie seine Besitzungen vor feindlichem Einfall zu bewahren und innere Unruhen zu unterdrücken, da ferner die von Seiner Hoheit bisher erhaltene Armee in ihrem Umfang von unnötiger Größe ist, indem sie die Regierung Seiner Hoheit, aber auch die Nachbarstaaten beunruhigt, so wird abgemacht, daß das militärische Kontingent Seiner Hoheit nur betragen soll, was folgt . . ." Damit sind auch für die übrigen Staaten folgende Grundsätze aufgestellt:

1. Die britische Regierung hat die Pflicht, die eingeborenen Staaten vor auswärtigem Einfall und vor inneren Unruhen zu schützen,

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

2. kein Staat darf Truppen erhalten, deren Stärke den Nachbarstaaten und der heimischen Regierung (lies: britische Regierung) bedrohlich sein könnten.

Und das britische Parlament? Wo bleiben die Gesetze desselben als Rechtsquelle? Sie fehlen und müssen fehlen, weil die eingeborenen Staaten nicht Bestandteile des britischen Staatsgebiets sind. Die Allmacht des britischen Parlaments reicht nur soweit die rechtliche Herrschaft der Krone und britisches Staatsgebiet reicht. So sind die eingeborenen Staaten der königlichen Prärogative allein überlassen und damit der bureaukratischen Verwaltungsroutine. Nur selten finden wir ein britisches Gesetz, welches auch von den Radschastaaten spricht. So verbietet z. B. ein altes Gesetz des Londoner Parlaments von 1797, daß britische Untertanen Geld an die Staatshäupter der Radschastaaten ohne britische Staatsgenehmigung verleihen. Daraus leitet die britische Verwaltungsroutine in Indien die Machtvollkommenheit her, daß ihre Agenten in den einzelnen Radschastaaten bei der Liquidation des Nachlasses eines Staatshaupts keine Schulden, die derselbe bei britischen Gläubigern aufgenommen hatte, als rechtsbeständig anerkennen dürften, wenn jene ohne Genehmigung der Regierung eingegangen worden wären. Man sieht hier deutlich, wie ein britisches Rechtsgesetz die Handhabe für bureaukratische Machtvollkommenheit werden kann. Wo Verwaltungsroutine, wie hier, die Grenzverhältnisse zwischen England und seinen Vasallenstaaten bestimmt, da ist es nicht ganz einfach, die Rechte und Pflichten der britischen Regierung und die ihnen korrespondierenden Pflichten und Rechte der Radschastaaten scharf zu sondern. Am klarsten treten sie dann hervor, wenn sie sich aus den geschriebenen Verträgen, Abmachungen und Sanads ergeben. Das sind namentlich diejenigen Rechte der britischen Regierung, welche die äußeren Rechtsverhältnisse der Radschastaaten betreffen. Was aber die inneren Verhältnisse derselben anlangt, so liegen sie, aus Gründen, die noch weiter unten zu erörtern sind, ganz im dunkeln, und es ist noch keinem Menschen gelungen, die Grenzen zwischen der Kompetenz Großbritanniens und den Radschastaaten in bezug auf deren innere Verhältnisse mit auch nur einigermaßen begründeter Klarheit zu ziehen. Sehen wir uns zunächst die Rechte der britischen Krone in bezug auf die äußeren Verhältnisse der Radschastaaten an.

III

Hier kommen vor allem die Rechte der britischen Krone auf militärische Anforderungen in Betracht. Zunächst bestehen da allgemeine Verteidigungspflichten der Radschastaaten. Seit der Statthalterschaft des Lord Hastings ist die folgende ziemlich allgemein gehaltene Formel in Verträgen üblich: „Im Falle des Krieges Truppen auf Anforderung der britischen Regierung im Verhältnisse zu den Kräften des Radschastaats zu stellen." Ob die Gestellung der Truppen nur auf die Landesverteidigung beschränkt sei, oder ob auch außerhalb Indiens die gestellten Truppen verwendet werden dürften, ist in den älteren Verträgen nicht gesagt. Da heißt es allgemein, wie z. B. in dem Vertrage mit dem Staate Gwalior von 1804: „Wenn ein Krieg unglückseligerweise zwischen

Digitized by Google

den vertragschließenden Parteien und einem andern Staat oder einer andern Gewalt, von welcher Art auch immer („whatsoever") ausbrechen sollte . . ." Ein anderer Vertrag, z. B. der mit dem Nawob von Bhopal, hat die Klausel: „Wenn angefordert und wenn nötig, soll das Bhopalkontingent sich mit der britischen Armee vereinigen, ausgenommen jener Teil des Kontingents, welcher für die Zwecke der Innenverwaltung des Landes nötig ist." Selten ist dann in späteren Verträgen eine Klausel, wie sie sich in dem Vertrage mit dem Staate Kaschmir von 1866 vorfindet und nach welcher der Maharadscha für sich und seine Nachfolger verspricht, britische Heerfolge zu leisten, „wenn die britischen Truppen innerhalb der Hügel oder in den dem Staate Kaschmir benachbarten Territorien verwendet werden sollen". Eine ähnliche Klausel findet sich auch in dem Sanad für den Staat Patiala vom 5. Mai 1860: „Wenn eine der britischen Regierung feindliche Macht in der Nachbarschaft erscheinen sollte, so verpflichtet sich der Maharadscha mit der britischen Regierung gemeinsam den Feind zu bekämpfen." Außer dieser allgemeinen Pflicht für den Kriegsfall, wo doch schließlich nur die Landesverteidigung gemeint ist, haben einige Staaten vertragsmäßig noch Sonderpflichten übernommen, so daß auf diese Truppen auch im Falle eines Krieges außerhalb Indiens gerechnet werden darf. Zwar dürfen wir uns diese Hilfstruppen nicht in Gestalt von Kontingenten nach Art der deutschen Reichsverfassung denken. Eine solche Kontingentsverfassung würde allgemeine Regeln voraussetzen. Wie sollte man aber solche für Staaten von der verschiedensten Veranlagung zum Kriege aufstellen können? Die Bevölkerung des Staates Baroda ist z. B. durchaus unkriegerisch, während die eines Sikhstaats oder eines Radschputstaats sehr kriegerisch ist. Man hat sich vielmehr mit Subsidienverträgen begnügt, die die Kosten der Truppenunterhaltung dem betreffenden Einzelstaat auferlegen. Von acht solcher Subsidienverträgen sind zwei gewissermaßen als Buße für vorhergehende Verletzung von Vertragspflichten den Staaten auferlegt worden. Zwei andre Staaten erhielten für ihre Subsidienleistungen Territorien, wieder zwei andre mußten Subsidien leisten, weil sie nur durch eine auf ihre Kosten unterhaltene Armee vor dem drohenden Untergange bewahrt werden konnten, während schließlich die letzten zwei deshalb Subsidien zahlen mußten, weil ihre Staatsoberhäupter nur mit Waffengewalt im Amte erhalten werden konnten. Nur ausnahmsweise ist das Kontingentsystem im Brauch, namentlich im Verhältnis zum Nizam von Haiderabad. Der die militärischen Pflichten dieses Staats bestimmende Vertrag vom 21. Mai 1853, abgeschlossen von Lord Dalhousie, bestimmt: „Das Haiderabadkontingent soll aus nicht weniger als 5000 Infanterietruppen, 2000 Kavallerietruppen und 4 Feldbatterien bestehen. Es soll von britischen Offizieren, die unter britischer Leitung und unter dem britischen Agenten in Haiderabad stehen, diszipliniert, eingeübt und beaufsichtigt werden." Die Schlußklausel des Vertrags lautet: „Mit Ausnahme der angeführten Hilfs- und Kontingentstruppen soll Seine Hoheit der Nizam unter keinerlei Umständen gehalten sein, andre Truppen, welcher Art auch immer, zu gestellen."

Digitized by Google

Kriegssubsidien und Kontingentstruppen sind aber nicht die einzigen Arten von militärischen Sonderlasten, welche einzelne Radschastaaten zu tragen haben. Mehrere von ihnen gestellen Truppen „aus besonderer Anhänglichkeit" zur britischen Krone, ohne ein Kontingent für sich zu bilden. Ihre Truppen werden den britischen Kaders einverleibt. Eine solche kombinierte Heeresmacht z. B. in der Stärke von 21 000 Mann wird von etwa 27 Staaten gestellt. Es sind dies die Staaten — abgesehen von Haiderabad, von dem bereits oben die Rede war —: Kaschmir, Patiala, Nabha, Jind, Kapurthala, Bahawalpur, Faridkot, Indore, Alwar, Jodhpur, Bhaitpur, Bikanir, Jaipur, Gwalior, Rampur, Mysore, Bhopal, Bhaunagar, Junagarh, Nawanagar, Idar, Janjira, Khairpur, Maler Kotla, Sirmur und Tehri. Daneben sind natürlich noch eine Reihe andrer Staaten zum militärischen Zuzug verpflichtet, ähnlich wie auch die römischen Klientelfürstentümer Subsidien oder Zuzug leisten mußten.

Alle Radschastaaten haben noch außerdem folgende militärische Pflichten zu erfüllen, von denen wir eine schon oben kennen gelernt haben, nämlich diejenige, die im Gwaliorvertrag ausdrücklich steht: keine Truppen in einem solchen Umfange zu erhalten, welcher gewissermaßen den Frieden der Nachbarn und des britischen Reichs bedrohen könnte. Kein Staat darf Ausländer, insbesondere ausländische Offiziere, aber auch keine ausländische Mannschaft seinem Heere einverleiben. Besonders ist den mohammedanischen Staaten untersagt (so namentlich dem Nizam von Haiderabad) Araber und Abessinier in seinem Heere zu verwenden. Jeder der Radschastaaten hat ferner die Pflicht, keine Festungen ohne Genehmigung der britischen Regierung anzulegen und keinen Waffenverkehr oder Handel mit Munition in seinem Lande ohne britische Kontrolle und Genehmigung zu dulden. Der britischen Regierung steht das Recht zur Benützung und Anlage von Etappenstraßen innerhalb des Gebiets der Radschastaaten zu. Während des Aufenthalts britischer Truppen im Gebiete der Staaten haben diese die Verproviantierung, insbesondere Naturalleistungen in Getreide zu gewähren oder wenigstens die Möglichkeit zum Erwerb des Proviants zu erleichtern. Deserteure britischer Truppen, welche sich in die Radschastaaten flüchten, müssen selbst dann von ihnen ausgeliefert werden, wenn sie Angehörige dieser Radschastaaten sind — eine Last, die vom Standpunkte des Völkerrechts ganz unzulässig wäre. Schließlich hat die britische Regierung aus „militärischen" Gründen die Kontrolle über sämtliche Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverbindungen, welche die Radschastaaten durchqueren. Die Sanads, welche den Staaten Jind und Patiala gewährt sind, enthalten folgende Klausel: „Der Radscha des Staats wird wie bisher zu den üblichen Preisen und durch Vermittlung seiner eignen Beamten das zur Konstruktion von Eisenbahnen, Bahnhöfen, Heeresstraßen und Brücken nötige Material liefern, er wird ferner freiwillig jeden Grund und Boden abtreten, der für die Anlage von Eisenbahnen und Heeresstraßen nötig ist." Sehr allgemein und weit gefaßt ist eine ähnliche Klausel im Vertrag mit Mysore von 1881, wonach der Maharadscha alles, was in seiner Macht steht, daransetzen muß, um die Anlage und Erhaltung von Telegraphen-

Digitized by Google

linien zu erleichtern, und Grund und Boden abtreten muß (und zwar ohne Erhebung irgendeiner Abgabe), welcher für die Anlage von Eisenbahnen nötig wird. Während aber z. B. in dem Art. 41 unsrer Reichsverfassung eine ähnliche Befugnis dem Reiche gegenüber den Einzelstaaten, aber nur „unbeschadet der Hoheitsrechte" derselben, eingeräumt ist, steht im Mysorevertrag gerade das Gegenteil. Gerade die Gebietshoheit über das abgetretene und von der Eisenbahn durchquerte Gebiet steht unter britischer Hoheit. Das Merkwürdigste ist aber, daß trotz dieser der britischen Regierung eingeräumten Gebietshoheit der Radschastaat für den Fall von Räuberei und Schaden, welcher den britischen Staatsanstalten (Post, Telegraphie, Eisenbahnen) zugefügt wird, aufkommen muß; insbesondere sind die Gemeinden nach Art einer Gesamthaftung für jeden Schaden verantwortlich.

Das zweite wichtige Vorrecht der britischen Regierung gegenüber den Radschastaaten ist, daß sie von jedem diplomatischen Verkehr mit dem Ausland und jeglichem völkerrechtlichen Vertragsabschluß abgeschnitten sind. Ihr völkerrechtlicher Vormund ist die britische Regierung. Nur Nepal hat sich seine völkerrechtlichen Funktionen gewahrt und z. B. im Jahre 1856 einen eigenen Friedensvertrag mit Tibet abgeschlossen. Aus der völkerrechtlichen Vormundschaft, die England über die anderen Radschastaaten übt, ergibt sich zunächst die Notwendigkeit, daß alle Eingeborenen der Radschastaaten im Auslande von dem britischen Konsul beschützt werden. Verlangt z. B. die portugiesische Regierung in Mozambique, daß Heuerverträge der Schiffsmannschaft unter behördlicher Kontrolle abgeschlossen seien, so ist es der britische Konsul, welcher die Heuerverträge und Musterrollen der Eingeborenen aus Radschastaaten zu beglaubigen hat. So wird der britische Konsul in Mozambique als der einzige Vertreter des Radschastaats Kutch angesehen. Wo eine Konsulargerichtsbarkeit im Auslande zu üben ist, da unterstehen die Eingeborenen der Radschastaaten der britischen Konsulargerichtsbarkeit. Die britische Regierung ist es ferner, mit deren Genehmigung allein auswärtige Staaten bei den Radschastaaten Konsuln beglaubigen dürfen. Sie, nicht der Radschastaat, stellt das Exequatur aus. Nicht bloß die aktive Seite der völkerrechtlichen Vertretung, sondern namentlich auch die passive liegt der britischen Regierung ob, wir meinen die völkerrechtliche Verantwortlichkeit für die Radschastaaten. Daraus folgert die britische Regierung die Notwendigkeit, eine Art von Konsulargerichten in den Radschastaaten einzurichten, welche Streitigkeiten zwischen den Ausländern und den Eingeborenen zur Entscheidung bringen. Auch die Auslieferung von Ausländern für Uebeltaten, die sie in Europa verübt haben, wird und kann nur durch Vermittlung der britischen Regierung und nur nach britischem Auslieferungsrecht erfolgen. So ist z. B. am 14. Mai 1872 ein Auslieferungsvertrag mit Deutschland abgeschlossen worden. Durch britische Staatsverordnung vom 25. Juni 1872 wurde die Wirksamkeit des Vertrags und des englischen Auslieferungsrechts (der sog. fugitive offenders Acts) auch auf die Radschastaaten ausgedehnt. Wenn ferner die britische Regierung strikte Neutralität im Verhältnis zu kriegführenden Staaten bewahren will, so kann sie auf Grund eines Parlamentsgesetzes vom Jahre 1870

Digitized by Google

ein Waffenverbot und ein Werbeverbot erlassen, wodurch insbesondere die Anwerbung von Truppen für das kriegführende Ausland untersagt wird. Im Jahre 1874 wurde durch Gesetz der indischen Staatslegislatur der Generalgouverneur von Indien ermächtigt, ähnliche Verbote für das der direkten Herrschaft Großbritanniens unterliegende Indien zu erlassen. Die Radschastaaten müssen aber infolge ihrer Unterordnung unter die britische Suzeränität ebenfalls diese Verbote beachten, wie sie auch sonst aus demselben Grunde verpflichtet sind, völkerrechtliche Pflichten, welche Großbritannien durch Verträge mit dem Ausland übernommen hat (z. B. die aus der Brüsseler Antisklavereikonferenz übernommenen Pflichten) innerhalb ihres Gebiets durchzuführen (also z. B. den Sklavenhandel in ihrem Territorium zu unterdrücken).

Die Einzelstaaten dürfen aber auch, da sie von jeglichem Vertragsabschluß zwischen Staaten ausgeschlossen sind, auch untereinander weder einen zwischenstaatlichen Verkehr pflegen, noch zwischenstaatliche Verträge abschließen. Als z. B. die Radschastaaten Kutch und Nawanagar im wechselseitigen Warenaustausch eine Zollherabsetzung vornehmen wollten, konnte dies nicht anders herbeigeführt werden als auf Grund der Anordnung der britischen Regierung, die von beiden Staaten angenommen wurde. Die Vertragspflichten, die sonst von den vertragsschließenden Staaten wechselseitig übernommen zu werden pflegen, galten allein als gegenüber der britischen Regierung übernommen. In ähnlicher Weise werden Grenzregulierungen vorgenommen oder andere zwischenstaatliche Streitigkeiten geschlichtet. Es ist immer eine Anordnung der britischen Regierung, welche von den einzelnen interessierten Staaten angenommen wird.

IV

So klar und deutlich sich die Machtvollkommenheiten des britischen Suzeräns im Gebiete der äußeren Rechtsverhältnisse der indischen Radschastaaten abheben, so dunkel bleiben die inneren Verhältnisse derselben, wenn sie einer Schutzmauer gegenüber britischen Einflüssen bedürftig sind. Eine klare Abgrenzung, wie sie z. B. Art. 4 der deutschen Reichsverfassung gibt, der die Reichs- von der Landeskompetenz des Einzelstaats abgrenzt, ist natürlich hier nicht zu finden. Aber auch das Gewohnheitsrecht gibt keine immer zuverlässige Antwort, weil über das Gewohnheitsrecht hinaus noch die königliche Prärogative, die durch den Vizekönig ausgeübt wird, und die dahinter versteckte bureaukratische Verwaltungsroutine immer neue Gründe herausfinden, um sich in die inneren Verhältnisse der Radschastaaten einzumengen.

Zunächst tritt ein Hauptgebiet der Intervention auf dem Gebiete der inneren Angelegenheiten uns entgegen, das ist die Regelung der Thronfolgeordnung in den Radschastaaten. Man sollte meinen, daß jeder derselben seine Thronfolgeordnung nach eigenen Grundsätzen und Wünschen zu regeln befugt sei. Dies ist aber keineswegs der Fall. Jede Thronbesteigung eines neuen Maharadscha erfordert die Anerkennung durch den britischen Herrscher bzw. seinen Stellvertreter, den Vizekönig von Indien. Dies wird aus der Treue und Unter-

Digitized by Google

tänigkeit gefolgert, welche ein Chef des protegierten Staats dem Protektorstaat schuldet. Durch Vorschriften der englisch-indischen Regierung ist angeordnet, daß die formale Investitur eines neuen Maharadscha von einem britischen Beamten vollzogen werden muß. Solange dies nicht erfolgt ist, wird die Thronfolge als ungültig angesehen. Eine von dem Volke des Radschastaats in der Zwischenzeit vorgenommene Huldigung und Thronerhebung gilt nicht als rechtsbeständig. Bei der Investitur sind die Wünsche der Agnaten und der Großen des Staats zu berücksichtigen. Freilich, so weit wie der römische Staat im Verhältnis zu seinen Klientelfürstentümern geht die britische Regierung nicht. Nach römischem Reichsrecht war der Vertrag mit dem Klientelfürsten ein persönlicher und erlosch nach dem Tode des jeweiligen Throninhabers. Nach britischer Rechtsauffassung ist aber der Vertrag, der die Grundlage der Rechtsbeziehungen zwischen dem Radschastaate und der englischen Krone schafft, auch für die Nachfolger abgeschlossen. Daraus folgte im römischen Recht die Möglichkeit, nach dem Ableben des Throninhabers den Staat zu inkorporieren oder einen Thronfolger einzusetzen, der dem römischen Reiche genehm war. Nach britischer Rechtsauffassung ist aber die britische Regierung zunächst an die bestehende Thron- und Rechtsordnung gebunden. Aber trotzdem ergeben sich auch hier mannigfache Möglichkeiten, um der britischen Regierung Einfluß zu verschaffen. Nach mohammedanischem Recht, das auch für viele der Radschastaaten in Betracht kommt, kann der Throninhaber unter seinen Söhnen denjenigen zur Thronfolge bestimmen, den er für den geeignetsten hält. Darf er aber auch mit Uebergehung seiner Söhne einen anderen Agnaten bestellen oder kann er auch mit Uebergehung der Agnaten einen beliebigen Nachfolger erwählen? Diese Fragen treten namentlich dort auf, wo ein sog. Adoptionssanad besteht, und da greift nun die britische Regierung ein und entscheidet die Streitfrage nach ihrem Belieben, wenngleich die Wünsche der Witwe und der Notabeln des Radschastaats berücksichtigt werden. Da beim Sanad der Adoption der kinderlose Throninhaber sich auf dem Wege der Annahme an Kindesstatt seinen Nachfolger erwählen darf, so hat die britische Regierung mitunter zu entscheiden, ob der Ritus der Adoption gemäß dem einheimischen Recht ausgeführt wurde. Dies gibt natürlich recht oft Gelegenheit zu Eingriffen, denn bei den häufigen inneren Zerwürfnissen in den Radschastaaten wird es nicht selten geschehen, daß die Gegenpartei des Thronfolgers gerade die Wirksamkeit der Adoptionszeremonie anficht. Am häufigsten aber kommt es vor, daß der mit einem Adoptionssanad ausgestattete Herrscher einen Thronfolger zu bestellen versäumt oder absichtlich unterläßt, namentlich um mit keiner der störrischen Parteien es sich bei Lebzeiten zu verderben. Da greift nun die britische Regierung nach dem Ableben ein und bestellt ihrerseits den Thronfolger. Die britische Regierung führt in allen Staaten, in denen Minderjährige zur Regierung gelangen, die Vormundschaft des Herrschers durch einen britischen Agenten. Da ergeben sich nicht selten Streitigkeiten zwischen diesem und demjenigen Notabeln, der gewissermaßen als Minister des Staats dessen Leitung in Anspruch nimmt. Trotzdem hat der britische Agent auch dann noch das entscheidende Wort.

Digitized by Google

Mit der Thronfolge im engen Zusammenhange steht die Kontrolle des Fürstengutes in den Radschastaaten. Die britische Regierung sorgt dafür, daß ohne ihre Genehmigung keine Veräußerung von Fürstengut stattfindet; wie sie die Aufnahme von Schulden durch den Fürsten kontrolliert, haben wir oben gesehen. Auf diese Weise befinden sich die gewöhnlich verschwenderisch veranlagten Fürsten in einer großen Abhängigkeit von dem Wohlwollen des indischen Vizekönigs.

Aber auch das römische „Divide et impera“ weiß die englische Regierung mit großem Geschick zu verwenden. Ja, sie ist auf diesem Gebiete sogar erfinderisch. Schon in den Tagen der alten Ostindischen Kompanie hatte man bemerkt, welch großen Wert die indischen Radschas auf Titel und Würden legten, die sie von dem Großmogul in Delhi erlangt hatten. Die Ostindische Kompanie ließ ihnen dieses Vergnügen, der britische Staat hat es aber zu einem förmlichen System ausgebildet. Schon der einfache Titel Radscha kann einem Herrscher zur Strafe entzogen werden, und diese Entziehung wird dann feierlich in dem Staatsblatt für Indien (Gazette of India) verkündet. Aber nicht genug an dem. Seit dem Jahre 1877, aber auch schon früher, war eine Titelliste aufgestellt, welche dann insbesondere unter der Statthalterschaft des Lord Dufferin in umfassender Weise vermehrt wurde, indem man sogar zu diesem Zwecke Studien im alten Hindurecht und im mohammedanischen Recht anstellte. Wie schön klingt doch der Titel: „Mahamaho-padyaya“ und „Schawa-ul-Ulama“, welcher die Gelehrsamkeit eines Hindu- oder Muselmanfürsten zur Anerkennung bringen soll. Ganz besonders sind aber die politischen Titel geschätzt, von denen hier einige Beispiele folgen mögen: der Maharadscha von Baroda führt den Titel Gaekwar; der Herrscher von Haiderabad den Titel Nizam; der Herrscher von Balutschistan heißt Khan von Kelat; der Herrscher von Bhopal führt den Namen Begum. Ein bei den mohammedanischen Staaten besonders beliebter Titel ist außer Khan noch „Nawob“, uns geläufiger als Titel „Nabob“. Manche von den Fürsten führen den Titel Radscha, andere aber den Titel Maharadscha usw. Dazu kommt noch der vielbegehrte englische Titel „Seine Hoheit“; dieser gebührt aber nur denjenigen Staatshäuptern, welche das Recht zu einem Begrüßungssalut von mindestens 11 Schüssen haben. Auch diese Salutfrage ist durch viele Salutordnungen seit 1857 geregelt. Die Begrüßungssalute reichen von 9 bis zu 21 Schüssen. Zu dem Höchstmaße der 21 sind bloß der Gaekwar von Baroda, der Nizam von Haiderabad und der Sultan von Mysore berechtigt. Mit den Salut- und Titelfragen, wozu auch noch seit 1861 der Orden vom indischen Stern als vielbegehrter Gegenstand des Radschaehrgeizes hinzukommt, hängen natürlich die Eifersüchteleien und Streitigkeiten der Radschastaaten untereinander zusammen. Diese Fragen und die Fragen des Vorrangs entscheidet majestätisch der König-Kaiser von Indien bzw. an seiner Statt der Vizekönig. Stehen nun diese Rechte der britischen Krone wenigstens in einem losen Zusammenhang mit der Fürsorge für die auswärtigen Verhältnisse der Radschastaaten, so kann man es keineswegs von der beliebig vermehrbaren Zahl von Machtbefugnissen sagen, durch welche britische Verwaltungsroutine sich in die inneren Verhältnisse jener

Digitized by Google

Staaten einmengt. Hier seien nur einige Beispiele hervorgehoben. Die britische Regierung besitzt das Recht, einzuschreiten, wenn sonst ein „Schaden" oder die Aufteilung und Zerstückelung des Staates, z. B. durch Erbteilungen, zu befürchten wäre. Sie schreitet selbstverständlich ein, wenn innere Unruhen entstehen. Aber auch „schlechte Regierung" und „Tyrannei" (setze aber hinzu: wenn sie nicht zugunsten des Protektorstaates erfolgt) gibt ein Recht zur Intervention der britischen Regierung. Der Begriff „schlechte Regierung" ist an und für sich äußerst dehnbar. Die britische Regierung greift auch ein, um unmenschliche Gewohnheiten („inhuman practices") zu unterdrücken. Also z. B. Sklaverei oder Zauberei oder Mord der weiblichen Kinder u. a. m. Die religiöse Duldung und ihre Erhaltung ist in den Radschastaaten von besonderer Wichtigkeit, weil hier mitunter der Radscha nicht dasselbe Glaubensbekenntnis mit seinen Untergebenen teilt. Auch sind Hindus und Mohammedaner in vielen dieser Staaten durcheinandergemengt, daher die Intervention der britischen Regierung besonders nötig, wenngleich sie sich meistens nur darauf beschränkt, englische Missionare in den Radschastaaten zu schützen. Auch die Regulierung der Münze unterliegt dem Einfluß der britischen Regierung, freilich aber nicht in dem umfassenden Maße wie im alten römischen Reich, wo schon zur Zeit des Prinzipats und namentlich im Kaiserreich bloß die Prägung der Kleinmünze den autonomen Staaten überlassen, im übrigen aber auch ihnen die Silber- und Goldprägung entzogen war. Die britische Regierung, die recht wohl weiß, welch große Bedeutung eine einheitliche Geldvaluta für ein großes Wirtschaftsgebiet hat, unterläßt es hier offenbar absichtlich, die Verschiedenheiten zwischen den 680 Radschastaaten zu beseitigen. „Sie konnte nicht anders!" so heißt es in englischen Darstellungen. Wenn sie wollte und nicht so selbstsüchtig wäre, Handel und Wandel in Indien bloß in ihren Händen zu monopolisieren, würde sie wohl diesem Kipp- und Wippsystem der Radschastaaten wirksam abhelfen. Aber auch hier gilt die Maxime: „Divide et impera."

V

Das Verhältnis der Radschastaaten zu England läßt sich nach dem oben Dargestellten nur als ein staatsrechtliches Protektorat darstellen, bei welchem die Rechtsbeziehungen zwischen Protektor und protegiertem Staat durch staatsrechtliche Grundsätze und Maximen, nicht durch völkerrechtliche, wie dies beim völkerrechtlichen Protektorat zutrifft, bestimmt werden. Auch die Römer hatten in ihren Klientelstaaten und Fürstentümern eine ähnliche Staatsordnung eingeführt. Der Abschluß des Freundschaftsvertrags mit einem auswärtigen Monarchen schloß die Anerkennung desselben als König, das Zugeständnis des Königstitels in sich. Wie die Engländer die Radschas durch Titel und Würden auszeichnen, so berichten uns auch die römischen Schriftsteller, daß sowohl die Republik wie das Prinzipat die Klientelfürsten mit Magistratsinsignien auszeichneten (Liv. 30, 15, 11): (Scipio) „Massinissam primum regem appellatum . . . aurea corona, aurea patera, sella curuli et scipione eburneo, toga picta et palmata tunica

Digitized by Google

donatum;" Tacitus, Ann. 4, 25: „missus e patribus (an den König Ptolemäus von Mauretanien) qui scipionem eburneum, togam pictam, antiqua patrum munera, daret regemque et socium atque amicum appellaret (zitiert nach Mommsen, Römisches Staatsrecht III[1], S. 592[3]). Auch war bei den Römern wie bei den Briten die Rechtsstellung der Klientelfürsten auf Vertragsgrundlage aufgebaut, die nicht einheitlich jedem Staate gleiche Rechte gewährte, sondern der Verwaltungsroutine ziemlich viel Spielraum ließ. Auch die römischen Klientelfürsten durften nicht untereinander in Verbindung treten oder Klientelfürsten von sich abhängig machen. Keineswegs aber war die römische Herrschaft bestrebt, nur aus egoistischen Gründen in die innere Regierung der einzelnen Klientelstaaten einzugreifen. Wenn man bloß den Vergleich auf die römischen Klientelfürstentümer abstellt, so gelangt man höchstens zu dem Ergebnis, daß die römische Herrschaft sie jedenfalls nicht schlechter stellte, als die britische Herrschaft die ihrigen. Aber die Frage und der Vergleich muß ganz anders gestellt werden. Den Römern war es Herzenssache, namentlich bis in die Mitte der Kaiserzeit, die griechischen Städte und Städtebünde in Europa und Asien durch gleichmäßige Autonomie zu stärken und dadurch die Königsherrschaft im Osten zu brechen (siehe Mommsen, a. a. O., S. 655). Die Absicht der Briten geht aber auf das entgegengesetzte Ziel; sie suchten und suchen die Autonomie von Britisch-Indien, die ihnen sehr unbequem wird, durch die Radschastaaten zurückzudrängen oder überflüssig zu machen. Daher ist es erklärlich, wenn sie verrottete und regierungsunfähige Kleinstaaten nur deshalb aufrechterhalten, um sich die mühevolle und schwierige Regierung in diesen zu ersparen. Die Römer waren ferner bemüht, durch Beseitigung der zwischen römischem und Bundesbürgerrecht bestehenden Unvereinbarkeit seit Augustus dem überseeischen Bundesbürger das römische Bürgerrecht zu verleihen und den römischen Nationalstaat auf diese Weise zu schaffen (Mommsen, a. a. O., S. 699). In egoistischer Weise aber stellen die Briten bloß eine Untertanenschaft der indischen Eingeborenen, und zwar sowohl derjenigen, welche ihnen unmittelbar untertan sind, als auch der Bewohner der Radschastaaten her. Diese Eingeborenen haben aber keine britische Reichsangehörigkeit, die im ganzen britischen Weltreich anerkannt wäre. Der Inder gilt in Afrika als Kuli, der stets ausgewiesen werden darf. Vergebens erstreben die britischen Radschas wenigstens eine Vertretung in der indischen Legislatur. Die Römer suchten bis in die Kaiserzeit auf der Gemeindeautonomie ihre Weltherrschaft aufzubauen. Ihr Fehler bestand nur darin, daß sie am Ausgang der Kaiserzeit von dieser Absicht vollständig abkamen. Die Briten haben aber in Indien niemals ihre Herrschaft auf Autonomie aufzubauen versucht, denn wie wir gesehen haben, hat es mit der sogenannten „Selbstregierung" der Radschastaaten seine eigene Bewandtnis, und im eigentlichen Britisch-Indien herrscht die Bureaukratie und nicht die Selbstverwaltung vor. „Male parta, male dilabuntur."

Digitized by Google

Die Lehren des Kreuzerkrieges

Von

Vizeadmiral z. D. Kirchhoff

Jede der vielen, oft in rascher Folge sich abwechselnden Taten unsrer wenigen wackeren Kreuzer in Uebersee löste stets bei uns allen eine freudige Zustimmung aus. Wir waren froh ob ihres erfolgreichen Wirkens, bewunderten die große Umsicht, das Geschick und die Tatkraft ihrer Kommandanten und freuten uns des Glücks, das sie bei ihrer Tätigkeit begleitete.

Und wenn wir auch klar darüber waren, daß es über kurz oder lang mit ihnen vorbei sei, ja daß es bald um sie geschehen sein werde, so verdrängte die Genugtuung über ihre wackere Arbeitsleistung bei der Störung des feindlichen Handels und der gegnerischen Schiffahrt alle gemutmaßten, ja erkannten Befürchtungen.

Aber allmählich trafen sie doch von allen Teilen des Erdenrundes ein, diese Hiobsposten, die wir schon früher bang erwartet hatten. Zuerst waren es zwei Hilfskreuzer, die vernichtet wurden. Als darauf von den vier Verbündeten siebzig bis achtzig Schiffe zum „Reinfegen der Meere" auf der Suche nach unsern emsig weiter tätigen Kreuzern waren, da mußte zuerst die herrliche „Emden" daran glauben, die nicht nur Handelsschiffe, sondern auch zwei Kriegsschiffe zerstört hatte. Der „Emden"geist aber betätigte sich weiter durch die glorreich ausgeführte Fahrt des tapferen Restes ihrer Besatzung auf der „Ayesha", deren Tatendrang, Umsicht und Ausdauer geradezu bewundernswert gewesen ist.

Darauf kam die mit Jubel begrüßte Kunde von dem Siege des Admirals Graf Spee bei Coronel, wobei Englands Seeruhm verblaßte. Ein englischer Schiffsverband in freier See von einem gleich starken Gegner geschlagen, das war etwas ganz Neues! Und erst nach mehr denn Monatsfrist erhielten wir die schmerzliche Botschaft von der Vernichtung des Kreuzergeschwaders bei den Falklandsinseln. Nur dem kleinen Kreuzer „Dresden" war es gelungen, der Uebermacht sich zu entziehen.

Inzwischen kam Nachricht von dem außerordentlich umfangreichen Wirken der „Karlsruhe", einer Art zweiten „Emden"kreuzers, sowie von den vielen Erfolgen unsrer sonst noch tätigen Hilfskreuzer in Uebersee.

Zuletzt, siebeneinhalb Monate nach Kriegsbeginn und volle drei Monate nach der Schlacht bei den Falklandsinseln, traf die seit langem erwartete schmerzliche Nachricht ein, daß auch unsre brave „Dresden" endlich von der Ueberzahl aufgefunden, überrascht und vergewaltigt worden wäre.

Ja vergewaltigt! Denn der Angriff auf diesen, kurz zuvor noch erfolgreich an der Störung der feindlichen Schiffahrt beteiligten Kreuzer, ist nichts andres als eine Vergewaltigung gewesen. „Dresden" ist im Hafen einer neutralen Macht unter völligem Bruch des Völkerrechts ruchlos angegriffen worden, so wie

Digitized by Google

seinerzeit der Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“ auf einer spanischen Reede Westafrikas.

Was ficht einen Engländer die Achtung vor einem fremden, noch dazu schwachen Staat an! Ihm gilt nur eins, sich überall durchzusetzen, zu seinem eignen Nutzen und Frommen zu handeln, wie es ihm gerade beliebt. Schutz der Schwachen heißt es in England immerwährend. Hat es in eines Engländers Munde je größeren Hohn gegeben?

Und damit kommen wir zur Hauptaufgabe dieser Zeilen, darzustellen, daß ein Kreuzerkrieg in Uebersee, wenn seine Waffen nicht immerfort blank gehalten werden können, wenn seine Rüstung nicht fortdauernd ergänzt werden kann, einem sehr starken Gegner gegenüber ein gewissermaßen von vornherein mit dem Todesurteil versehenes Unternehmen ist, das trotzdem eingeleitet und durchgeführt werden muß.

Haben nämlich die im Kreuzerkrieg tätigen Schiffe nicht Stützpunkte zur Verfügung, in denen sie vor jedwedem Angriff gesichert sind und in denen sie sich mit dem erforderlichen Material an Kohlen, Oelen, Lebensmitteln und Munition öfter von neuem versehen können, dann sind sie bald zur völligen Untätigkeit, wenn nicht gar zur Vernichtung bestimmt.

Und noch etwas andres tut solchen Schiffen not; sie müssen ihre Maschinen- und Kesselanlagen oft größeren Instandhaltungsarbeiten an einer Werft unterziehen und vor allem im Dock ihre Schiffsböden reinigen lassen können, um nicht gar zu sehr an Geschwindigkeit einzubüßen, sowie aus Sicherheitsgründen.

All diese Möglichkeiten fehlten aber unsern sich auf dem ganzen Erdenrund in Uebersee erfolgreich betätigenden Kreuzern und Hilfskreuzern vollständig, sie waren gänzlich heimatlos, ja geradezu vogelfrei, wie fast jeder einzelne Deutscher da draußen.

Man male sich doch aus, wie ganz anders sie hätten arbeiten können, wenn sie in größerer Zahl — es sei an die geplante Panzerkreuzerdivision, das „fliegende Geschwader“ erinnert — und mit gesicherten Stützpunkten hätten auftreten können. Denn was es heißt, diese letzteren, die der Feind dann natürlich genau kennt, zu bewachen, das erlebten wir z. B. bei dem Durchbrechen unsrer beiden Mittelmeerkreuzer aus dem von feindlicher Uebermacht umstellten Messina heraus. Dann würde selbst die doppelte Zahl an feindlichen Schiffen wohl kaum genügt haben, um die „Meere reinzufegen von der deutschen Konkurrenz“, wie sich unser englischer Gegner formvoll auszudrücken beliebte.

Wir müssen uns ganz klar werden, was zu einer Schädigung des Gegners in Uebersee und was zur Sicherung der eignen Schiffahrt und des eignen Handels in der Welt in Zukunft erforderlich ist. Gleiches verlangt ein tatkräftiger durchzuführender Schutz unsrer Kolonien, von denen uns ja ein gut Teil entrissen werden konnte, ohne dagegen irgend etwas Bedeutsames tun zu können. Vergessen wir nicht, was wir uns und unsern Nachkommen schuldig sind auch in dieser Beziehung!

Digitized by Google

Was hat nun überhaupt ein solcher Kreuzerkrieg, wie in diesem Weltkriege der unsrige, bei einem so lange währenden allgemeinen Weltenbrand, dessen Ausdehnung niemand voraussehen konnte, für Nutzen, besonders einer Weltseemacht wie Großbritannien gegenüber? Alle unserm schlimmsten und seegewaltigsten Gegner beigebrachten großen Verluste an Schiffen und Waren jeder Art; alle Stockung von Schiffahrtsverbindungen, mag sie zeitweilig und örtlich auch noch so bedeutsam gewesen sein; alle Schädigungen des britischen Handels in Uebersee und teilweise auch daheim; alle Erhöhung von Sicherheitsprämien; alle teilweise eingetretenen Entbehrungen einzelner Waren und vielleicht auch einiger Lebensmittel; alle diese unsern Gegnern durch die Tatkraft unsrer Kreuzerkommandanten zugefügten Schäden mannigfachster Art, sie sind letzten Endes der Hauptsache nach für unsern Gegner wohl allein zu bewerten als reiner Geldverlust, mag er auch noch so groß gewesen sein. Auf den Verlauf des langen großen Krieges haben sie in dem ausgeführten Umfang weniger einzuwirken vermocht, wie dies allgemein in der Natur der Sache lag, aber von vornherein nicht sicher war.

Wir bedürfen daher in einem solchen Wiederholungsfall andrer, weit kräftiger wirkender Mittel für den Kleinkrieg, den so wichtigen Krieg gegen den Handel des Gegners in Uebersee, also: einer größeren und stärkeren Kreuzerflotte mit den ihr zu Gebote stehenden sicheren Stützpunkten. Unsre eigne Schiffahrt und der deutsche Handel sowie unsre Kolonien ziehen dann aus solchen Einrichtungen denselben dauernden Vorteil.

Und untrennbar von solchen Stützpunkten bleibt noch ein über die ganze Welt verbreitetes Kabelnetz und eine gesicherte (!) Funkenspruchseinrichtung erforderlich.

Unser zur Schädigung des Gegners durchaus erforderlicher und mit den gegebenen Mitteln so tatkräftig durchgeführter Kreuzerkrieg, der auch viele starke Kräfte des Feindes für lange Zeit band — es wurde sogar die englische Mittelmeerflotte mehrerer ihrer stärksten Kampfeinheiten entblößt —, hat den Ruhm lediglich an unsre Flagge geheftet, wenn auch der Erfolg schließlich dem Gegner verblieb und verbleiben müßte. Aber trotz allem ist er noch immer nicht ganz beendet.

Es ist die bisherige britische Allmacht zur See, die alles überstrahlende, in ihrem Nimbus durch unsre Flotte gebrochen worden. Alle Welt weiß jetzt, daß Großbritannien denn doch nicht die Meere ganz allein beherrschen kann, daß Verbündete dafür nötig sind, und daß ein tatkräftiger Gegner ihm das Zepter Neptuns, wenn auch nicht ganz aus den Händen zu entreißen, so doch wenigstens zu zertrümmern vermag. Dafür haben unsre Kreuzer in Uebersee weidlich mitgesorgt.

Digitized by Google

Der Bankrott der Kongoakte

Von

Dr. A. v. Danckelman, Geh. Reg.-Rat (Schwerin)

Am 26. Februar waren dreißig Jahre verflossen, seitdem die zwanzig in Berlin versammelten Bevollmächtigten von Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Spanien, der Vereinigten Staaten, Frankreich, Großbritannien, Italien, der Niederlande, Portugal, Rußland, Schweden-Norwegen und der Türkei „im Namen Gottes des Allmächtigen" die Generalakte der Kongokonferenz unterzeichneten. Zehn Hauptsitzungen und eine große Zahl von Kommissionstagungen, bei denen die Meinungen vieler Sachverständigen gehört wurden, waren vom 15. November 1884 an nötig gewesen, um die 38 Artikel der Akte zu formulieren und fertigzustellen. Sie betrafen die Freiheit des Handels im Kongobecken, die Ausschließung der Erteilung jeglicher Art von Monopolen und Privilegien, den Schutz der Eingeborenen, der Missionare und Reisenden, die Einsetzung einer internationalen Schiffahrtskommission, das Verbot des Sklavenhandels, die Neutralität des konventionellen Kongobeckens im Kriegsfalle, die Freiheit der Schiffahrt auf dem Kongo und auf dem Niger und schließlich die Bedingungen, unter denen zukünftige Neuerwerbungen an den afrikanischen Küsten als effektiv zu betrachten seien.

Welche weiten und großen Hoffnungen knüpften nicht Fürst Bismarck in seiner Schlußrede und der italienische Bevollmächtigte Graf v. Launay in seiner Erwiderung auf dieselbe an das langwierige und schwere Werk dieser Konferenz!

Dem Handel aller Nationen sei der freie Zutritt zum Zentrum des afrikanischen Kontinentes geöffnet, die Bewegungsfreiheit für die kaufmännischen und industriellen Unternehmungen aller Völker sei mit den erforderlichen Garantien umgeben, das moralische und materielle Wohlbefinden der Eingeborenen sei gesichert und würden ihnen die Wohltaten der Zivilisation in reichem Maße zufließen. Ein großer Teil Afrikas sei im Falle eines bewaffneten Konfliktes unter den Mächten vor der Geißel des Krieges und vor der Hineinziehung der Eingeborenen in einen solchen Kampf sichergestellt. Die nationalen Rivalitäten seien hier auf den friedlichen Wettkampf des Handels und der Industrie beschränkt. Der Sache der Religion, des Friedens und der Menschlichkeit wie der weiteren Entwicklung des Völkerrechtes sei ein großer Dienst geleistet.

Nach solchen hohen Worten konnte es nicht ausbleiben, daß auch die Allgemeinheit die größten Erwartungen auf das Werk der Konferenz setzte, von dem freilich Graf Launay in seiner erwähnten Schlußrede ahnungsvoll bereits zugegeben hatte, daß es „reste soumise aux vicissitudes de toutes choses humaines".

Digitized by Google

Es fehlt hier der Raum, um auf alle Wechselfälle, die die Kongoakte seit 1885 erfahren hat, in allen Einzelheiten einzugehen; sie können hier nur kurz zusammengefaßt werden.

Die Generalakte schloß strikte die Erhebung aller Einfuhr- und Durchgangszölle im konventionellen, d. h. dem auf Antrag der Vereinigten Staaten bis zur Küste des Indischen Ozeans zwischen 5 Grad nördlicher Breite und der Zambesimündung ausgedehnten geographischen Kongobecken zunächst für die Dauer von zwanzig Jahren aus. Nur die Erhebung solcher Abgaben, die der Förderung des Handels zu gute kamen und als Entgelt für die im Interesse desselben gemachten Aufwendungen betrachtet werden konnten, war statthaft. Ausfuhrzölle waren nicht verboten. Diese Konzession bedeutete aber nichts für ein junges Staatswesen, in dem der Handel noch in embryonaler Entwicklung begriffen war, und in dem der Wert der Einfuhr den der Ausfuhr bei weitem überstieg. Ganz objektiv betrachtet, war diese Bestimmung von vornherein ein Unding. Keiner der an der Konferenz beteiligten Diplomaten scheint bedacht zu haben, daß kein Staat ohne Einnahmequellen, zu denen Einfuhrzölle doch in erster Linie gehören, bestehen kann. Besonders nicht eine solche staatliche Neugründung ohne jede Industrie, ohne jede kapitalkräftige weiße Bevölkerung, angewiesen allein auf nackte, wilde Negerstämme. „On ne conçoit pas un Etat sans resources," sagte später nicht unzutreffend eine Note der kongolesischen Regierung am 17. September 1903 an die Signatarmächte der Kongoakte.

Leopold II., nie um einen Ausweg verlegen, benutzte in sehr geschickter Weise die von Kardinal Lavigerie — vielleicht nicht ohne seine stille Anregung — in Szene gesetzte Antisklavereibewegung, um zunächst die der Einführung von Einfuhrzöllen entgegenstehenden Bestimmungen der Kongoakte zu beseitigen.

Wie konnte man auch gerechterweise vom Kongostaat verlangen, daß er ernstliche Schritte gegen die arabischen Sklavenjäger in seinen Ostprovinzen unternehme, wenn man ihm die materiellen Mittel zur Ergreifung solcher Maßnahmen versagte! Eine auf Englands Anregung Ende 1899 in Brüssel zusammengetretene weitere internationale Konferenz zum weiteren Ausbau der Kongoakte brachte am 2. Juli 1890 eine neue Generalakte. Sie enthielt ausführliche Vorschriften über die Bekämpfung des Sklavenhandels, Beschränkung des Vertriebes von Waffen und Munition sowie bindende Verpflichtungen zur Besteuerung der Spirituoseneinfuhr. Worauf es dem König aber bei dieser Konferenz besonders ankam, nämlich die Abänderung der Kongoakte betreffs der Zollfreiheit der Wareneinfuhr, davon stand freilich nichts in der neuen Akte.[1]) Englands und Deutschlands Interessen an der Aufhebung dieser Bestimmung gingen mit denen des Kongostaates in diesem Falle parallel. Denn die politische Aufteilung Afrikas hatte an der Ostküste eine Entwicklung genommen, die während der Berliner Konferenz noch nicht klar vorauszusehen gewesen war. Die Kongo-

[1]) Vgl. Dr. A. Zimmermann, Geschichte der deutschen Kolonialpolitik. Berlin 1914, S. 180.

Digitized by Google

akte verhinderte jetzt beide Großmächte, in ihren ostafrikanischen Kolonien Einfuhrzölle zu erheben. Eine rasch angenommene Zusatzdeklaration zur Brüsseler Akte gab allen beteiligten Staaten zunächst für fünfzehn Jahre das Recht, im konventionellen Kongobecken Einfuhrzölle bis zur Höhe von 10 Prozent des Wertes zu erheben. Damit war in den wichtigsten Grundsatz der Kongoakte, die Sicherstellung absoluter Handelsfreiheit, zu welchem Zweck die Konferenz hauptsächlich zusammenberufen worden war, nach kaum fünf Jahren die erste Bresche gelegt.

Der König-Souverän benutzte die ihm aus den Zolleinnahmen zufließenden Mittel in erster Linie zur Aufstellung der nötigen farbigen Truppen, um gegen die im Osten des Staates sitzenden Araber zu Felde zu ziehen. Zwar waren diese Araber, nachdem ihnen die Ausfuhr und der Handel mit Sklaven durch die deutschen und englischen Besitzergreifungen in Ostafrika längst unterbunden waren, im wesentlichen nur noch Elfenbeinhändler. Damit waren sie aber sehr unliebsame Konkurrenten des Kongostaates, dem sie das lukrative Geschäft in diesem Artikel verdarben. Diese Konkurrenz unter der Firma der Bekämpfung des Sklavenhandels zu beseitigen, war die eigentliche Tendenz dieser kongostaatlichen Feldzüge. Diese Beseitigung geschah so gründlich, daß bald kein Elfenbeinzahn die östlichen Grenzen des Kongostaates mehr überschreiten konnte. Die Zolleinnahmen für Elfenbein gingen an der ostafrikanischen Küste rapid zurück. Alles Elfenbein Zentralafrikas wanderte fortan den Kongo hinunter. Antwerpen wurde rasch der erste Elfenbeinmarkt der Welt. Die Abschlachtung des englischen Wanderkaufmanns Stokes, die so viel Staub aufwirbelte, wurde eine Warnungstafel auch für die weißen ostafrikanischen Händler, die nach den Elfenbeinschätzen des Kongostaates lüstern waren.

Die Signatarmächte der Kongoakte kümmerten sich merkwürdigerweise in keiner Art um die Ausführung der Bestimmungen derselben. In dem § 8 derselben und in dem umfangreichen Kapitel IV, der Schiffahrtsakte des Kongo, war nach Muster der Internationalen Donaukommission die Einsetzung einer ähnlichen Behörde für den Kongo vorgesehen. Nichts geschah, um diese Kommission ins Leben treten zu lassen, die betreffenden Paragraphen der Akte blieben für immer ein toter Buchstabe! Lange Jahre hindurch geschah überhaupt so gut wie nichts, um die Wasserstraßen des Kongobeckens, besonders die des unteren Kongo, durch Baggerarbeiten, Auslegung von Bojen usw. für die Schiffahrt sicherer befahrbar zu machen. Als es sich dann nach Fertigstellung der Bahnlinie Matadi—Leopoldville im Jahre 1898 gebieterisch darum handelte, Matadi für größere Seedampfer zu jeder Zeit zugänglich zu machen, ist das wenige, was nach dieser Richtung geschah, ausschließlich durch den Kongostaat bzw. Belgien ins Werk gesetzt worden. Und zwar in so unzulänglicher Weise, daß noch im Jahre 1914 lebhafte Klagen über Mangelhaftigkeit der getroffenen Vorkehrungen laut wurden.[1])

---

[1]) Vgl. „Mouvement géographique 1914" Nr. 2, col. 23. „Dans les passes du Bas-Kongo." Nr. 20, col. 259.

Digitized by Google

Am Niger fand die National African Company sowie ihre Nachfolgerin, die Royal Niger Co., ein sehr einfaches Mittel, die Beschlüsse der Kongokonferenz in ihrem Interesse unschädlich zu machen und sich von der Konkurrenz französischer und deutscher Handelshäuser zu befreien. Die Schiffahrt auf dem Strom war frei, und diese konnte man nicht hindern. Da aber die fremden Dampfer Anlegeplätze brauchten, Holz zum Heizen der Kessel, frische Lebensmittel für die Besatzung, so verbot man das Holzschlagen an den Ufern, untersagte den Eingeborenen, Holz und Nahrungsmittel an fremde Dampfer zu liefern. Auf diese Weise wurden unmittelbar nach der Kongokonferenz die Flegelsche Benueexpedition, später die des Franzosen Mizon (1890 und 1892/93) nach Möglichkeit gehemmt. Je mehr sich die Macht der Niger Co. entfaltete, desto mehr wahrte sie sich das völlige Transportmonopol auf diesem afrikanischen Strom.

Seit den großen Erfolgen des Mahdiaufstandes im Jahre 1884 beschäftigten den König Leopold gigantische Projekte.[1]) Er plante die Besitzergreifung der von Emin-Pascha geräumten Aequatorialprovinzen, die Erbeutung der dort angeblich zurückgelassenen Elfenbeinschätze und die Eroberung des ganzen ägyptischen Sudan. Bei seinem Vorgehen England gegen Frankreich und umgekehrt ausspielend, hoffte er es zu erreichen, daß Aegypten, ähnlich wie bereits der Suezkanal, neutralisiert und unter den Schutz eines neutralen dritten Staates — natürlich des Kongostaates — gestellt werde. Er sah sich bereits als moderner Pharao. Um dieses Ziel zu erreichen, setzte er seit Ende 1890 zahlreiche kostspielige militärische Expeditionen in Bewegung, um das linke Nilufer vom Albertsee bis Faschoda und das Bahr-el-Ghasal-Gebiet zu besetzen. Unbekümmert um die Kongo- und Brüsseler Akte, wurden hierbei den Asandehäuptlingen am Uele für die Hilfstruppen, die sie stellten, Albinihinterlader massenhaft zur Verfügung gestellt. Ohne Rücksicht auf die feierliche Neutralitätserklärung des Kongostaates vom 1. August 1885, die seine geographischen Grenzen genau festgelegt hatte, wurde das bekannte Pachtgebiet von Lado am Nil erworben. All diesen Zukunftsträumen machte freilich der Sieg des Sirdar Kitchener bei Omdurman über die Mahdisten am 2. September 1898, das Fehlschlagen der französischen Expedition unter Marchand und die Meuterei der kongolesischen Batateletruppen unter Baron Dhanis, die die Ostprovinzen des Kongostaates an den Rand des Abgrundes führte, ein jähes Ende. Diese Unternehmungen, die gänzlich außerhalb des Rahmens der dem Kongostaat durch die Berliner Akte gesteckten Ziele fielen, hatten Riesensummen verschlungen. Noch heute beklagen die Kenner der Geschichte des Kongostaates diese völlig nutzlos gebliebenen Aufwendungen, die, wenn zu einem systematischen Ausbau der Verkehrswege im Kongostaat verwandt, reichen Segen hätten bringen können.

[1]) A. J. Wauters, der vielfach Gelegenheit gehabt hat, Blicke hinter die Kulissen des Kongostaates zu tun, hat im „Mouvement géographique 1910“ Nr. 20 bis 22 eine sehr lesenswerte Darlegung dieser Pläne gegeben. Da die meisten Mitakteure tot sind und die Archive des Kongostaates auf Veranlassung des Königs zum größten Teil vernichtet sind, dürfte die Geschichte dieser Vorgänge im einzelnen wohl für immer unaufgeklärt bleiben.

Digitized by Google

Die Zölle und sonstigen Einnahmen des Staates reichten zur Deckung der Kosten dieser chimärischen Projekte natürlich bei *weitem* nicht aus. Auf der Suche nach neuen Einnahmequellen verfiel der König anscheinend bereits im Sommer 1890 auf den Gedanken, für sein Kolonialreich das von den Holländern in Niederländisch-Indien mit so hervorragendem finanziellem Erfolg, aber mit so schweren Nachteilen für die Bevölkerung durchgeführte „Kultuurstelsel", das System der Zwangsarbeit der Eingeborenen, einzuführen. Aus der mit dem 21. September 1891 beginnenden Dekretierung des Grundsatzes, daß alles nicht von den Eingeborenen okkupierte Land unter Staatsregie zu stellen sei, und daß alle in ihm vorhandenen Elfenbein-, Kautschuk- und Holzbestände dem Staat als Domanialprodukte gehören, folgerte ohne weiteres: Der Eingeborene, welcher im Domanialbesitz derartige Produkte sammelt, entwendet sie dem Staate, der der alleinige rechtmäßige Eigentümer derselben ist. Der Weiße aber, der diese entwendeten Produkte von den Eingeborenen kauft, macht sich der Hehlerei schuldig. Der Staat hat aber das Recht, von seinen Untertanen Steuern zu erheben. Da der Eingeborene nicht die Mittel hat, diese Steuern in barem Gelde zu erlegen, so hat der Staat das Recht, diese Steuern in Form von Naturalleistungen zu erzwingen und zu diesem Zweck die Eingeborenen zum Sammeln von Elfenbein, Holz oder Kautschuk aus dem Domanialgebiet anzuhalten. Der Kongostaat besaß aber nicht die Mittel, die Ausbeutung der Naturschätze dieser so ausgedehnten Gebiete allein zu betreiben. Deshalb schritt der Souverän mit Hilfe amerikanischer, belgischer und englischer Kapitalisten dazu, Privatgesellschaften zu errichten, von denen er sich die Hälfte der Anteile sicherte. Ihnen überwies er die besten und ertragreichsten Gebiete als Monopol, erteilte ihnen das Recht, die Eingeborenen zur Sammlung der Naturschätze, besonders des Kautschuks, zu zwingen, und stellte ihnen zur Durchführung dieses Zwanges nötigenfalls die Truppen des Staates zur Verfügung.

Der König fand bei diesem seinem Vorgehen belgische, deutsche und russische Staatsrechtslehrer genug, die bekundeten, daß sein Domanialprinzip nicht gegen den Wortlaut der Kongoakte verstoße. Wohl aber verstieß es gegen den *Sinn* und die ganze Tendenz derselben, da die Akte ausdrücklich die völlige Freiheit des Handels mit den Eingeborenen und die Verhütung der Schaffung jeglicher Art von Monopolen im Interesse des Vorteiles der einen oder andern Nation zum wesentlichen Ziele hatte.

Die Wut und Entrüstung der wenigen mit Mühe und Not ins Leben gerufenen, nunmehr in ihrer Existenz bedrohten privaten belgischen Handelsgesellschaften über diese königliche Domanialpolitik war grenzenlos. Sie führte zu heftigen Kämpfen in der Presse sowie im Parlament. Ich selbst habe damals von belgischen Bekannten Aeußerungen über die Person des Königs gehört, die Majestätsbeleidigungen in der zweiten Potenz darstellten. Der König aber war bei den korrupten belgischen Parlamentsverhältnissen schließlich der Mächtigere; die Gesellschaften mußten sich fügen, vor allem auf eine öffentliche Erörterung der Streitpunkte verzichten und durften noch froh sein, wenn der Staat in den

Digitized by Google

ihnen verliehenen Gebieten gegen einen Gewinnanteil auf eine schroffe Durchführung seiner Domanialrechte verzichtete.

Aber nicht nur die Handelsfreiheit, sondern auch die Schiffahrtsfreiheit auf dem Kongo wurde bald zu einem leeren Wahn. Der Staat schuf durch Einstellung zahlreicher Dampfer ein wahres Passagier- und Frachtmonopol auf den Hauptwasserwegen. Die Privatgesellschaften durften ihre Dampfer nur innerhalb ihrer Konzessionsgebiete zur beliebigen Beförderung von Passagieren und Frachten verwenden. Außerhalb derselben waren sie auf die Staatsdampfer angewiesen. Sobald sie solche Beförderungen außerhalb ihres Konzessionsgebietes vornahmen, mußten sie dem Staat für den Transport ihrer eigenen Waren und Agenten dieselben Gebühren erstatten, als ob dieselben durch die Staatsdampfer befördert worden wären. Die Tarife waren so hoch, daß der Staat aus der Beschäftigung seiner Dampfer durch dieses Monopol im Jahre 1902 allein einen Reingewinn von über einer Million Franken zog. Für das Schlagen von Holz zum Heizen der Kessel mußten die Privatdampfer hohe Gebühren zahlen und durften dasselbe nur in bestimmten Entfernungen von den Stellen vornehmen, an denen die Regierungsholzposten sich befanden, für die selbstverständlich die geeignetsten Stellen reserviert waren. Die für einen Privatdampfer von zirka 30 Tonnen alles in allem erforderlichen Lizenzen und Gebühren beliefen sich im Jahr auf zirka 11 000 Franken.

Dem König wurde diese Vergewaltigung der Kongoakte wesentlich dadurch erleichtert, daß Frankreich, wo gewisse Deputierte und ihr beutegieriger Anhang es von jeher verstanden haben, Privatvorteile aus der Kolonialpolitik zu ergattern, seit 1899 für Französisch-Aequatorialafrika dasselbe Domanial- und Konzessionssystem einführte und fast das ganze Gebiet an 40 Konzessionsgesellschaften aufließ. Die gewaltigen Schäden, die eine solche Politik für die Staatsinteressen im allgemeinen und das Wohl der Eingeborenen mit sich führt, hat man dort erst sehr spät erkannt. Leider hatte auch die deutsche Kolonialpolitik sich in einer schwachen Stunde 1898 dazu verleiten lassen, der Gesellschaft „Südkamerun" sehr weitgehende Rechte auf Grund und Boden sowie auf dessen Produkte zu erteilen. Diese wurden freilich auf den Widerspruch, den diese Maßnahme im Kolonialrat, bei den Kameruner Interessenten und im Reichstag fand, bald wieder erheblich eingeschränkt.

Das leopoldinische System der absoluten Uebertragung der Rechte der Eingeborenen an dem Land und seinen Bodenprodukten auf den Staat bzw. auf von ihm konzessionierte Gesellschaften, die weit davon entfernt waren, ihre Konzessionsgebiete selbst zu kultivieren, mußte bei dem von oben her immer und immer wieder geübten Druck zur Steigerung der Kautschukproduktion und bei dem bestehenden Prinzip der Gewährung von Prämien an Offiziere und Beamte, deren Bemessung ganz von der Höhe der Kautschuklieferung abhing, unbedingt zu einer Versklavung der Bevölkerung in ihrer eigenen Heimat führen.

Die schlimmste und folgenschwerste Maßregel, um die Eingeborenen zur Lieferung von Kautschuk, Nahrungsmitteln usw. zu zwingen, bestand in der

Digitized by Google

Einlagerung von mit Hinterladern oder Zündhütchengewehren bewaffneten sog. „Forstwächtern" in die Dörfer. Hier übten diese aus andern Stämmen des weiten Kongobeckens herbeigeführten wilden Gesellen die schlimmste Gewaltherrschaft über die wehrlosen Dörfler aus. Sie nahmen sich die ihnen zusagendsten Frauen und Mädchen, ließen sich aufs beste verpflegen, brutalisierten die Männer, wenn sie nicht die festgelegte Kautschukmenge am Ende des zweiwöchigen Termins anbrachten, und schossen bei dem geringsten Widerstand oder Fluchtversuch Männer, Weiber und Kinder wahllos über den Haufen. Die Frauen und Angehörigen derjenigen Männer, die nicht das geforderte Quantum Kautschuk anlieferten oder in den Urwald flüchteten, wurden nach den Stationen gebracht, dort in Fesseln in die berüchtigten „Maisons des otages" gesteckt, von früh bis abend zu schweren Stationsarbeiten angehalten, geprügelt und so schlecht genährt, daß sie massenhaft starben. Eine Kontrolle des Treibens dieser Forstwächter, die grinsend dem sie befragenden Konsul Casement erklärten, daß sie bei weitem vorzögen, auf seiten der Jäger statt auf seiten der Gejagten, ihrer Landsleute, zu stehen, durch die weißen Stationsbeamten fand kaum statt. Oft wurde es noch durch letztere begünstigt, denn je schärfer die Bedrückung war, je härter die Geiseln angefaßt wurden, desto ergiebiger floß die Rubberernte, für die sie ja verantwortlich und an der sie durch die ihnen gewährten Prozente interessiert waren.

Der Bericht[1]) des englischen Konsuls für den Kongo, Roger Casement — heute als irischer Parteiführer freilich der bestgehaßte Mann in England, für dessen Beiseiteschaffung Sir Eduard Grey gern 10000 Pfund Sterling bewilligt hätte — an die englische Regierung vom Jahre 1903, der dem Parlament im Februar 1904 vorgelegt wurde, über die Zustände am Kongo, namentlich in dem Gebiet der berüchtigten Anglo-Belgian India Rubber Co., abgekürzt die „Abir" genannt, ist nie ernstlich widerlegt worden. Die kongolesische Regierung bezeichnete die erhobenen Vorwürfe freilich als grundlose Verleumdungen und als willkürliche Verallgemeinerungen einiger weniger, höchst bedauerlicher Ausnahmefälle. Sie stellte sich, auf die Eifersucht der Mächte untereinander bauend, England gegenüber auf den hochmütigen Standpunkt, daß keine Signatarmacht der Kongoakte das Recht habe, sich in die inneren Verhältnisse und Angelegenheiten des Kongostaates einzumischen.

Vergeblich erhoben die amerikanischen, englischen und schwedischen protestantischen Missionare am Kongo, die alle diese Greuel vor ihren Augen vor sich gehen sahen, ihre Stimmen zugunsten der unter den Mißhandlungen rasch zusammenschmelzenden Bevölkerung. Die Mehrzahl der belgischen, von dem Sündengold aus dem Kongo gespeisten Blätter schwiegen die Geschehnisse tot. Sie bewarfen alle diejenigen, die zugunsten der Kongoneger eintraten, mit Schmutz

[1]) Parlamentary Papers. Africa No. 1 (1904). Correspondence and Report from H. M.'s Consul at Boma resp. the administration of the Indep. State of the Congo. Febr. 1904.

Digitized by Google

und stellten das Vorgehen der „Congo Reform Association" so hin, als ob dasselbe nur aus Neid über die günstige Handelsentwicklung des Kongostaates erfolge. Es fanden sich gefällige Federn, die auch in Deutschland diese Ansicht tunlich zu verbreiten suchten, so daß hier die Bewegung gegen die handgreifliche und grobe Verletzung der Kongoakte wenig Boden fand, zumal da damals das deutsche Volk von eignen Kolonialsorgen beschwert wurde. Wie unangenehm man aber in Brüssel selbst diese wenig erfolgreiche Agitation in Deutschland empfand, ging mir noch im Jahre 1909 daraus hervor, daß ein belgischer Generalkonsul sich eifrig darüber zu informieren suchte, um welchen Preis wohl der Wortführer der deutschen Bewegung gegen die Kongogreuel zum Stillschweigen bewogen werden könne, und daß er sehr enttäuscht war, zu vernehmen, daß dieser wohlsituierte Ehrenmann über jeden solchen Annäherungsversuch weit erhaben sein würde.

Sehr bezeichnend war es auch, daß die zahlreichen katholischen belgischen Missionare nie ihre Stimme zugunsten der Eingeborenen erhoben haben. Sie hatten auch allen Grund dazu. Denn der Staat wies ihnen die zahlreichen, in den von seinen Truppen zerstörten Dörfern übrig gebliebenen Kinder als Zöglinge zu, bewilligte ihnen so viel Gelände, wie sie haben wollten, um dieses mit Hilfe dieser billigen Arbeitskräfte in gewinnbringende Plantagen umzuwandeln, und leistete ihnen auch sonst jeden gewünschten Vorschub. Die Dienstwilligkeit der belgischen Kolonialverwaltung gegenüber den Jesuitenmissionen ist auch nach Uebernahme der Kolonie durch Belgien eine so weitgehende gewesen, daß noch im letzten Winter heftige Debatten im belgischen Parlament über das Anschwellen der Besitzungen der toten Hand, über den von der Verwaltung auf die Beamten ausgeübten Druck, den Wünschen der Missionen in allem entgegenzukommen usw., stattfanden. Bezeichnend ist es auch, daß der Minister Renkin bei seiner Inspektionsreise durch die Kolonie im Jahre 1909 sich von einem eignen Beichtvater begleiten ließ.

Dem verdienstvollen Leiter der Congo Reform Association, E. D. Morel, sollte es aber unvergessen bleiben, daß er den Mut fand, bei Ausbruch des jetzigen Krieges in der von ihm herausgegebenen „West African Mail" gegen die schmachvolle Behandlung der deutschen Zivilbevölkerung in Togo und Kamerun durch die englischen und französischen Machthaber lebhaft zu protestieren. Diese Tat spricht allein schon für den Charakter dieses seinerzeit auch in Deutschland vielfach verleumdeten Mannes.

Der beste Beweis für die Wahrheit des gegen das leopoldinische System erhobenen schweren Anschuldigungen ist schon in der Tatsache zu finden, daß mit diesem System der äußersten Bedrückung der Eingeborenen wie des freien Handels nach dem Tod des Königs von seinem Nachfolger sehr erheblich aufgeräumt worden ist.

Nicht uninteressant ist es übrigens, zu sehen, wie gleiche Ursachen unter ähnlichen äußeren Verhältnissen die gleiche Wirkung erzielen. In diesem Sinne kann man von einer Duplizität der Ereignisse sprechen, wenn im Jahre

Digitized by Google

1909 englische Zeitungen über ungeheure Greueltaten berichteten, die sich die in London domizilierende „Peruvian Amazon Company" bei Ausbeutung der Kautschukschätze ihres Konzessionsgebietes am Putumayo im äußersten nordöstlichen Zipfel von Peru habe zuschulden kommen lassen. Die Sache erregte großes Aufsehen und beschäftigte auch das englische Parlament. Die englische Regierung sandte 1910 den mittlerweile zum Generalkonsul in Rio de Janeiro beförderten Sir Roger Casement nach Iquitos, um die Wahrheit der erhobenen Anschuldigungen zu ergründen. Es ergab sich folgender Tatbestand.[1]) Ein peruvianisches Privatunternehmen der Gebrüder Arana, das seit 1904 sich im Putumayogebiet etabliert hatte, war 1907 mit englischem Geld in eine Aktiengesellschaft von 1 Million Pfund Sterling Kapital umgewandelt worden. Die ursprünglichen Gründer hatten aus der westindischen Insel Barbados über 100 Neger, die meist lesen und schreiben konnten, als Arbeiter in ihr Gebiet eingeführt. Diese Leute wurden zunächst dazu benutzt, die an den beiden Nebenflüssen des Putumayo, dem Igaraparaná und Caraparaná, ansässigen, etwa 40000 bis 50000 Köpfe zählenden Indianerstämme zu unterwerfen. Dies geschah in der Weise, daß den Häuptlingen der in viele kleine Stämme zersplitterten, im Urwald wohnenden Indianer kleine Geschenke gespendet wurden, für die sie sich verpflichten mußten, ihre Stammesgenossen zum Sammeln von Kautschuk anzuhalten. Die Gesellschaft betrachtete diese Geschenke aber nicht als solche, sondern als Vorschuß für den zu liefernden Kautschuk und brachte die Indianer allmählich in ein Schuldverhältnis zu ihr, dem sie sich nicht wieder entziehen konnten. In jenen weit abseits von jeder staatlichen Kontrolle gelegenen Gebieten bestand der durch langjährige Ueberlieferung geheiligte Grundsatz, daß der Indianer keine Rechte habe. Aus dieser Anschauung heraus hatte sich das sog. Péonsystem entwickelt. Es bestand darin, den Schuldner für den Gläubiger arbeiten zu lassen und ihn in diesem Verhältnis zu behalten. Diese Arbeit hatte unter den vom Gläubiger gestellten Bedingungen zu geschehen unter Anwendung verschiedener Formen des körperlichen Zwanges. So wurden auch in

[1]) Parlamentary Papers. Miscellaneous Nr. 8, 1912. Correspondence relating the treatment of British Colonial subjects and native Indians employed in the collection of rubber in the Putumayo District. July 1912. Casement schließt seinen Bericht mit folgenden ergreifenden Sätzen: „Neither age nor sex was spared, all had to work rubber, to perform impossible tasks, to abandon home and cultivation in their forest clearings and to search week by week and month by month for the juice of rubber-yielding trees, untill death came as sudden penalty for failing strength and non-compliance, or more gently overtook them by the way in the form of starvation or disease. With all that it has given to the Amazon Valley of prosperity, of flourishing steamship communications, of port works, of growing towns and centres of civilisation with electric light and tramways, of well kept hospitals and drainage schemes, it may well be asked whether the rubber tree has not, perhaps, taken more away."

Mit der gleichen Berechtigung kann man die Frage erheben, ob all die Stiftungen, die Leopold II. hinterließ, all die Prachtbauten, die er in Tervuren usw. errichtete, oder in Brüssel unter Niederlegung ganzer Stadtteile plante, wohl die furchtbaren Menschenopfer aufwiegen, die sein System am Kongo verschlungen hat?

Digitized by Google

diesem Fall die mit Winchestergewehren ausgestatteten Barbadosleute von den Agenten der Gesellschaft, meist Peruvianern oder Kolombiern, angehalten, die Indianer zur Lieferung von immer steigenden Mengen von Kautschuk, zur Abgabe von Nahrungsmitteln, zur Stellung von Arbeitern für die Erbauung von Stationen usw. anzuhalten. Für alle diese Nebenarbeiten erhielten die Indianer überhaupt keine Vergütung. Der gelieferte Kautschuk wurde ihnen in der Weise bezahlt, daß sie ganz willkürlich für zirka 75 Kilogramm Kautschuk ein ganz minderwertiges Handelsgewehr, für zirka 50 Kilogramm eine baumwollene Hängematte, für 20 Kilogramm ein minderwertiges baumwollenes Hemd im Wert von kaum einem Schilling erhielten, aber immer nur als Vorschuß auf weitere Kautschuklieferung.

Lieferten sie nach Ansicht des Agenten nicht genug, so wurden sie von den Barbadosnegern auf das grausamste mißhandelt, mit Peitschen aus Tapirhaut blutig geschlagen, mit auf den Rücken gebundenen Händen über einen Baumast an einem Strick in die Höhe gezogen und in dieser Situation stundenlang hängen gelassen und zur Vermehrung der Qual noch hin und her geschaukelt. Das Hauptstrafmittel war aber der „Cepo" oder Block. Dieses Marterinstrument bestand aus zwei 3 bis 4 Meter langen Holzbalken, die sich in einem Scharnier bewegten. In diesen Balken waren halbkreisförmige Ausschnitte angebracht, in die die Schuldigen ihre Beine legen mußten. Dann wurden die Balken mit Gewalt aufeinandergepreßt und mit einem Schloß zusammengehalten. Das harte Holz verursachte einen furchtbaren, anhaltenden Druck auf die Unterschenkel und schnitt in das Fleisch derselben ein. In dieser Lage wurden die Unglücklichen oft tagelang ohne Nahrung gehalten, daneben wurden sie oft noch weiter ausgepeitscht. Dieser Strafe wurden nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Kinder unterzogen. Suchten die Indianer sich durch die Flucht in die Wälder solcher Behandlung zu entziehen, so wurde Jagd auf sie gemacht und sie rücksichtslos erschossen, oder es wurden ihre Frauen und Kinder ergriffen, in den Block gespannt und gepeitscht. Nicht selten ließ man diese Gefangenen auch einfach verhungern. Zur Unterstützung der Barbadosleute zog man junge Indianer aus anderen Stämmen heran, die sog. „Muchachos". Mit Flinten und Patronen versehen, vermochten diese Gesellen nunmehr ihren räuberischen Instinkten auf Kosten ihrer unbewaffneten und wehrlosen Volksgenossen nachzugehen, ohne daß die Agenten sich sonderlich um ihr Treiben kümmerten. Erfüllten die Barbadosleute oder die Muchachos nicht ihre Pflicht oder weigerten sie sich, die Indianer zu brutalisieren, so wurden sie von den Agenten derselben Behandlung wie die Indios unterzogen, gepeitscht, an den Armen aufgehängt oder in den Cepo gesteckt. Die Gesellschaft lieferte den Barbadosleuten weder die in Krankheitsfällen kontraktlich ausbedungene Medizin, noch war ein Arzt vorhanden. Auch die Nahrung war vielfach völlig unzureichend. Sie wurden über ihre Kontraktzeit zurückgehalten, indem man sie wie die Indianer in ein Schuldverhältnis zur Gesellschaft brachte und sogar ihre Spielgier dazu benutzte, um sie in diesem Verhältnis zu erhalten, indem man

Digitized by Google

die Spielschulden, die sie untereinander hatten, durch die Bücher der Gesellschaft gehen ließ.

Die Indianer mußten den von ihnen gesammelten Kautschuk periodenweise unter Bewachung von Muchachos auf 50 bis 60 Kilometer weit über die schwierigsten, durch Sümpfe, Baumwurzeln und umgefallene Bäume schon für den Unbelasteten schwer gangbaren Urwaldpfaden nach den an den Flußufern gelegenen Sammelstationen schleppen. Sie erhielten während dieser Trägerdienste keine Nahrung, mußten vielmehr selbst noch für diese sorgen. Casement konnte feststellen, daß diese Kautschuklasten bis zu 63 Kilogramm wogen, ein Knabe von 12 bis 13 Jahren, der selbst nur 25 Kilogramm wog, mußte eine Last von 29 Kilogramm schleppen. Er konstatierte auch die Anwendung ganz barbarischer Strafen. So wurden einem an den Boden mit ausgespreizten Händen und Beinen gepflöckten Mann die Geschlechtsteile mit Stockhieben zerschmettert. Nicht selten wurden Indianer, die sich weigerten, die geforderte Menge Kautschuk zu liefern, lebendig verbrannt oder ihnen der Kopf abgeschnitten oder sie zu Tode gepeitscht. Oft kam es vor, daß die in den Cepo gespannten Gefangenen Maden in den Hiebwunden hatten und daß sie sich in ihrem Hunger die Maden ablasen und aufaßen.

Die Frauen und Mädchen waren selbstverständlich den Lüsten der Agenten und ihrer farbigen Helfershelfer schutzlos überliefert. Die Agenten hielten sich ganze Harems. Das schützte diese unglücklichen Wesen aber nicht davor, nach Willkür über den Haufen geschossen zu werden. Manche Agenten waren von einer geradezu bestialischen Vernichtungswut besessen. Unter diesen Umständen kann es nicht wundernehmen, daß die harmlose, sanfte Eingeborenenbevölkerung von zirka 45000 Köpfen im Jahre 1906 auf 8000 bis 9000 im Jahre 1911 zusammengeschmolzen war. Die Nachbarschaft einer Station, deren Agent es besonders schlimm getrieben hatte, glich nach dem Zeugnis eines peruvianischen Offiziers in bezug auf die herumliegenden Knochenreste dem Schlachtfelde von Miraflores, dem Schauplatz der blutigsten Schlacht des chilenisch-peruvianischen Krieges.

Die Kautschukausbeute stieg von 15863 Kilogramm im Jahre 1900 auf 644897 Kilogramm im Jahre 1906, um dann auf 236448 Kilogramm im Jahre 1911 zu sinken. Im ganzen wurden während dieser zwölf Jahre 3922710 Kilogramm Kautschuk im Wert von zirka $1^1/_2$ Millionen Pfund Sterling ausgeführt. Die 4000 Tonnen kosteten zirka 30000 Menschen das Leben, sei es durch die Kugel, Feuer, Köpfung, Zutodepeitschung oder Erschöpfung.

Die peruvianische Regierung entsandte auf den Bericht Casements hin einen Untersuchungsrichter nach dem Putumayogebiet, der die Befunde des englischen Konsuls nach allen Richtungen bestätigte. Es wurden 237 Haftbefehle erlassen, aber schließlich nur neun Verhaftungen vorgenommen, die Hauptschuldigen entzogen sich der Verantwortung durch die Flucht, viele blieben aber überhaupt unbelästigt.

Der Ende 1912 behufs Feststellung der von der peruvianischen Regierung unternommenen Schritte zur Abstellung der trostlosen Lage im Putumayogebiet

Digitized by Google

dorthin entsandte englische Konsul Michell konnte nur feststellen, daß die von Peru ergriffenen Maßnahmen gänzlich ungeeignet waren, um eine gerechte und gute Behandlung der Indios sicherzustellen, da das Gebiet im Verhältnis zu dem von der Regierung hingesandten Aufsichtspersonal zu riesig sei.

Michell, der von 1905 bis 1907 als englischer Konsul am Kongo geweilt hatte, sagte in seinem Bericht an die englische Regierung:[1])

Bad as the state of affairs in the Putumayo was, and horrible as the tortures inflicted on the natives were, the people of the Congo suffered from an incessant and cruel oppression with which that of the Putumayo Indians could not be compared ... In the Congo there was no commercial element or bargin in the matter. Cautchouc or labour was a „tax", extorted at the muzzle of the rifle and 55 cm worth of cotton print per kg. of rubber was not intended to be a payment but a gift of a maternal Government."

In der Tat, wenn man an Stelle der Peitsche aus Tapirhaut die „chicotte", das Prügelinstrument aus Hippopotamushaut, an Stelle des „Muchacho" den aus einem Kannibalen in einen „gardien de forêt" verwandelten flintenbewaffneten Unhold, an Stelle des Cepo das „Maison des otages" setzt und statt des weißen peruvianischen Stationsvorstehers irgendeinen rohen Wallonen, deren Grausamkeit unsre Truppen in Belgien im Hochsommer vorigen Jahres ja genugsam kennen gelernt haben, so decken sich die am Putumayo und am Kongo entstandenen Verhältnisse nach vielen Richtungen. Sie waren jedenfalls ein wahrer Hohn auf die Kongoakte.

Das Jahr 1914 sollte schließlich die letzten Reste der noch stehen gebliebenen Ruinen derselben umlegen.

Am 10. Dezember 1884 hatte der eine Bevollmächtigte der Vereinigten Staaten, Mr. Kasson, der Berliner Konferenz eine Deklaration unterbreitet, die besagte, daß seine Regierung der Ansicht sei, daß das Werk der Konferenz unvollständig sein würde, wenn sie nicht Maßnahmen träfe, die der im Kongobecken zu leistenden Arbeit der Zivilisation und der Erziehung der Eingeborenen den Segen eines dauernden Friedenszustandes sicherten. Ein Krieg würde die barbarischen Leidenschaften der Eingeborenen wieder entfesseln und die in vielen Jahren mühsamer Arbeit erreichte Kultur mit einem Schlag wieder vernichten. Gerade die Erfahrungen, die man in Nordamerika zur Zeit der Kolonialkriege im achtzehnten Jahrhundert gemacht habe, in denen die Kriegführenden sich Verbündete unter den Indianerstämmen suchten und bei ihnen die natürliche Neigung zu Gewalt und Plünderung wieder erweckten, so daß es zu Akten furchtbarer Grausamkeit und Schlächtereien kam, bei denen weder Alter noch Geschlecht verschont wurden, — solche Erfahrungen sollten dem sich anbahnenden Werk der Zivilisation Zentralafrikas erspart bleiben, und deshalb schlage die Regierung

[1]) Parlamentary Papers, Miscellanous Nr. 6 (1913). Report of H. M.'s Consul at Iquitos on his tour in the Putumayo district. April 1913. S. 14.

Digitized by Google

der Vereinigten Staaten vor, im Falle eines europäischen Krieges zwischen den Signatarmächten das Kongobecken zu neutralisieren, um zu verhüten, daß der auswärtige Krieg auf dieses Gebiet übertragen und die an sich schon zu Raub und Plünderung geneigten Negerstämme in diesen Kampf hineingezogen würden. Die Annahme dieses allgemein gehaltenen Vorschlages scheiterte an dem Widerspruch des französischen Bevollmächtigten. Dieser erklärte, daß ein kriegführender Staat sich nicht einen Teil seiner Aktionsmittel entziehen lassen könne. Wenn ein Staat im Kriegszustand sei, so müsse er den Kampf mit allen ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln führen. Angesichts dieses Widerstandes Frankreichs gegen eine bedingungslose Neutralisierung einigte sich die Konferenz schließlich im § 11 der Akte auf folgende abgeschwächte Bestimmung:

„Falls eine Macht, die im konventionellen Kongobecken Hoheitsrechte ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, so verpflichten sich die Signatarmächte der Akte, ihre guten Dienste zu leihen, daß die im Kongobecken gelegenen Gebiete derselben mit ihrer Zustimmung sowie der der anderen kriegführenden Macht oder Mächte für die Dauer des Krieges neutralisiert werden. Die kriegführenden Parteien verzichten dementsprechend darauf, die Feindseligkeiten auf dieses so neutralisierte Gebiet auszudehnen, sowie es zur Basis von kriegerischen Operationen zu machen."

Unmittelbar nach Ausbruch des jetzigen Krieges hatte der Gouverneur von Kamerun am 2. August 1914 telegraphisch in Berlin angeregt, die nötigen diplomatischen Schritte zu tun, um dem Teil des Schutzgebietes, der unter die Kongoakte fällt, die Wohltaten des § 11 derselben zuteil werden zu lassen. Die Reichsregierung hat alsbald die Vermittlung der Vereinigten Staaten in diesem Sinne bei den Alliierten erbeten. Obgleich Belgien im gleichen Sinne wie Deutschland sich mit Frankreich und England über die nötigen Schritte zur Neutralisierung seiner Kongokolonie zu verständigen suchte, und obwohl Frankreich anfangs geneigt war, dem Vorschlag beizutreten, hat schließlich England mit dem Hinweis, daß es nötig erscheine, Deutschland zu schaden, wo man könne, den Ausschlag zur Ablehnung der Neutralisierung gegeben. Es fügte noch hinzu, daß Deutschland selbst den Kampf in den Kolonien begonnen habe. Das war wieder eine der so häufigen bewußten englischen Lügen. Denn am Kongo ist der Krieg von den vereinigten Belgiern und Franzosen am 5. bzw. 6. August mit dem Ueberfall auf die zwei deutschen Stationen im Sanga- und Ubangizipfel, Bonga und Singa, begonnen worden, in einem Augenblick, in dem die dortigen, von allem telegraphischen Verkehr mit Europa vollständig abgeschnittenen deutschen Beamten von dem Ausbruch des Krieges noch nichts wissen konnten. Auch in Ostafrika sind die Feindseligkeiten durch den Angriff englischer Kriegsschiffe auf den Funkenturm in Daressalam eröffnet worden.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, auf deren Betreiben doch gerade die Bestimmungen über die Neutralisierung des Kongobeckens in die Kongoakte aufgenommen worden waren, hat sich, wie die soeben von der deutschen Reichs-

Digitized by Google

regierung herausgegebene „Denkschrift über die Verhandlungen, betreffend die Neutralisierung des konventionellen Kongobeckens" klar erkennen läßt, auch in diesem Fall höchst sonderbar benommen. Sie hat zunächst am 31. August 1914 das Ersuchen der deutschen Regierung vom 23. August um Vermittlung unter dem fadenscheinigen Grund, daß die Vereinigten Staaten die Kongoakte (aus innerpolitischen Gründen) nicht ratifiziert hätten, glatt abgelehnt. In einem erneuten Ersuchen vom 15. September wurde sie von Berlin darauf hingewiesen, daß der deutsche Antrag lediglich eine unnötige und zugleich der Kulturgemeinschaft der weißen Rasse schädliche Verschärfung des Kriegszustandes hintanzuhalten bezwecke und deshalb wohl die volle Sympathie der amerikanischen Regierung, namentlich angesichts ihres Verhaltens auf der Kongokonferenz 1884/85, verdiene. Darauf hat man sich dann schließlich in Washington dazu herbeigelassen, den deutschen Vorschlag am 26. September, aber ohne irgendeine Anmerkung oder Befürwortung, nach London und Paris weiterzugeben.

Weder in England aber, noch in den Vereinigten Staaten haben sich die Aboriginal Protection Society, die zahllosen Missionsgesellschaften und philanthropischen Vereinigungen irgendwie bemüßigt gefühlt, ihre gewichtigen Stimmen gegen die Uebertragung der Kriegsfurie in Europa nach Afrika zu erheben. Nur ein Beweis mehr für die längst feststehende Tatsache, daß in diesen Ländern des Cant und der heuchlerischen Augenverdrehung alle wahrhaft humanitären Bestrebungen in der Stunde des Ernstes und der Gefahr keinen Boden haben. Was aber sagen die elf englischen geistlichen hohen Würdenträger zu dieser Umwerfung der letzten noch stehengebliebenen Säule der Kongoakte durch ihre Regierung? Sie, die beim Kriegsausbruch an Adolf Harnack voll Pathos schrieben: „Wir können niemals das Gesetz an Stelle des Krieges setzen, wenn feierliche internationale Verträge nach dem Belieben einer beteiligten Macht gebrochen werden können. Solche Verpflichtungen binden nach unsrer Auffassung aber besonders streng, wenn sie die Neutralität betreffen. Denn die ständige Erweiterung der Neutralität erscheint uns als einer der sichersten Wege zur fortschreitenden Austilgung des Krieges vom Antlitz der Erde."

Wie hart und grausam sind alle Hoffnungen der Idealisten auf das Werk der Kongokonferenz im Laufe der verflossenen dreißig Jahre Schritt für Schritt enttäuscht und zunichte gemacht worden! Wie unfruchtbar ist schließlich dieses mühselige Werk der an ihr beteiligt gewesenen Diplomaten geblieben! Bei Licht besehen ist von der Kongoakte nichts erhalten als der § 7, der bestimmt, daß das Kongobecken baldtunlich in das Gebiet des Weltpostvereins einzubeziehen ist!

Die mit der Kongoakte gemachten Erfahrungen lehren, daß Fragen, bei denen die Geldsackinteressen im Vordergrund stehen und bei denen Persönlichkeiten mit so weitem Gewissen, wie Leopold II. es war, die führende Rolle spielen, sich nicht durch internationale Abmachungen regeln lassen. Der heutige Kulturzustand auch der sog. zivilisierten Völker und das ethische Empfinden

Digitized by Google

der Vereinigten Staaten vor, im Falle eines europäischen Krieges zwischen den Signatarmächten das Kongobecken zu neutralisieren, um zu verhüten, daß der auswärtige Krieg auf dieses Gebiet übertragen und die an sich schon zu Raub und Plünderung geneigten Negerstämme in diesen Kampf hineingezogen würden. Die Annahme dieses allgemein gehaltenen Vorschlages scheiterte an dem Widerspruch des französischen Bevollmächtigten. Dieser erklärte, daß ein kriegführender Staat sich nicht einen Teil seiner Aktionsmittel entziehen lassen könne. Wenn ein Staat im Kriegszustand sei, so müsse er den Kampf mit allen ihm zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln führen. Angesichts dieses Widerstandes Frankreichs gegen eine bedingungslose Neutralisierung einigte sich die Konferenz schließlich im § 11 der Akte auf folgende abgeschwächte Bestimmung:

„Falls eine Macht, die im konventionellen Kongobecken Hoheitsrechte ausübt, in einen Krieg verwickelt wird, so verpflichten sich die Signatarmächte der Akte, ihre guten Dienste zu leihen, daß die im Kongobecken gelegenen Gebiete derselben mit ihrer Zustimmung sowie der der anderen kriegführenden Macht oder Mächte für die Dauer des Krieges neutralisiert werden. Die kriegführenden Parteien verzichten dementsprechend darauf, die Feindseligkeiten auf dieses so neutralisierte Gebiet auszudehnen, sowie es zur Basis von kriegerischen Operationen zu machen."

Unmittelbar nach Ausbruch des jetzigen Krieges hatte der Gouverneur von Kamerun am 2. August 1914 telegraphisch in Berlin angeregt, die nötigen diplomatischen Schritte zu tun, um dem Teil des Schutzgebietes, der unter die Kongoakte fällt, die Wohltaten des § 11 derselben zuteil werden zu lassen. Die Reichsregierung hat alsbald die Vermittlung der Vereinigten Staaten in diesem Sinne bei den Alliierten erbeten. Obgleich Belgien im gleichen Sinne wie Deutschland sich mit Frankreich und England über die nötigen Schritte zur Neutralisierung seiner Kongokolonie zu verständigen suchte, und obwohl Frankreich anfangs geneigt war, dem Vorschlag beizutreten, hat schließlich England mit dem Hinweis, daß es nötig erscheine, Deutschland zu schaden, wo man könne, den Ausschlag zur Ablehnung der Neutralisierung gegeben. Es fügte noch hinzu, daß Deutschland selbst den Kampf in den Kolonien begonnen habe. Das war wieder eine der so häufigen bewußten englischen Lügen. Denn am Kongo ist der Krieg von den vereinigten Belgiern und Franzosen am 5. bzw. 6. August mit dem Ueberfall auf die zwei deutschen Stationen im Sanga- und Ubangizipfel, Bonga und Singa, begonnen worden, in einem Augenblick, in dem die dortigen, von allem telegraphischen Verkehr mit Europa vollständig abgeschnittenen deutschen Beamten von dem Ausbruch des Krieges noch nichts wissen konnten. Auch in Ostafrika sind die Feindseligkeiten durch den Angriff englischer Kriegsschiffe auf den Funkenturm in Daressalam eröffnet worden.

Die Regierung der Vereinigten Staaten, auf deren Betreiben doch gerade die Bestimmungen über die Neutralisierung des Kongobeckens in die Kongoakte aufgenommen worden waren, hat sich, wie die soeben von der deutschen Reichs-

Digitized by Google

regierung herausgegebene „Denkschrift über die Verhandlungen, betreffend die Neutralisierung des konventionellen Kongobeckens" klar erkennen läßt, auch in diesem Fall höchst sonderbar benommen. Sie hat zunächst am 31. August 1914 das Ersuchen der deutschen Regierung vom 23. August um Vermittlung unter dem fadenscheinigen Grund, daß die Vereinigten Staaten die Kongoakte (aus innerpolitischen Gründen) nicht ratifiziert hätten, glatt abgelehnt. In einem erneuten Ersuchen vom 15. September wurde sie von Berlin darauf hingewiesen, daß der deutsche Antrag lediglich eine unnötige und zugleich der Kulturgemeinschaft der weißen Rasse schädliche Verschärfung des Kriegszustandes hintanzuhalten bezwecke und deshalb wohl die volle Sympathie der amerikanischen Regierung, namentlich angesichts ihres Verhaltens auf der Kongokonferenz 1884/85, verdiene. Darauf hat man sich dann schließlich in Washington dazu herbeigelassen, den deutschen Vorschlag am 26. September, aber ohne irgendeine Anmerkung oder Befürwortung, nach London und Paris weiterzugeben.

Weder in England aber, noch in den Vereinigten Staaten haben sich die Aboriginal Protection Society, die zahllosen Missionsgesellschaften und philanthropischen Vereinigungen irgendwie bemüßigt gefühlt, ihre gewichtigen Stimmen gegen die Uebertragung der Kriegsfurie in Europa nach Afrika zu erheben. Nur ein Beweis mehr für die längst feststehende Tatsache, daß in diesen Ländern des Cant und der heuchlerischen Augenverdrehung alle wahrhaft humanitären Bestrebungen in der Stunde des Ernstes und der Gefahr keinen Boden haben. Was aber sagen die elf englischen geistlichen hohen Würdenträger zu dieser Umwerfung der letzten noch stehengebliebenen Säule der Kongoakte durch ihre Regierung? Sie, die beim Kriegsausbruch an Adolf Harnack voll Pathos schrieben: „Wir können niemals das Gesetz an Stelle des Krieges setzen, wenn feierliche internationale Verträge nach dem Belieben einer beteiligten Macht gebrochen werden können. Solche Verpflichtungen binden nach unsrer Auffassung aber besonders streng, wenn sie die Neutralität betreffen. Denn die ständige Erweiterung der Neutralität erscheint uns als einer der sichersten Wege zur fortschreitenden Austilgung des Krieges vom Antlitz der Erde."

Wie hart und grausam sind alle Hoffnungen der Idealisten auf das Werk der Kongokonferenz im Laufe der verflossenen dreißig Jahre Schritt für Schritt enttäuscht und zunichte gemacht worden! Wie unfruchtbar ist schließlich dieses mühselige Werk der an ihr beteiligt gewesenen Diplomaten geblieben! Bei Licht besehen ist von der Kongoakte nichts erhalten als der § 7, der bestimmt, daß das Kongobecken baldtunlich in das Gebiet des Weltpostvereins einzubeziehen ist!

Die mit der Kongoakte gemachten Erfahrungen lehren, daß Fragen, bei denen die Geldsackinteressen im Vordergrund stehen und bei denen Persönlichkeiten mit so weitem Gewissen, wie Leopold II. es war, die führende Rolle spielen, sich nicht durch internationale Abmachungen regeln lassen. Der heutige Kulturzustand auch der sog. zivilisierten Völker und das ethische Empfinden

Digitized by Google

ihrer leitenden Kreise ist vielfach für eine derartige diplomatische Regelung wirtschaftlicher Fragen noch lange nicht reif genug.

Das deutsche Volk aber, nachdem es durch die harte Schule dieses Krieges hindurchgegangen sein wird, dürfte hoffentlich jenen unklaren Idealismus ablegen, der es gerade auf dem Gebiete der Kongoakte zum Spielball fremder Einflüsse gemacht und zu materiellen Opfern veranlaßt hat, die pour le roi des Belges vertan worden sind.

Im Jahre 1876 wurden im Königsschloß zu Brüssel die namhaftesten Geographen und Afrikaforscher zu einer internationalen Konferenz zur Beratung der Mittel und Wege für eine planmäßige Erforschung von Afrika berufen. Diese Versammlung lieferte dem König Leopold II. den Mantel, unter dem er seine ersten vorbereitenden Schritte zur Gründung des Kongostaates zu verbergen wünschte. Die englischen geographischen Kreise, die immer eine feine politische Witterung hatten, ließen sich auf eine Unterstützung der leopoldinischen Pläne überhaupt nicht ein. Bei Frankreich mußte der König die schmerzliche Ueberraschung erleben, daß de Brazza, dessen Reise von Ogowe zum Stanleypool er pekuniär unterstützt hatte, seine Errungenschaften seinem Adoptivvaterland Frankreich zur Verfügung stellte und zum schärfsten Gegner der Stanleyschen Expedition wurde, der er Abbruch tat, wo er konnte. Nur wir Deutsche haben, noch dazu aus Reichsmitteln, im biederen Vertrauen auf die humanitären und zivilisatorischen Bestrebungen des Brüsseler Drahtziehers, demselben geholfen, einen großen Teil des zukünftigen Kongostaates geographisch zu erforschen. Der letzte Vorsitzende der „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland", Admiral v. Schleinitz, fuhr mit diesem System noch fort und sandte eine neue große wissenschaftliche Expedition nach der Kongomündung (1884/85) zu einem Zeitpunkt, als bereits die aktive deutsche Kolonialpolitik einsetzte. Bismarck, der sich bis dahin wenig um die Tätigkeit dieser „Professorengesellschaft", wie er sie Rohlfs[1]) gegenüber einmal nannte, gekümmert hatte, ging das über den Spaß. Er entzog ihr die Unterstützung aus Reichsmitteln und bewirkte dadurch ihre baldige Auflösung. Ganz ähnlich suggestiv hat die von Brüssel aus inszenierte, im geheimen, wie wir oben sahen, ganz anderen Zwecken dienende Agitation für die Bekämpfung des Sklavenhandels in Deutschland gewirkt. Keiner anderen Nation fiel es ein, für solche Zwecke Gut und Blut einzusetzen. Nur wir Deutsche ließen uns auch hier wieder einfangen. Die zur Bekämpfung des tatsächlich in Deutsch-Ostafrika gar nicht mehr bestehenden Sklavenraubes aufgewandten Millionen der Antisklavereilotterie und andrer Sammlungen erwiesen sich schließlich als nutzlos ausgegeben, wenn man davon absieht, daß das ostafrikanische Gouvernement durch diese Unternehmungen billig zu je einem freilich wenig brauchbaren Dampfer auf den zentralafrikanischen Seen kam, die aber gegen Sklavenjäger absolut nichts zu tun fanden.

---

[1]) Gerhard Rohlfs. Lebensbild eines Afrikaforschers von Konrad Guenther. Freiburg 1912.

Digitized by Google

Hoffentlich werden dieſe Erfahrungen dazu beitragen, fortab der Einſpannung deutſcher Kräfte und Geldmittel für die Verwirklichung fremdländiſcher Pläne und Intereſſen einen ſtarken Riegel vorzuſchieben. Vestigia terrent!

Gefühl und Politik

Von

Wilhelm v. Maſſow

Von der Zuſammenſtellung der beiden Begriffe „Gefühl“ und „Politik“ wendet ſich der Berufspolitiker in der Regel mit Grauſen. Er hat genug damit zu tun, den Aerger hinunterzuſchlucken, den ihm die Gefühlsſeligkeit der Menſchen in der Beurteilung von Fragen des Staatsintereſſes bereitet. Es iſt für ihn die Quelle aller Unklarheit und Torheit. Wenn daher an ihn die Frage herantritt, was Gefühl und Politik miteinander zu tun haben, ſo wird ihm am nächſten die unwirſche Antwort auf der Zunge liegen: „Gar nichts.“

Aber wenn wir uns in der Welt umſehen, werden wir bemerken, daß wir nicht ſo ſchnell um die Frage herumkommen. Uns Deutſchen wird beſonders häufig — denn wir haben draußen in der Welt viele Feinde und drinnen bei uns viele Kritiker und Erzieher! — vorgeworfen, daß wir in politiſchen Dingen gar zu „ſentimental“ ſeien, daß das Gefühl mit unſerm nüchternen Urteil durchgehe, und daß uns daraus ſchon ſo manche Nachteile erwachſen ſeien. Dieſe Vorwürfe mögen berechtigt ſein, aber ſind wir allein unter den Völkern dasjenige, das ſich vom Gefühl fortreißen läßt? Ich glaube, der Weltkrieg iſt geeignet, uns eines Beſſern zu belehren. Die Beweggründe, die dazu geführt haben, liegen zum guten Teil ſo ſehr außerhalb rein verſtandesmäßiger Erwägungen, das Urteil der Völker, die uns angegriffen haben, erſcheint ſo ſehr durch Gefühlsregungen getrübt, daß wir auch bei der ſchärfſten Selbſtkritik die Behauptung nicht aufrechterhalten können, es ſei nur das deutſche Volk, das in politiſchen Dingen nicht nüchtern genug zu wägen verſtehe. Niemand wird z. B. ſagen können, daß Frankreich aus einem verſtandesmäßig begründeten Intereſſe gegen uns Krieg führe. Es führt in Wahrheit den Krieg gegen ſein wahres Intereſſe, als Werkzeug Rußlands und als Opfer engliſcher Uebervorteilung, aber es merkt trotz der hohen Intelligenz der franzöſiſchen Nation nichts davon, weil Haß und Rachſucht gegen Deutſchland, beſtändig genährt und aufgepeitſcht von einer kleinen Schar Ehrgeiziger und gewiſſenloſer Sondercliquen, jede geſunde Urteilsfähigkeit überwuchert und erſtickt haben. Auch wenn wir zu den Neutralen hinüberſchauen, ließen ſich Beiſpiele häufen, wie unklare Sympathien und gefühlsmäßige Vorurteile unter Völkern von anerkannter Klugheit und politiſcher Begabung eine ſolche Rolle ſpielen, daß ſie oft drauf und dran ſind, das Urteil

Digitized by Google

und die Entschlüsse ihrer weiterblickenden Staatsmänner über den Haufen zu werfen und eine Lage herbeizuführen, die die Interessen ihres eignen Landes schwer gefährden würde. Es scheint sich also doch zu lohnen, daß man der Frage, was das Gefühl in der Politik zu bedeuten hat, etwas näher tritt.

Vielleicht bahnen wir uns einen Weg zu dem Problem, wenn wir uns die Natur des Staatsmannes genauer ansehen.

Wir sprechen von Staatskunst, weil die Tätigkeit des Staatsmannes, so fern sie auch dem liegen mag, was wir unter „Kunst" im engeren Sinne verstehen, vor allem ein intensives Können voraussetzt, das nicht beliebig angelernt werden kann, sondern in der natürlichen Art der Persönlichkeit begründet ist. Während aber der Künstler im engeren Sinne einem Stoff gegenübersteht, der ohne ihn nichts ist, den er erst durch persönliches Schaffen zu etwas macht, befindet sich der Staatsmann in äußerster Abhängigkeit von dem „Material" — wenn man es so ausdrücken darf —, an dem er sein Können zu beweisen hat. Denn dieses Material ist die Gemeinschaft lebendiger Menschen, der er selbst angehört und mit der er sich eins fühlt. Deshalb muß der Staatsmann eine besondere Vereinigung von Eigenschaften besitzen, die nur selten in vollkommener Weise zusammentreffen. Wenn er nicht eine besondere Feinfühligkeit für alle Regungen der Volksseele besitzt, wird er sein Material nicht so beherrschen, wie es die Ausübung seiner „Kunst" fordert. Aber gerade diese Feinfühligkeit vereinigt sich schwer mit einem Charakter von besonderer Geschlossenheit und Stärke, mit einer straffen Konzentration von Verstand und Willen, wie sie derselben Tätigkeit eigen sein muß. Meist ist ja die letztgenannte Veranlagung mit einer gewissen Einseitigkeit und herben Abgeschlossenheit gegen die Umwelt verbunden, die eine erhöhte Feinfühligkeit ausschließt. Es muß eben schon eine seltene Natur sein, die zugleich mit der größten Kraft und Ueberlegenheit des Erkennens und Wollens in ihrer Person alle Ausstrahlungen der Volksart wie in einem Brennpunkt sammelt. Eine solche Natur war Bismarck, aber eben diese Erinnerung zeigt auch, wie schwer die Forderung im Alltag des politischen Lebens zu erfüllen ist. Trotzdem werden wir aus solchem Vorbild auch für die Forderungen des Alltags manches lernen können.

Was der Berufspolitiker jeder Art — nicht bloß der Staatsmann — am schwersten und seltensten erreichen wird, das läßt sich aus der soeben angestellten Betrachtung entnehmen. Wir müssen daran denken, daß gerade die Begabtesten unter den Politikern, die die größte Freudigkeit und Begeisterung für ihren Beruf mitbringen, am meisten in Gefahr stehen, daß unter der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Empfindens die volle Beherrschung der eignen Persönlichkeit leidet. Die sachliche Konzentration, das Gleichmaß und die Klarheit des Urteils werden beeinträchtigt. Deshalb ist es für die Schulung des praktischen Politikers die erste und wichtigste Forderung: Erwirb und bewahre dir die Fähigkeit, gleichsam aus dir selbst herauszutreten, dich selbst scharf kritisch als Objekt zu betrachten, vor allem dein Fühlen zu meistern. Denn nur so erlangt der Verstand die

Digitized by Google

Klarheit und Ueberlegenheit, die im politischen Urteil, Rat, Entschluß und Handeln gefordert werden muß.

Fürst Bülow erzählte einmal in einer Reichstagsrede (am 17. März 1905), worin er auf Angriffe des Abgeordneten Bebel antwortete, wie er als junger Diplomat eine Lektion vom Fürsten Bismarck empfangen hatte. „Der Herr Abgeordnete Bebel" — so sagte Graf Bülow — „hat drei- oder viermal das Wort „Entrüstung" gebraucht. Da sich der Herr Abgeordnete Bebel für Aeußerungen des großen Fürsten Bismarck interessiert (Bebel hatte sich nämlich auf Worte Bismarcks berufen), so will ich ihm ein kleines persönliches Erlebnis erzählen. Als ich viel jünger war, schrieb ich einmal als Geschäftsträger — ich will nicht sagen, von welchem Posten aus — einen Bericht, in dem das Wort „Entrüstung" vorkam. Da ließ mich Fürst Bismarck darauf aufmerksam machen, daß „Entrüstung" kein politischer Ausdruck sei. Der Politiker — so schrieb mir Fürst Bismarck — werde durch Vorgänge mehr oder weniger angenehm berührt. Er reagiere in dieser oder jener Weise auf Vorgänge, aber er entrüste sich nicht. Jedenfalls sollte mit dem Wort Entrüstung sparsam umgegangen werden."

Was der damalige Reichskanzler aus seiner diplomatischen Lehrzeit von seinem großen Vorgänger erzählte, muß natürlich cum grano salis verstanden werden. Die Seelentätigkeit des Politikers hat zwei Seiten, eine passive und eine aktive. Die aktive fordert die Ausschaltung von Gefühl und Leidenschaft möglichst vollständig, aber ihr geht eine passive voran, die Aufnahme des Bildes der Lage, und darin kann der Politiker nicht feinfühlig und hellsehend genug sein, auch in bezug auf die Gefühlsmomente, die zu diesem Bilde gehören. Nichts würde verhängnisvoller sein als ein Hinwegsehen über die Gefühlsseite im Leben der Völker, oder gar die Unfähigkeit, diese Seite zu verstehen.

Das Gefühlsleben ist im wirklichen Menschen von dem Intellekt untrennbar; die Sonderung ist ja nur eine begriffliche. Das erfahren wir auch im Leben des Einzelnen. Es gibt zwar Menschen, die sich einbilden, daß sie stets nur ihrem Verstande folgen. Das beruht aber auf einer unrichtigen Deutung des seelischen Vorgangs. Es entgeht ihnen, daß die Neigung, eine von außen kommende Gefühlserregung abzustoßen, nicht auf einer Tätigkeit ihres Verstandes beruht, sondern im Grunde in einer Eigentümlichkeit ihres eignen Gefühlslebens wurzelt, das zwar matt und oft unbewußt, immerhin aber vorhanden ist. Können wir also im Leben des Einzelnen eine vom Gefühlsleben losgelöste Wirklichkeit nicht denken, so finden wir es auch im Völkerleben nicht anders. Das Gefühlsleben der Völker gehört zum richtigen Bilde der Wirklichkeit. Darum muß es für den Politiker ein Gegenstand eifrigen und tiefen Studiums sein, nicht nur bei den Völkern, gegen die er arbeitet, sondern auch bei dem eignen, mit dem er arbeitet. Dabei wird aber eine andre Bedeutung des Gefühls in der Politik klar: es wird für den Staatsmann ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke oder — um einen anschaulicheren Vergleich zu gebrauchen — ein Instrument, das der Staatsmann spielen können muß, um bestimmte Wirkungen zu erreichen.

Digitized by Google

und die Entschlüsse ihrer weiterblickenden Staatsmänner über den Haufen zu werfen und eine Lage herbeizuführen, die die Interessen ihres eignen Landes schwer gefährden würde. Es scheint sich also doch zu lohnen, daß man der Frage, was das Gefühl in der Politik zu bedeuten hat, etwas näher tritt.

Vielleicht bahnen wir uns einen Weg zu dem Problem, wenn wir uns die Natur des Staatsmannes genauer ansehen.

Wir sprechen von Staatskunst, weil die Tätigkeit des Staatsmannes, so fern sie auch dem liegen mag, was wir unter „Kunst" im engeren Sinne verstehen, vor allem ein intensives Können voraussetzt, das nicht beliebig angelernt werden kann, sondern in der natürlichen Art der Persönlichkeit begründet ist. Während aber der Künstler im engeren Sinne einem Stoff gegenübersteht, der ohne ihn nichts ist, den er erst durch persönliches Schaffen zu etwas macht, befindet sich der Staatsmann in äußerster Abhängigkeit von dem „Material" — wenn man es so ausdrücken darf —, an dem er sein Können zu beweisen hat. Denn dieses Material ist die Gemeinschaft lebendiger Menschen, der er selbst angehört und mit der er sich eins fühlt. Deshalb muß der Staatsmann eine besondere Vereinigung von Eigenschaften besitzen, die nur selten in vollkommener Weise zusammentreffen. Wenn er nicht eine besondere Feinfühligkeit für alle Regungen der Volksseele besitzt, wird er sein Material nicht so beherrschen, wie es die Ausübung seiner „Kunst" fordert. Aber gerade diese Feinfühligkeit vereinigt sich schwer mit einem Charakter von besonderer Geschlossenheit und Stärke, mit einer straffen Konzentration von Verstand und Willen, wie sie derselben Tätigkeit eigen sein muß. Meist ist ja die letztgenannte Veranlagung mit einer gewissen Einseitigkeit und herben Abgeschlossenheit gegen die Umwelt verbunden, die eine erhöhte Feinfühligkeit ausschließt. Es muß eben schon eine seltene Natur sein, die zugleich mit der größten Kraft und Ueberlegenheit des Erkennens und Wollens in ihrer Person alle Ausstrahlungen der Volksart wie in einem Brennpunkt sammelt. Eine solche Natur war Bismarck, aber eben diese Erinnerung zeigt auch, wie schwer die Forderung im Alltag des politischen Lebens zu erfüllen ist. Trotzdem werden wir aus solchem Vorbild auch für die Forderungen des Alltags manches lernen können.

Was der Berufspolitiker jeder Art — nicht bloß der Staatsmann — am schwersten und seltensten erreichen wird, das läßt sich aus der soeben angestellten Betrachtung entnehmen. Wir müssen daran denken, daß gerade die Begabtesten unter den Politikern, die die größte Freudigkeit und Begeisterung für ihren Beruf mitbringen, am meisten in Gefahr stehen, daß unter der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Empfindens die volle Beherrschung der eignen Persönlichkeit leidet. Die sachliche Konzentration, das Gleichmaß und die Klarheit des Urteils werden beeinträchtigt. Deshalb ist es für die Schulung des praktischen Politikers die erste und wichtigste Forderung: Erwirb und bewahre dir die Fähigkeit, gleichsam aus dir selbst herauszutreten, dich selbst scharf kritisch als Objekt zu betrachten, vor allem dein Fühlen zu meistern. Denn nur so erlangt der Verstand die

Digitized by Google

Klarheit und Ueberlegenheit, die im politischen Urteil, Rat, Entschluß und Handeln gefordert werden muß.

Fürst Bülow erzählte einmal in einer Reichstagsrede (am 17. März 1905), worin er auf Angriffe des Abgeordneten Bebel antwortete, wie er als junger Diplomat eine Lektion vom Fürsten Bismarck empfangen hatte. „Der Herr Abgeordnete Bebel" — so sagte Graf Bülow — „hat drei- oder viermal das Wort „Entrüstung" gebraucht. Da sich der Herr Abgeordnete Bebel für Aeußerungen des großen Fürsten Bismarck interessiert (Bebel hatte sich nämlich auf Worte Bismarcks berufen), so will ich ihm ein kleines persönliches Erlebnis erzählen. Als ich viel jünger war, schrieb ich einmal als Geschäftsträger — ich will nicht sagen, von welchem Posten aus — einen Bericht, in dem das Wort „Entrüstung" vorkam. Da ließ mich Fürst Bismarck darauf aufmerksam machen, daß „Entrüstung" kein politischer Ausdruck sei. Der Politiker — so schrieb mir Fürst Bismarck — werde durch Vorgänge mehr oder weniger angenehm berührt. Er reagiere in dieser oder jener Weise auf Vorgänge, aber er entrüste sich nicht. Jedenfalls sollte mit dem Wort Entrüstung sparsam umgegangen werden."

Was der damalige Reichskanzler aus seiner diplomatischen Lehrzeit von seinem großen Vorgänger erzählte, muß natürlich cum grano salis verstanden werden. Die Seelentätigkeit des Politikers hat zwei Seiten, eine passive und eine aktive. Die aktive fordert die Ausschaltung von Gefühl und Leidenschaft möglichst vollständig, aber ihr geht eine passive voran, die Aufnahme des Bildes der Lage, und darin kann der Politiker nicht feinfühlig und hellsehend genug sein, auch in bezug auf die Gefühlsmomente, die zu diesem Bilde gehören. Nichts würde verhängnisvoller sein als ein Hinwegsehen über die Gefühlsseite im Leben der Völker, oder gar die Unfähigkeit, diese Seite zu verstehen.

Das Gefühlsleben ist im wirklichen Menschen von dem Intellekt untrennbar; die Sonderung ist ja nur eine begriffliche. Das erfahren wir auch im Leben des Einzelnen. Es gibt zwar Menschen, die sich einbilden, daß sie stets nur ihrem Verstande folgen. Das beruht aber auf einer unrichtigen Deutung des seelischen Vorgangs. Es entgeht ihnen, daß die Neigung, eine von außen kommende Gefühlserregung abzustoßen, nicht auf einer Tätigkeit ihres Verstandes beruht, sondern im Grunde in einer Eigentümlichkeit ihres eignen Gefühlslebens wurzelt, das zwar matt und oft unbewußt, immerhin aber vorhanden ist. Können wir also im Leben des Einzelnen eine vom Gefühlsleben losgelöste Wirklichkeit nicht denken, so finden wir es auch im Völkerleben nicht anders. Das Gefühlsleben der Völker gehört zum richtigen Bilde der Wirklichkeit. Darum muß es für den Politiker ein Gegenstand eifrigen und tiefen Studiums sein, nicht nur bei den Völkern, gegen die er arbeitet, sondern auch bei dem eignen, mit dem er arbeitet. Dabei wird aber eine andre Bedeutung des Gefühls in der Politik klar: es wird für den Staatsmann ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke oder — um einen anschaulicheren Vergleich zu gebrauchen — ein Instrument, das der Staatsmann spielen können muß, um bestimmte Wirkungen zu erreichen.

Digitized by Google

und die Entschlüsse ihrer weiterblickenden Staatsmänner über den Haufen zu werfen und eine Lage herbeizuführen, die die Interessen ihres eignen Landes schwer gefährden würde. Es scheint sich also doch zu lohnen, daß man der Frage, was das Gefühl in der Politik zu bedeuten hat, etwas näher tritt.

Vielleicht bahnen wir uns einen Weg zu dem Problem, wenn wir uns die Natur des Staatsmannes genauer ansehen.

Wir sprechen von Staatskunst, weil die Tätigkeit des Staatsmannes, so fern sie auch dem liegen mag, was wir unter „Kunst" im engeren Sinne verstehen, vor allem ein intensives Können voraussetzt, das nicht beliebig angelernt werden kann, sondern in der natürlichen Art der Persönlichkeit begründet ist. Während aber der Künstler im engeren Sinne einem Stoff gegenübersteht, der ohne ihn nichts ist, den er erst durch persönliches Schaffen zu etwas macht, befindet sich der Staatsmann in äußerster Abhängigkeit von dem „Material" — wenn man es so ausdrücken darf —, an dem er sein Können zu beweisen hat. Denn dieses Material ist die Gemeinschaft lebendiger Menschen, der er selbst angehört und mit der er sich eins fühlt. Deshalb muß der Staatsmann eine besondere Vereinigung von Eigenschaften besitzen, die nur selten in vollkommener Weise zusammentreffen. Wenn er nicht eine besondere Feinfühligkeit für alle Regungen der Volksseele besitzt, wird er sein Material nicht so beherrschen, wie es die Ausübung seiner „Kunst" fordert. Aber gerade diese Feinfühligkeit vereinigt sich schwer mit einem Charakter von besonderer Geschlossenheit und Stärke, mit einer straffen Konzentration von Verstand und Willen, wie sie derselben Tätigkeit eigen sein muß. Meist ist ja die letztgenannte Veranlagung mit einer gewissen Einseitigkeit und herben Abgeschlossenheit gegen die Umwelt verbunden, die eine erhöhte Feinfühligkeit ausschließt. Es muß eben schon eine seltene Natur sein, die zugleich mit der größten Kraft und Ueberlegenheit des Erkennens und Wollens in ihrer Person alle Ausstrahlungen der Volksart wie in einem Brennpunkt sammelt. Eine solche Natur war Bismarck, aber eben diese Erinnerung zeigt auch, wie schwer die Forderung im Alltag des politischen Lebens zu erfüllen ist. Trotzdem werden wir aus solchem Vorbild auch für die Forderungen des Alltags manches lernen können.

Was der Berufspolitiker jeder Art — nicht bloß der Staatsmann — am schwersten und seltensten erreichen wird, das läßt sich aus der soeben angestellten Betrachtung entnehmen. Wir müssen daran denken, daß gerade die Begabtesten unter den Politikern, die die größte Freudigkeit und Begeisterung für ihren Beruf mitbringen, am meisten in Gefahr stehen, daß unter der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Empfindens die volle Beherrschung der eignen Persönlichkeit leidet. Die sachliche Konzentration, das Gleichmaß und die Klarheit des Urteils werden beeinträchtigt. Deshalb ist es für die Schulung des praktischen Politikers die erste und wichtigste Forderung: Erwirb und bewahre dir die Fähigkeit, gleichsam aus dir selbst herauszutreten, dich selbst scharf kritisch als Objekt zu betrachten, vor allem dein Fühlen zu meistern. Denn nur so erlangt der Verstand die

Digitized by Google

Klarheit und Ueberlegenheit, die im politischen Urteil, Rat, Entschluß und Handeln gefordert werden muß.

Fürst Bülow erzählte einmal in einer Reichstagsrede (am 17. März 1905), worin er auf Angriffe des Abgeordneten Bebel antwortete, wie er als junger Diplomat eine Lektion vom Fürsten Bismarck empfangen hatte. „Der Herr Abgeordnete Bebel" — so sagte Graf Bülow — „hat drei- oder viermal das Wort „Entrüstung" gebraucht. Da sich der Herr Abgeordnete Bebel für Aeußerungen des großen Fürsten Bismarck interessiert (Bebel hatte sich nämlich auf Worte Bismarcks berufen), so will ich ihm ein kleines persönliches Erlebnis erzählen. Als ich viel jünger war, schrieb ich einmal als Geschäftsträger — ich will nicht sagen, von welchem Posten aus — einen Bericht, in dem das Wort „Entrüstung" vorkam. Da ließ mich Fürst Bismarck darauf aufmerksam machen, daß „Entrüstung" kein politischer Ausdruck sei. Der Politiker — so schrieb mir Fürst Bismarck — werde durch Vorgänge mehr oder weniger angenehm berührt. Er reagiere in dieser oder jener Weise auf Vorgänge, aber er entrüste sich nicht. Jedenfalls sollte mit dem Wort Entrüstung sparsam umgegangen werden."

Was der damalige Reichskanzler aus seiner diplomatischen Lehrzeit von seinem großen Vorgänger erzählte, muß natürlich cum grano salis verstanden werden. Die Seelentätigkeit des Politikers hat zwei Seiten, eine passive und eine aktive. Die aktive fordert die Ausschaltung von Gefühl und Leidenschaft möglichst vollständig, aber ihr geht eine passive voran, die Aufnahme des Bildes der Lage, und darin kann der Politiker nicht feinfühlig und hellsehend genug sein, auch in bezug auf die Gefühlsmomente, die zu diesem Bilde gehören. Nichts würde verhängnisvoller sein als ein Hinwegsehen über die Gefühlsseite im Leben der Völker, oder gar die Unfähigkeit, diese Seite zu verstehen.

Das Gefühlsleben ist im wirklichen Menschen von dem Intellekt untrennbar; die Sonderung ist ja nur eine begriffliche. Das erfahren wir auch im Leben des Einzelnen. Es gibt zwar Menschen, die sich einbilden, daß sie stets nur ihrem Verstande folgen. Das beruht aber auf einer unrichtigen Deutung des seelischen Vorgangs. Es entgeht ihnen, daß die Neigung, eine von außen kommende Gefühlserregung abzustoßen, nicht auf einer Tätigkeit ihres Verstandes beruht, sondern im Grunde in einer Eigentümlichkeit ihres eignen Gefühlslebens wurzelt, das zwar matt und oft unbewußt, immerhin aber vorhanden ist. Können wir also im Leben des Einzelnen eine vom Gefühlsleben losgelöste Wirklichkeit nicht denken, so finden wir es auch im Völkerleben nicht anders. Das Gefühlsleben der Völker gehört zum richtigen Bilde der Wirklichkeit. Darum muß es für den Politiker ein Gegenstand eifrigen und tiefen Studiums sein, nicht nur bei den Völkern, gegen die er arbeitet, sondern auch bei dem eignen, mit dem er arbeitet. Dabei wird aber eine andre Bedeutung des Gefühls in der Politik klar: es wird für den Staatsmann ein Mittel zur Erreichung seiner Zwecke oder — um einen anschaulicheren Vergleich zu gebrauchen — ein Instrument, das der Staatsmann spielen können muß, um bestimmte Wirkungen zu erreichen.

Digitized by Google

Um das richtig zu würdigen, bedarf es noch einer weiteren Erkenntnis, die für den Gegenstand unsrer Betrachtung von Wichtigkeit ist. Das Gefühl bildet nämlich eine Art von Brücke zwischen der einzelnen Persönlichkeit und der Massenpsyche. Wie wirkt überhaupt ein einzelner Mensch auf eine Vielheit? Wer sich mit diesem Problem nicht näher befaßt hat, wird vielleicht darauf die einfache Antwort finden, daß es durch die Kraft der Ueberzeugung geschieht. Es kommt anscheinend nur darauf an, die Sache und die Ansicht, für die man wirken will, so deutlich und einleuchtend zu erklären, daß das Denken des Hörers dieselben Wege geht wie das des Redenden. Leider aber wird jeder, der in die Lage kommt, von diesem Rezept Gebrauch zu machen, sehr bald erfahren, daß es so nicht geht. Er wird, wenn er sich der Hoffnung hingegeben hat, glänzende Geistessiege zu erringen, vielleicht schon sehr bald mit mehr oder weniger Erbitterung oder Verzagtheit feststellen, daß es Menschen gibt, die trotz der einleuchtendsten Gründe entweder nicht überzeugt sein wollen oder so unverzeihlich dumm sind, daß sie der klarsten Logik unzugänglich bleiben. Eine Einwirkung auf fremde Völker zeigt sich auf diesem Wege erfahrungsgemäß als so gut wie unmöglich.

Es muß also wohl noch eine andre Bedingung erfüllt sein, wenn der Gedankengang eines Menschen in einem andern ein Echo finden soll. Es scheint da eben oft eine Brücke zu fehlen. In vielen Fällen kommt uns das nicht zum Bewußtsein, weil — wir wollen das gewählte Bild festhalten — der Abstand von Mensch zu Mensch mitunter so gering ist, daß er überschritten oder übersprungen werden kann. Wenn Menschen von gleichem Bildungsgrade, gleicher geistiger Reife, gleicher Bereitwilligkeit, sich in einen ihnen vorgeführten Gedankengang zu vertiefen, oder auch von dem übereinstimmenden Bewußtsein erfüllt, sich auf einer gemeinsamen Gesinnungsgrundlage zu bewegen, ihre Gedanken austauschen, dann bedarf es natürlich keiner besonderen Mühe, um ein gegenseitiges Verständnis, wenn auch vielleicht nicht immer völlige Uebereinstimmung, zu sichern. Oder wenn ein anerkannter Gelehrter als Hochschullehrer der akademischen Jugend gegenübertritt, die sich in dem Streben nach demselben idealen Ziel mit ihm eins weiß und bereit ist, sich auf seinen Gedankenwegen von ihm führen zu lassen, dann ist es nur eine Frage der Herrschaft über eine reine Gedankenwelt, die der einzelnen Persönlichkeit den Sieg über die Vielheit sichert. Und ähnliche Erfahrungen ließen sich auch sonst noch feststellen.

In der Masse sehen wir alle diese Vorbedingungen nicht erfüllt. Gedankenrichtungen, die kreuz und quer ihre eignen Wege gehen, finden sich da zusammen, Denkapparate der verschiedensten Art, spitzfindige und stumpfe, geschulte und ungeschulte, entschlossen vordringende und zaghafte, eifrig suchende und gleichgültige, selbstgefällige und bescheidene, kraftvolle und unzulängliche. Wo ist das Gemeinsame, das doch diese Masse zu einer Einheit gestaltet und sie bestimmten Vorstellungen konkreter Art zugänglich macht? Wo ist der gemeinsame Boden, der dem Politiker gestattet, seine persönlichen Gedanken und Entschließungen darauf so fest aufzubauen, wie sie in seinem eignen Geiste verankert sind? Da ist nur

Digitized by Google

ein Gemeinsames möglich: das Gefühl oder, wie wir jetzt lieber zu sagen pflegen, die „Stimmung". Wer die Stimmung für sich hat und sie zu erhalten weiß, der hat die Masse. Sonst gibt es kein Mittel, eine Vielheit unter den Einfluß eines Gedankens zu bringen.

Aus diesem Grunde muß das Gefühlsleben in der Politik nicht nur geduldet werden, sondern es ist unentbehrlich. Der Staatsmann muß zwar selbst durchaus Herr über seine eignen Gefühle sein und muß sie, wenn er seine Entschlüsse faßt, aus seinem Wege entfernen, aber wo er Einfluß auf das Volksganze, auf möglichst weite Kreise der öffentlichen Meinung gewinnen, wo er diese führen und mit sich fortreißen will, da ist das Verständnis für das Fühlen der Masse, die Fähigkeit, gemeinverständliche Gefühlsmomente in die Sache hineinzutragen, eines der wichtigsten Mittel, die ihm zu Gebote stehen. Es kann also nicht stark genug betont werden: der geschickte Politiker entfernt nicht die Gefühlsmomente aus der Politik, sondern im Gegenteil, er bringt sie hinein, und seine Meisterschaft besteht nur darin, daß er, der mit feinem Instinkt und warmem Herzen, aber mit kühlem Kopf und festem Willen in dieser Brandung steht, auch die Gefühlsregungen, deren er sich bedient, nach seinem Willen zu lenken weiß.

Die Geschichte bietet dafür viele Beispiele; hier sei nur auf eines der bekanntesten hingewiesen, das zugleich den Charakter eines „klassischen" Beispiels, eines „Schulfalls" hat. Gemeint ist die Emser Depesche 1870. Wie sich die Ereignisse in Ems dem kühlen, geschulten Berufspolitiker als reines Tatsachenmaterial darstellten, das gab die Depesche wieder, die Geheimrat Abeken am 13. Juli 1870 von Ems an Graf Bismarck abschickte. So und nicht anders mußte ein Diplomat in der verantwortlichen Stellung Abekens an seinen Vorgesetzten, den Bundeskanzler, berichten. Das ist besonders zu betonen, weil die üblichen Darstellungen leicht den Eindruck erwecken können, als habe Abeken ungeschickt berichtet und Bismarck habe das korrigieren müssen. In Wahrheit wurde Bismarck durch die Depesche gut, richtig und vollständig orientiert. Aber nun trat an ihn als leitenden Staatsmann die Frage heran, wie er das Geschehene der Oeffentlichkeit vermitteln sollte. Er hatte sich überzeugt, daß Frankreich den Krieg wollte, daß also nur um den Preis einer Demütigung um diese Tatsache herumzukommen war. Es mußte also dafür gesorgt werden, daß das ganze deutsche Volk die unausweichbare Notwendigkeit, sich gegen einen Angriff auf seine Ehre und Selbständigkeit zu verteidigen, in ihrer ganzen Tragweite begriff. Dazu war der amtliche Bericht Abekens, der geschäftliche Tatsachenextrakt, der noch dazu den Eindruck durchschimmern ließ, daß der König selbst die Sache mit der letzten Weisung an Benedetti für erledigt hielt, nicht geeignet. Was geschehen war und noch bevorstand, konnte nur in einer allgemeinen Gefühlsregung begreiflich gemacht werden, im Aufwallen einer in jeder deutschfühlenden Seele emporsteigenden Leidenschaft. Bismarck machte bekanntlich die Probe, indem er die Depesche Abekens den mit ihm beratenden Herren, Moltke und Roon, mitteilte. Es geschah das Erwartete. Man sah sich betroffen an; die trockene Sprache machte den Eindruck, als habe man eine erledigte, abgetane

Digitized by Google

Sache vor sich, und das wirkte natürlich auf Männer, die die Bedeutung des Augenblicks kannten, geradezu niederdrückend. Und nun beginnt Bismarck seine Arbeit: der Tatsachenbericht wird in die Form gebracht, die der feinfühlige, geniale Staatsmann als diejenige erkennt, die auf die Volksseele, wie er sie mitfühlend versteht, den Eindruck machen muß, den die Lage erforderte. Er streicht aus der Depesche alle die Sätze und Worte, die den schlichten Sinn von der Hauptsache ablenken und das Verständnis erschweren; dadurch werden die allgemein verständlichen Kernpunkte der Tatsachen näher aneinandergerückt, und nun weiß er: jeder Deutsche, der das liest, muß jetzt verstehen, worum es sich handelt, und das muß ihm das Blut in den Adern empören. Es ist die Absicht Frankreichs, das friedfertige deutsche Volk zu überfallen, der Versuch, in dem greisen König das ganze Volk zu beleidigen. Nun wird die erneute Probe auf das Exempel gemacht; Moltke liest das neu redigierte Schriftstück und sagt schmunzelnd: „Vorher war es eine Chamade, jetzt ist es eine Fanfare."

Das ist eines der bekanntesten Beispiele, die die Geschichte zur Verfügung stellt. Im Zeitalter des Absolutismus und der Kabinettspolitik hat man freilich weniger nach dem volkstümlichen Fühlen gefragt, aber verständige Fürsten und Staatsmänner haben es auch damals nicht verschmäht, an die Gefühle zu appellieren, von denen sie wußten, daß sie ihnen die Lösung ihrer Aufgaben erleichtern würden. Je mehr sie das taten, desto erfolgreicher waren sie.

Am deutlichsten mußte das Bestreben, die öffentliche Meinung durch Einwirkungen auf das Gefühl zu gewinnen, da hervortreten, wo das Staatsleben zuerst die öffentliche Meinung zur Mitwirkung an den Geschicken des Volkes herangezogen hatte. Das war in England der Fall. Es ist alte Tradition der englischen Staatsmänner, ihre Politik scheinbar auf Gefühlsregungen aufzubauen. Der englische Politiker arbeitet stets mit „sentiment". Alle Gründe seines Handelns weiß er darauf zurückzuführen oder sie zum mindesten darin einzuwickeln. Man ist in England an diese Methode derart gewöhnt, daß man die Widersprüche zwischen den offensichtlichen Gründen des Handelns und ihrer gefühlsmäßigen Einkleidung gar nicht mehr bemerkt, und daß sich unter dem Zwang dieser seit Jahrhunderten geübten Suggestion auch persönlich ehrenwerte Menschen gar nicht mehr dessen bewußt werden, wie bedenklich, vom moralischen Standpunkt gesehen, dieser Widerspruch ist. Die Gesichtspunkte der Politik müssen immer den schärfsten und härtesten Egoismus des Staates voranstellen. England ist durch seine insulare Lage und seine Weltmachtstellung, in neuerer Zeit noch besonders durch seine wirtschaftliche Lage, weil es die Landwirtschaft hat verfallen lassen und die Ernährung des Landes auf die Einfuhr gestellt hat, auf eine Politik besonders harten, eifersüchtigen und rücksichtslosen Eigennutzes angewiesen und führt sie tatsächlich mit allen Mitteln durch, wobei es weder vor den brutalsten Maßregeln der Unterdrückung fremder Rechte, noch vor unmittelbarem Vertragsbruch und Verletzungen des Völkerrechts zurückscheut. Wenn man nun diese Politik, die an sich schon die äußerste Inhumanität, die Verleugnung jedes sittlichen Gefühls, jeder anständigen Regung bedeutet, noch

Digitized by Google

gefühlsmäßig aufputzt und sie dabei natürlich nur auf gute, allgemein als nachahmenswert geltende Regungen zu stützen versucht, so ist das nach unsern Begriffen nichts anders als die gemeinste und widerwärtigste Heuchelei.

Vom englischen Volk wird das indessen nicht als Heuchelei angesehen, weil es in seiner besonderen Entwicklung ein ganz anders geartetes Empfinden zur Grundlage seiner Sittlichkeit gemacht hat. Es soll hier nicht auf die England eignen Richtungen des Puritanismus und Utilitarismus eingegangen werden. Nur mag darauf hingewiesen werden, daß in beiden Richtungen Geschäftsgeist und Nützlichkeitssinn eine besonders enge Verbindung mit Religion und Philosophie eingegangen waren. Dadurch gewöhnte sich der englische Geist daran, Dingen und Anschauungen, die uns von allem Religiösen und Sittlichen weitab zu liegen scheinen, eine gewisse religiöse Färbung und Weihe zu geben. Das bedeutet aber nichts andres, als daß die Kritik und die freie Gewissensregung des einzelnen ehrfurchtsvoll davor haltmachen. Es ist klar, daß daraus nicht die Wirkung entstehen kann, die Forderungen der Politik möglichst mit den moralischen Begriffen der einzelnen in Einklang zu bringen, sondern daß die Folge eine andre sein muß: das Bedürfnis, politische Notwendigkeiten und moralische Gesichtspunkte vor dem Richterstuhl des Gewissens irgendwie gegeneinander abzuwägen, wird abgestumpft und dafür die Neigung erweckt, auch solche Dinge moralisch und religiös aufzuputzen, die — unbefangen betrachtet — allen bestehenden sittlichen Anschauungen widersprechen. Das würde freilich unmöglich sein, wenn jeder seinem gesunden Gefühl folgen wollte. Der Puritanismus und die ihm folgenden Richtungen haben daher dafür gesorgt, daß das Gefühlsleben selbst einem Schema unterworfen wurde. Zu Hilfe kam dabei das instinktive Begreifen des Engländers, daß die von ihm besonders hochgeschätzte äußere Freiheit des einzelnen durch nichts so sicher gewahrt wurde, als durch freiwillige Unterwerfung unter die durch Erfahrung und Sitte geschaffenen Gesetze der Gesellschaft. Daraus hat sich jene Tradition entwickelt, die eine bedingungslose Anerkennung gewisser ungeschriebener Gesetze in Takt- und Gefühlsfragen zur allgemeinen Gewohnheit und — was besonders wichtig ist — zum Ziele der Erziehung machte.

Infolge des schematischen Charakters des englischen Gefühlslebens ist der englische Staatsmann in allen Fragen imstande, ziemlich genau vorauszusehen, welche Gefühlsregungen sie in der öffentlichen Meinung auslösen. Es bleibt ihm also nur übrig, die Angelegenheit, die er natürlich ganz im Sinne der herkömmlichen englischen Eigennutzpolitik zu betreiben hat, so darzustellen und einzukleiden, daß die Uebereinstimmung mit dem Empfinden der Allgemeinheit, mit der „Public opinion", hergestellt wird. Ich möchte auf den Vergleich mit dem Spielen eines Instruments zurückkommen. Man kann den englischen Staatsmann mit einem Orgelspieler vergleichen. Er regiert Manuale und Pedale nach seinem persönlichen Willen, aber die musikalische Wirkung tritt nur ein, wenn er die richtigen Register gezogen hat, denen der Bälgetreter „öffentliche Meinung" beständig den Luftstrom zuführt. Das Orgelspiel kann trotz aller Geschicklichkeit

Digitized by Google

Sache vor sich, und das wirkte natürlich auf Männer, die die Bedeutung des Augenblicks kannten, geradezu niederdrückend. Und nun beginnt Bismarck seine Arbeit: der Tatsachenbericht wird in die Form gebracht, die der feinfühlige, geniale Staatsmann als diejenige erkennt, die auf die Volksseele, wie er sie mitfühlend versteht, den Eindruck machen muß, den die Lage erforderte. Er streicht aus der Depesche alle die Sätze und Worte, die den schlichten Sinn von der Hauptsache ablenken und das Verständnis erschweren; dadurch werden die allgemein verständlichen Kernpunkte der Tatsachen näher aneinandergerückt, und nun weiß er: jeder Deutsche, der das liest, muß jetzt verstehen, worum es sich handelt, und das muß ihm das Blut in den Adern empören. Es ist die Absicht Frankreichs, das friedfertige deutsche Volk zu überfallen, der Versuch, in dem greisen König das ganze Volk zu beleidigen. Nun wird die erneute Probe auf das Exempel gemacht; Moltke liest das neu redigierte Schriftstück und sagt schmunzelnd: „Vorher war es eine Chamade, jetzt ist es eine Fanfare."

Das ist eines der bekanntesten Beispiele, die die Geschichte zur Verfügung stellt. Im Zeitalter des Absolutismus und der Kabinettspolitik hat man freilich weniger nach dem volkstümlichen Fühlen gefragt, aber verständige Fürsten und Staatsmänner haben es auch damals nicht verschmäht, an die Gefühle zu appellieren, von denen sie wußten, daß sie ihnen die Lösung ihrer Aufgaben erleichtern würden. Je mehr sie das taten, desto erfolgreicher waren sie.

Am deutlichsten mußte das Bestreben, die öffentliche Meinung durch Einwirkungen auf das Gefühl zu gewinnen, da hervortreten, wo das Staatsleben zuerst die öffentliche Meinung zur Mitwirkung an den Geschicken des Volkes herangezogen hatte. Das war in England der Fall. Es ist alte Tradition der englischen Staatsmänner, ihre Politik scheinbar auf Gefühlsregungen aufzubauen. Der englische Politiker arbeitet stets mit „sentiment". Alle Gründe seines Handelns weiß er darauf zurückzuführen oder sie zum mindesten darin einzuwickeln. Man ist in England an diese Methode derart gewöhnt, daß man die Widersprüche zwischen den offensichtlichen Gründen des Handelns und ihrer gefühlsmäßigen Einkleidung gar nicht mehr bemerkt, und daß sich unter dem Zwang dieser seit Jahrhunderten geübten Suggestion auch persönlich ehrenwerte Menschen gar nicht mehr dessen bewußt werden, wie bedenklich, vom moralischen Standpunkt gesehen, dieser Widerspruch ist. Die Gesichtspunkte der Politik müssen immer den schärfsten und härtesten Egoismus des Staates voranstellen. England ist durch seine insulare Lage und seine Weltmachtstellung, in neuerer Zeit noch besonders durch seine wirtschaftliche Lage, weil es die Landwirtschaft hat verfallen lassen und die Ernährung des Landes auf die Einfuhr gestellt hat, auf eine Politik besonders harten, eifersüchtigen und rücksichtslosen Eigennutzes angewiesen und führt sie tatsächlich mit allen Mitteln durch, wobei es weder vor den brutalsten Maßregeln der Unterdrückung fremder Rechte, noch vor unmittelbarem Vertragsbruch und Verletzungen des Völkerrechts zurückscheut. Wenn man nun diese Politik, die an sich schon die äußerste Inhumanität, die Verleugnung jedes sittlichen Gefühls, jeder anständigen Regung bedeutet, noch

Digitized by Google

gefühlsmäßig aufputzt und sie dabei natürlich nur auf gute, allgemein als nachahmenswert geltende Regungen zu stützen versucht, so ist das nach unsern Begriffen nichts anders als die gemeinste und widerwärtigste Heuchelei.

Vom englischen Volk wird das indessen nicht als Heuchelei angesehen, weil es in seiner besonderen Entwicklung ein ganz anders geartetes Empfinden zur Grundlage seiner Sittlichkeit gemacht hat. Es soll hier nicht auf die England eignen Richtungen des Puritanismus und Utilitarismus eingegangen werden. Nur mag darauf hingewiesen werden, daß in beiden Richtungen Geschäftsgeist und Nützlichkeitssinn eine besonders enge Verbindung mit Religion und Philosophie eingegangen waren. Dadurch gewöhnte sich der englische Geist daran, Dingen und Anschauungen, die uns von allem Religiösen und Sittlichen weitab zu liegen scheinen, eine gewisse religiöse Färbung und Weihe zu geben. Das bedeutet aber nichts andres, als daß die Kritik und die freie Gewissensregung des einzelnen ehrfurchtsvoll davor haltmachen. Es ist klar, daß daraus nicht die Wirkung entstehen kann, die Forderungen der Politik möglichst mit den moralischen Begriffen der einzelnen in Einklang zu bringen, sondern daß die Folge eine andre sein muß: das Bedürfnis, politische Notwendigkeiten und moralische Gesichtspunkte vor dem Richterstuhl des Gewissens irgendwie gegeneinander abzuwägen, wird abgestumpft und dafür die Neigung erweckt, auch solche Dinge moralisch und religiös aufzuputzen, die — unbefangen betrachtet — allen bestehenden sittlichen Anschauungen widersprechen. Das würde freilich unmöglich sein, wenn jeder seinem gesunden Gefühl folgen wollte. Der Puritanismus und die ihm folgenden Richtungen haben daher dafür gesorgt, daß das Gefühlsleben selbst einem Schema unterworfen wurde. Zu Hilfe kam dabei das instinktive Begreifen des Engländers, daß die von ihm besonders hochgeschätzte äußere Freiheit des einzelnen durch nichts so sicher gewahrt wurde, als durch freiwillige Unterwerfung unter die durch Erfahrung und Sitte geschaffenen Gesetze der Gesellschaft. Daraus hat sich jene Tradition entwickelt, die eine bedingungslose Anerkennung gewisser ungeschriebener Gesetze in Takt- und Gefühlsfragen zur allgemeinen Gewohnheit und — was besonders wichtig ist — zum Ziele der Erziehung machte.

Infolge des schematischen Charakters des englischen Gefühlslebens ist der englische Staatsmann in allen Fragen imstande, ziemlich genau vorauszusehen, welche Gefühlsregungen sie in der öffentlichen Meinung auslösen. Es bleibt ihm also nur übrig, die Angelegenheit, die er natürlich ganz im Sinne der herkömmlichen englischen Eigennutzpolitik zu betreiben hat, so darzustellen und einzukleiden, daß die Uebereinstimmung mit dem Empfinden der Allgemeinheit, mit der „Public opinion", hergestellt wird. Ich möchte auf den Vergleich mit dem Spielen eines Instruments zurückkommen. Man kann den englischen Staatsmann mit einem Orgelspieler vergleichen. Er regiert Manuale und Pedale nach seinem persönlichen Willen, aber die musikalische Wirkung tritt nur ein, wenn er die richtigen Register gezogen hat, denen der Bälgetreter „öffentliche Meinung" beständig den Luftstrom zuführt. Das Orgelspiel kann trotz aller Geschicklichkeit

Digitized by Google

im Regieren der Manuale und Pedale nur zustande kommen, wenn Register und Windkasten richtig konstruiert sind und der Spieler die Verbindung mit ihnen herzustellen weiß. In England weiß man über die Voraussetzungen des Führens der Staatsgeschäfte Bescheid, weil ein in Jahrhunderten ausgebildeter und geübter Instinkt darauf geführt hat. Darum hat man dort auch am frühesten die Presse ausgebildet, die Einrichtung, die dafür sorgt, daß der Staatsmann stets die Register ziehen kann, die seinem Spiel die richtige Färbung und Fülle geben.

Man kann die Bedeutung der Presse auch an einem andern Bilde erläutern. Die Presse hält die Vorratskammer von politischen Ideen und Empfindungen gefüllt, in die der Staatsmann hineingreifen kann, wenn er sie für seine Zwecke braucht. Hier findet er die Lieblingsgedanken, die Traditionen der nationalen Politik in der Fassung, die bestimmten Anschauungskreisen geläufig ist, die dem innersten Wesen und Bedürfnis der verschiedenen Volkskreise entsprechenden Formen der Ansichten über alles, was ihm die Ereignisse an Erscheinungen, Fragen und Aufgaben in den Weg werfen. Alles, was der Tag Neues bringt, wird hier zugerichtet und vorbereitet, das Neue unter bekannte Gesichtspunkte gebracht, vor allem mit Gefühlsmomenten durchtränkt und dadurch erst geschickt gemacht, von der Masse aufgenommen zu werden. Das mag für selbstherrliche Naturen unter den Staatsmännern unbequem sein. Auch in England, wo der von bestimmten Regungen geleitete Volksgeist sich zuerst die Anerkennung als politische Macht erobert hat, ist es nicht ohne schwere Kämpfe, die zur Revolution führten, abgegangen, aber es hat sich doch zuletzt durchgesetzt, daß sich die Staatsmänner nicht mehr den Kopf an der öffentlichen Meinung einrennen, sondern gelernt haben, sie wie ein Instrument zu benutzen, auf dem sie spielen.

Wirkliche Meister der Staatskunst sind auch in England sehr viel seltener gewesen, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann eigentlich nur Cromwell, die beiden Pitt und Disraeli in diese Reihe stellen. Aber eben dadurch werden wir bei Betrachtung der englischen Geschichte auf einen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht. Die englische Politik hält doch immer eine feste, klare, einfache und unbeirrbare Linie fest, auch wenn sie von mittelmäßigen Persönlichkeiten geführt wird. Das kommt daher, daß diese Politik eine besondere Verbindung von Verstandespolitik und Gefühl darstellt, nämlich eine Verstandespolitik in volkstümlichem Gefühlsgewande. Diese zum Gegenstand allgemeiner Erziehung und Gewöhnung gewordene Methode macht es möglich, daß auch Mittelmäßigkeiten an führender Stelle als erfolgreiche Staatsmänner wirken können. Uebung, die von andern gemachten Erfahrungen zu benutzen, einige Gewandtheit, Verschlagenheit, Rücksichtslosigkeit und vor allem einige persönliche Eigenheiten, die die Oeffentlichkeit beschäftigen und den Schein volkstümlicher Originalität hervorrufen, können die eigentlich staatsmännischen Eigenschaften ersetzen. Die englische Geschichte bietet uns eine ganze Galerie solcher Politiker, die in der Ueberlieferung mit dem unverdienten Glanz bedeutender Staatsmänner umgeben sind, obgleich viele von ihnen in bezug auf Begabung, Kenntnisse und wahre Bildung nach unsern Begriffen auf einem durchaus nicht hohen Standpunkt stehen. Man

Digitized by Google

braucht aus der neuesten Geschichte nur die Namen Palmerston und Gladstone zu nennen. Aber was bedeutet das alles gegen die nicht zu leugnende Tatsache, daß die Nation immer Männer in Bereitschaft hat, die die Leitung der Staatsgeschäfte im Sinne einer festen Ueberlieferung und zur Zufriedenheit des Landes führen können? Diese Wirkung wird nur dadurch ermöglicht, daß der Staatsmann daran gewöhnt ist, seinen Entschlüssen stets eine Form zu geben, die ihnen die Unterstützung durch das volkstümliche Gefühl sichert.

Ausdrücklich aber muß dabei das Mißverständnis abgewehrt werden, als müsse der Staatsmann die Freiheit seiner Entschlüsse dem volkstümlichen Gefühl unterwerfen. Das Gefühl darf den Inhalt dieser Entschlüsse nicht bestimmen; es muß ihnen nur die Form geben und sozusagen ihr Gewand darstellen. Einer klugen Staatskunst wird es immer gelingen, in einem gesunden, aufstrebenden Volke Instinkte zu finden, die ihr eine Anknüpfung an tüchtige und achtungswerte Regungen gestatten. Es kennzeichnet den Verfall eines Volkes, daß die natürliche Harmonie zwischen solchen Regungen und den Interessen der Staatskunst aufhört. Die englische Politik ist niemals moralisch, sondern immer hart, brutal und rücksichtslos gewesen. Aber sie hatte in ihrem nationalen Egoismus ein klares, in ihren eignen Augen berechtigtes Ziel, für dessen Erreichung es ihr nie an gefühlsmäßigen Gründen fehlte, die eine stolze und kraftvolle Nation wohl mit fortreißen und ihr sittliches Urteil blenden konnten. Jetzt ist die englische Politik trotz Festhaltens an alten Grundsätzen ihren besten Traditionen untreu, in der Verfolgung ihrer Zwecke kopflos und unüberlegt geworden. Aber auch das Gefühlsleben der Nation ist ein andres geworden; es ist matt und zerfahren, sichtlich veräußerlicht, durch Gewohnheit abgestumpft, von materiellen Interessen und kleinlichen Gesichtspunkten beherrscht. Deshalb finden die Mittelmäßigkeiten und zweifelhaften Charaktere, die jetzt England regieren, weder in den Regungen der öffentlichen Meinung die natürliche, tragende Kraft für eine stolze, sichere englische Interessenpolitik im alten Stil, noch finden sie in sich selbst die Kraft, selbständig eine solche Politik zu machen und das allgemeine Fühlen durch die innere Sicherheit und Tüchtigkeit ihres Handelns in ihre Gefolgschaft zu zwingen. In dem dunkeln Bewußtsein, daß die alten Stützen nicht mehr vorhanden sind, stellen sie ihre Politik unter die Herrschaft eines Gefühls, von dessen Kraft sie sich Erfolge versprechen; sie stehen nicht mehr über der Sache, sondern lassen sich selbst von ihr beherrschen und berauschen und taumeln ihre Bahn dahin, indem sie nur für diesen einzigen Gedanken, sonst nichts Augen und Ohren haben. Die Gefolgschaft des Volkes aber suchen sie durch das schlechteste und törichtste Mittel zu gewinnen, nicht durch kluge Beherrschung, sondern durch plumpes Belügen. Das ist die Staatskunst der Grey, Asquith, Churchill, Lloyd George und Genossen, die hoffentlich mit einem Zusammenbruch enden wird.

Die Betrachtung englischer Verhältnisse war für unsre Frage besonders wichtig, weil hier das Gefühlsleben anerkanntermaßen als Faktor in die politische Rechnung eingestellt wird, ohne daß deshalb eine mit Recht verpönte Gefühls-

Digitized by Google

politik daraus wird. Das Ergebnis ist also folgendes: Eine Vielheit von Menschen gelangt zu einer einheitlichen Meinung niemals auf dem Wege der Einsicht, sondern immer auf dem Wege des Gefühls. Ueberall also, wo wir die Meinung einer Vielheit brauchen, müssen wir Gefühlsmomente in Rechnung ziehen.

Unter solchen Umständen ist es wohl zu verstehen, daß eine Staatsleitung, die sich daran gewöhnt hat, das ihr anvertraute Wohl der Gesamtheit nach ihrer besten Einsicht, aber möglichst unter Fernhaltung gefühlsmäßiger Momente zu fördern, eine gewisse Scheu vor der öffentlichen Meinung hat. Es ist nicht Herrschsucht oder hochmütiges Besserwissen, sondern die Besorgnis, es könnte etwas dem allgemeinen Wohl Abträgliches oder Nichthineingehöriges dabei zur Geltung kommen. Unser Staat ist aus einem Beamtenstaat hervorgegangen, der die stolze Tradition und den berechtigten Ehrgeiz pflegte, das öffentliche Wohl aus eigner Verantwortung und Einsicht zu fördern. Hier fanden Gefühlsrücksichten keinen Platz, außer denen, die sich aus der Sache selbst und aus der persönlichen Rechtschaffenheit des seines Amtes Waltenden ergaben. Dabei konnte das vielköpfige Etwas, das sich öffentliche Meinung nennt, nur störend wirken, weil ihr das Organ fehlt, um zu vollgültigen Urteilen über die Dinge, auch über ihr eignes Bestes, zu gelangen. Wer von dieser Ansicht ausgeht, wird es ganz richtig finden, daß die Organe des Staates ihre Pflicht tun und ihre Autorität wahren, sich auch keineswegs berechtigten Urteilen und Anregungen verschließen, die von außen kommen und sich im Beruf, im Verkehr und beim Zeitungleſen auf dem Wege finden, daß sie aber im übrigen am besten tun, sich um die von unklaren Gefühlsregungen bewegte Menge so wenig als möglich zu kümmern. Es besteht dabei auch die Sorge, daß die öffentliche Meinung die Führung übernehmen und den Staat auf falsche Wege bringen könnte. Man weist darauf hin, daß ein Staatsmann die Kraft und den Mut haben müsse, wenn es notwendig sei, auch gegen den Strom zu schwimmen und der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten. Es liegt nahe, auf die Stellung Bismarcks in der Zeit des preußischen Verfassungskonflikts hinzuweisen. Indessen darf nicht außer acht gelassen werden, daß durch dieses Beispiel das, was in unsrer Betrachtung festgestellt wurde, nur bestätigt wird. Denn der wahre Staatsmann weiß zu unterscheiden zwischen dem echten Fühlen des Volkes und der an der Oberfläche bemerkbaren Stimmung, die sich als öffentliche Meinung gebärdet. Wenn Bismarck in der Konfliktszeit der Opposition so schroff entgegentrat, so kannte er ihre Schwäche wohl. So vielen auch die Ansicht dieser Opposition als formelles und inneres Recht erscheinen mochte, so war es doch zweifellos, daß dieses Gefühl bei dem größeren Bruchteil das schwächere war gegenüber dem andern, das in dem preußischen Staatsgedanken wurzelte. Dieses stärkere Gefühl lebte zwar in vielen nur unbewußt, und soweit es zum Bewußtsein kam, wurde ihm nur widerwillig nachgegeben, aber es war in der ganzen Geschichte des Staates so fest verankert, daß es in der ärgsten Wirrnis der Meinungen immer wieder durchbrechen mußte, sobald nur ein Minister des Königs mit voller

Digitized by Google

Entschlossenheit und Ueberzeugung sich für die pflichtgemäße Entscheidung der Krone einsetzte und an das verborgene Fühlen des Volkes appellierte. Das wußte Bismarck, und darum hatte er Erfolg, nicht weil er der Meinung des Volkes unbekümmert entgegentrat, sondern weil er in der Art, wie er es tat, Verständnis für das tiefere, echte Fühlen des Volkes bewies.

Seitdem hat das politische Leben und die weitere Entwicklung des deutschen Volkes dahin geführt, daß die öffentliche Meinung ein viel getreuerer Spiegel der wirklichen Bedürfnisse der Allgemeinheit geworden ist. Mögen das Wirken der Parteien und die parlamentarischen Formen vielleicht nur zu oft und zu weit vom Ideal entfernt bleiben, und mögen auch viele die Unmöglichkeit erkennen, ein vollkommenes Bild der Volksmeinung zu erhalten, so bleibt doch das steigende Bedürfnis reger Anteilnahme an allen öffentlichen Angelegenheiten, das Eindringen politischer Interessen in immer breitere Schichten. Aber dieser zunehmende Einfluß einer vielgestaltigen und darum zunächst schwer verständlichen öffentlichen Meinung weckt natürlich in gewissen Kreisen Beängstigungen. Man glaubte im Staatsinteresse Widerstand leisten zu müssen. Die Frage, ob das berechtigt ist und wie weit das richtig ist, mag hier beiseite bleiben. Hier soll nur festgestellt werden, daß dieser Gegensatz besteht. Jedenfalls aber liegt es im Interesse des Staates, daß ein solcher Gegensatz nicht so sehr verschärft wird, daß der Zweck eines fruchtbaren Meinungskampfes verfehlt und vernünftige Verständigung durch innern Unfrieden unmöglich gemacht wird. Es handelt sich nicht um den Versuch, Parteigegensätze auszugleichen oder zu verwischen. Das würde vergeblich und außerdem nicht zum Nutzen des Staates sein. Wir brauchen die Vielheit der Interessen und der Gesichtspunkte, um unser Volkstum zu immer größerer Höhe der Leistungsfähigkeit zu erheben. Aber wir müssen allerdings dafür sorgen, daß der gemeinsame Boden erhalten bleibt, auf dem sich die verschiedensten Richtungen frei bewegen und in Reibung und Ausgleich einen gesunden Fortschritt zuwege bringen können. Es liegt in der Natur der Sache, daß die demokratischen Tendenzen im Volksleben sehr leicht dahin gelangen, nicht nur — was für sie selbstverständlich ist — der starken Betonung des Staatsgedankens und vor allem der Staatsautorität entgegenzuwirken, sondern sich vielmehr in eine Feindschaft gegen die Staatsautorität hineinzuleben, die in ihren Zielen allein nicht begründet ist. Aber es ist nicht zu leugnen, daß in diesen dem Staatsgedanken abträglichen Bestrebungen eine große elementare Kraft enthalten ist, die durch manche Unklarheit und Zerfahrenheit nicht aufgehoben wird. Für diese elementare Kraft ist die bloße verstandesmäßige Ueberlegenheit, die unleugbar auf der Seite der Staatsautorität ist, auf die Dauer kein genügender Ausgleich.

Es fragt sich, ob das gegensätzliche Verhältnis, das sich zwischen den Organen und Vertretern unsers Staates und den Anschauungen, die immer mehr Einfluß auf die Massen gewinnen, bis zum Kriegsausbruch immer schärfer entwickelt hatte, irgendwie gründlich gebessert werden kann, wenn in Zukunft wieder auf der einen Seite derselbe blinde Haß, auf der andern Seite dasselbe Mißtrauen und dieselbe kühle Ablehnung die Oberhand gewinnen. Aber es scheint fast

Digitized by Google

hoffnungslos, ein Mittel zu finden, das diese Besserung schafft. Nur eines gibt es, das vielleicht darüber hinweghelfen kann, das einzige, was dem Gedanken den Weg zur Masse öffnet, die größere Berücksichtigung des Gefühlsmoments. Dazu scheint der Krieg jetzt die Gelegenheit und den Anknüpfungspunkt zu geben.

Daß die Sache trotzdem außerordentlich schwierig ist, liegt in der Eigenheit des deutschen Charakters. Die deutsche Volksseele ist in ihrem Gefühlsleben so individualistisch wie kaum eine andre auf der Welt. Wo das Volk mehr daran gewöhnt ist, bestimmten Regungen und Schlagworten zu folgen, die eine einheitliche Wirkung hervorzubringen vermögen, haben es die Politiker leichter. So bequem ist der Deutsche nicht zufriedenzustellen, und die Aufgabe, durch Erregung eines gemeinsamen Gefühls Aufnahmefähigkeit für gemeinsame Ansichten und Ueberzeugungen zu schaffen, scheint bei uns in den meisten Fällen verzweifelt schwer. Gleichwohl brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben. Wir sind nur bisher immer durch die Umstände genötigt gewesen, die Sache am schwierigsten Ende anzufangen, nämlich bei den Parteien, wo der starke Individualismus des deutschen Geistes von vornherein seinen ausgeprägtesten Ausdruck fand. Die Parteien in ihrer Vielheit waren ja schon das äußerste Zugeständnis, dessen der Volksgeist gegenüber der Forderung der Sammlung fähig war. Wer über den Parteien stehen wollte, der fand wohl Zustimmung in diesen oder jenen Gedanken, aber kaum einen Zugang zum politischen Fühlen. Auf allen Einzelgebieten der Politik stießen wir bei uns auf ungünstige Verhältnisse, unter denen wir eine „Politisierung des Gefühls" — wenn man es einmal so nennen darf — nicht erwarten konnten.

Es bedurfte einer großen Erschütterung des nationalen Lebens, um die Möglichkeit einer Aenderung zu zeigen. Wir haben es jetzt durch die Gunst des Himmels erleben dürfen, dieses plötzliche Fallen aller Schranken in den Meinungen unter dem Sturm vaterländischen Fühlens, das nur einen Gedanken aufkommen ließ: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten." Wird das nun der Anfang einer neuen Zeit sein, in der es keine Parteien mehr gibt? Wer könnte das glauben oder erwarten! Nur politische Kinder können dergleichen für möglich halten. Aber die gegenwärtige Einigkeit gibt uns doch einen Fingerzeig, der, richtig verstanden, für unsre politische Zukunft bleibenden Wert erhalten kann. Es ist doch nun einmal ein wirklicher Beweis geliefert, daß jenseits des Parteigeistes, der vielen bisher als letzte Wurzel ihres Verhältnisses zur Politik galt, etwas vorhanden ist, was uns nicht nur alle im Vaterlande eint, sondern auch die Kraft hat, unsre Ueberzeugungen zu leiten und sogar nötigenfalls umzugestalten. Die Aufgabe ist, sich künftig nicht nur durch das Hervorbrechen dieser Einigkeit im Augenblick der Not freudig überraschen zu lassen, auch nicht in schönem Vertrauen auf das Kommen der rechten Stunde seelenruhig in alten Bahnen fortzutrollen, sondern bewußt nach dem Ziel zu streben, das uns im Gewittersturm der Zeit die herniederzuckenden Blitze hinter zerreißendem Wolkenschleier zeigen. Dazu gehört, daß die Gemeinsamkeit des Fühlens in allen großen

Digitized by Google

Lebensbetätigungen der Nation aufmerksamer gepflegt wird, und daß das Vertrauen auf diese Gemeinsamkeit auch im innerpolitischen Wirken mehr zum Ausdruck kommt.

Es war schwer, eine im Mißtrauen verschiedener Kreise gespaltene Nation zu vereinigen. Aber jetzt ist die Aufgabe eine andre: es gilt, die nun in einem starken Fühlen geeinte Nation vor einem neuen Auseinanderklaffen zu bewahren, und das kann und muß gelingen, wenn nach dem Kriege das natürliche Abebben der hochgespannten Gefühle mit rechtem Verständnis behandelt wird. Es ist selbstverständlich, daß diese zurückebbenden Gefühle je nach ihrem besonderen Interessenkreis auch wieder eigne politische Färbungen annehmen. Aber das Vergangene wird es möglich machen, mit diesen wieder auseinandergehenden Interessen in andrer Weise als bisher Fühlung zu behalten. Das läßt sich aber nicht durch die verstandesmäßige Beherrschung der Lage allein machen, sondern vor allem durch die Fähigkeit, dem Gefühl Rechnung zu tragen. Es genügt nicht, daß das Richtige geschieht, wie es die Logik des gebildeten, berufserfahrenen Mannes gebietet; es muß auch in der Art und Form und mit der Begründung geschehen, die die Gefühlsseite des Kreises trifft, auf den es berechnet ist. Bei solchem bedeutungsvollen Streben wird unsern Staatsorganen die Unterstützung einer sich stetig entwickelnden, ihrer Bestimmung gerecht werdenden Presse nicht fehlen.

Bei Ausnutzung aller Gelegenheiten werden sich zahlreiche Möglichkeiten finden, um auch in Volkskreisen, die sonst schwer zu vereinigen sind, Gefühlsregungen anklingen zu lassen und dadurch ein Verständnis zu erwecken, auf das man sonst nicht rechnen dürfte. Wir haben nach alledem Grund genug, die Bedeutung des Gefühls in der Politik nicht allzu schnellfertig abzulehnen. Ihrem Inhalte nach soll die Politik allerdings reine Verstandespolitik sein, aber in Mitteln und Methoden muß sie mit dem Gefühl rechnen, wenn sie nicht geradezu zur Erfolglosigkeit oder zur Auslösung schädlicher Nebenwirkungen verurteilt sein soll. Die Verurteilung der Gefühlspolitik im gewöhnlichen Sinne des Wortes bleibt trotzdem bestehen, aber auch die bloße Verstandespolitik kann vom Uebel sein, wenn sie nicht zugleich Realpolitik ist. Diese aber arbeitet mit dem wirklichen Menschen und weist daher auch dem Gefühl die rechte Stelle an.

Digitized by Google

hoffnungslos, ein Mittel zu finden, das diese Besserung schafft. Nur eines gibt es, das vielleicht darüber hinweghelfen kann, das einzige, was dem Gedanken den Weg zur Masse öffnet, die größere Berücksichtigung des Gefühlsmoments. Dazu scheint der Krieg jetzt die Gelegenheit und den Anknüpfungspunkt zu geben.

Daß die Sache trotzdem außerordentlich schwierig ist, liegt in der Eigenheit des deutschen Charakters. Die deutsche Volksseele ist in ihrem Gefühlsleben so individualistisch wie kaum eine andre auf der Welt. Wo das Volk mehr daran gewöhnt ist, bestimmten Regungen und Schlagworten zu folgen, die eine einheitliche Wirkung hervorzubringen vermögen, haben es die Politiker leichter. So bequem ist der Deutsche nicht zufriedenzustellen, und die Aufgabe, durch Erregung eines gemeinsamen Gefühls Aufnahmefähigkeit für gemeinsame Ansichten und Ueberzeugungen zu schaffen, scheint bei uns in den meisten Fällen verzweifelt schwer. Gleichwohl brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben. Wir sind nur bisher immer durch die Umstände genötigt gewesen, die Sache am schwierigsten Ende anzufangen, nämlich bei den Parteien, wo der starke Individualismus des deutschen Geistes von vornherein seinen ausgeprägtesten Ausdruck fand. Die Parteien in ihrer Vielheit waren ja schon das äußerste Zugeständnis, dessen der Volksgeist gegenüber der Forderung der Sammlung fähig war. Wer über den Parteien stehen wollte, der fand wohl Zustimmung in diesen oder jenen Gedanken, aber kaum einen Zugang zum politischen Fühlen. Auf allen Einzelgebieten der Politik stießen wir bei uns auf ungünstige Verhältnisse, unter denen wir eine „Politisierung des Gefühls" — wenn man es einmal so nennen darf — nicht erwarten konnten.

Es bedurfte einer großen Erschütterung des nationalen Lebens, um die Möglichkeit einer Aenderung zu zeigen. Wir haben es jetzt durch die Gunst des Himmels erleben dürfen, dieses plötzliche Fallen aller Schranken in den Meinungen unter dem Sturm vaterländischen Fühlens, das nur einen Gedanken aufkommen ließ: „Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu erretten." Wird das nun der Anfang einer neuen Zeit sein, in der es keine Parteien mehr gibt? Wer könnte das glauben oder erwarten! Nur politische Kinder können dergleichen für möglich halten. Aber die gegenwärtige Einigkeit gibt uns doch einen Fingerzeig, der, richtig verstanden, für unsre politische Zukunft bleibenden Wert erhalten kann. Es ist doch nun einmal ein wirklicher Beweis geliefert, daß jenseits des Parteigeistes, der vielen bisher als letzte Wurzel ihres Verhältnisses zur Politik galt, etwas vorhanden ist, was uns nicht nur alle im Vaterlande eint, sondern auch die Kraft hat, unsre Ueberzeugungen zu leiten und sogar nötigenfalls umzugestalten. Die Aufgabe ist, sich künftig nicht nur durch das Hervorbrechen dieser Einigkeit im Augenblick der Not freudig überraschen zu lassen, auch nicht in schönem Vertrauen auf das Kommen der rechten Stunde seelenruhig in alten Bahnen fortzutrollen, sondern bewußt nach dem Ziel zu streben, das uns im Gewittersturm der Zeit die herniederzuckenden Blitze hinter zerreißendem Wolkenschleier zeigen. Dazu gehört, daß die Gemeinsamkeit des Fühlens in allen großen

Digitized by Google

Lebensbetätigungen der Nation aufmerksamer gepflegt wird, und daß das Vertrauen auf diese Gemeinsamkeit auch im innerpolitischen Wirken mehr zum Ausdruck kommt.

Es war schwer, eine im Mißtrauen verschiedener Kreise gespaltene Nation zu vereinigen. Aber jetzt ist die Aufgabe eine andre: es gilt, die nun in einem starken Fühlen geeinte Nation vor einem neuen Auseinanderklaffen zu bewahren, und das kann und muß gelingen, wenn nach dem Kriege das natürliche Abebben der hochgespannten Gefühle mit rechtem Verständnis behandelt wird. Es ist selbstverständlich, daß diese zurückebbenden Gefühle je nach ihrem besonderen Interessenkreis auch wieder eigne politische Färbungen annehmen. Aber das Vergangene wird es möglich machen, mit diesen wieder auseinandergehenden Interessen in andrer Weise als bisher Fühlung zu behalten. Das läßt sich aber nicht durch die verstandesmäßige Beherrschung der Lage allein machen, sondern vor allem durch die Fähigkeit, dem Gefühl Rechnung zu tragen. Es genügt nicht, daß das Richtige geschieht, wie es die Logik des gebildeten, berufserfahrenen Mannes gebietet; es muß auch in der Art und Form und mit der Begründung geschehen, die die Gefühlsseite des Kreises trifft, auf den es berechnet ist. Bei solchem bedeutungsvollen Streben wird unsern Staatsorganen die Unterstützung einer sich stetig entwickelnden, ihrer Bestimmung gerecht werdenden Presse nicht fehlen.

Bei Ausnutzung aller Gelegenheiten werden sich zahlreiche Möglichkeiten finden, um auch in Volkskreisen, die sonst schwer zu vereinigen sind, Gefühlsregungen anklingen zu lassen und dadurch ein Verständnis zu erwecken, auf das man sonst nicht rechnen dürfte. Wir haben nach alledem Grund genug, die Bedeutung des Gefühls in der Politik nicht allzu schnellfertig abzulehnen. Ihrem Inhalte nach soll die Politik allerdings reine Verstandespolitik sein, aber in Mitteln und Methoden muß sie mit dem Gefühl rechnen, wenn sie nicht geradezu zur Erfolglosigkeit oder zur Auslösung schädlicher Nebenwirkungen verurteilt sein soll. Die Verurteilung der Gefühlspolitik im gewöhnlichen Sinne des Wortes bleibt trotzdem bestehen, aber auch die bloße Verstandespolitik kann vom Uebel sein, wenn sie nicht zugleich Realpolitik ist. Diese aber arbeitet mit dem wirklichen Menschen und weist daher auch dem Gefühl die rechte Stelle an.

Digitized by Google

Unsre Feldbestellung und die ferneren Aussichten unsrer Volksernährung

Von

F. Wohltmann (Halle a. S.)

Noch nie hat die Frühjahrsbestellung dem deutschen Landwirt so viel Sorge bereitet wie in diesem Kriegsjahre. Die Herbstbestellung war einfacher. Für sie galt als Richtschnur, welche auch befolgt worden ist, den Roggen- und Weizenbau nach Möglichkeit zu erweitern, da das Wintergetreide, wenn es leidlich durch den Winter kommt, ertragreicher als das Sommergetreide ist. Glücklicherweise stehen die Wintersaaten infolge des regenreichen Oktober (in Halle 54 Millimeter) und des milden Winters dieses Jahr wohl durch ganz Deutschland sehr gut, so daß ein Umpflügen und Neubestellen dieser Felder nirgend nötig ist. Das ist außerordentlich viel wert, weil also eine nochmalige Aussaat erspart bleibt und die Bestellungsarbeiten im Frühjahre nicht vermehrt werden!

Erst nachdem diese Frage geklärt war, konnte der Landwirt seinen Frühjahrsbestellungsplan endgültig feststellen. Dabei waren die Privatinteressen gegen das Interesse des Vaterlandes abzuwägen. Vor allem drehte es sich um die Frage, ob der Anbau von Sommergetreide und andern Körnerfrüchten gleichfalls zu erweitern sei und wie weit, denn es fehlen uns Weizen, Gerste, Bohnen, Erbsen, Linsen und Buchweizen (außer Mais, Hirse und Reis, deren Anbau zur Körnergewinnung sich bekanntlich bei uns nicht lohnt).

Wollten wir unsern sämtlichen Bedarf an diesen Körnerfrüchten im Lande selbst decken, so müßten dafür rund 2600000 Hektar Ackerland mehr zur Verfügung stehen als bisher, was 10,6 Prozent der deutschen Ackerlandfläche gleichkommt. Das wäre, wenn wir von der Brache und der geringen Fläche (höchstens 20000 Hektar) neuer Oedland- und Moorlandkulturen, welche uns durch die Arbeit von etwa 70000 Kriegsgefangenen in diesem Winter wurden, vorläufig absehen, nur möglich, wenn andre Kulturpflanzen in ihrem Anbau geschmälert würden. Für solche könnten nur die Futterflächen und Zuckerrübenfelder in Frage kommen, denn unsern Kartoffel- und Gemüsebau dürfen wir niemals einschränken, vielmehr müssen wir seine Erweiterung dringend anstreben.

Nun ist jedoch eine Einschränkung des Futterbaues nicht möglich, selbst wenn der deutsche Viehstand im ersten Kriegsjahr aus Futtermangel um 15 Prozent zurückginge. Um unsern starken Viehstand zu erhalten, bedurften wir in den letzten Jahren rund für über 1 Milliarde Mark Futter- und Futterrohstoffe aus dem Auslande, welche uns jetzt nahezu vollständig fehlen. Wollten wir diese Futtermassen im Inlande erzeugen, so müßten unsre Futterflächen um 2 Millionen Hektar, d. i. soviel wie unsre Weizenanbaufläche alljährlich ungefähr ausmacht, vergrößert werden. Daher müssen wir auch in diesem Frühjahr wie in früheren Jahren reichlich Futterpflanzen anbauen, und wo die Klee- und sonstigen Futter-

Digitized by Google

felder gut durch den Winter gekommen sind, müssen sie beibehalten werden. Nur solche dürfen umgepflügt und mit Körnerfrucht bestellt werden, welche unter Frost oder Nässe oder Mäusefraß gelitten haben. Das werden jedoch nur geringe Flächen sein. Wiesenflächen umzubrechen und mit Körnerfrucht zu bestellen — wie es vor vierzig bis fünfzig Jahren mehrfach geschah — verbietet sich nach den obigen Darlegungen von selbst.

So bliebe nur noch eine Einschränkung des Zuckerrübenbaues zugunsten des Körnerbaues zu erwägen übrig, weil wir bekanntlich in den letzten Jahren übermal so viel Zückerrüben anbauten und Zucker erzeugten, als wir Zucker im Lande benötigten. Monatelang hat man die Frage der vollen Beibehaltung oder Verminderung des Zuckerrübenbaues in den landwirtschaftlichen Fachschriften und Vereinen besprochen, und dabei besonders darauf hingewiesen, daß man in einer Zuckerrübenernte vier- bis fünfmal soviel Stärkewerte gewönne wie in einer Getreideernte. Das ist an sich richtig, aber der Mensch lebt nicht von Stärkewerten, sondern hat neben den Kohlehydraten auch eine bestimmte kleine Menge Fett und eine größere verdauliches Eiweiß durchaus nötig, welches die Rüben nicht zu bieten vermögen, und woran es uns jetzt in der Volksernährung gerade fehlt. Man kann von Körnerfrucht und Wasser leben und dabei auch noch arbeiten, niemals jedoch allein von Zucker und Wasser! Das ist der Kernpunkt der Sache. Dabei will ich den hohen Wert der Rübenblade und Rübenschnitzel als Viehfutter keineswegs verkennen. Ohne Frage ist die Zuckerrübe unter unsern Kulturpflanzen der beste Lieferant von Kohlehydraten. Aber diese erzeugen wir bereits im Ueberfluß und konnten daher alljährlich 12 bis 13 Millionen Doppelzentner Zucker ans Ausland abgeben, um dafür fehlenden Weizen und Gerste einzutauschen. Wenn uns das letztere zurzeit jedoch nicht mehr möglich ist, so bildet jeder Zentner Zucker, welcher nicht konsumiert werden kann, ein totes Kapital.

Nun ist aber auch die Zuckerrübenanbaufläche Deutschlands an sich nicht groß; sie umfaßt kaum $^1/_{10}$ der Anbaufläche mit Roggen und betrug 1913 rund 550 000 Hektar. Wenn wir unsern Zuckerverbrauch, der vor dem Kriege rund 20 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung ausmachte, erheblich steigern, wären wir in der Lage, die auf 400 000 Hektar zu gewinnende Zuckermenge selbst zu verzehren. Rechnet man hierzu allenfalls noch etwas Zuckerausfuhr nach der Schweiz und nach Norwegen, so würde für die Ernte von etwa 450 000 Hektar Zuckerrüben sicherer Absatz sein, und es könnte sich um eine Einschränkung des Zuckerrübenanbaues von rund 100 000 Hektar handeln. Eine solche wird auch schon von selbst stattfinden, da es in manchen Gegenden des Zuckerrübenbaues an Arbeitskräften und nicht minder an den für Rüben unentbehrlichen künstlichen Düngemitteln für die Kultur der Rüben fehlen wird, und da sicherlich dieses Jahr nicht soviel Kaufrüben gebaut werden wie in normalen Zeiten.

Diese 100 000 Hektar wird man — da sie tief gepflügt daliegen — vornehmlich dem Kartoffel-, Futterrüben- und Gemüsebau widmen, deren Erweiterung

Digitized by Google

am dringendsten geboten ist. Futterrüben werden sicherlich in diesem Jahr erheblich mehr als früher angebaut werden, um mehr Winterfutter zu beschaffen. Ob jedoch auch der Hülsenfruchtbau 1915 eine *starke* Erweiterung erfährt, möchte ich bei den hohen Preisen für Erbsen-, Linsen- und Bohnensaat bezweifeln, so wünschenswert es auch wäre, denn wir bezogen in der letzten Zeit alljährlich auf den Kopf der Bevölkerung fast 4 Kilogramm Hülsenfrüchte aus dem Auslande.

Man hat in Deutschland zur Vermehrung der Körner-, Hackfrucht- und Futterfelder auch eine Verminderung der Brache empfohlen, welche zurzeit gegen 4 Prozent, d. i. rund 1 000 000 Hektar des Ackerlandes, ausmacht. Sicherlich wird eine solche auch mehrfach vorgenommen werden; ich bezweifle jedoch, daß sie mehr als höchstens $^1/_5$ ausmachen wird, da sich ihre Einschränkung oder gar völlige Abschaffung nicht von heute auf morgen durchführen und bei dem herrschenden Gespannmangel auch nur schwer ermöglichen läßt.

So wird also 1915 das Bild unsrer Anbauflächen, abgesehen von einer geringen Erweiterung, gegen die Vorjahre keineswegs wesentliche Verschiebungen aufweisen. Wohl aber werden wir im Herbst überall größere Futterflächen erblicken als sonst, da alle Landwirte bemüht sein werden, zwecks Weide oder Gründüngung Unter- und Stoppelsaaten zu bestellen. Und das ist durchaus geboten! Sie stützen den Viehstand und vermehren die stickstoffhaltigen Düngemittel. Ihr Erfolg kann jedoch nicht erzwungen werden, er hängt ausschließlich von der Menge der Sommerregen und besonders vom Regenfall im August und September ab und versagt daher in trocknen Gebieten nur zu oft vollständig. Hat jedoch die Aussaat der Gründüngungs- und Futterpflanzen in diesem Sommer und Herbst guten Erfolg, dann wird unsrer Viehfütterung für zwei bis drei Monate eine sehr wesentliche Hilfe zuteil.

Nach diesen Darlegungen wird unsre nächstjährige Volksernährung von Anfang August 1915 an in der Hauptsache auf denselben Grundlagen beruhen wie in diesem Jahre, nur mit dem Unterschied, daß Vorräte auf das dann beginnende neue Jahr kaum mit hinübergenommen werden können. Ob wir unter diesen Umständen bei kluger Sparsamkeit imstande sein werden, noch ein zweites Kriegsjahr durchzuhalten, d. i. bis zum 1. August 1916, ist heute noch nicht zu beurteilen.

Die reichliche Winterfeuchtigkeit, mit der unsre Aecker in dieses Frühjahr gehen, berechtigt zwar zu den schönsten Hoffnungen einer guten Ernte. (Sie wird bei Halle etwa 220 Millimeter Niederschlag betragen, berechnet auf die Monate Oktober bis 1. April.) Aber niemand kann wissen, wie die keineswegs zu entbehrenden Sommerregen ausfallen. **Jedenfalls wird unsre Kriegsleitung gut tun, alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Feinde mit Beschlag zu belegen, wo immer es angängig ist.** Es ist auch mit großer Freude zu begrüßen, daß sie nicht versäumt hat, weite Flächen mit Getreide in Nordfrankreich zu bestellen. Der uns fehlende Weizen von 2 000 000 Tonnen für das Jahr erfordert allein eine Anbaufläche von 1 000 000 Hektar. Eine solche Fläche wird nun schwerlich

Digitized by Google

von uns in Nordfrankreich mit Getreide bestellt sein, wenngleich auch das von uns daselbst besetzte Land insgesamt etwa 2 500 000 Hektar ausmacht.

Ich kann diese Betrachtungen nicht schließen, ohne auf die Gefahr hinzuweisen, welche uns die Kriegsgefangenen durch ihre Ernährung verursachen. So ruhmreich es für unser Heer ist, sie in so großer Zahl eingeholt zu haben, so sind sie uns doch bei der Aushungerungspolitik der Engländer sehr unangenehme Kostgänger. Ihre Zahl betrug am 1. Januar insgesamt bereits über 600 000 und ist Ende Februar auf 770 000 angewachsen. Sie neben 300 000 russischen und galizischen Arbeitern, welche diesen Winter bei uns verblieben, zu beköstigen, bedeutet, unserm Volke große Mengen Nahrungsmittel entziehen und uns noch größere Beschränkungen auferlegen, als wir jetzt bereits auf uns nehmen müssen. Unser Recht auf Selbsterhaltung in diesem Kampfe, in dem es sich um Sein oder Nichtsein des Deutschtums handelt, gebietet uns daher, die Kriegsgefangenen *mit uns* leiden, und wenn es sein muß, hungern zu lassen. Edle Gastfreundschaft zu üben wäre schlecht angebracht, und Edelmut in dieser Frage könnte uns sehr verhängnisvoll werden. Wir sind ethisch und moralisch im Rechte, wenn wir den Grundsatz durchführen: lieber den Feind hungern, als unsre tapfern Soldaten, Frauen und Kinder notleiden zu lassen. Das Problem der Ernährung der Kriegsgefangenen in Deutschland harrt der sorgfältigsten Untersuchung.

Halle a. S., den 28. Februar 1915.

Der Krieg und die Gesetze, die er brachte[1]

Von

Regierungsrat Johannes Neuberg

Quieta non movere — Bestehendes nicht ohne ganz besondern Anlaß ändern, ein Grundsatz, auf den schon Bismarck hingewiesen hat, wenn zu ungestüme Drängler kamen und nach neuen und aber neuen Gesetzen verlangten. Wie wenig aber kehrt sich der Krieg an solchen Spruch! Ruhelosigkeit ist sein Wesen, Unruhe breitet er um sich aus. Auch der deutsche Gesetzgeber muß das immer und immer wieder spüren. Waren in den Anfangstagen des August durch einige rasch ergangene großzügige, knappe, klare Gesetze und Verordnungen alle die großen Zweifelsfragen und die allgemeinen Rechtsnöte, die der Kriegsausbruch geschaffen, geregelt, so brachte doch die veränderte Zeitlage nur zu bald veränderte Umstände, und ihnen mußte sich der Gesetzgeber fügen. Stetig aufs neue machte sich das Erscheinen eines Reichsgesetzblattes nötig, sein Inhalt wesentliche, des öftern vor kurzem erst erlassene Bestimmungen wieder umstoßende Verordnungen. Etwa dreihundert Seiten des Blattes sind seit Kriegs-

[1]) Siehe Januar-Heft, Seite 113.

Digitized by Google

beginn damit angefüllt worden; ein stattlicher Band, wenn man erwägt, daß der Reichstag nicht tagt, durch dessen Arbeit sich sonst das Reichsgesetzblatt füllt, daß kein internationaler Vertrag in Frage kommt, der sonst spaltenlang seine Blätter deckt, kein Etat mit seinen ins einzelnste gehenden Aufstellungen. Und je weiter es in das Reichsgesetzblatt hineingeht, eins tritt immer mehr hervor: die Verordnungen usw. bekommen allgemeineres Interesse. Das ist cum grano salis zu verstehen. Denn jedes Gesetz, jede Verordnung hat von vornherein Allgemeininteresse, sonst wäre kein Anlaß zur Veröffentlichung da. Wenn demgegenüber von allgemeinem Interesse der neuerlichen Verordnungen gesprochen wird, so heißt das: sie gehen den einzelnen doch mehr an als die in früheren Zeiten erlassenen. Damals war mehr oder minder nur der beteiligt, der einen Rechtsstreit zu führen hatte, den die Kriegslage in Zahlungsschwierigkeiten gebracht hatte usw. Jetzt treten die Bekanntmachungen in den Vordergrund, deren Inhalt ist: „durchhalten" allen Aushungerungsversuchen unsrer Gegner gegenüber.

Die Denkschrift, die über wirtschaftliche Maßnahmen aus Anlaß des Krieges erschien, führt aus, daß nicht zu verkennen sei, daß es sich bei den getroffenen und zu treffenden Maßnahmen um besonders schwierige Fragen handle, die tief in das wirtschaftliche Leben eingreifen, um Fragen, deren staatliche Regelung zum ersten Male versucht wird, wobei ohne weiteres damit zu rechnen sei, daß sich solche Fragen kaum mit einem Male voll befriedigend lösen lassen. Aus dem Wechsel der Verhältnisse und dem fortdauernden Auftreten neuer, der Regelung bedürftiger Aufgaben ergebe sich, daß die Maßnahmen, die getroffen würden, nie als abschließende betrachtet werden könnten.

Unsre letzte Uebersicht schloß mit dem Hinweis auf die finanzpolitischen Kriegsmaßnahmen des Reichs. Durch von Woche zu Woche sich steigernde Zuflüsse war der Goldbestand der Reichsbank am 31. Oktober 1914 bis auf 1858 Millionen Mark gesteigert worden, über 600 Millionen Mark mehr als bei Kriegsbeginn. Ohne Beispiel, so führt die Denkschrift aus, stand die Erscheinung da, daß während einer Kriegskrisis von solcher Schwere die Bevölkerung das in ihrem Besitz befindliche Gold freiwillig zur Notenbank trägt und dafür Noten fordert — ein Beweis für den unerschütterlichen Kredit der Reichsbanknoten, für die Stärke der in unserm Geldumlauf liegenden Goldreserven und die wirtschaftliche Einsicht und Opferfreudigkeit des Volkes — ein Lob, das für einen Teil unsers Volkes sehr wohl angebracht war, von dem andern Teil aber, wie die noch außenstehende große Menge Goldgelds — mehrere Milliarden — erweist, noch verdient werden muß. Tatsächlich, wieviel Nachlässigkeit liegt gerade in der Beziehung noch in einem großen Teil der Deutschen! Dabei sucht man jetzt noch die Hergabe von Gold besonders zu belohnen. Viel angebrachter wäre Bestrafung solcher Säumigkeit. Es müßte eine Zeitgrenze, bis zu der die Herausgabe zu erfolgen hat, gesetzt werden. Nach Ablauf derselben müßte eine Ahndung jeden treffen, der im Besitz von Goldgeld betroffen wird — gewißlich schwer zu regelnde Fragen, doch letzten Endes lassen

Digitized by Google

auch sie sich regeln. Irgendwelche Verkehrsstörungen sind durch die umfassende Verwendung der Reichsbanknoten an Stelle der Goldmünzen nicht eingetreten. Immerhin mußte erwogen werden, daß im Hypothekenverkehr die Zahlung der Zinsen, ebenso die Rückzahlung des Kapitals vielfach die Goldklausel enthält; letztere mußte also fallen, wenn nicht eine schikanöse Ausbeutung des Schuldners eintreten und das Streben der Reichsbank nach steter Mehrung ihres Goldvorrats durchkreuzt werden sollte. So erließ der Bundesrat die Bekanntmachung über die Unverbindlichkeit gewisser Zahlungsvereinbarungen vom 28. September 1914, die alle vor dem 31. Juli 1914 getroffenen Vereinbarungen, nach denen eine Zahlung in Gold zu erfolgen hat, bis auf weiteres für unverbindlich erklärt.

Es bedarf nur kurz der Hervorhebung der Folgen dieses sog. Ermächtigungsgesetzes — sie bestehen u. a. darin, daß alle an die Nichterfüllung der Goldklausel geknüpften Vertragsfolgen entfallen, eine Hypothek also nicht deshalb gekündigt werden kann, weil eine Zins- oder Teilzahlung nicht in Gold geleistet worden ist. Auch kommt ein Gläubiger in sog. Annahmeverzug, wenn er eine nicht in Gold angebotene Zahlung unter Berufung auf die Goldklausel ablehnt — die Verzinsung der abgelehnten Summe hört auf, der Schuldner kann den vergeblich angebotenen Betrag hinterlegen.

Gestützt auf ihren starken Metall- bzw. Goldbestand, suchte nun die Reichsbank auch dem anschwellenden Zahlungsmittelbedarf zu genügen. Als enorm bezeichnet ihn die Denkschrift, in der Tat war er das — der Bedarf der Heeresverwaltung, der Ersatz der thesaurierten Metallbeträge durch andre Zahlungsmittel, das allseitige Streben, Geschäfte abzuwickeln, waren die Ursachen. Soweit es sich um große und mittlere Zahlungsmittel handelte, konnte dem Bedarf entsprochen werden, anders mit den kleinen Zahlungsmitteln.

Was den Bestand der Reichsbank anlangt, so mag eine Aufführung bloßer Zahlen hier unterbleiben; es sei nur gesagt, daß bereits am 7. August ein Abfluß an Reichskassenscheinen und Scheidemünzen von insgesamt 300 Millionen Mark erfolgt war — ein Nachlassen des Bedarfs war trotzdem nicht erkennbar. Aushilfe sollte und konnte schaffen die Ermächtigung der Reichsschuldenverwaltung zur Ausstellung von Darlehenskassenscheinen auf Beträge von zwei und einer Mark. Die Denkschrift hebt hervor, wie vielfach sich der Verkehr durch Ausgabe von „Notgeld" zu helfen gesucht hatte. Gutscheine und Anweisungen auf kleine Beträge liefen als Papiergeld um. So wurden in Westpreußen von zwölf Gemeinden etwa eine Million Mark, von zwei Privatunternehmungen 40000 Mark ausgegeben. Auch in Pommern, Posen, in Westdeutschland, in Dessau und sonst zeigte sich die gleiche Erscheinung. Die Gesamtausgabe bezifferte sich auf über sechs Millionen Mark, das schlichte Fünfpfennigstück erschien neben dem wertvollen Fünfmarkschein. Mit Hilfe der Darlehenskassenscheine zu zwei und einer Mark gelang es allmählich, den Bedarf des Verkehrs nach kleinen Zahlungsmitteln zu befriedigen; die Gesamtsumme der vom 24. Juli bis zum 31. Oktober durch die Reichsbank in den Verkehr

Digitized by Google

geleiteten kleinen Zahlungsmittel (Scheidemünzen, Reichs-, Darlehenskassenscheine) belief sich auf knapp 700 Millionen Mark. Eine Bekanntmachung vom 11. November 1914 bestimmte dann, daß der Höchstbetrag der auszugebenden Darlehenskassenscheine auf drei Milliarden Mark festgesetzt werde.

Im Zusammenhang mit dem Zahlungsmittelbedarf stand ein ungemein großer Kreditbedarf — dies im großen: seitens des Reiches und der Bundesstaaten, wie im kleinen: seitens der Privatpersonen. Dem Bedürfnis in jener Richtung dienten die Diskontierung von Schatzanweisungen, die der sog. Zoll-Kriegswechsel, die Kriegsanleihe. Die Diskontierung von Schatzanweisungen des Reichs erfolgte durch die Reichsbank, dagegen mußte sich letztere der Diskontierung von Schatzanweisungen der Bundesstaaten enthalten, da solche im Gegensatz zu den Schatzanweisungen des Reichs als Notendeckung nicht verwertbar waren. Es konnte indessen die Flüssigmachung des Schatzanweisungskredits der Bundesstaaten zweckmäßig im Weg der Lombardierung bei den Darlehenskassen erfolgen. Dem Kreditbedürfnis des einzelnen suchte ebenfalls die Reichsbank in denkbar weitem Maße zu genügen, in Frage kommen hierfür die Darlehenskassen; gesagt ward schon, daß den Wünschen auf Erlaß eines allgemeinen Moratoriums entgegengetreten ward. Auch der Erlaß eines — auf bestimmte Arten von Forderungen, z. B. auf Wechselforderungen beschränkten — Teilmoratoriums unterblieb. Ein solches schützt zwar, wie die Denkschrift sagt, zunächst den Schuldner, belastet und bedroht aber in gleicher Weise den Gläubiger, der auf den Eingang seiner Forderungen nicht mehr rechnen kann, während er selbst seine nicht unter das Moratorium fallenden Zahlungsverpflichtungen erfüllen muß. Es führt so zu Unbilligkeiten und drängt aus sich selbst heraus zu immer fortschreitender Erweiterung.

Noch aber galt es — wie schon am Anfang angedeutet —, in andrer Weise für des deutschen Volkes Wohl in Gesetzesarbeit zu sorgen. „Aushungerung!", das war der Engländer Kampfgeschrei. Dem mußte ein: „Sie sollen das nicht haben!" entgegengehalten werden, die Frage der Volksernährung mußte der Regierung vornehmste Sorge sein. Darüber konnte ein Zweifel kaum aufkommen, daß wir mit unsern Ernteergebnissen auskommen mußten — es galt deshalb, sich einzuschränken, wo aber schon nach oberflächlicher Schätzung ein Manko eintreten mußte — an Weizen und an Gerste —, galt es auch hier, den Verhältnissen entsprechend zu verfahren. Beizeiten mußte überdies darauf Bedacht genommen werden, daß der Krieg über das Erntejahr hinaus dauern würde, die Getreidemengen müssen also nicht bloß bis zur nächsten Ernte reichen, sondern darüber hinaus bis in das nächste Erntejahr hinein. Die Denkschrift meint: „Am 1. August 1915 müssen ebenso reichliche Vorräte bereit sein, als sie vor Anfang dieses Erntejahres vorlagen." Schwer genug wird das — darüber kann ja ein Zweifel kaum aufkommen — halten, fehlen doch für die nächstjährige Landbestellung nicht nur eine Menge von Arbeitskräften, nein, auch Düngemittel werden in gewisser Weise mangeln, ist doch der Verkehr mit dem Salpeterland Chile unterbunden. Maßnahmen, die sich auf die Ver-

Digitized by Google

sorgung mit der Nahrung erstrecken, sind deshalb nötig. Nach den Feststellungen des Deutschen Landwirtschaftsrats wird in normalen Jahren ein Viertel des deutschen Roggenvorrats verfüttert. Um solche Verschwendung mit Roggen zu verhüten, erging die Bekanntmachung über das Verfüttern von Brotgetreide und Mehl vom 28. Oktober 1914, die dann wieder — die Verhältnisse erforderten eine straffere Inanspruchnahme der Vorräte an Getreide zu menschlicher Nahrung — durch eine Bekanntmachung aus dem Januar 1915 überholt ward. In Zukunft darf dem Vieh in der Regel Roggen, Weizen oder Hafer nicht mehr gereicht werden, von Brot darf nur verdorbenes und Abfälle gegeben werden. Pferde und Einhufer aber können auch weiter mit Hafer gefüttert werden, auch ist allgemein, soweit dringende wirtschaftliche Bedürfnisse vorliegen, den Landeszentralbehörden die Befugnis belassen, das Verfüttern von Roggen und Hafer, der im landwirtschaftlichen Betrieb des Viehhalters erzeugt ist, für das in diesem Betriebe gehaltene Vieh allgemein für bestimmte Gegenden und bestimmte Arten von Wirtschaften oder im Einzelfalle zuzulassen.

Ebenso wie diese Verfütterungsbekanntmachung wurde eine andre Bekanntmachung, nämlich über das Ausmahlen von Brotgetreide, durch die Verhältnisse überholt; eine neue Bekanntmachung machte sich nötig: sollte früher zur Mehlherstellung der Roggen bis zu 72 Prozent durchgemahlen werden, so nun mindestens bis zu 82 Prozent, der Weizen aber mindestens bis zu 80 Prozent.

Die wesentlichste Bekanntmachung für des deutschen Leibes Notdurft und Nahrung ist die über die Bereitung von Backwaren. Sie stammt aus dem Januar 1915 und dürfte noch nicht das letzte Wort in dieser die Allgemeinheit so mächtig bewegenden Angelegenheit sein. Die Verordnung geht sehr ins einzelne — Bereitung von Roggenbrot, Weizenbrot, Kuchen usw. — und gibt, wie natürlich ist, den Beamten der Polizei und den von der Polizei beauftragten Sachverständigen das Recht, in die Räume, in denen Backware bereitet, aufbewahrt, feilgehalten oder verpackt wird, jederzeit einzutreten, daselbst Besichtigungen vorzunehmen, Geschäftsaufzeichnungen einzusehen, auch nach ihrer Auswahl Proben zum Zweck der Untersuchung gegen Empfangsbestätigung zu entnehmen.

Mit vorstehender Bekanntmachung steht in Verbindung die über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl — Beschlagnahme aller Vorräte von Weizen, Roggen, allein oder mit Frucht gemischt, für die Kriegsgetreidegesellschaft m. b. H. in Berlin.

Weiter gehört hierher eine Bekanntmachung über die Einschränkung des Schlachtens von Schweinen und Kälbern, über das Füttern der Tiere auf Schlachtviehmärkten — mehrere Bekanntmachungen über Höchstpreise (das Höchstpreisgesetz erging in neuer Fassung), über Regelung des Absatzes von Erzeugnissen der Kartoffeltrocknerei, Errichtung der Trockenkartoffelverwertungsgesellschaft. Weiter kann man zur Klasse der Bekanntmachungen, die die ausreichende Volksernährung zum Inhalt haben, Bekanntmachungen rechnen wie die über die privatrechtlichen Verhältnisse von Genossenschaften

Digitized by Google

zum Zweck der Bodenverbesserung. Was jahre-, jahrzehntelang versäumt worden ist, jetzt soll es nachgeholt werden: die Inangriffnahme der Oedländereien. Trotz zunehmender Bestrebungen zur Förderung der Moorkultur liegen innerhalb des Deutschen Reiches noch weite Strecken von Moor-, Heide- und ähnlichen Ländereien brach. Sie sind der Volksernährung dienstbar zu machen; beginnt man damit rechtzeitig, so kann schon die Ernte des Jahres 1915 ihren Vorteil davon sehen. Rein rechtlich betrachtet, handelte es sich für das Reich darum, Genossenschaften, die die nach Landesrecht zuständigen Stellen während der Kriegszeit ins Leben rufen werden, auch privatrechtlich so auszugestalten, daß die Genossenschaften ihre Aufgabe wirksam erfüllen können und die Rechte aller Beteiligten eine zweckentsprechende Regelung finden.

Es wäre nun aber verfehlt, anzunehmen, daß gerade die letzten Wochen nur mit Verordnungen, deren Inhalt auf die deutsche Ernährung bezüglich, bedacht gewesen wäre — nein, es ist noch manche andre ergangen, die ganz anders gestaltet, aber für den Einzelnen recht, recht wesentlich werden kann. Wird doch, der Zeitlage und den veränderten Verhältnissen entsprechend, die Möglichkeit geboten, unter dem schlichten Namen einer Bekanntmachung an wesentlichen Sätzen unsrer Hauptgesetze zu rütteln — Sätze, die sich wenigstens für die jetzige Kriegszeit nicht aufrecht halten lassen. So z. B. Sätze des Bürgerlichen Gesetzbuches (Verjährung), Sätze des freiwilligen Gerichtsbarkeitsgesetzes, Sätze endlich der Zivilprozeßordnung. Sie kennt bekanntlich für die Zwangsversteigerung beweglicher Sachen im allgemeinen kein Mindestgebot, nur bei Gold- und Silbersachen ist eine unterste Grenze für den Zuschlag nach dem Metallwert vorgeschrieben. Muß nun zu jedem Preis zugeschlagen werden, so bringt das — der Krieg hat die Kauflust beeinträchtigt — die notwendige Folge, daß die Pfändungen auf erheblich mehr Sachen ausgedehnt werden müssen, weiter daß Versteigerungserlös und wahrer Wert der gesteigerten Sachen in rechtem Mißverhältnis zueinander stehen können. Deshalb hat der Bundesrat eine Bekanntmachung über das Mindestgebot bei der Versteigerung gepfändeter Sachen erlassen; sie lehnt sich an die österreichische Exekutionsordnung an und führt, wie ihr Titel besagt, für die Versteigerung körperlicher Sachen, soweit sie im Wege der Zwangsvollstreckung nach der Zivilprozeßordnung stattfindet, ein Mindestgebot ein. Der Zuschlag darf nur auf ein Gebot erfolgen, das wenigstens die Hälfte des gewöhnlichen Verkaufswertes des Pfandes erreicht. Die Schätzung erfolgt in der Regel durch den Gerichtsvollzieher, doch können auch Sachverständige angerufen werden — man denke an Gegenstände, die durch ihr Alter besonderen Wert haben und deshalb nur von Kunstbeflissenen bewertet werden können. Bei der Versteigerung ist — ähnlich wie im Zwangsversteigerungsverfahren bei Grundstücken — den Bietern die Höhe des gewöhnlichen Verkaufswertes und des Mindestgebotes bekannt zu geben. Bleibt die Versteigerung ohne Ergebnis, so bleibt das Pfandrecht des Gläubigers bestehen.

Für gepfändete Wertpapiere, die einen Börsen- oder Marktpreis haben, bleibt es bei der bisherigen Vorschrift, wonach sie vom Gerichtsvollzieher aus freier Hand

Digitized by Google

zum Tageskurs zu verkaufen sind. Fehlt es aber an einem solchen Preis — und das wird fast zumeist der Fall sein —, so greifen auch für sie die Vorschriften der neuen Verordnung Platz. Jedoch hat der Gerichtsvollzieher mit der Schätzung der Wertpapiere stets einen kaufmännischen Sachverständigen zu betrauen. Der Sachverständige hat den gewöhnlichen Verkaufswert der Papiere zu ermitteln, darf diesen jedoch, wenn das Papier in der letzten Woche vor dem 31. Juli 1914 noch einen Börsen- oder Marktwert hatte, nicht unter dem letzten, in dieser Woche amtlich notierten Börsen- oder Marktpreis feststellen. Grundsätzlich ist auch hier die Hälfte des Verkaufswertes das Mindestgebot. Im Hinblick aber darauf, daß die Darlehnskassen die Papiere zum Teil höher beleihen, ist die Sondervorschrift gegeben, daß das Mindestgebot nicht hinter dem zurückbleibt, zu dem die Darlehnskassen Wertpapiere dieser Art beleihen. Bemerkt sei im Anschluß hieran, daß auch für die Zwangsversteigerung von Gegenständen des unbeweglichen Vermögens eine einschränkende Bekanntmachung im Dezember 1914 ergangen ist.

Eine alte Frage des Völkerrechts ist es: Wie weit wirkt der Krieg auf Privatverhältnisse ein? Als Grundsatz des Völkerrechts gilt, daß der Private durch den Krieg an sich nicht in Mitleidenschaft gezogen werden soll. Der Krieg spielt sich sozusagen zwischen den Regierungen, zwischen den kämpfenden Heeren ab. Der Landesbewohner, der nicht dem Heere angehört, ist untätiger Zuschauer, er soll nicht leidender Zuschauer sein, „Beuterecht" nur ein Begriff alter, längstvergangener Zeiten. Wie aber nun? Achten unsre Feinde solche völkerrechtlichen Sätze, und wenn nicht, gibt es eine Ahndung? Das Völkerrecht ist ja kein zwingendes Recht, kein Staat braucht sich Bindungen gefallen zu lassen, die ihm das Recht schafft, er schafft sich sein Recht selbst. Und doch eine Bindung. Denn Anspruch auf volle Achtung hat nur der Staat, der sich an jenes Rechtes Normen hält. Gezwungen können also unsre Gegner gar nicht werden, jenen Grundsatz des Völkerrechts von der Freiheit des Privateigentums einzuhalten. Anhalten aber muß sie dazu die Achtung vor sich selbst. Trotz alledem setzen sie sich, namentlich England, darüber hinweg. Für England ist der Krieg nichts als Geschäft, und geschäftsmäßig wird er ausgetragen. Bei solchem krämerhaften Standpunkt muß der einzelne rührige Deutsche den Engländern genau so feind sein wie die deutsche Regierung. Wie die deutsche Denkschrift zu den hier erlassenen Bekanntmachungen besagt, werden seitens des Feindes Kriegsmittel zur Anwendung gebracht, die von allem, was bisher unter kriegführenden Nationen Brauch war, abweichen, der Krieg wird nicht allein gegen das Deutsche Reich und seine Streitkräfte, sondern gegen Rechte und Eigentum der deutschen Privatpersonen geführt. Deutsche Banken sind unter Staatsaufsicht gestellt worden, Lieferungen oder Zahlungen an Deutschland mit Strafe belegt worden, Verträge mit Deutschen wurden für nichtig erklärt, deutsches Privateigentum mit Beschlag belegt usw. Das zwingt zu Vergeltungsmaßregeln. Dabei ging das Deutsche Reich davon aus, solche nicht weiter auszudehnen, als sich die Feinde gegen uns schuldig machen, von nutzlosen und kurzsichtigen Maßnahmen aber überhaupt abzusehen und endlich alle Maßnahmen erst dann zu ergreifen, wenn

Digitized by Google

einwandfrei das verwerfliche Tun der Gegner festgestellt ist. Hierher gehört die Ueberwachung ausländischer Unternehmungen. Danach können die Landeszentralbehörden unter Zustimmung des Reichskanzlers im Wege der Vergeltung für solche innerhalb ihres Gebiets ansässige Unternehmungen oder Zweigniederlassungen von Unternehmungen, die vom feindlichen Ausland aus geleitet oder beaufsichtigt werden oder deren Erträgnisse ganz oder zum Teil in das feindliche Ausland abzuführen sind, Aufsichtspersonen bestellen, die unter Wahrung der Eigentums- oder sonstiger Privatrechte des Unternehmens darüber zu wachen haben, daß während des Krieges der Geschäftsbetrieb nicht in einer den deutschen Interessen widerstreitenden Weise geführt, insbesondere keine Vermögenswerte nach dem Ausland abgeführt werden. Schwere Strafe steht auf Nichtbefolgung der ergangenen Weisungen durch Leiter und Angestellte, Gefängnisstrafe oder Geldstrafe bis zur Höhe von nicht weniger als 50000 Mark. Zufolge der Bekanntmachung ist von der Bestellung von Aufsichtspersonen für englische, französische, russische und belgische Unternehmungen Gebrauch gemacht worden; es ist ferner verfügt, daß auch in den Fällen, wo sämtliche Leiter und vertragsberechtigte Angestellte eines Auslandsunternehmens das Inland verlassen haben, das zur Erhaltung von Vertrag, Erfüllung eingegangener Verpflichtungen und Abwicklung von Geschäften Nötige veranlaßt werden kann. Im Zusammenhang mit der Aufsicht über ausländische Unternehmungen gelten die Bekanntmachungen betreffend Zahlungsverbote zunächst gegen England. Entsprechend englischen Maßnahmen ist bis auf weiteres untersagt, nach britischen Gebieten Zahlungen, sei es nun in bar, Wechseln oder Schecks, durch Ueberweisung oder sonst zu leisten sowie Geld oder Wertpapiere abzuführen oder zu überweisen. Die Strafe, die auf Uebertretung dieser Bestimmung steht, ist sehr hoch — Gefängnis bis zu drei Jahren und (oder) Geldstrafe bis zu 50000 Mark. Unter Umständen können noch höhere Strafen, so die des Landesverrats, zur Anwendung kommen.

In gleicher Weise wird bestraft, wer wissentlich ein deutsches Ausfuhrverbot zu Englands Gunsten übertritt, Waren, für die ein deutsches Ausfuhrverbot besteht, aus andern Ländern nach England mittelbar oder unmittelbar abführt oder überweist. Dem Reichskanzler ist nach § 7 überlassen, nach Bedürfnis Ausnahmen zu bewilligen — so werden Zahlungen, die zum Erlangen, Erhalten oder Verlängern von Patenten, Muster- und Warenzeichen nötig sind, bis auf weiteres zugelassen. — Den strafrechtlichen Vorschriften entsprechen die zivilrechtlichen. Vermögensrechtliche Ansprüche von Personen, die in britischen Gebieten ihren Wohnsitz oder Sitz haben, mögen die Ansprüche auf Geld oder andre Leistungen gerichtet sein, mag die Erfüllung eine Leistung nach kritischem Gebiete bedeuten oder nicht, gelten vom 31. Juli 1914 oder wenn sie erst an einem späteren Tage zu erfüllen sind, von diesem Tage an bis auf weiteres als gestundet; für die Dauer der Stundung können Zinsen nicht verlangt werden. Diese Stundungseinrede kann auch durch Abtretung des Anspruchs an Personen, die außerhalb Englands wohnen, nicht beseitigt werden. Sie steht auch den Erwerbern des Anspruchs entgegen, wenigstens für den Regelfall.

Digitized by Google

Auch die Frage, wie es mit inländischen Niederlassungen von solchen Unternehmungen zu halten sei, die in England ihren Hauptsitz haben, bedurfte der Regelung. Zahlungsverbote gegen Frankreich und Rußland bewegen sich auf der gleichen Linie, auf geringe, in tatsächlichen Verhältnissen begründete Unterschiede kann nicht näher eingegangen werden.

Zum Schluß endlich noch einen Blick auf zwei Bekanntmachungen finanzpolitischen Inhalts. Wie gesagt, ist es in weiten Schichten des Volkes ein erfreuliches Streben gewesen, der Reichsbank Gold zuzuführen. Demgegenüber hat sich besonders in den Grenzbezirken des Reichs, aber auch anderswo, selbst in des Reiches Hauptstadt, ein verwerfliches Treiben bemerkbar gemacht. Es geht dahin, daß Ausländer und zweifelhafte Personen des Inlandes bei der Bevölkerung Goldgeld des Deutschen Reiches gegen ein Aufgeld aufkaufen, um es nach dem Ausland zu bringen. Dem tritt eine Bekanntmachung betreffend Verbot des Agiohandels entgegen. Jeder, der ohne Genehmigung des Reichskanzlers es unternimmt, Reichsgoldmünzen zu einem ihren Nennwert übersteigenden Preis zu erwerben, zu veräußern oder solche Geschäfte über sie zu vermitteln oder dazu auffordert oder sich dazu erbietet, hat, sofern er nicht etwa als Landesverräter schwerer zu bestrafen ist, Gefängnisstrafe bis zu einem Jahre und Geldstrafe bis zu 5000 Mark zu gewärtigen. Auch unterliegen die zu einer der erwähnten strafbaren Handlungen gebrauchten oder bestimmten Reichsgoldmünzen der Einziehung.

Verwandt mit dem Treiben jener Dunkelmänner war folgendes Gebahren: Es wurden größere Posten deutscher Reichsanleihe in Stücken, die den englischen Effektenstempel trugen, über ein neutrales Land in Deutschland zu Schleuderpreisen zum Verkauf ausgeboten. Die Stücke stammten aus Feindesland, es sollte offenbar unsre Anleihe entwertet und unter Umgehung von Zahlungsverboten deutsches Geld auf Umwegen ins Ausland gebracht werden. Die Bekanntgabe der Reichsbank, daß sie mit Firmen, die solche Stücke im Interesse des Auslands kommissionsweise vertreiben, jeden geschäftlichen Verkehr für immer abbricht, reichte zur Ahndung solchen Tuns nicht aus, es machte sich auch eine Bekanntmachung über das Verbot mit in England abgestempelten Wertpapieren nötig. Natürlich tritt dadurch eine gewisse Erschwerung der Verkäuflichkeit mit englischem Staatsstempel versehener Papiere ein, doch muß über das Bedenken hinweggesehen werden, um den Versuchen der obenerwähnten Art wirksam entgegenzutreten. Kleine Opfer, aber eben auch im Interesse des großen Vaterlands nötig.

Digitized by Google

Ein Brief Anselm Feuerbachs an den Minister Strehmayr

Mitgeteilt von

Dr. Theodor v. Frimmel

Idealisten von edlem, ernsten Streben können sich schwer oder gar nicht in die Wiener Art finden. Diese war vor einigen Jahrzehnten noch leichtlebiger, ja leichtsinniger als heute, nicht zuletzt im Kunstleben zur Zeit, da der Maler Anselm Feuerbach in Wien wirkte. „Gschnas", das sind heitere Künstlerlaunen, besonders witzige Schöpfungen mit Benutzung wunderlichen Materials, und „Makartbuschen", diese waren in lockerer Weise aus dürrem Schilf und derlei Gräsern, aus Palmenblättern und etlichen frischen Blumen gebildete Sträuße, diese wurden vorzüglich vom damaligen Wiener bejubelt. Makart, dem bei seinen Bildern kaum viel andres vorschwebte als Farbenwirkung und — Sinnlichkeit, war der Held des Tages. Der denkende Canon konnte sich nur mit Mühe neben ihm geltend machen. Erst nach Makarts Tode wurde Canon voll gewürdigt. Dann in bescheidenem Abstand noch die Rahlschüler Bitterlich, Eisenmenger, Griepenkerl, die als monumentale Koloristen ihr Feld behaupteten. Die religiöse Malerei war hauptsächlich durch den greisen Führich vertreten. Ringsum eine Menge aufsteigender Gestirne, viele kleine darunter, die alle zumeist einem ausgesprochenen Realismus huldigten und, noch wenig beachtet, nach Geltung rangen. Für den überaus fein und zart besaiteten, vornehm gesinnten, arglosen Anselm Feuerbach hatte Wien keinen rechten Platz, hatten die Wiener kein rechtes Verständnis. Er war im Frühling 1873 aus der Ewigen Stadt am Tiber an die Donau gekommen. Im Jahr 1872 hatte er von der Unterrichtsbehörde einen Ruf zur Professur der Historienmalerei an der Akademie der bildenden Künste erhalten. Aber nur etwa drei Jahre hat er es im „gemütlichen" Wien ausgehalten. Die Verständnislosigkeit der meisten Wiener artete vor den Werken Feuerbachs mit ihrem erdenentrückten Stil, dem melancholischen Grundton und der damals etwas lehmig gewordenen Farbe geradeswegs in eine Feuerbachhetze aus. Die Großheit der Auffassung, die einzig treffliche Modellierung, die Einfachheit der Linien galten gar nichts. Der kränkliche Mann malte, las, lehrte, malte wieder, fand sich aber nicht in die Wiener. Man erfährt dies aus des Künstlers „Vermächtnis", das, von der überlebenden hochbegabten Stiefmutter des Künstlers mit Verständnis überarbeitet, in vieler Händen ist. Im „Vermächtnis" schreibt er auch von dem „Sturm", der über ihn losbrach, als in Wien seine große „Amazonenschlacht" und das zweite „Gastmahl des Plato" ausgestellt waren. Zudem wurde Feuerbach bald danach von der Steuerbehörde in einer geradewegs unbegreiflichen Weise drangsaliert. Die Unterrichtsbehörde ließ ihn freilich nicht fallen und gab sich Mühe, ihm die Wege zu ebnen, aber Feuerbach selbst hatte von den Fachgenossen an der Akademie, ja von ganz

Digitized by Google

Wien, wo ihm auch Staub und Wind am Leben zehrten, gerade genug. Er bat um seine Entlassung. Auf diese Angelegenheit bezieht sich Feuerbachs folgender Brief, der an den damaligen Minister für Kultus und Unterricht Dr. Karl Edlen v. Strehmayr gerichtet ist. Das Schreiben folgt in der unverfälschten Fassung des Künstlers und in Gänze, da es bedeutungsvoll genug ist und bisher nicht bekannt gemacht worden war.

„Hochgeehrter Herr Minister!

Euer Excellenz mögen mir gestatten, in vertraulicher Weise die Kette von Umständen, welche meine Entlassung zur Nothwendigkeit gestalteten, hiemit näher zu beleuchten.

1. Man legte mir, das Jahr 1875 nachträglich einschließend, eine jährliche Steuer von nahezu 2000 Gulden, demnach mehr als die Hälfte meiner Besoldung auf und erwiederte meine mehrfachen Gesuche um Verringerung dieser unverhältnismäßigen und untragbaren Last mit Executionsdrohungen in Wohnung und Atelier.

2. Bei Abstimmung des italienischen Reisestipendiums ist mein und der Akademie talentvollster Schüler, Herr Ernst, zum zweiten male durchgefallen und es wurde ihm ein mittelmäßig begabter Schüler vorgezogen, welcher mit Arbeiten auftrat, die bereits im vorigen Jahre den Schulpreis erhalten hatten, während sich Herr Ernst mit drei neuen Bildern bei der Concurenz betheiligte, darunter ein Männerbildniß, wie es schwerlich auf einer andern Akademie von einem zwanzigjährigen Künstler gemalt wird.

Da ich in solchem Verfahren nur eine auf Kosten der Schüler bethätigte unfreundliche Gesinnung gegen den Lehrer erblicken kann, und Unpartheilichkeit mir als die erste Pflicht eines Prüfungscomités erscheint, so vermag ich einen gedeihlichen Fortgang mir nicht als möglich zu denken bei Wiederholung ähnlicher Vorgänge.

3. Nachdem Eure Excellenz mich durch den Auftrag, die Decke des glyptischen Saales der neuen Akademie mit der Schöpfungsgeschichte auszumalen beehrten, stellte ich sofort das Material, theils aus Paris, theils in Wien selbst zusammen und bereitete mich das große Mittelbild zu beginnen. Nachdem mir indeß klar ward, daß man ein passendes Atelier, welches die erforderliche Höhe hatte, nicht finden konnte oder wollte, begann ich den unteren Cyklus von vier Bildern in vierzehn überlebensgroßen Figuren und vollendete sie bis auf etwa achttägige Arbeit der Zusammenstimmung, in fünf Monaten. Als dann, nachdem ich Zeit Mühe und Geld in reichlichem Maaße verwendet und die große Arbeit fertig im Atelier stand, ward mir bedeutet, daß die acht Plafondbilder nicht gemalt werden sollten, sondern daß nur von einem Mittelstück die Rede wäre.

Nur das feste Vertrauen, daß es mir gestattet würde, meine künstlerische Aufgabe im ganzen Umfange durch die innerlich zusammenhängenden neun Plafondbilder zu lösen, ließ mich auf einen Preis eingehen, der mit der Arbeit nicht im Verhältniß steht. Die Herstellung eines Mittelbildes *allein* würde ich nie übernommen haben.

4. So geschah es, daß eine Reihe von mißliebigen Umständen mich in dauernder Aufregung erhielt, welche dann mit Veranlassung zu einer schweren Krankheit wurde, in deren Folge ich zu dem gegenwärtigen Schritt veranlaßt bin.

Digitized by Google

Die Liebe und Achtung meiner Schüler ist die einzige, aber vollgültige Entschädigung für die Opfer, welche ich gebracht habe und die jetzt durch meinen Rücktritt ihren Abschluß finden.

Euer Excellenz mögen mir noch ein geschäftliches Wort erlauben. Ist ein hohes Ministerium gesonnen, mich dennoch den ganzen Plafond vollenden zu lassen, so werde ich mit der Zeit in Rom Gelegenheit zur Ausführung finden. Im andern Falle bin ich gern bereit, nach Abzug meiner Ausgaben für Bildermaterial und Steuerzahlung, nicht minder für die verlorene fünfmonatliche Arbeit, den Rest des mir seiner Zeit gewährten Vorschusses durch ein der Sachlage angemessenes Bild auszugleichen.

Mich offen und wahrhaftig Euer Excellenz gegenüber auszusprechen habe ich als Pflicht und als Bedürfnis gefühlt. Im Interesse der Akademie selbst möchte ich wünschen, daß ähnliche trübe Erfahrungen meinem Nachfolger erspart werden könnten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung Eurer Excellenz

ergebenster

Wien, 14./6. 76. Anselm Feuerbach."

Die Urschrift dieses Briefes ist mir vor Jahren von einem der Hauslehrer meiner Söhne geschenkt worden. Den Namen habe ich leider nicht vermerkt und schließlich vergessen, so daß ich nur im allgemeinen für das Geschenk danken kann. Der Brief soll sich unter ausgemusterten Akten gefunden haben. Strehmayr machte mit dem Bleistift Bemerkungen in den Rand, und eine Note in Rötelschrift zeigt die mir wohlbekannte Hand Rudolf v. Eitelbergers, des damaligen Kunstreferenten im Ministerium. Eitelberger war es, auf dessen Veranlassung nach Führichs Versetzung in den Ruhestand Feuerbach 1872 den Ruf nach Wien erhalten hatte. (Ueber Strehmayr, den ich nur vom Sehen und nach seinem Wirken im Ministerium kannte, erhielt ich dankenswerte Auskünfte aus dem Archiv des österreichischen Unterrichtsministeriums. Mit Rudolf v. Eitelberger war ich anfangs als sein Schüler, später als stellvertretender Kustos im Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie jahrelang bekannt. Eitelberger hat nicht nur als Gründer des genannten Museums, sondern auch in vielen andern Kunstangelegenheiten überaus anregend gewirkt, und daß er gelegentlich gegen Waldmüller geschrieben hat, ist ihm längst verziehen. Was die Angaben aus Feuerbachs Leben betrifft, so sind in den Veröffentlichungen über den Künstler von Jul. Allgeyer, H. Uhde-Bernays und A. v. Oechelhäuser wohl manche Stellen über den Wiener Aufenthalt des Künstlers und über die Quelle des „Vermächtnisses" zu finden, aber die Einzelheiten aus dem oben mitgeteilten Brief fehlen.) Der Schüler, der im Brief besonders genannt wird, ist Rudolf Ernst, der talentvolle Maler, der von Wien nach Paris auswanderte.

Aus Strehmayrs handschriftlichen Bemerkungen geht hervor, daß der Minister damals noch hoffte, Feuerbach in Wien festhalten zu können. Zur „Nothwendigkeit" der Entlassung macht er ein Fragezeichen. Zur Steuergeschichte

Digitized by Google

notiert er: „unbegreiflich". Zur Ungerechtigkeit bei der Preisverteilung schreibt er in den Briefrand: „Professoren-Collegium der Akademie! Der Sache wäre auf den Grund zu sehen." Zum dritten Punkt und zu Feuerbachs „geschäftlichem Wort" findet man die Anmerkung des Ministers: „Wird sich wohl trotz der Finanz-Calamität noch ausgleichen lassen."

Eitelbergers Rotstift zeigt sich an der Stelle, wo Feuerbach das Zurückziehen des Auftrages der Nebenbilder beklagt und wo der Künstler schreibt: „ward mir bedeutet, daß die acht Plafondbilder nicht gemalt werden sollten". Das „mir bedeutet" wird durch Eitelberger rot unterstrichen, und im Rande wird die Frage hinzugefügt „von wem? und in welchem Auftrage?"

Das oben mitgeteilte Schreiben wurde gewiß rasch beantwortet. Die nicht datierte briefliche Antwort Strehmayrs liegt mir als Entwurf in der Urschrift des Ministers vor. Sie lobt und anerkennt in beweglicher Rede die Lehrtätigkeit und das sonstige künstlerische Wirken Feuerbachs, gibt der Hoffnung Ausdruck, daß der Künstler doch noch umzustimmen sein werde, und erteilt dem Künstler sofort einen Urlaub bis 1. Oktober [1876]. Neben der Antwort Strehmayrs kenne ich auch Briefe von Feuerbachs Mutter, die sich auf die Angelegenheit beziehen. Es sind zwei Mitteilungen in Abschrift, an Eitelberger gerichtet, und eine Urschrift an den Minister, alle aus dem Jahre 1879. Feuerbachs Erkrankung wird u. a. in diesen Briefen besprochen. Das Leiden des Künstlers war ernst genug. Feuerbach hat nach der Wiener Kampagne nicht mehr lange gelebt. Man weiß es, die Wiener Gemütlichkeit hat ihm das Herz abgedrückt, bzw. die fortwährenden Aufregungen haben den ungewöhnlich reizbaren Mann entweder krank gemacht oder sie haben ein schon vorhandenes Uebel in reißender Eile gefördert. Feuerbach starb nach vergeblichen Versuchen, sich da und dort wieder zu erholen, in Venedig am 4. Januar 1880. Wien hat sich seitdem doch wohl stark verändert, zu seinen Gunsten. Es ist ernster geworden, auch wenn die Gattung der Widersacher alles Großen noch lange nicht ausgestorben ist.

Der Krieg und die Industrie

Von

Prof. Dr. P. Rohland (Stuttgart)

Die Feinde Deutschlands, besonders die Engländer, haben sich, wie in manchen andern Dingen auch, in einem großen Irrtum befunden, als sie glaubten, daß durch den Krieg die gesamte deutsche Industrie lahmgelegt würde.

Ganz abgesehen von den Fabriken, die direkt Kriegsbedürfnisse produzieren, und Fabrikzweigen, die mit diesen indirekt zu tun haben, so ist durchaus kein Stillstand in der übrigen deutschen Industrie eingetreten.

Digitized by Google

Zum Beispiel hat die Holzindustrie Aufträge aller Art erhalten, für den Bau von Baracken, provisorischen Brücken und Eisenbahnen. Die Militärbehörde hat erhebliche Holzmengen von Pflöcken, Stäben und Pfählen für den Zeltaufbau, zusammenlegbare und transportable Telephon- und Telegraphenzellen, Gewehrreinigungshölzer usw. bestellt.

Im Flugzeugbau wurden außerordentlich reichliche Mengen des besten deutschen Eschenholzes verarbeitet, auch die Sperrholzindustrie hat zu Flugzeugrümpfen und Wasserflugzeugschwimmern viel Spezialmaterial geliefert. Auch im Fahrzeugbau sind weite Arbeiterschichten aus der Holzbranche tätig. Sicherungen von Bänken usw., Tragbahren, Feldbetten für Lazarette, Gefangenenlager, provisorische Militärunterkunftsstätten stellen ebenfalls einen wesentlichen Teil von besonderen Beschäftigungsmöglichkeiten dar.

Die Herstellung von Fahnenstangen und bestimmten Spielwaren, die besonders im sächsischen Erzgebirge fabriziert werden, vervollständigt dieses Bild.

Es ist auch vorgeschlagen worden, Holzhäuser, die in besonders günstigem Klima errichtet werden sollen, den genesenden Kriegern zur Verfügung zu stellen.

Die Nahrungsmittelindustrie ist reichlich mit Aufträgen versehen, es müssen auch hier die Abfallprodukte, wie Bierhefe, Weinhefe und Trester nach geeigneter Trocknung zur Herstellung von Futter- und Nahrungsmitteln verwendet werden.

In der Eisen- und Metallwarenindustrie hat eine große Anzahl von Firmen schnell ihr Arbeitsgebiet geändert, sie stellt jetzt Artilleriegeschosse und Zünder, ferner Feldküchen, Kochkisten, Transportvorrichtungen für warmes Essen usw. her.

Auch in der Textilindustrie ist ähnliches der Fall; Fabriken in der Samt- und Seidenweberei haben sich auf die Herstellung von Heeresbedarf in Woll- und Baumwollgeweben aller Art geworfen.

Die Automobilfabriken sind im allgemeinen infolge größerer Bestellungen gut beschäftigt. Die Werkstätten für optische Feinmechanik, ferner für Telephon- und Telegraphenleitungen haben genügend Aufträge.

Infolge des Fortfalls der Petroleumeinfuhr werden jetzt Münzgasmesser und Gasautomaten hergestellt, welche die Verwendung von Koch- und Leuchtgas auch den Aermeren ermöglichen.

Selbstverständlich hat auch der Krieg seine Wirkung auf den Bergbau und das Hüttenwesen ausgeübt. Manche Steinkohlen- und Braunkohlenwerke fördern vielleicht nur ein Drittel der bisherigen Menge an Kohlen.

Auch die Kaliwerke haben darunter zu leiden, aber gerade der Bedarf an Kalisalzen darf von der Landwirtschaft nicht gekürzt werden. Für stickstoffhaltige Düngemittel, gewonnen aus der Atmosphäre, sorgt die chemische Industrie nach dem neuen Verfahren von Fr. Haber.

Weder Arbeitslosigkeit noch Arbeitermangel ist in den bisherigen Kriegsmonaten eingetreten, wenn auch an Stelle der zur Fahne gerufenen Arbeiter junge und alte vielfach getreten sind.

Digitized by Google

In wirtschaftlicher Hinsicht befindet sich England insofern uns gegenüber im Nachteil, als wir Rohprodukte oder halbfertige Produkte, wie Benzin oder Benzol aus England beziehen, die wir auch anderswoher beziehen können, während England fertige Produkte einführt, die es aus Deutschland beziehen muß.

Trotzdem die Teerfarbenindustrie in England zuerst entstanden ist, der erste Teerfarbstoff, das Mauvein, von Perkin dort entdeckt worden ist, betrug jetzt in Deutschland die Ausfuhr in Tonnen an Teerfarben:

	Ausfuhr in Tonnen	Einfuhr in Tonnen
Anilinfarbstoffe	59539	2546
Alizarin (rot)	5972	—
Andre Alizarinfarbstoffe	5574	—
Indigo	24811	80
Indigopräparate	307	3

Aber wir können uns auch noch bezüglich andrer Produkte, die wir jetzt noch aus England bezogen haben, später von England emanzipieren, z. B. bezüglich des Kaolins.

Englands Kaolineinfuhr nach Deutschland betrug

im Jahr 1907 . . .	102534	Tonnen zu 1000	Kilogramm
„ „ 1908 . . .	115482	„ „ „	„
„ „ 1909 . . .	106417	„ „ „	„
„ „ 1910 . . .	105336	„ „ „	„
„ „ 1911 . . .	110148	„ „ „	„
„ „ 1912 . . .	143706	„ „ „	„
„ „ 1913 . . .	118203	„ „ „	„

Der Wert dieser Einfuhr betrug in 1000 Mark:

1907	3,794
1908	4,273
1909	3,938
1910	3,898
1911	3,965
1912	5,174
1913	4,256.

Deutschland hat dagegen überhaupt nur in

den Jahren 1912 . . .	37850	Tonnen zu 1000	Kilogramm
„ „ 1913 . . .	42058	„ „ „	„

ausgeführt.

Der Wert dieser Ausfuhr betrug in 1000 Mark:

1912	1,311
1913	1,403.

Es werden also 3 bis 4 Millionen Mark für Kaolin nach England ausgeführt, wenn man den Betrag für unsre Gesamtausfuhr abzieht.

Digitized by Google

Unsre einheimischen Kaoline aus Sachsen und Bayern, ferner auch aus Böhmen, wie wir sie in der keramischen Industrie und in der Papierfabrikation brauchen, sind, wie meine besonderen Untersuchungen ergeben haben, den englischen Kaolinen vollkommen gleichwertig, wenn sie diese nicht übertreffen.

In einem sehr interessanten Artikel wird in der amerikanischen Zeitschrift „Engineering News" darauf hingewiesen, daß das Ausland deutsche Industrieerzeugnisse vermißt.

Es heißt darin: „Wir Ingenieure und Chemiker wissen seit langem, daß die Deutschen auf dem Gebiete der Wissenschaft und Technik führend sind. Wenige sind sich bis dahin bewußt geworden, bis zu welcher Ausdehnung die ganze Welt in der Lieferung einer großen Menge von Waren und Erzeugnissen abhängig ist von deutschen Männern der Wissenschaft, von Chemikern, Ingenieuren und Fabrikanten."

Die anfängliche Freude der amerikanischen und englischen Industriellen über das Hinausdrängen der deutschen Konkurrenz wurde sehr bald durch die Erkenntnis getrübt, daß sie selbst gewisse deutsche Erzeugnisse nicht mehr in ausreichender Weise erhalten konnten. Die Stahlfabrikanten wissen nicht, wie sie ihren Bedarf an Ferromangan jetzt decken sollen, die Düngerfabrikanten vermissen die Zufuhr der deutschen Pottasche, die Textilfabrikanten die Zufuhr von Farbstoffen, die nur in Deutschland fast in dieser Vortrefflichkeit hergestellt werden. Allerdings soll jetzt in England mit der Gründung einer eignen Farbstoffindustrie begonnen werden; indessen dürfte das ein vergebliches Bemühen sein. In dem Handel mit Drogen und Chemikalien stiegen die Preise für Chemikalien und Drogen um das Doppelte und Dreifache.

Nun können gewiß alle diese Produkte auch außerhalb Deutschlands fabriziert werden; aber das würde viel zu lange Zeit dauern, bis die Fabrikation dieser Artikel in dieser Vollendung wie in Deutschland eingerichtet würde.

Auch die englischen Industriellen sind nachgewiesenermaßen in eine solche üble Lage wie die amerikanischen hierdurch gebracht worden; sie möchten zwar den Ausfuhrhandel in den vielen Ländern erobern, die Deutschland jetzt nicht erreichen kann, aber sie werden daran dadurch gehindert, daß sie diejenigen Stoffe nicht mehr erhalten können, die sie gewohnt waren, aus Deutschland zu beziehen.

Allerdings sind noch nicht alle Straßen geschlossen, durch die Deutschland seine Erzeugnisse in die Welt senden kann, z. B. durch das neutrale Holland.

Nachdem in den ersten Wochen des Krieges jegliche Verständigung mit Amerika unterbrochen war, finden jetzt auch auf amerikanischer Seite die Bestrebungen auf Wiederaufnahme eines regelmäßigen Güterverkehrs zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland volle Würdigung. Die am deutsch-amerikanischen Güteraustausch interessierten Organisationen haben eine Zentralstelle für die Nachrichtenvermittlung nach den Vereinigten Staaten beschlossen,

Digitized by Google

die ihren Sitz in Berlin hat, und mit deren Durchführung der Deutsch-Amerikanische Wirtschaftsverband betraut ist.

Wegen dieser Angelegenheit hat zwischen dem Deutsch-Amerikanischen Wirtschaftsverband und dem Reichskanzler ein bemerkenswerter Telegrammwechsel stattgefunden.

In der Londoner Presse werden unter der Ueberschrift „War on German Trade" täglich die neutralen Staaten, die als Zwischenhändler dienen können, angegriffen. Besonders führen die Journalisten eine drohende Sprache gegen Holland. Weil Rotterdam als Einfuhrweg nach Deutschland dienen kann, wird den holländischen Schiffen verweigert, in englischen Häfen zu laden oder von dort aus Waren weiterzuführen. „The Globe" schreibt: „Je eher wir es erreichen, daß Hollands Neutralität uns gegenüber aufhört, wohlwollend zu sein, um so besser."

Auch an die skandinavischen Länder werden Warnungen von der englischen Presse gerichtet. Anderseits hofft man auf dem Umwege über Schweden Produkte aus Deutschland zu erhalten, die bisher von dort direkt bezogen worden sind, wie Fensterglas, elektrische Lampen, optische Gläser, prismatische Linsen für Ferngläser, photographische Apparate, Wasserkraftturbinen, Spielzeug usw.

Was die chemische Industrie anbetrifft, so ist gegen diese in England ein ganz besonderer Groll vorhanden, weil sie in Deutschland unter der Mitwirkung von Technik und Wissenschaft die englische bei weitem überflügelt hat, während letztere im Niedergang begriffen ist, obwohl einzelne chemische Industriezweige, wie die Fabrikation der Anilinfarbstoffe usw., in England ihren Ausgang genommen haben.

Schon wenige Tage nach Anfang des Krieges ist daher in London eine Tagung abgehalten worden, in der der Beschluß gefaßt worden ist, die deutsche chemische Industrie zu vernichten. Die sehr angesehene englische Ingenieurzeitschrift „Engineer" schrieb, daß es Englands sehnlichster Wunsch sei, planmäßig die großen industriellen Werke Deutschlands zu vernichten und bemerkt, daß die deutschen wissenschaftlichen Leistungen im wesentlichen die eines Schmarotzertums an der Gedankenarbeit andrer Länder sei!!

Gewiß hat die chemische Industrie durch die Einschränkung der Ausfuhr schweren Schaden erlitten, doch ist schon eine Besserung zu verzeichnen; ihr sind in letzter Zeit 12000 Ausfuhrgesuche für neutrale Länder vom Reichsamt des Innern genehmigt worden. Der Bedarf Amerikas an Farbstoffen und andern Chemikalien ist bereits wieder in Deutschland gedeckt worden; Amerika hat zu diesem Zwecke einen Dampfer gesendet, der uns Baumwolle gebracht hat und von uns mit Farbstoffen befrachtet worden ist. Wie weiter berichtet wird, charterten amerikanische Baumwollhändler amerikanische Schiffe, und sie beabsichtigen, von jetzt ab monatlich 50000 Ballen nach Deutschland und 25000 Ballen nach Oesterreich-Ungarn zu verfrachten. Damit würde ungefähr der Bedarf dieser Länder gedeckt sein.

Digitized by Google

Bezüglich der chemischen Industrie möchte ich dann noch folgendes hervorheben: Die Militärbehörde hatte schon Benzin und Benzol für Automobilzwecke beschlagnahmt. Da wir keine Schweröle zur Benzingewinnung besitzen, auch Oesterreich solche nur in Galizien und Ungarn, so ist, selbst nach der Freigabe dieser Stoffe, die größte Sparsamkeit hier am Platze.

Benzol können wir aus dem Steinkohlenteer herstellen; auch kann Benzol mit andern Abfallprodukten, z. B. Anthrazenschlamm versetzt werden. Es steht uns aber auch noch der Spiritus zur Verfügung, für dessen Benutzung allerdings die Motore der Automobile erst entsprechend geändert werden müssen. Auch Mischungen von Benzin bzw. Benzol mit Spiritus, Azeton, Petroleum können verwendet werden.

Für die Gewinnung von Aethylalkohol stehen uns zahlreiche Hilfsquellen zu Gebote; in solcher Zeit wie der jetzigen gerade müssen die Abfallprodukte unsrer Industrie nutzbar gemacht werden. So kann Aethylalkohol aus Holzabfällen, aus den Abwässern der Zellulosefabriken, aus den Abwässern der Preßhefefabriken, aus Rübenmelassesirup usw. gewonnen werden. Aus den Ablaugen der Zellulosefabriken könnte jährlich für 10 Millionen Mark Spiritus gewonnen werden, doch vorläufig ist diese Ausnutzung durch die steuergesetzlichen Maßnahmen unmöglich.

Eine weitere chemisch-technische Forderung ist die Reinhaltung unsrer Bäche und Flüsse von ungeklärten und ungereinigten städtischen und Fabrikabwässern wegen etwaiger Seuchengefahr, die durch die Einlieferung von Gefangenen erhöht wird. Besondere Aufmerksamkeit verdienen Flüsse, in denen nicht vollständig, nur mechanisch, durch Emscherbrunnen oder Kremerbrunnen geklärte städtische oder auch ungereinigte landwirtschaftliche Abwässer mit Fabrikabwässern im Vorfluter selbst zusammentreffen.

Die kolloiden Substanzen der Fabrikabwässer bilden das Nahrungssubstrat für die zahlreichen Mikroorganismen, Bakterien usw., die aus den städtischen und landwirtschaftlichen Abwässern stammen; es entsteht ein biologischer Prozeß, der mit üblem Geruch verbunden ist, die Vermehrung der Bakterien ist auch hier eine ungeheure, so daß, wenn seuchenerregende Bakterien auftreten, die Verbreitungs- und Ansteckungsgefahr sehr groß ist.

Darum sollten auch gerade zur Jetztzeit unsre Flüsse so sauber wie möglich gehalten werden, und die Gemeinden als Auftraggeber für solche gemeinnützige Zwecke in erster Linie in Betracht kommen.

Da die Seefischerei daniederliegt, so würde eine tunlichst große Reinhaltung unsrer Bäche und Flüsse von ungeklärten und ungereinigten Abwässern auch unsrer Binnenfischerei zugute kommen, und damit ein sehr schätzenswertes Nahrungsmittel in größerer Menge gewonnen werden.

Auch in diesem Kampf gegen die deutsche Industrie und den deutschen Handel, der ja — wenigstens was England anbetrifft — als eigentliche Kriegsursache angesehen werden muß, werden und müssen wir siegen. Schon jetzt ist deutlich bemerkbar, daß das gewerbliche und industrielle Leben in

Digitized by Google

England und Frankreich eine viel tiefergehende Schädigung erfahren hat als in Deutschland. Dazu kommt, daß infolge unsrer Besetzung Nordfrankreichs von der Förderung der Bergwerke und Steinbrüche 60,5 Prozent, von der Eisenerzeugung und Verarbeitung 51,4 Prozent auf den Kriegsschauplatz entfallen, von der Nahrungsmittelindustrie, Zucker- und Nudelfabriken 46,8 Prozent im Besetzungsgebiet liegen und von der Textilindustrie 68,7 Prozent sich in unserm Besitz befinden.

Die Pflicht des Nichtkombattanten

Es entspricht durchaus dem menschlichen Gefühl, Leuten Gutes zu tun, die für die Allgemeinheit Blut, Gesundheit, Leben eingesetzt haben. Der gesunde, kräftige Mann tut dies gegenwärtig als Soldat im Felde. Wird er verwundet oder erkrankt er, dann wird in der Heimat für ihn gesorgt. Es geschieht dies im allgemeinen in sehr ausreichender, zuweilen sogar in so guter Art, daß man im Zweifel sein kann, ob den Mannschaften nicht vielleicht für ihre Zukunft der Geschmack verdorben wird, und ob bei längerer Kriegsdauer die Sache sich in dieser Art wird durchführen lassen. Ueber der Sorge für die anwesenden Verwundeten und Kranken soll man aber nicht diejenige für die nicht anwesenden, weil im Felde stehenden Mannschaften vergessen, mit denen zu verkehren freilich die Gelegenheit fehlt. Man ist in dieser Richtung leicht ungerecht. Nicht jeder Verwundete oder Kranke war ein Held, und dem Vaterlande am nützlichsten ist zweifellos derjenige, der den Feldzug über von Anfang bis zum Schluß in der Front wirkt. Das hängt ja gewiß nicht von ihm ab. Er hat nicht darüber zu entscheiden, ob er verwundet wird, ob er erkrankt oder nicht. Ist er gezwungen, die Front zu verlassen, dann kann er nur durch sein Verhalten dazu mitwirken, daß er bald zur Truppe zurückzukehren vermag. Immerhin hat er eine Zeit der Ruhe, oft freilich auch eine Zeit der Schmerzen. Gerade der bei der Truppe Verbleibende verlebt aber auch keine bequemen Tage. Die sommerliche Hitze ist wie die winterliche Kälte nie eine Annehmlichkeit. Noch weniger bei fehlender kühler Sommerlaube oder bei nicht erreichbarer geheizter Stube, im mit Wasser oder Schlamm gefüllten Schützengraben, im verwüsteten Polen, Galizien u. dgl. Die Verpflegung läßt auch oft zu wünschen übrig. Der gänzliche Mangel an jedem Komfort bis zur zeitweisen Unmöglichkeit des Kleiderwechsels und des Waschens wird vom heutigen Kulturmenschen empfunden. Es kommt die ständige Lebensgefahr, die Aufregung des Kampfes und auf Posten (in weitester Bedeutung) hinzu. Das ist auf die Dauer kein Vergnügen, aber Pflicht, welche von demjenigen beständig erfüllt wird, dem ein gütiges Geschick Verbleib bei der Truppe gestattet. Auch er wird sich manchmal infolge von Erkältung, Rheuma oder dergleichen körperlich elend genug fühlen, aber er beißt die Zähne zusammen und bleibt. Wie oft beschleicht den im Felde

Digitized by Google

Stehenden der Wunsch, infolge Verwundung auf anständige Art eine Zeitlang fortzukönnen. Ich glaube, die Durchhaltenden, deren Zahl, von Kriegsbeginn gerechnet, keine sehr erhebliche mehr sein dürfte, verdienen nicht nur platonische Bewunderung, sondern Hilfe und Unterstützung, sogar einen besonderen „Orden für Standhaftigkeit". Für diese „Durchhaltenden" zu sorgen ist Pflicht, wie im Oktober-Heft ausgeführt wurde. Daran aber sei erneut erinnert, daß ein jeder und jede die Verpflichtung hat, in heutiger Zeit für das Wohl des Ganzen Opfer zu bringen. Wer Gatten, Sohn, Bruder im Felde hat, sorgt in erster Linie für diesen, und das ist richtig. Nicht jeder Zurückgebliebene ist aber in dieser Lage. Ihm und ihr liegt dann aber ob, im allgemeinen zu sorgen. Woher wollte man das Recht nehmen, sich von dieser Pflicht zu befreien? Genügen kann er (sie) ihr allein durch auskömmliche Beteiligung an allen Sendungen fürs Heer (Liebesgaben). Im Artikel eines Kriegsberichterstatters las ich kürzlich folgende Mitteilung, welche dem Gedanken — für die Durchhaltenden sorgen zu müssen — Ausdruck gibt: „... Aber für diesen Schluck Wärme (Tee), für diesen Bissen Brot, für diese Zigaretten sind sie (die Feldgrauen) dankbar, und ich schäme mich beinahe ihrer Dankbarkeit. Wieviel wir auch immer euch geben, es ist viel zu wenig. Ein verschwindendes Nichts dagegen, was ihr für uns gebet: euer Leben."

Wenn man nun — zumal in der Großstadt — sieht, wie Anzugsluxus und Wohlleben in gewissen Kreisen unverändert weiterbestehen, dann fragt man sich, ob in diesen das Gefühl für die soeben bezeichnete Pflicht lebendig ist. In dieser Richtung erlebt Sonderbares, wer mit offenen Augen durchs Leben der Großstadt geht. Es wird so viel über die Not in den breiten Volksmassen geklagt, und die „Sammelbüchse" verschwindet eigentlich nicht mehr. Anderseits macht es den Eindruck, als ob manche Familien, deren sog. „Ernährer" zum Heeresdienst einberufen sind, infolge der staatlichen und privaten Unterstützungen sich zur Kriegszeit besser stünden als im Frieden. Man hört, wie in Delikateßgeschäften von „ganz einfachen" Leuten für einen besonders guten und feinen Apfel 50 Pfennige ohne Murren gezahlt werden, wie die Handlungen, in denen Schlagsahne und Kuchen verkauft werden, von den „Einfachen" besonders besucht sind. Auch jene Arbeiterfrau, die kürzlich für sich selbst einen Hut zu 25 Mark kaufte, gehört hierher. Sollten jene Ernährer vielleicht für sich so viel verbraucht haben, daß für die Familie nichts übrig blieb und ihre Abwesenheit angenehm empfunden wird? Man hatte auch das Gefühl, daß unter gegenwärtigen Verhältnissen die Luxusgeschäfte beim Weihnachtshandel wenig Zuspruch haben würden. Weit gefehlt! Es wurde so viel gekauft, daß sich ein Verkäufer äußerte, man wundere sich, wie gut das Geschäft ginge. Nun mögen ja viele Käufer solche sein, deren Mittel das alles gestatten und die nur in diesem Jahre etwas weniger aufspeichern. Ob diese aber und viele andre, deren Einnahmen weniger reichliche sind, auch für diejenigen etwas spenden mögen, deren Blut und Leben, Gesundheit und Mut dafür eingesetzt wird, daß jene so behaglich und angenehm, luxuriös und für sich freigebig leben können? Man

Digitized by Google

kann — in der Großstadt wenigstens — wohl ernstlich zweifeln, ob der bisher so glücklich verlaufene Krieg eine „Erneuerung der menschlichen Gesellschaft" zur Folge gehabt hat.

Hierauf immer wieder diejenigen hinzuweisen, welche sich nicht im Felde betätigen, ist namentlich bei langer Kriegsdauer erforderlich. Die Sorge für Verwundete und für im Felde Durchhaltende darf nicht erlahmen.

Wenn etwas geeignet ist, die Freude am Geben zu beeinträchtigen, dann ist es, soweit Feldpostsendungen in Betracht kommen, die Unsicherheit, ob der Adressat auch der Empfänger, der Genießende sein wird. Die Klagen über mangelhafte Leistung der Feldpost haben nachgelassen. Sie war anfänglich auf den Riesenbetrieb nicht vorbereitet. Nicht immer dürfte die Sache so zusammenhängen, wie im Herbst im Westen es der Fall war, daß nämlich der Inhalt einer mit Jubel begrüßten Feldpostsendung an eine Kavalleriedivision bei näherer Besichtigung sich als die vor einiger Zeit abgeschickten Feldpostbriefe der Zugehörigen dieser Kavalleriedivision herausstellte. Die Briefe hatten die Reise Réthel—Rhein und umgekehrt gemacht!

Die Dardanellenschlacht

Auszug aus einem Schreiben des Generalfeldmarschalls Freiherrn von der Goltz an den Herausgeber der „Deutschen Revue"

Konstantinopel, den 15. April 1915.

Für Ihren gütigen Brief vom 17. März sage ich Ihnen verbindlichsten Dank. Wenn ich dies nicht früher tat, so liegt es an der Rundreise, die ich, wie Sie vielleicht aus den Zeitungen erfahren haben, kürzlich durch Mitteleuropa unternahm.

Sie haben recht, dem Kampfe in den Dardanellen die größte militärische und politische Bedeutung beizulegen. Die am Tage nach Absendung Ihres Briefes, d. h. am 18. März, stattgehabte letzte große Entscheidungsschlacht in der Meerenge war ein herrlicher Triumph für den Verteidiger. Seit Trafalgar hat, wenn mich meine historische Erinnerung nicht trügt, England in keinem Kampfe seiner Flotten einen ähnlichen großen Verlust erlitten wie hier. Die Türkei erntet mit dem Siegestage die Früchte ihrer entschlossenen Haltung und wackeren soldatischen Arbeit, die unter der gegenwärtigen Regierung eingesetzt hat. Ich habe mich darüber gefreut wie über ein Glück, das das eigne Vaterland betraf. Bezüglich des weiteren Schicksals der Dardanellen können Sie vollkommen beruhigt sein. Die tapferen Verteidiger werden den Feind nicht durchlassen und auch zur Abwehr der Landung bedeutender Streitkräfte stehen Truppen genug bereit.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Unter den jüngst erschienenen Heften dieser ausgezeichneten Flugschriftenreihe sei an erster Stelle das Doppelheft 41/42 genannt, das unter dem Titel „Kriegsfinanzen" die Rede im Wortlaut bringt, die der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes, Dr. Karl Helfferich, am 10. März 1915 im Reichstag gehalten hat. Ein wortgetreuer Sonderdruck dieser Rede, die in fesselnder Form weltgeschichtlichen Inhalt birgt, wird als ein bedeutsames Dokument der Finanzlage Deutschlands, als Zeugnis von der ungebrochenen wirtschaftlichen Kraft unsers Volkes Politikern und überhaupt jedem Vaterlandsfreund sehr willkommen sein. — Das 43. Heft bedarf bei den Lesern der „Deutschen Revue" keiner Empfehlung; es enthält den Vortrag „Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Krieg", den der berühmte Kliniker Professor Carl v. Noorden im Februar 1915 in Stuttgart gehalten und zunächst im April-Heft unsrer Zeitschrift veröffentlicht hat. Der hochbedeutsame Inhalt dieses Vortrags rechtfertigt die gesonderte Herausgabe, die ihm viele weitere Leser zuführen wird. — Einen schönen würdigen Nachklang zum Bismarckgedenktag bildet die Abhandlung von Hans v. Soden: „Bismarcks Glaube" (Heft 40). Ein ebenso wichtiges wie zartes Problem aus Bismarcks innerem Leben ist hier von einem unsrer jüngeren Theologen mit feinem Nachempfinden und psychologischem Takt behandelt und in glücklicher Weise mit dem, was uns in diesen Tagen am stärksten beschäftigt, in Beziehung gebracht. — Auf das Gebiet der äußern Politik führen uns dann wieder die andern Hefte. Der bekannte Philologe Professor Dr. Lehmann-Haupt bringt unter dem Titel „Von Waterloo bis Antwerpen" (Heft 38) eine Fülle anregender und treffender Beobachtungen über den englischen Nationalcharakter und zieht daraus interessante Schlüsse über unser zukünftiges Verhältnis zu England; Staatsanwalt a. D. L. Trampe zeigt in Heft 39, welche Wichtigkeit dem „Kampf um die Dardanellen" sowohl für die augenblickliche Kriegslage wie für die ganze weltgeschichtliche Weiterentwicklung des östlichen Europa zukommt; und der Berliner Historiker Professor Dr. Otto Hoetzsch behandelt in knapper, aber weitausblickender Darstellung das Thema „Oesterreich-Ungarn und der Krieg", wobei er die historischen Grundlagen der heutigen Doppelmonarchie an der Donau, ihre im jetzigen Krieg neu bewährte Daseinsberechtigung und Kraft und ihre großen Zukunftsaufgaben in gleicher Weise berücksichtigt. —y—

Berühmte Kunststätten. Band 61 bis 63. Leipzig, E. A. Seemann. Geb. M. 4.—, 3.—, 4.—.

Die Seemannsche Sammlung der „Kunststätten" bekommt, obwohl sie von einer vollen Ausschöpfung ihres Stoffes noch sehr weit entfernt ist, mit jedem neuen Bande mehr den Charakter und Wert einer Enzyklopädie, von deren einzelnen Teilen der Kunstfreund, selbst wenn er für den einen oder andern Gegenstand kein spezielles, unmittelbares Interesse haben sollte, doch keinen in seiner Bücherei wird missen wollen und jeden neuen wegen der damit gebotenen, besonders durch das vortreffliche Anschauungsmaterial wirksam werdenden Erweiterung seines Gesichtskreises aufs freudigste willkommen heißen wird. Ein uneingeschränktes Interesse wird man überall in Deutschland für den neuen 63. Band voraussetzen dürfen, der uns in und durch die ehrwürdige Bischofsresidenz Bamberg führt. Diese urfränkische Stadt zählt zu den allerfruchtbarsten alten Kunststätten Deutschlands und steht der berühmteren Nachbarstadt Nürnberg, von der sie freilich an Reichhaltigkeit noch übertroffen wird, an feinem, individuellem künstlerischem Reiz kaum nach. Eine eigenartige und charaktervolle Kunstentwicklung läßt sich hier im „fränkischen Rom", wie die Stadt nicht unzutreffend genannt worden ist, durch die verschiedenen Perioden des Mittelalters, der Renaissance und der neueren Zeiten hindurch an zahlreichen auserlesen schönen Werken verfolgen. Der Verfasser des köstlichen, mit 150 Abbildungen ausgestatteten Bandes, F. F. Leitschuh, von dem auch die treffliche Schilderung Würzburgs (Bd. 54) herrührt, verbindet eine gründliche historische Kenntnis des Stoffes mit einem feinfühligen Kunsturteil und hat neben den bekannteren Hauptschöpfungen bambergischer Kunst auch manche minder augenfällige künstlerische Meisterleistung in das Licht seiner Darstellung gerückt. — Zwei hervorragende Kulturbezirke der iberischen Halbinsel machen uns die Bände 61 und 62 vertraut. In Band 61 schildert August L. Mayer, dem wir schon den Band über Toledo (51) verdanken, so wissenschaftlich gediegen wie lebendig die besonders wegen ihrer mittelalterlichen Kunstdenkmäler im höchsten Grade sehenswerten kastilischen

Digitized by Google

Städte Segovia und Avila sowie Schloß La Granja und das „achte Weltwunder", den Escorial, der in seiner Großartigkeit und mit seinem imposanten Reichtum an Kunstwerten eigentlich ein besonderes Bändchen verdient hätte. Band 62, verfaßt von Albrecht Haupt, hat Lissabon nebst den benachbarten Schlössern Queluz und Cintra zum Gegenstand; ihm gibt, von allem andern abgesehen, allein schon des berühmten Klosters Belem und des herrlichen Schlosses Cintra lebensvolle Schilderung in Bild und Wort einen Wert und Gehalt, der ihn allen Freunden echter Kunst außerordentlich schätzbar machen wird.

B-r.

Gedichte. Von Dr. med. Heinrich Siff. New York, Roßwaags Verlag.

Die kleine Sammlung, auf den Wunsch der Freunde des Verfassers gedruckt, enthält hübsche Verse, meist Gelegenheitsgedichte, darunter solche polemischer Natur. Die Sprache ist einfach schlicht. E. M.

Deutscher Schwertsegen. Kräfte der Heimat fürs reisige Heer. Von D. Adolf Deißmann, ord. Professor an der Universität Berlin. Geheftet 60 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die acht in einem für die Versendung ins Feld handlichen Bändchen vereinigten Aufsätze sind, wie schon der Untertitel des kleinen Buches besagt, als Grüße an die vor dem Feind Stehenden gedacht, denen sie Kunde geben sollen von dem verjüngten, gehobenen Geist, den auch in der Heimat der Kriegsausbruch geweckt hat, von der tiefen Dankbarkeit und dem unerschütterlichen Vertrauen, die wir unsern Tapfern entgegenbringen. Aber nicht nur dem „reisigen Heer", sondern auch denen, die zu Hause nach besten Kräften dem Vaterland zu dienen und zu helfen sich bemühen, kann das Büchlein viel geben, denn indem es die sittlich-geistigen Kräfte veranschaulicht, die auch hinter der Front am Werk sind, stärkt es unsre sichere Hoffnung auf den Sieg der guten Sache und gibt manch schönes Trostwort denen, die durch den Tod eines ihrer Lieben auch ihrerseits bitterschwere Opfer zu bringen hatten.

Das Lied vom Kinde. Herausgegeben von Theodor Herold. 11. bis 15. Tausend. Leipzig, Fr. Eckardt. Geb. M. 3.—.

Eine Sammlung, die so ziemlich das Schönste und Beste enthält, was unsre modernen Dichter und Dichterinnen — es sind über 90 in dem Buch vertreten — über das Kind zu sagen gewußt haben. Die Einteilung ist nicht nach den Dichtern, sondern nach praktischen Gesichtspunkten in sieben Abschnitten erfolgt. Die Auswahl ist sehr sorgfältig, Druck und Ausstattung gut und geschmackvoll. E. M.

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. Dritter Band: Napoleon auf St. Helena. Vierter Band: Denkwürdigkeiten aus dem Deutsch-Dänischen Kriege 1864. Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Preis jedes Bandes in Pappband M. 2.80, in Leinenband M. 3.20.

Von den beiden Büchern darf der vierte Band heute ein erhöhtes Interesse beanspruchen, weil in dem Krieg gegen Dänemark 1864 ebenso wie heute Deutschland und Oesterreich Schulter an Schulter gegen den Feind kämpften. Preußische und österreichische Heldentaten, zu Lande und zu Wasser, ziehen an unserm Auge vorüber, und wenn auch die Größe der kriegerischen Ereignisse und der Erfolge hinter dem Kriege von 1870/71 und namentlich hinter dem gegenwärtigen weit zurücktritt, so ist doch die Bedeutung des dänischen Krieges keineswegs gering. Man ist heute gern geneigt, die Kriege von 1864 und 1870/71 als „Kinderspiel" zu betrachten. Das waren sie aber gewiß nicht. Freilich kann der Krieg von 1864 nicht mit dem gegenwärtigen verglichen werden, aber bei der Betrachtung der damaligen Ereignisse drängt sich einem mit auf, wie gewaltig Deutschland in der kurzen Zeit gewachsen ist. A. N.

Die Naturwissenschaften in ihrer Entwicklung und in ihrem Zusammenhange. Dargestellt von Friedrich Dannemann. Leipzig-Berlin, Verlag von Wilhelm Engelmann. Preis geb. M. 14.—.

Der vierte Band bildet den Abschluß einer Geschichte der Naturwissenschaften, in der vom Verfasser mit genialem Blick für das Wesentliche alles zusammengetragen worden ist, was die Errungenschaften modernster Forschung an Hand historischer Studien verständlich machen kann. Lehrenden und Lernenden ist mit den vier Bänden ein gleich großer Dienst erwiesen worden. Energieprinzip und Entwicklungsgedanke sind die Grundpfeiler, auf denen sich der „das Emporblühen der modernen Naturwissenschaften" behandelnde Band aufbaut. E. Sc.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 289: B. Busse, Das Drama. III. Von der Romantik zur Gegenwart. Bd. 296: A. Bähnisch, Die deutschen Personennamen. Leipzig, B. G. Teubner. Pro Band geb. M. 1.25.

Badrow, Wilhelm, Friedrich Krupp, der Gründer der Gußstahlfabrik. Essen, G. D. Baedeker. Brosch. M. 4.—.

Belger, Erwin, Die Sozialdemokratie nach dem Kriege. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 60 Pf.

Bischoff, Diedrich, Freimaurers Kriegsgedanken. Leipzig, Bruno Zechel. 90 Pf.

Blätter für zwischenstaatliche Organisationen. März-Heft 1915. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. à 50 Pf.

Die Wahrheit ins Ausland durch Esperanto. Leipzig, Ortsverband der Leipziger Esperantogruppen.

Fried, Alfred H., Die Friedenswarte. XVI. Jahrgang. Heft 11/12. Wien XVIII/3, Selbstverlag.

Friedrich, Dr. Fritz, Die Ursachen des Weltkrieges. Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner. 20. Jahrg. Heft 11 und 12. Leipzig, B. G. Teubner.

Greißler, Benedikt, Felix Workmann. Wien, Carl Fromme. Brosch. Kr. 5.60, geb. Kr. 6.80.

Hopfen, Otto Helmut, Verdorben zu Berlin. Breslau, S. Schottlaender.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Herausgegeben von Max Cornicelius. Jahrgang 9, Heft 8. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner.

Jordan, Erich, Die Entstehung der konservativen Partei und die preußischen Agrarverhältnisse von 1848. München, Duncker & Humblot. M. 10.—.

Kempen, Dr. Aloys, Beneke's Religionsphilosophie im Zusammenhang seines Systems, seine Gottes- und Unsterblichkeitslehre. Münster, Franz Coppenrath. M. 1.50.

Leo, Friedrich, Kriegserinnerungen an 1870/71. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Kart. M. 1.—.

Löwenthal, Dr. Fritz, Der preußische Verfassungsstreit 1862—1866. München, Duncker & Humblot. M. 8.50.

Keppler, Bischof von, Leidensschule. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Brosch. M. 1.50. geb. M. 2.40.

Molo, Walter von, Deutsches Volk. Ein Flugblatt in jedes Haus. Leipzig, Grethlein & Co.

Mühlradt, Johannes, Aus dem Tagebuche eines Sachsengängers aus der Heide. Leipzig, Kommissionsverlag F. Schneider. M. 2.—.

Neander, W. G., Der Mensch. II. Bd.: Die Pfahlbauzeit. III. Bd.: Mu-Atlantis und Mât Sumerim. Breslau, S. Schottlaender.

Philippi, Felix, Carneval. Breslau, S. Schottlaender.

Praktische Bibelerklärung. (VI. Reihe der „Religionsgeschichtlichen Volksbücher".) Heft 7. Aner, Dr. Karl, Die Apostelgeschichte (in Auswahl). Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Preis geh. 50 Pf., geb. 80 Pf.

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen. Aus meinem Leben. Auswahl von W. v. Bremen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Rankes Meisterwerke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation. Band III bis V. München, Duncker & Humblot. Geb. pro Band M. 8.—.

Rohde, Erwin, Der griechische Roman und seine Vorläufer. 3. Auflage. Leipzig, Breitkopf & Härtel. M. 15.—.

Rundschreiben Unseres heiligsten Vaters Benedikt XV. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 70 Pf.

Sammlung Göschen Nr. 189. Die Kultur der Renaissance. Gesittung, Forschung, Dichtung. Von Prof. Dr. Robert F. Arnold. 2. Aufl. Berlin, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. Geb. 90 Pf.

Schwab-Felisch, Dr. Hildegard, Der Begriff der Warenqualität in der Sozialökonomik. Karlsruhe i. B., G. Braun'sche Hofbuchdruckerei. M. 2.—.

Ulmann, Heinrich, Geschichte der Befreiungskriege 1813 und 1814. 1. Bd. München-Berlin, R. Oldenbourg. Geb. M. 8.50.

Bowinckel, Ernst, Neue Gedichte. Leipzig, Fritz Eckardt Verlag. M. 3.—.

Wilcken, Ulrich, Ueber Werden und Vergehen der Universalreiche. Bonn, Friedrich Cohen. M. 1.50.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

„Lusitania"

Die Versenkung des englischen Cunarddampfers „Lusitania" hat, worauf wir von vornherein gefaßt sein mußten, im feindlichen Auslande einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Man hat sich sogar nicht gescheut, die Deutschen des absichtlichen Mordes unschuldiger Passagiere zu beschuldigen. Daß die feindliche Presse gegen uns rasen würde, das konnten wir aus ihrem Verhalten nach der Beschießung der englischen Küste durch deutsche Kreuzer und Luftschiffe nicht anders erwarten. Daß aber auch die Presse des neutralen Auslandes, von einigen objektiv urteilenden Blättern abgesehen, in ähnliche Vorwürfe einstimmt, zeigt, wie sehr noch nach neun Kriegsmonaten das in den ersten Tagen von unsern Feinden ausgestreute Verleumdungsgift nachwirkt. Gewiß, auch wir bedauern — und niemand in der Welt tut dies aufrichtiger —, daß beim Untergange der „Lusitania" auch Reisende, insbesondere Frauen und Kinder und Angehörige neutraler Staaten, ihr Leben verloren hatten. Aber ebenso groß ist unser Erstaunen über die Leichtfertigkeit, mit der sich diese Opfer ungeachtet aller deutschen Warnungen auf das Schiff begeben haben, um sich von gewissenlosen englischen Reedern als Schutzschild für deren Kriegstransporte benutzen zu lassen. Wir wissen uns frei von jeder Schuld, menschlich und rechtlich; nie haben wir im Gegensatz zu unsern Feinden Verträge gebrochen, Völkerrechtsbestimmungen verletzt. Unsre Kriegführung zu Wasser und zu Lande kämpfte stets mit ehrlichen Waffen.

Die „Lusitania" war nicht das friedliche Handelsschiff, wie es England gern glauben machen möchte; sie war weiter nichts als einer jener Franktireure zur See, jener bewaffneten Kauffahrteischiffe, die nach englischer Auffassung als harmlose Handelsschiffe alle Vorteile eines solchen genießen, die aber, wenn es dem englischen Kapitän paßt, die Haltung eines Kriegsschiffes „zur Selbstverteidigung" annehmen. Daß die „Lusitania" schon in Friedenszeiten armiert war, steht außer allem Zweifel und wird auch von den Marinemitarbeitern des „Daily Telegraph" und der „Morning Post" mit Genugtuung hervorgehoben.

Daß das deutsche Unterseeboot zur Vernichtung dieses Schiffes nach den Regeln des Völkerrechts berechtigt war, brauchen wir nicht erst zu begründen, denn der englische Vizeadmiral David Hannay gibt selbst die beste Antwort auf diese Frage, wenn er erklärt, die Bewaffnung der Handelsschiffe zwinge die Unterseeboote dazu, mit dem Schiff auch die Mannschaft und die Passagiere

Copyright 1915 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

ohne vorherige Warnung zu vernichten; ein bewaffneter Handelsdampfer begebe sich daher in dieselbe Gefahr, der ein Kriegsschiff ausgesetzt sei.

Sollten wir noch weiter Langmut üben, den englischen Völkerrechtsbrüchen gegenüber geradezu Verbrechen an der eignen Nation begehen, nur deshalb, weil zur Schonung englischer Kriegsfahrzeuge friedliche Passagiere jetzt die Deckung des Kriegstransports übernehmen, weil sie die eindringlichen Warnungen der deutschen Botschaft in Amerika, für die England nur Spott übrig hatte, ungehört ließen, — sollten wir deshalb dies in den amtlichen Listen als Hilfskreuzer geführte, bewaffnete Schiff unbehelligt lassen, das zugleich gewaltige Mengen Munition in sich barg?

Aus sicheren Quellen ist uns bekannt, daß die „Lusitania" 5400 Kisten Munition an Bord hatte. Nach den Ladungsausweisen des Schiffes scheint die Fracht an Kriegsbedarfsgegenständen noch größer gewesen zu sein, denn es werden 360 000 Pfund Messing, 60 000 Pfund Kupfer, 189 Kisten mit militärischen Artikeln, 1271 Kisten mit Munition und 1200 Kisten mit Patronen, sämtlich für London bestimmt, angeführt.

Wieviel Tausenden deutscher Soldaten hätte diese Munition, wäre sie nicht unschädlich gemacht worden, Tod oder Verstümmelung gebracht! Das ist es, vor dem diejenigen, die jetzt über die Vernichtung des armierten Kriegsdampfers „Lusitania" sich aufhalten, mit einem Vorsatz die Augen schließen, der nur durch eine Parteinahme für Englands Heuchelei eingegeben sein kann. Nach den Nachrichten, die wir aus auswärtigen Zeitungen entnehmen, befanden sich an Bord der „Lusitania" 913 Passagiere, zu denen 665 Mann Besatzung kommen. Von den gesamten an Bord befindlichen 1578 Personen sind 814 umgekommen; gerettet wurden 462 Passagiere und 302 Mann der Besatzung, ein Beweis, wie sehr auch hier die englische Besatzung an die Rettung des eignen Lebens dachte.

Wie gering erscheint die Zahl der umgekommenen Personen im Vergleich zu den Opfern, die täglich die aus Amerika nach England kommenden Hilfsmittel aller Art zur Kriegführung unter unsern Soldaten fordern; denn nicht nur die „Lusitania" brachte auf dieser ihrer letzten Fahrt Munition nach England, sondern dauernd führen Dampfer die Erzeugnisse amerikanischer Kriegsbedarfsfabriken unsern Feinden zu. Ohne die amerikanische Munitionszufuhr wäre der Krieg vermutlich schon beendet, da der englische Arbeiter trotz aller Ermahnungen nicht den Drang in sich fühlt, die nötigen Waffen schnell genug anzufertigen; ohne diese Zufuhren wäre daher die Fortsetzung des Krieges für unsre Feinde unmöglich, und nicht nur unsre braven Truppen, auch die unsrer Feinde wären vor Tod und Verstümmelung bewahrt, Millionen unschuldiger Familien vor Kummer und Sorge behütet.

Die Selbsterhaltung, ja das Gebot der Menschlichkeit geben uns nicht nur das Recht, sie machen es uns zur Pflicht, mit allen Mitteln, die uns zu Gebote stehen, die feindlichen Schiffe, die unsern Gegnern jene Mittel zur Fortführung des Krieges bringen, zu vernichten.

Digitized by Google

Mögen hierbei Unbeteiligte, die sich leichtfertig und unbefugt in das Kriegsgebiet begeben, umkommen — diese Opfer sind gering im Vergleich zu den Menschenleben, die erhalten bleiben, weil die Gegenstände, die ihnen Tod und Siechtum bringen sollten, unschädlich gemacht sind.

Zu den Artilleriekämpfen des gegenwärtigen Krieges

Von

Generalleutnant z. D. H. Rohne

Jeder Krieg hat der Mitwelt noch stets Ueberraschungen gebracht; in dieser Beziehung übertreffen die Kriege der Neuzeit alle ihre Vorgänger, weil die die Kriegsmittel schaffende Technik noch niemals in so raschem Vorschreiten begriffen war, wie in unsern Tagen. Die am meisten von der Technik beeinflußte Waffe ist die Artillerie, und darum liegen die größten Ueberraschungen gerade auf artilleristischem Gebiete. Es kommt aber weniger darauf an, die vollkommensten Kriegsmittel zu besitzen, als vielmehr sie richtig zu benutzen. Dafür ist der böhmische Feldzug 1866 ein treffendes Beispiel. Alle Welt hatte die größten Erwartungen auf die preußische Artillerie gesetzt, die im dänischen Feldzuge glänzende Beweise ihrer Wirksamkeit gegeben hatte. Der im Frühjahr 1866 zu Unterhandlungen in Berlin anwesende italienische General Govone berichtete seiner Regierung, die preußische Artillerie sei die erste der Welt. Und doch, welch ein Mißerfolg dieser Waffe infolge fehlerhaften Gebrauchs! Wenn wir trotzdem siegten, so ist das neben der genialen Führung Moltkes der unvergleichlichen preußischen Infanterie zu danken, die es verstanden hatte, ihre Fechtweise der vortrefflichen von ihr geführten Waffe anzupassen.

Für das große Ganze war das Fiasko der preußischen Artillerie geradezu ein Glück; es bewirkte, daß die Franzosen die Ueberlegenheit der Hinterladungsgeschütze über die von ihnen geführten Vorderlader nicht erkannten. Die preußische Artillerie aber wurde von dem festen Willen erfaßt, die erlittene Scharte wieder auszuwetzen, und so wurde es ihr vier Jahre später möglich, zur Entscheidung der Schlachten in einem Maße beizutragen, wie es bis dahin nur der Artillerie des großen Schlachtenkaisers Napoleon vergönnt gewesen war. Nicht nur in der Feldschlacht, sondern auch in dem Kampfe um Festungen zeigte die deutsche Artillerie ihre Ueberlegenheit; die Mehrzahl der französischen Festungen fiel bezwungen durch das deutsche Geschütz.

Der nächste große Krieg — der Russisch-Türkische — brachte wieder eine Ueberraschung: das vollständige Versagen der russischen Artillerie gegenüber der befestigten türkischen Stellung von Plewna. Die Russen vermochten trotz großer zahlenmäßiger Ueberlegenheit nicht, die Türken aus dieser erst unter ihren Augen entstandenen Stellung herauszuwerfen. Der Hunger mußte den Russen zu Hilfe kommen und die Waffenstreckung der Türken herbeiführen. Die Schuld lag an

Digitized by Google

der russischen Artillerie, die ihrer Infanterie bei dem Sturmangriff nicht die nötige Unterstützung gewährt hatte. Auf Grund dieser Erfahrung stellte man der Feldartillerie die Aufgabe, Truppen hinter Deckungen, die nicht von vorn, sondern nur von oben getroffen werden können, wirksam zu bekämpfen. Das hatte eine doppelte Folge: Man hielt es für nötig, nicht nur Geschütze mit stark gekrümmter Flugbahn einzuführen, um die hinter der Deckung befindliche Mannschaft treffen zu können, sondern auch erheblich schwerere Geschütze, um die Deckungen selbst zu zerstören. Diese Wandlung der Ansichten vollzog sich nicht sofort; im Gegenteil, bis zur Einführung der leichten Feldhaubitze in Deutschland vergingen einundzwanzig Jahre, bis zur Einführung der schweren sogar fünfundzwanzig.

Trotz der nur kurzen Dauer des Südafrikanischen Krieges und der die Bedeutung der Artillerie sehr herabsetzenden Kampfweise der in ganz lockeren Linien fechtenden Buren brachte dieser Krieg doch wichtige, neue Gesichtspunkte zur Geltung. Es zeigte sich, daß auch Geschütze mit stark gekrümmter Flugbahn — die englischen Haubitzen — zur Unterstützung des Infanterieangriffs auf einen die Deckungen ausnutzenden Feind nicht genügen, daß vielmehr die beiden aufeinander angewiesenen Waffen richtig zusammenwirken müssen. Die aus den Gefechten des Krieges 1870/71 abgeleitete Lehre, wonach dem Infanterieangriff ein Artillerieduell vorangehen müsse und die eigentliche Vorbereitung des Angriffs erst nach Erlangung der artilleristischen Feuerüberlegenheit beginnen sollte, der alsdann der Sturm zu folgen habe, ging hier völlig in die Brüche. Es wurde erkannt, daß das Gefecht nicht in drei voneinander gesonderte Akte — Artillerieduell, Bearbeitung der Einbruchsstelle durch Artillerie, Sturmangriff — zerfallen dürfe, sondern daß die Artillerie den Infanterieangriff nicht sowohl vorzubereiten, als vielmehr zu unterstützen habe, das Vorgehen der Infanterie also nicht nach Entscheidung des Artilleriekampfes, sondern während desselben erfolgen müsse, schon deshalb, weil auf eine endgültige Entscheidung meist gar nicht zu rechnen sei. Bei schärferer Beobachtung hätte man diese Lehre schon aus den Kämpfen bei Plewna ableiten können. Ganz neu war das Auftreten schwerer weittragender Kanonen der Festungsartillerie auf seiten der Buren, das durch die Langsamkeit der englischen Operationen ermöglicht wurde.

Im Ostasiatischen Kriege versprach man sich Großes von der Wirkung der Artillerie und wurde wieder enttäuscht. Die auf beiden Seiten verwendeten Feldgeschütze waren zwar denen früherer Kriege sehr überlegen, standen aber noch nicht ganz auf der Höhe der Zeit. Die Russen besaßen das überlegene Geschütz, verstanden aber nicht, es richtig zu gebrauchen; es war erst kurz vor dem Kriege oder im Verlaufe desselben den Truppen übergeben. Die Japaner vermochten bei der geringen Schußweite ihres Geschützes die russische Artillerie auch nicht niederzuhalten, und so kam es, daß die Infanterie auf beiden Seiten nicht die Unterstützung durch die Artillerie fand, auf die sie Anspruch hat. Eine wichtige Lehre ergab sich aus diesem Kriege: offene Stellungen darf die Artillerie nur wählen, wenn ihre Aufgabe aus einer verdeckten nicht zu lösen ist; aber

Digitized by Google

man kann dem noch hinzufügen, verdeckte Stellungen haben für die Artillerie nur Wert, wenn sie das Schießverfahren aus solchen völlig beherrscht. Die Wahrheit beider Lehren haben die Russen an sich erfahren müssen; im Anfang des Krieges die der ersten, im weiteren Verlaufe die der zweiten. Die grundsätzliche Wahl offener Feuerstellungen führte zu völliger Vernichtung mehrerer Batterien, die Nichtbeherrschung des Schießverfahrens aus verdeckten Stellungen zu einer unerhörten nutzlosen Munitionsvergeudung. Eine weitere bemerkenswerte Erscheinung war die häufige Verwendung schwerer Geschütze, die sich, wie im Burenkriege, aus der Vorliebe der Russen für die Verteidigung und aus den langsamen Operationen der Japaner erklärt, wodurch der Krieg zu einem Kampf um befestigte Feldstellungen ausartete. — Der lange Widerstand der noch nicht zeitgemäß angelegten Festung Port Arthur ist aus der nach Zahl und Kaliber schwachen japanischen Artillerie zu erklären.

Der Balkankrieg ist dadurch interessant und lehrreich, daß hier zum erstenmal auf beiden Seiten völlig moderne Geschütze — Rohrrücklaufgeschütze mit Schutzschilden und neuen Richtmitteln — in Tätigkeit traten. Die aus dem ostasiatischen Feldzuge abgeleiteten Lehren fanden hier ihre Bestätigung. Das moderne Geschütz ist eine sehr scharfe Waffe, die aber, um die erwartete Wirkung zu ergeben, voraussetzt, daß sie richtig gebraucht wird. Der türkischen Artillerie fehlte es im ersten Balkankriege an allem; die Mannschaft kannte ihr Geschütz nicht; die Munition war entweder gar nicht vorhanden oder nicht an der richtigen Stelle; ihre Verwendung zeugte von allgemeiner Kopflosigkeit der Führung. So leistete die türkische Artillerie nichts, die der Verbündeten, namentlich der Serben, sehr Gutes. Auch hier griffen schwere Geschütze in die Gefechte im freien Felde wirksam ein. Im Festungskriege leistete die schwere Artillerie, weil ihre Geschütze auf beiden Seiten ganz rückständig waren, auf beiden Seiten wenig. Infolge davon konnten sich die mangelhaft befestigten Plätze Adrianopel und Skutari verhältnismäßig lange halten.

Um die Kämpfe der Artillerie in dem gegenwärtigen Kriege zu verstehen, muß man eine Vorstellung von der Leistungsfähigkeit der modernen Geschütze haben. Diese gewinnt man am besten durch einen Vergleich mit den im Kriege 1870/71 geführten.

Die deutsche Feldartillerie war damals mit gezogenen Hinter-, die französische mit ebensolchen Vorderladungskanonen bewaffnet. Die Hinterlader zeichneten sich durch eine große Treffähigkeit aus, die auf den eigentlichen Kampfentfernungen mehr als doppelt so groß war als die der französischen. Die Wirkung ihrer Geschosse war der der französischen ebenfalls weit überlegen. Ihre Granaten platzten beim Aufschlag auf dem Boden oder im Ziel, entwickelten dabei eine starke Rauchwolke und wurden durch die Sprengladung in 30 bis 40 Stücke zerrissen. Die französischen Granaten hatten einen Brennzünder, der aber nur auf zwei Entfernungen — 1200 und 2800 Meter — einzustellen war. Befand sich das Ziel zufällig in der Nähe einer dieser Entfernungen, so war die Wirkung gut, in jedem andern Falle gegen das beabsichtigte Ziel so gut wie Null.

Digitized by Google

Die Geschosse wurden in etwa 22 Stücke zerlegt. Schon hieraus ergibt sich, daß die deutschen Geschütze den französischen gegenüber eine etwa dreimal so große Wirkung im Einzelschuß hatten. Wichtiger noch war, daß der beim Aufschlag der Granate entwickelte Rauch erkennen ließ, ob der Schuß vor oder hinter dem Ziel, rechts oder links davon eingeschlagen und somit die Möglichkeit vorhanden war, die Geschosse in das Ziel zu bringen. Bei den französischen Geschossen war die Lage ihrer Flugbahn zum Ziel sehr schwer, höchstens auf ganz nahe Entfernungen zu erkennen, eine fehlerhafte Lage also nicht zu verbessern. Die Hauptsache jedoch war, daß die deutsche Artillerie zu schießen verstand, die französische aber nicht. Dafür hatten die nach den Mißerfolgen im böhmischen Feldzuge durch den tatkräftigen General v. Hindersin ins Leben gerufene Schießschule und die regelmäßig bei allen Regimentern auf großen Schießplätzen abgehaltenen Schießübungen gesorgt. Bei der französischen Artillerie sah es damit sehr traurig aus; Schießübungen, die diesen Namen verdienen, kannte sie nicht.

Neben den Geschützen hatte man der französischen Artillerie unmittelbar vor dem Kriege noch die neu erfundene Mitrailleuse, den Vorläufer der heutigen Maschinengewehre, zugeteilt, von der man große Dinge erwartete. Sie enttäuschte sehr, hauptsächlich, weil die Truppe und die Führung mit ihrem Gebrauch nicht vertraut waren.

So ist es nicht erstaunlich, daß in diesem Kriege die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie sehr deutlich in die Erscheinung trat. Die französische Artillerie wurde meist in kurzem Kampf vom Schlachtfeld vertrieben oder wenigstens zum Schweigen gebracht, und die deutsche Artillerie konnte ihre volle Kraft gegen die französische Infanterie einsetzen und die eigne Infanterie sehr wirksam unterstützen. Bekannt ist das Geständnis des gefangenen französischen Kaisers, daß die deutschen Siege vorzugsweise der Artillerie zu danken gewesen seien.

Im gegenwärtigen Kriege haben sich diese Verhältnisse von Grund aus geändert. Alle Armeen sind mit Geschützen bewaffnet, die den deutschen von 1870/71 bedeutend überlegen sind, unter sich aber nur geringe Unterschiede aufweisen. Die heutigen Geschütze werden gekennzeichnet durch die Worte „Schnellfeuergeschütze mit Rohrrücklauf und Schutzschilden". Durch einen am Lafettenschwanz befindlichen pflugscharähnlichen Sporn fest am Boden verankert, stehen sie beim Schuß unverrückbar fest. Nur das Rohr läuft durch den Rückstoß innerhalb der Lafette wie ein Schlitten auf einer Gleitbahn zurück, wird dabei durch eine Flüssigkeitsbremse in seiner Bewegung gehemmt und nach Aufzehrung der Rückstoßarbeit durch ein elastisches Mittel — Schraubenfeder oder verdichtete Luft — wieder in die Schießstellung vorgeschoben, ohne daß dadurch die Richtung merklich verändert wird. Die Bedienung des Geschützes ist dadurch ungemein vereinfacht; es genügt das Oeffnen und Schließen des Verschlusses, wozu je ein Griff ausreicht, das Laden und Abfeuern; höchstens ist noch ein flüchtiges Nachsehen und Verbessern der Richtung nötig. Mußte früher die

Digitized by Google

Abgabe von durchschnittlich einem Schuß in der Minute als eine gute Leistung angesehen werden, so kann eine gewandte Bedienung heute 12 bis 20 Schüsse in der gleichen Zeit ohne Ueberanstrengung abgeben, weil auch das Zeit und Kräfte verzehrende Vorbringen des Geschützes nach jedem Schuß fortfällt. Die Schutzschilde gewähren den am Geschütz arbeitenden Bedienungsmannschaften Schutz gegen leichte Sprengteile der feindlichen Geschosse und auf Entfernungen über 400 Meter auch gegen Infanteriegeschosse.

Von größtem Einfluß auf die Wirkung und Verwendung der Artillerie ist die Munition; in erster Linie das rauchschwache Pulver. In den früheren Kriegen lagerte sich der Pulverrauch wie ein dichter Schleier über das ganze Schlachtfeld, am dichtesten namentlich vor den eignen und vor den feindlichen Geschützen. Er hinderte sowohl das Richten wie auch das Beobachten der eignen Schüsse und setzte dadurch die Wirkung der Artillerie natürlich sehr herab. Der Fortfall dieses Schleiers steigerte also die Wirksamkeit des Feuers gewaltig. Trotzdem aber ist die Wirkung nicht größer, sondern sogar kleiner geworden, und das erklärt sich dadurch, daß alle Truppen gerade infolge der gesteigerten Wirksamkeit gezwungen sind, sich der Wirkung des Feuers durch Ausnutzung aller natürlichen und Schaffung künstlicher Deckungen nach Möglichkeit zu entziehen.

Aber auch die Geschosse, die eigentlichen Träger der Wirkung, sind völlig verändert. Das Hauptgeschoß ist das Schrapnell geworden, ein dünnwandiges Geschoß, dessen Höhlung mit einer großen Zahl von Bleikugeln — bei den Feldkanonen etwa dreihundert — gefüllt, in der Luft platzend einen Raum von sehr großer Ausdehnung mit einem Bleiregen bedeckt, ähnlich wie ein aus der Brause einer Gießkanne kommender Wasserstrahl. Da der größte Teil der Schrapnellkugeln in sehr flacher Bahn über den Erdboden hinwegstreicht, so hat alles, was sich im Bereich eines platzenden Schrapnells in aufrechter Stellung befindet, nur geringe Aussicht, unverletzt zu bleiben. Deshalb muß angreifende Infanterie danach streben, möglichst ungesehen vom Feinde vorwärtszukommen und, wenn sie keine schützenden Bodenfalten findet, suchen, durch kurze, überraschend ausgeführte Sprünge Boden zu gewinnen, sich zu einer Atempause niederwerfen, vielleicht auch das Feuer eröffnen und den Versuch wiederholen. Die Infanterie des Verteidigers wird Schützengräben ausheben, um dort Schutz gegen das feindliche Artilleriefeuer zu finden, bis die Nähe des angreifenden Feindes sie zur Besetzung der Brustwehr und Eröffnung des Feuers nötigt.

Neben den Schrapnells verfeuern die modernen Geschütze auch noch Granaten, die sich von den im Kriege 1870/71 gebrauchten dadurch unterscheiden, daß sie mit einem der erst Ende des vorigen Jahrhunderts erfundenen, sehr kräftigen Sprengstoffe (Pikrinsäure mit verschiedenen Zusätzen unter der Benennung Melinit, Ekrasit, Lyddit, ferner Trinitrotoluol oder Ammonal) geladen sind. Ihre Detonation, d. h. momentan erfolgende Zersetzung, zerreißt das Geschoß in zahllose kleine Splitter, die mit großer Geschwindigkeit nicht bloß nach vorn, wie bei der alten Pulvergranate, sondern nach allen Seiten auseinander-

Digitized by Google

fliegen. Zerspringt die Granate in der Luft, so fliegen einzelne Splitter sehr steil, manche senkrecht zur Erde und können so von vorn gedeckte Ziele von oben treffen. Ebenso können die Splitter einer zwischen den Geschützen in der Luft oder beim Aufschlag auf den Boden gesprengten Granate die hinter den Schilden befindliche Bedienung treffen. Eine geradezu vernichtende Wirkung erreicht die Granate, wenn sie das Geschütz oder den neben diesem stehenden Munitionswagen als Volltreffer trifft; es wirken dann nicht nur die unendlich vielen Splitter gegen die Bedienung, sondern diese wird durch den Gasdruck völlig umgeworfen. Bei Granaten aus schweren Geschützen mit großer Sprengladung ist dieser Druck so kräftig, daß nicht nur Menschen, sondern selbst schwere Geschütze weit fortgeschleudert werden, wenn ein solches Geschoß auch nur in ihrer Nähe einschlägt. Ein Treffer in einen mit Granaten bepackten Munitionswagen kann die Geschosse zur Detonation bringen und auf diese Weise die ganze Batterie vernichten.

Schon die Schrapnellwirkung, die selbst in Schildbatterien jeden Verkehr untersagt, also namentlich einen Stellungswechsel und die Munitionsversorgung unmöglich macht, noch mehr aber die Wirkung der Granaten, zwingen dazu, die Geschütze dem feindlichen Auge möglichst zu entziehen. Man stellt die Batterien daher mit Vorliebe verdeckt, d. h. hinter dem Kamm von Höhenzügen, hinter Gehölzen, Gebäuden usw. derart auf, daß sie selbst von erhöhten Punkten in der Nähe der feindlichen Geschützstellungen nicht bemerkt werden können. Während früher die Artillerie mit Vorliebe die Höhen krönte, weil sie ihr ein freies Schußfeld boten, vermeidet sie gerade diese jetzt sorgfältig und benutzt sie nur als Beobachtungsstelle. Natürlich ist auch das Ziel von den Geschützen aus nicht zu sehen, und es sind besondere Maßnahmen erforderlich, damit trotzdem das Ziel getroffen werden kann. Ohne wesentlich vervollkommnete Richtmittel, die von der namentlich in Deutschland hochentwickelten optischen Industrie geliefert sind, wäre das nicht möglich. Auf diese Mittel kann hier natürlich nicht näher eingegangen werden; es handelt sich dabei vornehmlich um genaue und doch schnell ausführbare Messung horizontaler und vertikaler Winkel, um die Seiten- und Höhenrichtung der Geschütze festzulegen. Sind diese Richtungen einmal festgelegt, so können etwaige Fehler sehr leicht verbessert werden, wenn man die Lage der Schüsse zum Ziel erkennen kann.

Es kommt bei Auswahl einer Artilleriestellung also hauptsächlich auf die Auffindung einer Beobachtungsstelle an, d. h. eines Platzes, von dem aus der Feuerleitende nicht nur das Ziel, sondern das ganze unter Feuer zu haltende Gelände gut übersehen kann. Die Geschütze stellt man dann verdeckt so auf, daß eine unbedingt sichere Verbindung mit der Beobachtungsstelle vorhanden ist. Je näher diese beiden Teile der Batterie beieinander liegen, um so besser. Ein in der Nähe der Geschütze gelegener hoher Kirchturm ist ein geradezu idealer Beobachtungspunkt, da hier solche Irrtümer ausgeschlossen sind, wie sie bei sehr weit seitwärts der Batterie liegenden Beobachtungsstellen entstehen. Man begreift, daß die Franzosen so ungern auf die Türme der Kathedrale von Reims

Digitized by Google

für ihre Beobachtung verzichteten. Findet sich aber in der Nähe der Geschütze kein geeigneter Beobachtungspunkt, so darf man nicht davor zurückschrecken, einen, wenn auch kilometerweit davon entfernten zu wählen, wenn nur für eine sichere Fernsprechverbindung gesorgt ist. Wichtig ist noch, die Beobachter möglichst gegen das feindliche Feuer zu decken. Wenngleich ein Schutzschild Deckung gegen feindliches Schrapnellfeuer gewährt, so muß doch auch der Schild durch seine Aufstellung im Gelände oder durch Bestecken mit Baumzweigen dem Auge des Feindes möglichst entzogen werden.

Durchaus notwendig ist es, sich zu vergewissern, daß die Geschosse bei Beschießung des befohlenen Zieles nicht die vorliegende Deckung streifen, was leicht vorkommen kann, wenn die Deckung die Geschützstellung bedeutend überhöht und das Ziel naheliegt. Das Geschoß würde dann nicht nur das Ziel nicht erreichen, sondern auch die etwa vorwärts befindlichen eigenen Truppen gefährden.

Da die Artillerie auf beiden Seiten so verfährt, sind ihre Stellungen sehr schwer zu entdecken; aber auch die Auffindung andrer Ziele, die sich möglichst verborgen halten, ist sehr schwierig. Deshalb sind die Erkundung und Auswahl der Feuerstellungen mühsamer und zeitraubender als sonst. Auch die Vorbereitungen auf die Feuereröffnung müssen mit der größten Sorgfalt erfolgen. Das schöne Bild, wie die Batterien im schärfsten Galopp in die Feuerstellung rückten, im Nu abprotzten und nach wenigen Sekunden den ersten Schuß abgaben, ist völlig verschwunden oder sollte es doch — abgesehen von der mit der Kavallerie fechtenden reitenden Artillerie — sein. Das Einrücken in die Feuerstellung muß vielmehr sehr vorsichtig geschehen; der bei starker Gangart sich entwickelnde Staub kann bei der Leere des Schlachtfeldes leicht zum Verräter werden. Jeder Fehler, jede Unvorsichtigkeit und Uebereilung müssen sich bei der so hoch gesteigerten Wirksamkeit der Artillerie empfindlich rächen. Eine richtig verfahrende Artillerie verrät sich dem Feinde erst durch ihr Feuer; ja selbst, wenn er die ihm gesendeten eisernen Grüße empfängt, wird er noch lange im Ungewissen darüber sein, woher das Feuer kommt. Denn es ist in jüngster Zeit gelungen, nicht nur den Rauch, sondern auch die Feuererscheinung so abzuschwächen, daß die Geschütze nicht entdeckt werden, wenn die Deckung sie auch nur wenig überhöht. Oft wird es daher nur durch Beobachtung vom Flugzeug aus möglich sein, eine feindliche Artilleriestellung zu entdecken.

Das Schießen der Artillerie unterscheidet sich von dem der Infanterie wesentlich dadurch, daß, während es bei der Infanterie für die Feuereröffnung genügt, das Ziel und das durch die Größe der geschätzten Entfernung bedingte Visier anzugeben, es bei der Artillerie, wo die Lage der Schüsse zum Ziel beurteilt werden kann, möglich ist, die Flugbahn durch Aenderung der Höhen- und Seitenrichtung in das Ziel zu legen. Beim Schießen mit Brennzünder tritt noch das Regeln der Sprengpunktslage hinzu, da die Geschosse in einer bestimmten Höhe über dem Ziele springen müssen. Diese Ermittlung der Schußelemente — das „Einschießen" — ist die Aufgabe des Batterieführers, von

Digitized by Google

dessen Gewandtheit die Wirkung der Batterie im höchsten Maße abhängt. Das Einschießen setzt eine vollkommene Beherrschung der Schießlehre und eine große Sicherheit der Schußbeobachtung voraus, die auch im feindlichen Feuer nicht versagen dürfen und nur durch viel Uebung zu erwerben sind. Die Größe der Seitenabweichung und der Sprenghöhe sind von der Beobachtungsstelle aus leicht zu beurteilen; man braucht sie also nur zu schätzen und entsprechende Aenderungen anzuordnen. Anders aber ist es bei den Abweichungen in bezug auf die Schußweite; hier kann man wohl den Sinn, nicht aber die Größe der Abweichung beurteilen. Eine Rauchwolke, die das Ziel verdeckt, zeigt an, daß die Zielentfernung größer ist als die befohlene; umgekehrt erkennt man aus einer Rauchwolke, vor der das Ziel sich abhebt, daß die Zielentfernung kleiner ist. Aber um wie viel, darüber ist man völlig im unklaren. Man ermittelt also zunächst zwei Grenzentfernungen, zwischen denen das Ziel liegen muß, z. B. 2000 und 2400 m; man bildet auf diese Weise eine „Gabel", wie der Kunstausdruck lautet; durch Abgabe eines Schusses auf der Gabelmitte — 2200 m — wird die Gabel verengt. Wie weit man dieses Verfahren fortsetzt, hängt von der Gefechtslage und von der Sicherheit der Beobachtung ab. Erst nachdem so eine sichere Unterlage gewonnen ist, geht man zum Wirkungsschießen über.

Es ist sehr wichtig, **frühzeitig** zur Wirkung zu gelangen, damit das Ziel sich ihr nicht durch Aufsuchen von Deckungen entziehen kann oder im Kampf gegen feindliche Artillerie diese uns nicht mit der Wirkung zuvorkommt. Die Franzosen und mit ihnen die Russen legen einen so hohen Wert hierauf, daß sie sich oft mit einer Gabel von 400 Metern begnügen und, auf vier um je 100 Meter verschiedene Entfernungen Schnellfeuer abgebend, den Raum zwischen den beiden Gabelgrenzen mit Eisen und Blei überschütten. Ein solches Feuer, bei dem nur ein Viertel, höchstens die Hälfte der verfeuerten Schüsse Wirkung haben kann, kostet sehr viel Munition. Die deutsche Artillerie verengt daher, wenn irgend möglich, die Gabel bis auf 100 Meter und bestreut das zwischen den Gabelgrenzen gelegene Gelände in ähnlicher Weise. Sehr oft, ja meist wird man gar keine Gabel gegen das Ziel selbst bilden können, weil es verdeckt steht; dann bleibt nur übrig, sich auf die vorliegende Deckung einzuschießen und das dahinter liegende Gelände zu bestreuen. Die Grenze, bis zu der man das Streuen ausdehnt, kann bisweilen aus der Karte oder aus dem Verhalten des Zieles bestimmt werden. Wenn ein Truppenziel getroffen ist, dann stellt es vielleicht sein Feuer ein oder dies wird unwirksam — langsamer oder übereilt. Oft entzieht es sich auch der Wirkung durch einen Stellungswechsel, und man läuft Gefahr, seine Munition nutzlos zu verschwenden.

Ist dem Gegner Zeit und Gelegenheit gelassen, seine Stellung zu verstärken, dann reicht die Kanone wegen ihrer flachen Flugbahn nicht mehr zur wirksamen Bekämpfung aus. Im gegenwärtigen Kriege, wo sich die beiderseitigen Infanterien monatelang gegenüber liegen, sind im Laufe der Zeit Gräben ausgehoben, die durch ihre große Tiefe eine weit stärkere Deckung bieten, als die Vorschriften verlangen. Unterkunftsräume sind angelegt und mit starken Balken,

Digitized by Google

eisernen Trägern oder Eisenbahnschienen von oben eingedeckt, gegen die eine Wirkung nur durch Volltreffer schwerer Geschütze zu erreichen ist. Daher sind in allen Feldheeren neben den Kanonen noch Haubitzen vorhanden, d. h. Geschütze, die schwerere Geschosse mit stärker gekrümmter Bahn verfeuern und die Ziele von oben treffen sollen. Im Kriege 1870/71 verwendete man solche Geschütze nur zur Ueberwältigung der Festungen. Meist führen die Armeen zwei verschiedene Kaliber von Haubitzen. Die leichten sollen den Truppen überallhin folgen, sind wenig schwerer als die Feldkanonen, während ihre Geschosse etwa doppelt so schwer sind. Die schweren, ursprünglich nur für den Festungskrieg bestimmten, verfeuern Geschosse, die reichlich sechsmal so schwer sind wie die der Kanonen. Diese schweren Haubitzen haben eine Wirkung, die die der schwersten im Kriege 1870/71 vor Festungen gebrauchten Geschütze weit übertrifft, wenn man von den nur in wenigen Exemplaren vorhandenen Mörsern absieht; dabei sind sie aber viel leichter als jene.

Diese Haubitzen haben eine gute Wirksamkeit gegen Schildartillerie, weil die Splitter ihrer Geschosse die hinter den Schilden befindliche Bedienung treffen können. Die schweren Haubitzen sind auch allein imstande, die in den Schützengräben eingebauten, sehr widerstandsfähigen Unterkunftsräume zu zerstören. Diese Ziele sind aber sehr klein, ihre Lage vom Feinde aus gar nicht zu erkennen; daher ist die Aussicht, einen Treffer zu erhalten, außerordentlich gering, und es bedarf einer riesigen Munitionsmenge, wenn man eine nennenswerte Wirkung erreichen will. So wird die Meldung der Obersten Heeresleitung vom 10. März verständlich, nach der vom Feinde in vierundzwanzig Stunden oft mehr als 100000 Schüsse gegen die von zwei schwachen rheinischen Divisionen verteidigte Front von 8 Kilometern verfeuert wurden. Zum Transport dieser an einem Tage verfeuerten Geschosse sind mindestens drei Eisenbahnzüge von je 100 Achsen erforderlich. Von der Heftigkeit eines solchen Feuers macht man sich nur schwer eine Vorstellung. Bei gleichmäßiger Feuergeschwindigkeit würde in jeder Sekunde mehr als ein Schuß abgegeben sein. Da aber das Feuer zeitweise, besonders in der Nacht, ruhiger gewesen sein wird, so mußte es zu andern Zeiten um so stärker anschwellen. Dazu kommen die Detonationen der Granaten und die eignen Schüsse, so daß die Bezeichnung „Trommelfeuer" den Eindruck, den dieser Höllenlärm auf das Gehör gemacht hat, wohl am zutreffendsten wiedergibt. Es gehören wirklich stählerne Nerven dazu, dies tagelang anhaltende Getöse zu ertragen, ganz abgesehen von dem damit verbundenen Gefühl, daß die nächste Sekunde allem ein Ende machen kann.

Die Wirkung der Artillerie ist, wenn man sie nach den Verlusten beurteilt, die dem Feind beigebracht sind, im Vergleich zu der Wirkung der Infanterie im gegenwärtigen Kriege höher, dagegen im Vergleich zu dem verfeuerten Munitionsgewicht höchstwahrscheinlich niedriger als in jedem früheren Kriege. Und das trotz der gesteigerten Wirksamkeit! Diese auffallende Tatsache erklärt sich daraus, daß die Truppen es weit besser als je zuvor verstehen, sich der Feuerwirkung durch geschickte Geländebenutzung zu entziehen, und daß anderseits

Digitized by Google

dessen Gewandtheit die Wirkung der Batterie im höchsten Maße abhängt. Das Einschießen setzt eine vollkommene Beherrschung der Schießlehre und eine große Sicherheit der Schußbeobachtung voraus, die auch im feindlichen Feuer nicht versagen dürfen und nur durch viel Uebung zu erwerben sind. Die Größe der Seitenabweichung und der Sprenghöhe sind von der Beobachtungsstelle aus leicht zu beurteilen; man braucht sie also nur zu schätzen und entsprechende Aenderungen anzuordnen. Anders aber ist es bei den Abweichungen in bezug auf die Schußweite; hier kann man wohl den Sinn, nicht aber die Größe der Abweichung beurteilen. Eine Rauchwolke, die das Ziel verdeckt, zeigt an, daß die Zielentfernung größer ist als die befohlene; umgekehrt erkennt man aus einer Rauchwolke, vor der das Ziel sich abhebt, daß die Zielentfernung kleiner ist. Aber um wie viel, darüber ist man völlig im unklaren. Man ermittelt also zunächst zwei Grenzentfernungen, zwischen denen das Ziel liegen muß, z. B. 2000 und 2400 m; man bildet auf diese Weise eine „Gabel", wie der Kunstausdruck lautet; durch Abgabe eines Schusses auf der Gabelmitte — 2200 m — wird die Gabel verengt. Wie weit man dieses Verfahren fortsetzt, hängt von der Gefechtslage und von der Sicherheit der Beobachtung ab. Erst nachdem so eine sichere Unterlage gewonnen ist, geht man zum Wirkungsschießen über.

Es ist sehr wichtig, frühzeitig zur Wirkung zu gelangen, damit das Ziel sich ihr nicht durch Aufsuchen von Deckungen entziehen kann oder im Kampf gegen feindliche Artillerie diese uns nicht mit der Wirkung zuvorkommt. Die Franzosen und mit ihnen die Russen legen einen so hohen Wert hierauf, daß sie sich oft mit einer Gabel von 400 Metern begnügen und, auf vier um je 100 Meter verschiedene Entfernungen Schnellfeuer abgebend, den Raum zwischen den beiden Gabelgrenzen mit Eisen und Blei überschütten. Ein solches Feuer, bei dem nur ein Viertel, höchstens die Hälfte der verfeuerten Schüsse Wirkung haben kann, kostet sehr viel Munition. Die deutsche Artillerie verengt daher, wenn irgend möglich, die Gabel bis auf 100 Meter und bestreut das zwischen den Gabelgrenzen gelegene Gelände in ähnlicher Weise. Sehr oft, ja meist wird man gar keine Gabel gegen das Ziel selbst bilden können, weil es verdeckt steht; dann bleibt nur übrig, sich auf die vorliegende Deckung einzuschießen und das dahinter liegende Gelände zu bestreuen. Die Grenze, bis zu der man das Streuen ausdehnt, kann bisweilen aus der Karte oder aus dem Verhalten des Zieles bestimmt werden. Wenn ein Truppenziel getroffen ist, dann stellt es vielleicht sein Feuer ein oder dies wird unwirksam — langsamer oder übereilt. Oft entzieht es sich auch der Wirkung durch einen Stellungswechsel, und man läuft Gefahr, seine Munition nutzlos zu verschwenden.

Ist dem Gegner Zeit und Gelegenheit gelassen, seine Stellung zu verstärken, dann reicht die Kanone wegen ihrer flachen Flugbahn nicht mehr zur wirksamen Bekämpfung aus. Im gegenwärtigen Kriege, wo sich die beiderseitigen Infanterien monatelang gegenüber liegen, sind im Laufe der Zeit Gräben ausgehoben, die durch ihre große Tiefe eine weit stärkere Deckung bieten, als die Vorschriften verlangen. Unterkunftsräume sind angelegt und mit starken Balken,

Digitized by Google

eisernen Trägern oder Eisenbahnschienen von oben eingedeckt, gegen die eine Wirkung nur durch Volltreffer schwerer Geschütze zu erreichen ist. Daher sind in allen Feldheeren neben den Kanonen noch Haubitzen vorhanden, d. h. Geschütze, die schwerere Geschosse mit stärker gekrümmter Bahn verfeuern und die Ziele von oben treffen sollen. Im Kriege 1870/71 verwendete man solche Geschütze nur zur Ueberwältigung der Festungen. Meist führen die Armeen zwei verschiedene Kaliber von Haubitzen. Die leichten sollen den Truppen überallhin folgen, sind wenig schwerer als die Feldkanonen, während ihre Geschosse etwa doppelt so schwer sind. Die schweren, ursprünglich nur für den Festungskrieg bestimmten, verfeuern Geschosse, die reichlich sechsmal so schwer sind wie die der Kanonen. Diese schweren Haubitzen haben eine Wirkung, die die der schwersten im Kriege 1870/71 vor Festungen gebrauchten Geschütze weit übertrifft, wenn man von den nur in wenigen Exemplaren vorhandenen Mörsern absieht; dabei sind sie aber viel leichter als jene.

Diese Haubitzen haben eine gute Wirksamkeit gegen Schildartillerie, weil die Splitter ihrer Geschosse die hinter den Schilden befindliche Bedienung treffen können. Die schweren Haubitzen sind auch allein imstande, die in den Schützengräben eingebauten, sehr widerstandsfähigen Unterkunftsräume zu zerstören. Diese Ziele sind aber sehr klein, ihre Lage vom Feinde aus gar nicht zu erkennen; daher ist die Aussicht, einen Treffer zu erhalten, außerordentlich gering, und es bedarf einer riesigen Munitionsmenge, wenn man eine nennenswerte Wirkung erreichen will. So wird die Meldung der Obersten Heeresleitung vom 10. März verständlich, nach der vom Feinde in vierundzwanzig Stunden oft mehr als 100 000 Schüsse gegen die von zwei schwachen rheinischen Divisionen verteidigte Front von 8 Kilometern verfeuert wurden. Zum Transport dieser an einem Tage verfeuerten Geschosse sind mindestens drei Eisenbahnzüge von je 100 Achsen erforderlich. Von der Heftigkeit eines solchen Feuers macht man sich nur schwer eine Vorstellung. Bei gleichmäßiger Feuergeschwindigkeit würde in jeder Sekunde mehr als ein Schuß abgegeben sein. Da aber das Feuer zeitweise, besonders in der Nacht, ruhiger gewesen sein wird, so mußte es zu andern Zeiten um so stärker anschwellen. Dazu kommen die Detonationen der Granaten und die eignen Schüsse, so daß die Bezeichnung „Trommelfeuer" den Eindruck, den dieser Höllenlärm auf das Gehör gemacht hat, wohl am zutreffendsten wiedergibt. Es gehören wirklich stählerne Nerven dazu, dies tagelang anhaltende Getöse zu ertragen, ganz abgesehen von dem damit verbundenen Gefühl, daß die nächste Sekunde allem ein Ende machen kann.

Die Wirkung der Artillerie ist, wenn man sie nach den Verlusten beurteilt, die dem Feind beigebracht sind, im Vergleich zu der Wirkung der Infanterie im gegenwärtigen Kriege höher, dagegen im Vergleich zu dem verfeuerten Munitionsgewicht höchstwahrscheinlich niedriger als in jedem früheren Kriege. Und das trotz der gesteigerten Wirksamkeit! Diese auffallende Tatsache erklärt sich daraus, daß die Truppen es weit besser als je zuvor verstehen, sich der Feuerwirkung durch geschickte Geländebenutzung zu entziehen, und daß anderseits

Digitized by Google

die mit Schnellfeuergeschützen bewaffnete Artillerie Munitionsmengen verfeuert hat wie noch niemals. Namentlich die Franzosen sind sehr verschwenderisch mit ihrer Munition umgegangen, obwohl ihre Vorschriften das Haushalten damit sehr empfehlen. Wenn die neutralen Amerikaner nicht so große Munitionsmengen über das Wasser geschickt hätten und noch schickten, so hätte der Krieg längst sein Ende gefunden; denn die französischen Munitionsfabriken besitzen bei weitem nicht die Leistungsfähigkeit wie die deutschen.

Obwohl die Steilfeuergeschütze für den Stellungskrieg von größter Bedeutung sind, so vermögen sie doch dort, wo sich die beiderseitigen Schützengräben bis auf 100 Meter und darunter genähert haben, nicht mehr zu wirken. Hier muß die Artillerie ihr Feuer wegen Gefährdung der eignen Truppen einstellen. An ihre Stelle treten Waffen und Streitmittel längst vergangener Zeiten, die nur auf ganz nahe Entfernungen gebraucht werden können, wie Handgranaten, Minenwerfer, Stickbomben usw., mit denen der Kampf aus gedeckter Stellung fortgesetzt wird. Da tritt der Pionier an die Stelle des Kanoniers. Der Artillerie fällt nunmehr die Aufgabe zu, den Raum hinter den feindlichen Schützengräben in großer Tiefe, die feindlichen Artilleriestellungen, die Annäherungswege und die zur Unterkunft dienenden Ortschaften unter Feuer zu nehmen. Hierbei ergeben sich stellenweise sehr große Schußweiten, die weder von den Feldkanonen noch von den schweren Haubitzen erreicht werden können. Daher gehören neuerdings auch Kanonen schwereren Kalibers — meist 10-Zentimeter — zur schweren Feldartillerie. Sie verfeuern dieselben oder ähnliche Geschosse wie die Haubitzen gleichen Kalibers, aber mit nahezu doppelt so großen Geschwindigkeiten, so daß sie Schußweiten von 10 bis 12 Kilometern erreichen.

Die Feldartillerie ist in dem gegenwärtigen Kriege auf beiden Seiten von nahezu gleicher Güte; darum hat keine die andre niederringen und eine so entscheidende Rolle wie im Kriege 1870/71 spielen können.

Ganz anders im Festungskriege, der aller Welt die größten Ueberraschungen brachte. Vor dem Kriege glaubte man — und diese Ansicht war die in allen amtlichen Anweisungen niedergelegte —, daß gut angelegte Festungen nur durch eine „Belagerung" eingenommen werden könnten. Bei dieser wird nach vorhergegangener, die Festung vollständig von der Außenwelt absperrender Einschließung ein Teil der die Festung umgebenden Forts derart angegriffen, daß die Infanterie des Belagerers unter dem Schutze der Artillerie, welche die feindlichen Geschütze niederzukämpfen hat, sich schrittweise unter Herstellung künstlicher Deckungen und Annäherungswege bis auf kurze Entfernung heranarbeitet. Nachdem die Artillerie sowohl die Werke als auch die Besatzung durch ihr bis zur äußersten Heftigkeit gesteigertes Feuer sturmreif gemacht hat, führt die Infanterie den Sturm aus.

Während der russische Angriff auf Przemysl ein diesem Bilde entsprechendes Gepräge trug — die Festung fiel durch Hunger bezwungen vor Ausführung des Sturms —, zeigen die deutschen Angriffe auf die belgischen Festungen, dank der aufs höchste gesteigerten Wirkung der schweren deutschen Steilfeuergeschütze, ein

Digitized by Google

ganz andres Bild. Eine starke, aus solchen Geschützen zusammengesetzte Artillerie eröffnete, ohne daß die Festungen eingeschlossen waren, aus verdeckter Stellung und großer Entfernung das Feuer gegen die Forts, machte dadurch die Werke und zugleich die Besatzung in einer Weise sturmreif, daß der Sturm überhaupt überflüssig wurde. Und das geschah, obwohl die Widerstandsfähigkeit aller Deckungen durch ausgedehnte Verwendung von Beton und Panzerkuppeln außergewöhnlich hoch war. Bei den bis dahin gebräuchlichen Mörsern konnte ein Panzerturm erst durch mehrere Treffer unbrauchbar gemacht werden; die Trefffähigkeit war aber bei der kleinen Ausdehnung dieses Zieles und der langen Flugzeit des in hohem Bogen verfeuerten Geschosses so gering, daß nur die Aufwendung einer sehr großen Schußzahl und Zeit einen Erfolg versprach.

Die Verwendung der neuen schweren Mörser änderte das von Grund aus. Die Granaten dieser Geschütze hatten durch ihr großes Gewicht — man sprach von zwanzig Zentnern bei dem 42-cm-Mörser, das des österreichischen 30,5-cm-Mörsers ist in amtlich veröffentlichten Quellen mit 390 kg angegeben — und eine entsprechende, mehrere Zentner betragende Sprengladung eine so große Wirkung, daß es zur Zerstörung eines Panzerturms schon genügte, wenn ein solches Geschoß nur in die Nähe desselben einschlug. Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" schrieb über die Wirkung eines solchen Treffers: „Die Granate war auf der Erddeckung direkt vor einem Panzerturm aufgeschlagen, hatte die 7 m dicke Erddecke sowie eine Betonschicht von 2,2 m durchschlagen, hatte den Panzerturm in Höhe der Maschinerie getroffen, war quer durch denselben durchgegangen und hatte hinter ihm ein großes Loch gerissen, in dem man ein ganz gewaltiges Stück des Geschosses liegen sah. Durch die Gewalt der Explosion dieses einen Schusses war die Betondecke bis zu den nächsten Türmen infolge der plötzlich auftretenden seitlichen Verschiebung gerissen." Eine solche Verschiebung dürfte aber schon genügen, die Maschinen für das Laden und Richten der nächsten Türme unbrauchbar zu machen. Dieser eine Treffer hätte schon genügt, das ganze Fort unbrauchbar zu machen.

Diese mächtige Wirkung hat gewissermaßen das Ziel so vergrößert, daß man sich mit einer geringeren Treffähigkeit begnügen, die Schußweite also erheblich vergrößern durfte. Dadurch wurde es möglich, die Geschütze unbemerkt vom Feinde auf große Entfernung in verdeckte Stellungen zu bringen und das Feuer überraschend zu eröffnen.

Mit der mechanischen Wirkung ist auch eine sehr große psychologische verbunden. Der belgische General Léman, der Verteidiger von Lüttich, schrieb in seinem Tagebuche über die Beschießung des Forts Loncin: „Wir hörten, wenn die Granaten ankamen, das Sausen der Luft, das sich allmählich bis zum Heulen eines wütenden Orkans steigerte und in einem furchtbaren Donnerschlag seinen Abschluß fand. Ungeheure Wolken von Staub und Rauch wälzten sich über den erzitternden Boden." Ein gefangener Franzose, der zu der Besatzung des bei Luneville gelegenen Forts Manonviller gehörte, äußerte: „Wir sind fast

Digitized by Google

wahnsinnig geworden bei der Beschießung durch die großen deutschen Geschütze. 54 Stunden in diesem entsetzlichen Feuer! Nach den ersten Schüssen bekamen wir alle rasende Zahnschmerzen. Dann sausten uns die Ohren, und die Schädel brummten, als wäre man tausend Meter unter dem Meere. Nach jedem Schusse schnappten wir nach Luft. Ein Erdbeben wäre ein Kinderspiel gegen diese deutschen Geschosse." Durch diese schweren Geschütze, gegen welche der Verteidiger ganz machtlos war, fielen Lüttich, Namur, Antwerpen, Maubeuge und Fort Manonviller nach kurzer Beschießung. Dabei ist zu beachten, daß diese Plätze, vielleicht mit Ausnahme von Maubeuge, den modernsten Anforderungen durchaus entsprachen; die belgischen Festungen waren von dem General Brialmont erbaut, der unbestritten als die erste Autorität auf dem Gebiete des Festungsbaus galt.

Aber nicht nur die große Wirkung der schweren deutschen Geschosse, sondern auch die große Schußweite der deutschen Geschütze war eine große Ueberraschung, die namentlich bei der Beschießung von Dünkirchen hervortrat. Wo die deutschen Geschütze stehen, die sich diese Festung als Ziel gewählt haben, ist nicht bekannt. Die Annahme, daß die Beschießung von der See aus erfolgt sei, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Die Entfernung der nächstgelegenen in unsern Händen befindlichen Punkte auf dem Festlande ist in den Zeitungen verschieden, im Mittel zu 35 Kilometern, also nahezu fünf deutschen Meilen, angegeben. Das ist etwa die Entfernung von Berlin (Mitte) nach Nauen, von Potsdam nach Brandenburg oder von Calais nach Dover. Eine solche Schußweite ist nur erreichbar aus einer sehr langen Kanone, die ihrem *schweren Geschoß* mit einer starken Ladung eine sehr *große Geschwindigkeit* erteilt. Die schweren Kruppschen Schiffskanonen — um eine solche wird es sich wahrscheinlich handeln — haben eine Länge von 50 Kalibern, sind also verhältnismäßig fast doppelt so lang wie die deutsche Feldkanone und erteilen ihren Geschossen nach dem Taschenbuche der Kriegsflotten des Kapitänleutnants Weyer eine Geschwindigkeit von etwa 900 Metern, das ist etwa dieselbe Geschwindigkeit, die das S-Geschoß des deutschen Gewehrs hat. Aber dieses erreicht höchstens eine Schußweite von 4000 Metern; denn der Luftwiderstand vermindert die Geschoßgeschwindigkeit sehr bedeutend. Das mit einer Geschwindigkeit von 895 Meter verfeuerte S-Geschoß besitzt auf 2000 Meter nur noch eine solche von 153 Meter; von der ihm durch die Pulverladung erteilten Wucht von 408 Meterkilogramm besitzt es nur noch 12; 396 Meterkilogramm, d. h. 97 Prozent der ursprünglichen, sind lediglich für die Ueberwindung des Luftwiderstandes verbraucht. Bei einer 28-Zentimeter-Kanone, die ein 270 Kilogramm schweres Geschoß mit gleicher Geschwindigkeit verfeuert, würde die Geschoßgeschwindigkeit auf 784, also nur um 111 Meter sinken; nur 15 Prozent seiner Wucht würde durch den Luftwiderstand aufgezehrt. Wahrscheinlich ist das Geschütz ein noch schwereres; französische Zeitungen berichteten, man habe aus aufgefundenen Sprengstücken auf ein Kaliber von 30,5 oder gar 38,1 Zentimeter geschlossen. Beides ist möglich; denn beide Kaliber sind in der deutschen

Digitized by Google

Marine vertreten. Welche Schußweiten beide Geschütze erreichen können, läßt sich mit leichter Mühe errechnen, ist aber nicht bekannt.

Die größte bisher wirklich erreichte Schußweite betrug, soweit Nachrichten darüber vorliegen, 20266 Meter; sie wurde am 28. April 1892 von einer 24-Zentimeter-Kanone, die 40 Kaliber lang war, in Gegenwart Seiner Majestät des Kaisers auf dem Schießplatz Meppen gezeigt. Schwerlich wird die Anfangsgeschwindigkeit über 800 Meter, das Geschoßgewicht mehr als 180 Kilogramm betragen haben.

Bei so großen Schußweiten hat bereits die Krümmung der Erdoberfläche eine große Bedeutung. Bei einer Schußweite von 35 Kilometer läuft die wagerechte Visierlinie etwa 120 Meter über das Ziel hinweg, wenn Geschützstand und Ziel sich in gleicher Meereshöhe befinden. Es ist also gar nicht daran zu denken, daß das Ziel vom Geschützstande aus, auch unter Benutzung der schärfsten Fernrohre, zu sehen wäre; die Seitenrichtung muß daher nach der Karte gegeben, die Beobachtung der Schüsse von einem in großer Höhe in der Nähe des Zieles sich bewegenden Flugzeug aus vonstatten gegangen sein, wie denn auch Zeitungsnachrichten besagen, daß das Einschießen mit Hilfe eines Flugzeugs erfolgt sei.

Von einer großen Treffgenauigkeit kann bei so großen Schußweiten natürlich keine Rede sein; aber dafür ist das Ziel — die ganze Festung — so groß, daß die Aussicht zu treffen noch groß genug ist. Anderseits würde der Feind, wenn er über ebenso weittragende Geschütze verfügte und ihm die Stellung unsrer Geschütze bekannt wäre, kaum eine nennenswerte Wirkung dagegen erreichen können, da das Ziel so klein ist.

Die schnelle Ueberwältigung der angegriffenen Festungen ist nicht allein der großen materiellen Ueberlegenheit der Artillerie, sondern auch der personellen zu danken. Die deutsche Fußartillerie hat durch die im Jahre 1872 eingetretene Scheidung der Feld- und Fußartillerie am meisten gewonnen. Die Franzosen haben für ihre Feldartillerie sehr viel, aber auf Kosten der Fußartillerie getan. Es soll bei dieser alte Unteroffiziere gegeben haben, die im Frieden noch nie einen scharfen Schuß aus ihren Geschützen haben abfeuern sehen. Die schwere Artillerie des Feldheeres wurde großenteils erst improvisiert. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß die deutsche Fußartillerie die beste der Welt ist.

Digitized by Google

Die Wechselbeziehungen zwischen Italien und Rußland in der Geschichte

Von
Archivrat Dr. Lulvès (Hannover)

I

Vor Venedigs Kathedrale San Marco erheben sich seit der Blütezeit der Republik drei mächtige Flaggenhalter von Zedernholz. Sie waren einst dazu bestimmt, die Banner der drei von der Republik unterworfenen Königreiche, von Morea, Kandia und Zypern zu tragen. Diese Länder bildeten in weiterem, Sinne den Abschluß des Adriatischen Meeres, über welches Venedigs Macht gebot.

Aber seit dem Niedergange und dem Falle der Republik ist die Herrschaft über die Adria geteilt. Daß die österreichisch-ungarische Monarchie einen Hauptteil innehat, empfinden die Italiener mit besonderem Unbehagen. Sie übersehen dabei fast ganz, schätzen im besten Falle zu gering das Herandrängen der slawischen Macht ein, die der russische Staatenkoloß als Vorhut vor sich hinschiebt.

Seit wann hat Rußland Macht- und Eroberungsgelüste nach der Adria, nach dem Mittelmeere hin? Seit wann kümmert es sich um die politischen Vorgänge auf der fernen Apenninhalbinsel?

Das geht in der Hauptsache zurück auf Peters des Großen Regierungsprogramm, Rußland zur Seemacht zu erheben; die Beziehungen von Italienern hingegen zum Moskowiterreich sind noch älter, sie waren vor Peters Zeit schon längst vorhanden durch die Handelszüge der Pisaner, Genuesen und Venetianer, die sich zur See bis zur Krim erstreckten, um von dort in das Reich einzudringen. Cembalo in der Krim z. B. verdankte seine Existenz einer genuesischen Gründung. Der Handel und die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere waren häufig Gegenstand der Rivalität zwischen Venedig und Genua gewesen.

Anderseits bot eine Stadt wie Venedig, der Sammelplatz für die amüsementsfrohe Lebewelt Europas, besonders zur Karnevalszeit, genug Anziehung auch für Großfürsten, denen Reisen durch Europa verstattet waren.

Politisch wurde Zar Peter mit der Republik an der Adria zusammengeführt durch gemeinsame Unternehmungen gegen die Türken, auf deren Verdrängung bereits damals Rußland hinzuarbeiten begann. An dem ersten österreichisch-russischen Bündnis gegen jene, das Peter 1697 abschloß, war Venedig beteiligt.

Alle diese Keime verdichteten sich unter der, Peter dem Großen an Genialität wenig nachstehenden Katharina II. zu einer allmählich planmäßig werdenden Mittelmeerpolitik. Der 1768 ausbrechende Türkenkrieg veranlaßte die Kaiserin zu einer Erneuerung der Flotte, zu einer Expedition in das Mittelmeer und in den Archipelagus, um von dort aus die christlichen Untertanen der Pforte in Morea, Dalmatien, Montenegro usw., zumeist einstigen Besitzungen Venedigs, gegen den Großsultan aufzuwiegeln. Nach dieser Seite hin seine Machtbestrebungen zu dehnen, war bereits Peters Absicht gewesen, als er 1711 im Kriege mit der Pforte an der Donau erschienen war. Erfolge waren ihm jedoch nicht beschieden.

Digitized by Google

Glücklicher war jetzt Katharina! Zwar gelang es ihr nicht, Morea und Mallorca zu gewinnen, wohin sie in der Freude über den Ausbau der Flotte den Flug ihrer Eroberungsphantasie hatte schweifen lassen. Zum ersten Male fuhr durch die Straße von Gibraltar eine russische Flotte ins Mittelmeer ein.

Jedenfalls war es der Zarin möglich, sich mit Ali-Bei, dem Statthalter von Aegypten, zu verbünden, der sich gegen den türkischen Großsultan empört hatte, und ein freundschaftliches Verhältnis mit den Königen von Neapel und Sardinien anzubahnen.

Tatsächlich errang Rußland im Frieden von Kütschük-Kainardscha (1774) freie Handelsschiffahrt auf allen türkischen Meeren, die Abtretung von Gebieten vor allem am Schwarzen Meer. Die eroberten Gebiete in der Moldau und Walachei wurden zwar zurückgegeben, über die dortigen Fürsten aber behielt Rußland ein gewisses Schutzverhältnis das Recht der Vertretung ihrer Interessen gegenüber dem Sultan.

Inzwischen hatte die polnische Frage Katharinas Aufmerksamkeit auf sich gezogen; um in Polen besser ernten zu können, lenkte die russische Kaiserin geschickt Kaiser Josefs II. Gebietswünsche von dort hinweg nach einer andern Seite hin, erst nach Bayern, dann gegen die Türken. Vereint standen beide Mächte, Rußland und Oesterreich, gegen letztere in dem 1787 beginnenden Kriege. Wieder waren Katharinas Gedanken auf das Mittelmeer gerichtet, um von hier aus die christlichen Slawen der Balkanhalbinsel und die Griechen gegen die Türken in einem religiösen Kreuzzuge aufzuwiegeln. Die Verschwörung sollte von Italien ausgehen.

Eine russische Flotte unter Admiral Greigh sollte im Mittelmeer erscheinen, die großartige Expedition sollte Saborowski von Florenz aus leiten, wohin er zu Lande eilen sollte. In Toskana hätte er alle diejenigen Korsikaner anzuwerben gehabt, die vormals in englischen Diensten gewesen wären. Daß Rußland damals, schon auf Grund früherer Unterhandlungen zum Zwecke seiner Türkenkriege, mit allen Staaten Italiens, den Großmeister des Ordens auf Malta eingeschlossen, in durchweg freundlichen Beziehungen stand,[1]) wäre der Expedition nur zustatten gekommen. Aber sie kam nicht zustande; sie ward zuerst verhindert durch die Gegenmachinationen Englands und dann endgültig durch den inzwischen ausgebrochenen Kampf mit Gustav III. von Schweden.

Mit Venedig, das in diesem Kriege zum letzten Male als Herrin der Adria anerkannt war und das im ersten Türkenkriege Katharinas Neutralität beobachtet hatte, führte jede der beteiligten Mächte Unterhandlungen. Zu einem Eingreifen hatte sich aber die Republik nicht aufraffen können, ebensowenig später zu dem wirklichen Abschluß eines Handelsvertrages bezüglich der Nordküste des Schwarzen Meeres, dessenwegen sie mit Rußland Unterhandlungen begonnen hatte.

---

[1]) Vgl. die von der Kaiserin an den Generalleutnant Saborowski erlassene Instruktion bei A. Brückner, Rußlandspolitik im Mittelmeer 1788 und 1789 (Historische Zeitschrift XXVII, 1872, S. 106).

Digitized by Google

Die revolutionären Umwälzungen, welche sich von Frankreich her über Europa verbreiteten, gaben Katharina einen neuen Anlaß, sich mit italienischen Angelegenheiten zu beschäftigen.

Unter den zu der sogenannten ersten Koalition gegen die französischen Revolutionäre vereinigten Mächten war gegenseitiges Mißtrauen ausgebrochen, nämlich zwischen den Bourbonen in Spanien und dem Hause Habsburg.[1]) Zusammen mit den Bourbonen in Neapel und Parma wandten sich erstere im Herbste 1792 „an den letzten Hort der Legitimität", an die große Russenkaiserin, um Hilfe; die ward ihnen wenigstens zugesagt. Der neapolitanische Minister Acton, ein geborener Engländer, glaubte sich den Dank Rußlands zu verdienen, wenn er in Konstantinopel gegen den Empfang des Gesandten Frankreichs, Sémonville, der die Pforte zu einem Kriege gegen Rußland und Oesterreich veranlassen sollte, intrigieren ließ. Für Neapel hatte das alles nur die Folge, daß eine französische Flotte vor der Hauptstadt erschien und vorerst die Anerkennung der Republik sowie Neutralität und Genugtuung für den angetanenen Schimpf erzwang (Dezember 1792).

Als Oesterreich für die in Polen erhofften, ihm aber von Rußland arg geschmälerten Gebietserwerbungen mit Bayern gar keine und gegen die Türken nur unbedeutende Erfolge erzielt, die Niederlande an Frankreich verloren hatte, richtete es seine Aspirationen auf Italien, von dem es bereits seit dem Abschluß des spanischen und des österreichischen Erbfolgekrieges (1713 bzw. 1748) beträchtliche Gebiete besaß.

Der Friede zu Campo Formio, der am 17. Oktober 1797 den ersten Koalitionskrieg beendete, brachte Oesterreich das Gebiet der an Marasmus zusammengebrochenen Republik Venedig bis zur Etsch, mit der Lagunenstadt selbst, ferner Istrien und Dalmatien.

Aber weitere Erwerbungen wollte Katharinas Sohn und Nachfolger, Kaiser Paul I. (1796—1801), der mit jenem Frieden wenig einverstanden war, weder für Oesterreich in Italien, noch für Frankreich im Gesamtgebiete des Adriatischen Meeres und des türkischen Reiches überhaupt zulassen. Auch er strebte nach dem Mittelmeere. Für Italien hatte er eine eigne Vorliebe, vielleicht seit den schönen Karnevalstagen, die er einmal in seiner Jugend zu Venedig hatte verleben dürfen.

Diese Vorliebe und der Drang politischer Machterweiterung nach dem Mittelmeere kamen dann bei Paul in seinen, auf den ersten Blick recht merkwürdig erscheinenden Beziehungen zur Insel Malta zum Ausdruck. Den Wert dieser italienischen Insel hatte bereits Katharina II. für ihre russischen Mittelmeerpläne, besonders als Stützpunkt für militärische Operationen gegen den Erbfeind, den Türken, richtig erkannt. Sie war bereits mit dem damaligen Großmeister des Johanniterordens auf Malta, dem Fürsten Rohan, ein geheimes Abkommen eingegangen, das der russischen Flotte die Benützung des dortigen Hafens als Operationsbasis sichern und die Malteser zur Stellung mehrerer Ordensschiffe für jene Unternehmung gegen die Ungläubigen verpflichten sollte. Auf Veran-

[1]) Vgl. nach H. v. Sybel. Preuß. Jahrbücher I, S. 661.

Digitized by Google

lassung Frankreichs mußte jedoch der Großmeister von dem Bündnis zurücktreten.[1]) Durch ein Vermächtnis aus dem Jahre 1618 besaß der Orden umfangreiche Güter mit einer stattlichen Rente in dem nunmehr russisch gewordenen Teile Polens. Später, im Jahre 1790, soll die Kaiserin ihm, als sie noch die über Italien geplante Expedition nach Griechenland einmal verwirklichen zu können hoffte, ihr lebensgroßes Bildnis gesandt haben; sie war dargestellt unter einem Regenbogen, der ihr Reich von der Krim bis Malta hin symbolisch überspannte.[2])

Für den Malteserorden selbst besaß der mystisch veranlagte Zar Paul eine mit Ehrfurcht gepaarte Zuneigung; sie ward erhöht durch seine Ansicht, daß gegen die bedenklich um sich greifende Revolution in Frankreich die römische Kirche und das Papsttum der geeignete Damm seien.

Die Ansichten und Neigungen des Zaren wurden in geschicktester Weise von anderer Seite benutzt. An Pauls Hofe erschien sehr bald nach seiner Thronbesteigung als Abgesandter des Malteserordens der in Rußland bereits bekannte Ordensvogt Graf Giulio Litta, Bruder des Herzogs Litta zu Mailand, und wenige Monate später als päpstlicher Nuntius ein weiterer Bruder jener, der Kardinal Litta; eine unerwartet enge Verbindung mit Italien hatte sich dadurch gebildet.

Gegen Frankreich, das durch seinen jungen General Napoleon Bonaparte Oberitalien erobert und ganz Italien umzugestalten begonnen hatte, suchte der Orden den Schutz einer Großmacht; in der schon einmal mit ihm in Verbindung getretenen Seemacht Rußland hoffte er ihn gefunden zu haben. Die Bitte, der Zar möge durch Anlegung des übersandten Ordenskreuzes des berühmten Großmeisters La Valette die Würde eines Schirmvogtes des Ordens übernehmen, ward in feierlicher Audienz gewährt.

Die angeknüpfte Verbindung erhielt sehr bald praktische Bedeutung. Auf seiner Fahrt nach Aegypten hatte Bonaparte die Insel Malta am 10. Juni 1798 erobert und sofort scharfe Verfügungen erlassen gegen alle Griechen auf Malta, auf den bis dahin Venedig gehörenden sieben Jonischen Inseln und im Aegäischen Meere, die etwa Verbindungen mit Rußland unterhielten.

Die Feindseligkeiten der französischen Republik beantwortete Paul I. mit Entsendung seiner Flotte aus dem Schwarzen Meer zur Eroberung jener nach dem Untergange der Selbständigkeit Venedigs an Frankreich heimgefallenen sieben Jonischen Inseln und mit dem Abschlusse mehrerer Bündnisse gegen Frankreich (mit Oesterreich, mit England, mit der Pforte und Neapel), aus denen sich dann der zweite Koalitionskrieg ergab. Nach Italien entsandte er im Frühjahr 1799 eine Armee unter Suworow zur Vereinigung mit den Oesterreichern, eine andre später unter Korsakoff nach der Schweiz.

Gleichzeitig baute er seine Beziehungen zum Malteserorden dementsprechend aus. Wegen der Uebergabe Maltas ward der derzeitige Großmeister Baron Hompesch von dem neugestifteten, aber noch nicht anerkannten russischen Groß-

[1]) Vgl. Th. v. Bernhardi, Geschichte Rußlands II, 2, S. 384 ff.
[2]) Vgl. A. Brückner in Histor. Zeitschrift XXVII, S. 115.

Digitized by Google

priorat rechtswidrig seiner Würde für verlustig erklärt. Ungeachtet der vermittelnden Vorschläge des deutschen Großpriorats und des reservierten Verhaltens des Papstes in der Angelegenheit, ließ sich Paul von seinem Großpriorat, seiner fixen Idee gemäß, zum Großmeister wählen. Als der Papst dieser Wahl seine Anerkennung versagte, fiel der Nuntius Litta beim Zaren in Ungnade und mußte das Land verlassen.[1]) Dem wirklichen Großmeister Hompesch blieb schließlich nichts anderes übrig, als, in Rücksicht auf die Macht, seine Würde freiwillig niederzulegen.

Er bekleidete sich selbst mit der Großmeisterwürde (24. November 1798) und begann nun die Ordenseinrichtungen in einer selbstherrlichen Weise umzugestalten, die dem bisherigen im Orden gepflegten Geiste völlig widersprach. Paul schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, daß die Engländer, welche gerade die Insel Malta belagerten, ihm, als ihrem Verbündeten, einer früheren Zusage gemäß, diese nach der Einnahme überlassen würden. Er hätte dann den einst von seiner Mutter in einer der Balearen, nahe der spanischen Küste, gesuchten Stützpunkt im Mittelmeer gefunden, als Ergänzung zu dem andern, den ihm jetzt die Jonischen Inseln bildeten.

Mit dem Könige Ferdinand I. von Neapel, dem Gemahl der herrschsüchtigen Königin Maria Karoline, ging er am 29. November 1798 einen Vertrag zu Petersburg ein. Er sagte die Entsendung einer Flotte zur Verteidigung Siziliens sowie von Hilfstruppen, zunächst nach Zara in Dalmatien, zu; in Italien sollten sie unter neapolitanischem Oberbefehl stehen. Zweck dieser als so selbstlos gefeierten[2]) Entsendung sollte die Eroberung Maltas sein.

Von Oesterreich, wie er wenigstens behauptete, im Stich gelassen, hatte Ferdinand von Neapel am letzten Tage des Jahres 1798 nach Palermo flüchten müssen. Von dort richtete er an Kaiser Paul, „den mächtigsten und einzigsten Beschützer der rechtmäßigen Throne, die inständigste Bitte" um Hilfe und Rache.

Tatsächlich nahm sich der Zar, beeinflußt durch den neapolitanischen Gesandten, den Marchese von Serra-Capriola, der sich eines großen Ansehens am russischen Hofe erfreute, zunächst der neapolitanischen Interessen an, soweit sie mit denen der allgemeinen Sache, d. h. natürlich mit denen Rußlands, in Einklang ständen. Unterdessen begann Admiral Uschakoff mit der Einrichtung der eroberten Jonischen Inseln als „unabhängiger" Republik. Gleichzeitig nahm er von den Montenegrinern die Ergebenheits- und Treubezeigungen für seinen Kaiser entgegen.

Seit Anfang Mai 1799 beteiligte er sich von der See aus in dem Küstenstrich zwischen Brindisi und Ravenna an der Verfolgung der Jakobiner. Ein Korps von 500 Russen zog auf das republikanische Neapel zu, vereinigte sich mit den Banden des Kardinals Ruffo und des Räuberhauptmanns Fra Diavolo und richteten in der Stadt unter den Franzosen und Republikanern ein furchtbares Blutbad an, an dem sich von englischer Seite auch Nelson beteiligte. Die parthenopäische Republik ward aufgelöst, der König von Neapel durfte in

[1]) H. Hütter, Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition, I, S. 371 ff.

[2]) Von dem neapolitanischen General und Historiker Pietro Colletta in seiner „Geschichte des Königreichs Neapel", I (1853), S. 315; vgl. L. Häußers Urteil in der Histor. Zeitschrift VII, 6.

Digitized by Google

seine Hauptstadt wieder einziehen und die durch ihre Plünderungen berüchtigt gewordenen Russen wegen ihrer „musterhaften Disziplin" öffentlich beloben.

Unterdessen war Suworow mit seinem Korps, das vor allem Oesterreich für seine Zwecke brauchen wollte, in Italien eingerückt. Von Verona her. Am 29. April 1799 feierten die Russen ihren festlichen Einzug in Mailand. Da es der Tag ihres Osterfestes war, tauschten sie nach heimatlichem Brauch den Osterkuß miteinander aus, die Italiener taten es in der gehobenen Stimmung ihnen nach. Suworoff betonte, nach dem Vorbild seines kaiserlichen Malteser-Großmeisters, die wesentliche Einheit der römischen und der griechischen Kirche. Von Pavia aus erließ er an die Soldaten, von Voghera an die Bevölkerung Piemonts Aufrufe im Namen der Kaiser Rußlands und Oesterreichs, die französischen Fahnen zu verlassen und nur ihrem alten Herrscher, dem im Dezember 1798 von den Franzosen vertriebenen Könige von Sardinien, den Treueid zu leisten. Zu seiner Wiedereinsetzung seien sie gekommen. Das war aber dem Kaiser Franz von Oesterreich durchaus nicht recht; er dachte an die Konsolidierung und Mehrung der eigenen Herrschaft in Italien.

Von da ab hemmte die mangelhafte Uebereinstimmung der Absichten der russischen und der österreichischen Regierung die Tätigkeit Suworows, denn er war verpflichtet, sich auch nach den Vorschriften letzterer in Italien zu richten. Wenig änderte daran sein glänzender Sieg an der Trebbia über das aus dem Kirchenstaat und Neapel herangerückte republikanische Heer (19. Juni 1799).

Alle mit den österreichischen Machtaspirationen unzufriedenen Elemente in Piemont, in Toskana, im Kirchenstaat und sogar im Kardinalkollegium wandten sich um Vermittlung und Schutz bittend an die Russen und ihren Kaiser. Nicht mit dem erhofften Erfolg! Der Zar verstand sich vielmehr auf die Vorstellungen des österreichischen Monarchen und seines einsichtslosen Ministers Thugut hin, so ungehalten er auch darüber war, dazu, in einen Aufschub der Rückkehr des Königs Carl Emanuel von Sardinien aus seiner Zuflucht in Cagliari nach Turin zu willigen, trotzdem ihn, auf Pauls Befehl, Suworow bereits am 20. Juli 1799 zur Rückkehr eingeladen hatte. In feurigen Worten hatte der König dem Zaren seinen Dank ausgesprochen, ihn an die einst in Turin geschlossene Freundschaft erinnert, die Erlaubnis erbeten und erhalten, zusammen mit dem Thronfolger, dem Herzoge von Aosta, im russischen Heere unter Suworow zu dienen.

Kaiser Paul hoffte, wenigstens später den König wieder auf seinen Thron zurückführen zu können. Vorerst ließ er sich durch die Oesterreicher bestimmen, alle seine Truppen nach der Schweiz zu dirigieren. Er glaubte dabei, ihnen hiermit mehr Selbständigkeit und eine größere Aktionsfreiheit zu verschaffen, sie gleichzeitig nach Frankreich zur Wiederaufrichtung des Bourbonenthrones schicken zu können, wozu sie allerdings viel zu schwach gewesen wären. Nur für Malta ließ er drei Grenadierbataillone nach Livorno gehen.

Suworow hatte noch am 15. August, zusammen mit dem Oesterreicher Melas, die Franzosen bei Novi geschlagen. Genua schien für diese verloren. Statt aber dorthin, mußte auch er, resigniert und verbittert, den Marsch in die

Digitized by Google

Schweiz antreten, in der ihm keine Lorbeeren mehr beschieden sein sollten. Das andre russische Korps, unter Korsakoff, war am 26. September von Massena bei Zürich geschlagen worden. Mit den Resten der russischen Armee, die er in Schwaben vereinigt hatte, nach Rußland zurückgekehrt, starb Suworow bald, am 18. Mai 1800.

Ein Aufstand zugunsten Kaiser Pauls, der als Beschützer der katholischen Religion ausgegeben ward, auf Korsika war durch die Franzosen, die seit 1898 wieder Herren der Insel waren, unterdrückt worden.

Rußland hatte sich aus Italien zurückgezogen, mißtrauisch gegen die Pläne und Versprechungen Oesterreichs, unmutig über das Verhalten und die Maßregeln dieses Staates, dessen Macht 1800 bei Marengo und Hohenlinden den Franzosen unterliegen sollte. Daß bei dem darauffolgenden Frieden mit Frankreich zu Lunéville, der dem sog. zweiten Koalitionskrieg ein Ende setzte (9. Februar 1801), das Königreich Neapel und der Kirchenstaat unverkürzt blieben, war der Fürsprache Pauls I. zu danken. Ihm hatte sich Napoleon genähert unter kluger Benutzung seiner gegen Oesterreich und auch gegen England feindselig gewordenen Stimmung. Napoleon erbot sich sogar zu einer Entschädigung des Königs von Sardinien; er erbot sich ferner dazu, dem „Großmeister" die Insel Malta zurückzugeben. Ein billiges Geschenk, denn eng eingeschlossen durch Nelsons Flotte, waren Insel und französische Besatzung rettungslos verloren! Aber es machte guten Eindruck. Der Zar schlug Napoleon vor, zur Entsetzung aus den kriegsgefangenen russischen Soldaten zwei Regimenter unter seinem Befehl zu bilden. Es war leider für diesen phantastischen Plan zu spät! Am 5. September 1800 hatte sich die einstige Ordensfeste den Engländern ergeben müssen; aber sie weigerten sich jetzt, ihrem früher gegebenen Wort gemäß, die wichtige Insel dem russischen Großmeister auszuliefern, weil er nicht mehr ihr Verbündeter war.

So selbstlos auch mitunter Pauls I. Politik hinsichtlich Italien erscheinen mochte, nicht verfehlt hatte er, sich für spätere Eroberungspläne eine wichtige Etappe dorthin zu sichern. Am 21. März 1800 war die Republik der sieben Jonischen Inseln unter russisch-türkischem Schutze proklamiert worden; eine russische Besatzung wurde dort festgesetzt und eingerichtet.

Die Sorge um diese Inseln, besonders um Korfu, war es, welche Alexander I. von Rußland, der 1801 seinem Vater Paul I. nach dessen Ermordung gefolgt war, den Bitten der Königin Karoline geneigt machte; sie hatte seine Hilfe gegen die Franzosen angerufen, welche 1803 die neapolitanische Küste an der Adria besetzt hatten. Alexander drängte nun Oesterreich zum Kriege gegen Frankreich auf Grund eines geheimen Allianzvertrages (vom 6. November 1804): Ein französischer Angriff auf Korfu oder auf die Stadt Neapel verpflichtet Oesterreich zur Hilfe, dem dafür begrenzte Entschädigungen in Oberitalien geboten werden. Das Bündnis wurde dann sehr bald erweitert durch Rußlands Vertrag mit England vom 11. April 1805. In beiden Verträgen ward die Wiederherstellung des Königreichs Sardinien, das Rußlands Stütze in Italien bilden sollte, womöglich mit Gebietszuwachs, die Sicherung des Königreichs Neapel und die Säuberung Italiens

Digitized by Google

von den französischen Truppen als Ziel des Krieges für Italien vereinbart. Oesterreichs Beitritt vollendete die sogenannte dritte Koalition gegen Napoleon.

Im Interesse Rußlands lag es, den befreundeten Monarchen von Sardinien und Neapel eine noch weit bedeutendere und umfassendere Macht in Italien zu verschaffen, 1805 soll nach Farini die russische Regierung den ebenfalls nur dem Scheine nach selbstlosen Plan ausgearbeitet haben: „Piemont, Ligurien, die Lombardei und Venedig in ein Königreich unter dem Hause Savoyen zu vereinigen, im Zentrum Italiens ein weiteres Königreich zu schaffen und diese beiden Königreiche mit Lucca, Ragusa, Malta und den Jonischen Inseln zu einer Konföderation zu verbinden; deren Haupt sollte abwechselnd der König von Sardinien und der von Neapel sein, der Papst aber Erzkanzler."

Bei Verwirklichung dieser Idee wäre die russische Politik, in jeder Beziehung, Italiens gegen Oesterreichs Machtbestrebungen sicher gewesen. Bis zu einem gewissen Grade wäre damit eine italienische Einheit geschaffen worden, aber nicht aus dem eigenen, natürlichen Empfinden der Nation, sondern künstlich aus den selbstsüchtigen Motiven einer fremden Macht heraus.

Nicht viel höheren Wert besaßen Napoleons Absichten hinsichtlich einer Vereinheitlichung Italiens, wenn er auch bei seiner Krönung in Mailand am 26. Mai 1805 erklärte, die italienische Krone nur so lange tragen zu wollen, als die Engländer Malta, die Russen Korfu besetzt hielten. Italien war eben damals ein Spielball für die egoistischen Absichten der europäischen Großmächte!

Eine von diesen ward durch den Frieden von Preßburg, der dem dritten Koalitionskriege ein Ziel setzte, aus Italien ausgeschlossen: Oesterreich. Die Drei-Kaiser-Schlacht im fernen Mähren, bei Austerlitz am 2. Dezember 1805, hatte über Italiens Schicksal entschieden.

Am Tage jenes Friedens, am 26. Dezember, verkündete Napoleon auch die Entthronung der Bourbonen in Neapel und Sizilien. Am 20. November waren 11 000 Russen, 2000 Montenegriner, 5500 Engländer im Golf von Neapel gelandet; mit ihnen vereinigte Königin Karoline ihre Truppen, ungeachtet des ihr zwei Monate zuvor auferlegten Neutralitätsvertrages. Der russische General Laszy war zugleich mit der Wiedereinsetzung des Königs von Sardinien in Piemont beauftragt. Da rief am Tage nach der Schlacht bei Austerlitz, am 3. Dezember, der Zar seine Truppen zurück und überließ, ohne sich zu bedenken, Hof und Königreich Neapel ihrem Schicksal. Der russische Gesandte erschwerte sogar noch die Stellung des neapolitanischen Königspaares in Sizilien, wohin es sich zurückgezogen hatte. Er bestärkte es in seinem Widerstande gegen eine Wiederbelebung der parlamentarischen Verfassung Siziliens, wie sie damals dort von den Engländern betrieben wurde.

Dem Frieden von Preßburg trat Rußland nicht bei; um sich den Zugang nach der Apenninhalbinsel zu sichern, besetzte es Cattaro, während es ja die Jonischen Inseln zu dem gleichen Zwecke bereits besaß. Beide Etappen mußte es dann im Frieden zu Tilsit (7. Juli 1807) dem korsischen Welteroberer abtreten.

Seine heftige Feindschaft gegen Rußland ward auch in Italien fühlbar, gerade dort mußte Napoleon der russische Einfluß doppelt unangenehm sein.

Digitized by Google

Nach jener Landung der Russen in Neapel hatte Papst Pius VII. sich mit ihrer etwaigen Besetzung Civitavecchias — allerdings nicht mit der Roms — einverstanden erklärt. Hierfür zog er sich scharfe Vorwürfe von seiten des Imperators zu, am 13. Februar 1806 verlangte dieser von ihm die Ausweisung aller Russen aus dem Kirchenstaat. Des Papstes Verbindungen mit Rußland waren einer der Vorwände für die Wegnahme des Kirchenstaates durch Napoleon. Er sah in den neapolitanischen Kardinälen die Vertrauenspersonen Rußlands bei der Kurie; für ihre gewaltsame Entfernung sorgte er alsbald.

In den Jahren, in welchen Napoleon auf der Höhe seiner Macht stand, konnte ein Einfluß Rußlands für Italien nicht in Frage kommen. Aber nach seinem Falle, als die Neuordnung Europas vorgenommen werden sollte und dadurch der Antagonismus Rußlands gegen Oesterreich sich wieder Luft machte, da wäre Alexander, der nach dem entscheidenden Gelingen des von ihm durchgesetzten Zuges auf Paris ruhmvoll und mächtig dastand, Gelegenheit geboten gewesen, mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit auch für Italiens wirkliche Interessen einzutreten.

National gesinnte Italiener, besonders in der Emilia und in Ancona, sowie das italienische Heer durften von ihm, der sich als Gönner und Beschützer der Napoleoniden zu zeigen beliebte, hoffen, daß er den ihm freundschaftlich nahestehenden Stiefsohn Napoleons, Eugen Beauharnais, in seiner Würde als italienischen Vizekönig beließe, womöglich als wirklichen König mit einem selbständigen, unabhängigen Königreich Italien.

Das wäre die wahre Verwirklichung der Idee von Italiens Einheit gewesen, die Napoleon im eigenen Interesse[1]) politisch zu beleben begonnen hatte.

Aber der sonst so gefühlvolle Zar täuschte diese Erwartungen. Wehmütig berichtete am 18. Mai 1814 aus Paris der Führer der Deputation von italienischen Wahlkollegien, der Mailänder Patriot Federigo Confalonieri:[2]) „Die Gesinnung der russischen Regierung hatten wir in wiederholten vertraulichen und privaten Unterredungen mit Nesselrode und Pozzo di Borgo erforscht; sie bot uns keine Ermutigung für unsere Sache." — Den Zaren selbst fanden sie in der ihnen gewährten Audienz höflich, aber kurz und lakonisch. Den zweimaligen Versuch, auf ihr Anliegen zu kommen, schnitt er mit einigen schön klingenden Phrasen ab.

Bezeichnend für die Situation und für die Gesinnung der russischen Regierung ist die uns erhaltene Aeußerung des russischen Staatskanzlers Nesselrode. Auf die Vorstellungen des piemontesischen Gesandten de Maistre, daß man dem italienischen Geiste notwendigerweise Genugtuung geben müßte, gab er die klassische Antwort: „Dieser italienische Geist ist ein großes Unglück, weil er eine gute Einteilung Italiens erschweren könnte."

[1]) Nach seiner Idee, die er später auf St. Helena näher ausgeführt hat, wäre Italien nebst Sizilien und Sardinien eine Sekundogenitur für seine Familie geworden.

[2]) Federigo Confalonieri, Memorie e Lettere II (1890), 17, 25.

Digitized by Google

Es blieb für die Folge bedeutungslos, daß in Alexanders Umgebung sich zwei Männer befanden, die dem Gedanken, Italien eine nationale Gestalt zu geben, an sich geneigt waren: der Korse Pozzo di Borgo und der Korfiote Capodistrias. Denn alle etwas idealeren Anschauungen mußten sich auf dem in der Hauptsache von Englands Politik geleiteten Wiener Kongreß dem Egoismus der dort vertretenen Staatsoberhäupter unterordnen.

Der Einfluß des Zaren auf dem Kongreß zu Wien war hinsichtlich Italiens zum größten Teil bedingt durch seine bereits charakterisierte Stellung zu den Napoleoniden. Von ihm allein stammte der Gedanke, den gestürzten Weltbeherrscher in seiner Kaiserwürde zu belassen, zu seinem Sitze und Reiche eine Insel in der nächsten Nähe von Italien zu bestimmen, trotzdem er dorthin so viele persönliche Beziehungen hatte, trotzdem dort sich seine Verwandten, Eugen Beauharnais und Murat, in ihren früheren Herrschaftsgebieten so großer Beliebtheit erfreuten. Trotz aller Bedenken, die damals von seiten Englands und Oesterreichs geltend gemacht wurden, wußte er seinen Willen durchzusetzen.

Der Exkaiserin Frankreichs, Erzherzogin Marie Luise, verschaffte er die Herzogtümer Parma, Piacenza und Guastalla zu erblich-souveränem Besitz.

Eugen Beauharnais hingegen, dem sich erst jene Aussichten auf ein selbständiges Königreich Italien, dann auf ein Herzogtum Genua geboten hatten, mußte sich schließlich mit den allerdings sehr stattlichen Gütern, welche ihm Napoleon in den Marken bei Macerata überlassen hatte, begnügen; ihr Besitz wurde ihm bestätigt, ungeachtet eines päpstlichen Protestes.

Im übrigen ward der Kirchenstaat in etwas geschmälerter Ausdehnung wiederhergestellt. Es war, neben Preußens, vor allem aus Alexanders Initiative geschehen, um dadurch die Gefühle seiner römisch-katholischen Untertanen, vornehmlich in dem neu erworbenen Polen, zu gewinnen.

Die bereits wiederholt, aber bis dahin erfolglos in Aussicht genommene Wiedereinsetzung in seine festländischen Staaten sowie eine Gebietsvergrößerung durch Genua wurden dem Könige von Sardinien in den geheimen Sonderartikeln des ersten Pariser Friedens zugesichert. Daß Genua nicht an Oesterreich käme, lag im Interesse Rußlands und Englands; daß der Habsburgerstaat als Seemacht am Mittelmeer Bedeutung gewinne, daß er etwa Triest und Genua gleichzeitig besäße, durften sie nicht zulassen.[1])

Alexander konnte darüber mißmutig sein, daß er in Italien selbst für seine dortigen antiösterreichischen Pläne keinen Verbündeten fand. Sardinien-Piemont mußte der Politik seiner mächtigen Nachbarn, Oesterreich und Frankreich, folgen und im Januar 1815 dem geheimen Bündnis gegen Rußland und Preußen beitreten, welches vor allem eine Ordnung Polens im antirussischen Sinne bezweckte.

Der Zar seinerseits brachte Murat schon als Napoleoniden eine gewisse Sympathie entgegen, dazu kam noch eine fast instinktive Gefühlsabneigung gegen die neapolitanischen Bourbonen; er betrachtete sie als Henker. Die Erinnerung an die,

[1]) Dem gleichen Prinzipe gemäß waren jene Staaten, besonders England, der Vereinigung Venedigs mit Piemont abgeneigt.

Digitized by Google

mit Nelson zusammen, 1799 bei der Restauration in Neapel angerichteten Greuel erfüllte ihn mit Abscheu. Schließlich siegte in ihm aber doch das Legitimitätsprinzip, so daß er dem von Österreich mit Ferdinand von Bourbon abgeschlossenen Vertrage vom 29. April 1815 beitrat, durch welchen jenem die Wiedereinsetzung in Neapel zugesichert ward.

Malta verblieb den Bestimmungen des ersten Pariser Friedens gemäß England. Mußte sich Alexander damit abfinden, so suchte er, zuerst wenigstens, Korfu dem Malteserorden zu sichern. Dadurch glaubte er, neben Montenegro, eine weitere Etappe für Rußland auf dem Wege nach Süditalien zu schaffen. Die englischen Politiker durchkreuzten geschickt diesen Plan. So ward eine Idee Capodistrias, die sieben Jonischen Inseln zu einer Republik unter englischem Protektorat zu erheben, schließlich verwirklicht.[1])

Hatte Rußland auf dem Wiener Kongreß zumeist die Stellung des Widerparts gegen Oesterreich eingenommen, so ward diese Stellung in der nun folgenden Reaktionsperiode für Italien wenigstens zeitweilig modifiziert.

Rußland stützte Oesterreich, wo es ihm als Hort der Legitimität in Italien erschien, ohne aber dabei bedingungslos auf dessen staatliche Pläne einzugehen!

Dieser Standpunkt kam, anläßlich der revolutionären Unruhen in Neapel, auf dem Kongreß zu Troppau in dem sog. „vorläufigen Protokoll", das am 19. November 1820 die Minister Oesterreichs und Rußlands unterzeichneten, zum Ausdruck.

Insbesondere nahm sich der russische Gönner der auch von England mißachteten Interessen Piemonts an.

Das war 1816 der Fall gegenüber den Bestrebungen Oesterreichs, Piemonts Beitritt zu einem „italienischen Bunde" zu erzwingen, der unter Oesterreichs Vorsitz ganz Italien umfassen sollte. Nach Alexanders Ansicht vertrug sich das nicht mit dem Begriff der Heiligen Allianz, der sich auch Viktor Emanuel angeschlossen hatte.

So auch bei den Ansprüchen, die Oesterreich auf das „obere Novarese" im Süden des Simplon zu erheben suchte.

Als 1820 Viktor Emanuel, angeblich konstitutioneller Neigungen wegen, von Metternich beim Zaren verdächtigt wurde, ward er von diesem gewissermaßen zur Rechenschaft gezogen. Jener erbat sich nun Rußlands Schutz gegen Oesterreichs Einsprache, nachdem er nachgewiesen hatte, daß es sich nur um administrative Verbesserungen handele.

Sein präsumptiver Nachfolger, Karl Albert Prinz von Carignan, wurde seit den Unruhen des Jahres 1821 wegen liberaler und einheitlich-nationaler Tendenzen beargwohnt.[2]) Als er dann am 27. April 1831 den Thron bestiegen hatte, versäumte Alexanders Sohn, Zar Nikolaus I. (1825—1855), nicht, ihm im Verein mit Oesterreich erklären zu lassen, daß ihm weder im allgemeinen politische Veränderungen in seinem Staate, noch im besonderen eine Amnestie der 1821 Verbannten und Geflüchteten im Interesse der Ruhe Italiens erlaubt sei.

---

[1]) Th. Schiemann, Kaiser Alexander I., S. 259, 288.

[2]) Oesterreichs angebliche, gegen Karl Alberts Thronfolge gerichtete Pläne, die bei Alexander I. Widerstand gefunden hätten, bezeichnet A. Stern, Geschichte Europas, II, 71, als Legende nach Prüfung der neueren Literatur über diese Frage.

Digitized by Google

Jedenfalls trugen auch die italienischen Staaten, welche nicht direkt oder indirekt unter habsburgischer Herrschaft standen, schwer an dem lästigen Joche autokratischer Bevormundung und Beaufsichtigung, welche in jenen Jahrzehnten der Zar, als Protektor der Heiligen Allianz, vereint mit Oesterreich ausübte. In ihrer Entwicklung waren sie dadurch in vielfacher Hinsicht arg gehemmt.

Das Verhältnis Sardinien-Piemonts zu Rußland blieb im großen und ganzen das alte freundschaftliche, solange ersteres an den absolutistisch-reaktionären Regierungsprinzipien festhielt. Als aber hierin eine Aenderung eintrat, als Piemont seine große Mission voll erkannt, als ihm ein gnädiges Geschick in Cavour den geeigneten Staatsmann geschenkt hatte, der sie genial anzufassen und unbeirrt durchzuführen imstande war — da ward auch Rußlands Stellung zu dem sich neu regenerierenden italienischen Staate eine wesentlich andre!

Jesu Stellung zum Patriotismus

Von

Oberhofprediger Dr. Dryander

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schoße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland.

Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig liebhaben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen."

So heißt es bei E. Moritz Arndt. Was er schildert, ist der Naturgrund dessen, was wir Patriotismus nennen. Die Liebe zur Heimat erwächst aus der Scholle, die uns gebar, aus der Sprache, die sie uns mitgab, aus der Sitte, die mit ihr zusammenhing, aus dem geheimnisvollen Weben jener stillen Poesie, die uns formte. Wir selbst sind ein Stück dieser Scholle, deren Erdgeruch wir einatmeten — die Eiche, unter der wir spielten, der Kirchhof mit den Gräbern der Eltern, die rauschenden Wälder, die dunklen Berge, sie alle bilden ein Stück der tiefen Sehnsucht, mit der wir noch im Alter singen: „O du Heimatflur, o du Heimatflur, laß zu deinem heil'gen Raum mich noch einmal nur, mich noch einmal nur entfliehn im Traum!"

Dieses Naturgefühl der Heimatliebe hat ohne allen Zweifel auch Jesus gekannt. Unter den Stätten des Heiligen Landes ist landschaftlich keine anmutiger als Nazareth. Terrassenförmig steigt im Halbkreis die Stadt zur Höhe empor. Rechts reicht der Blick an den schönen Linien des Karmel vorüber bis zum glitzernden Meer, geradeaus dehnt sich die Ebene Jesreel, von den blauen Bergen

Digitized by Google

Gilboas begrenzt. Unten sammeln sich am Marienbrunnen, dessen Quelle noch heute wie zu Jesu Zeit fließt, die wasserholenden Weiber und tragen auf dem Kopf die Krüge zur Höhe empor. Man darf nur auf die Bilderwelt in den Gleichnisreden Christi achten: die spielenden Kinder, die reifende Frucht, das Einbringen der Ernte, der Hirt, der die Herde austreibt oder die verlaufenen Tiere sucht, die brotbackenden Frauen oder der Bettler, der vor der Tür liegt — es sind lauter Züge, die der Umwelt Nazareths entstammen. Und diese Umwelt hat er geliebt, wie wir die unsre lieben. Immer wieder kehrt er in die Vaterstadt zurück, freilich auch mit der Erfahrung, daß ein Prophet nichts gilt im eignen Heimatsstädtchen, und so schon durch die eignen Landsleute, wenn ich so sagen darf, aus dem kleinlichen Gesichtskreise der Heimat auf Größeres gewiesen.

Denn dieser Naturboden ist doch nur die Voraussetzung, um die Heimatliebe selbst mit einem höheren, geistigen Inhalt zu erfüllen. Diese Scholle Land hat ihre Geschichte. Einst nahmen die Väter, vielleicht mit schweren Kämpfen, sie in Besitz, und zu der Heldenzeit dieser Eroberung kehrt immer wieder die Erinnerung zurück. Dann machten sie das Land wohnlich, schmückten es aus, machten es zur geistigen Heimstätte seiner Bewohner. So lernten sie in ihrer Zusammengehörigkeit sich begreifen. Es entstand, wie Fichte sagt, ein „beseeltes" Volk, und in der gemeinsamen Arbeit für die Gemeinschaft, für den sich bildenden Staat gewann die Vaterlandsliebe den tieferen, geistig bedingten Untergrund. Die Liebe zum heimatlichen Staatswesen und in der Mitarbeit an diesem Staatswesen das erwachende lebendige Staatsgefühl ist die reifste Ausprägung des Patriotismus.

Auch diese Empfindung hat Jesus mit uns geteilt. Freilich in andrer Form. Renan läßt aus der reizenden Natur Galiläas jenen „minder strengen, monotheistischen Geist" geschaffen werden, „der den Träumen Galiläas eine idyllische und reizende Prägung" gab. Aber nicht die harmonische Gestalt dieser Berge flößt Jesu höhere Gedanken ein; er hat andre Quellen. Er kennt seine Bibel. Aus ihr lernt er, daß Israel der Gottesstaat ist, sein Volk mit der höchsten Mission betraut, der Prophet Jehovas unter den Völkern zu sein. Was das bedeutet, kommt in dem Worte zum Ausdruck, das er am Jakobsbrunnen zu dem samaritischen Weibe spricht: „Das Heil kommt von den Juden." So sehr erfüllt ihn der Gedanke seiner Mission an diesem begnadeten Israel, daß er die Phönizierin abweist: „Es ist nicht fein, daß man den Kindern das Brot nehme und werfe es vor die Hunde." Es ist geistlich gemeint, aber doch nicht ohne den Unterton freudig nationalen Bewußtseins, wenn er dem Nathanael das Zeugnis gibt: „Ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist." Und wie die höchste Vaterlandsliebe in der Arbeit an diesem Volke, in dem Bußruf, um den er es sammelt, in dem Hinweise auf die Entscheidungsstunde, vor der es steht, die wirkende Ursache ist, das zeigen beredter als irgend etwas andres die heiligen Tränen über Jerusalem: „Die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel — und ihr habt nicht gewollt!"

Digitized by Google

Aber während so der Herr dem Bewußtsein seiner Zugehörigkeit zu seinem Volke und damit seiner Vaterlandsliebe deutlichen Ausdruck gibt, tritt gleichwohl seine Verkündigung von Anfang an in einen Gegensatz, mindestens in eine Spannung zu ihr. „Das Reich der Himmel ist nahe herbeigekommen" — so lautet, unter den verschiedensten Formen sich gleichbleibend, das Thema seiner Predigt. Die Anteilnahme an dem Ausbau eines bestimmten Staatswesens hat immer etwas Ausschließendes, Partikularistisches an sich. Sie bringt eben sich selbst und ihre Eigenart zu einem von andern Gestaltungen sich abgrenzenden Ausdruck. Das Evangelium vom Reiche Gottes durchbricht alle Schranken des Volkstums. Mit seinen Forderungen wie mit seinen Gaben wendet es sich ausnahmslos an alle. Dem fanatisch nationalen Judentum wirft es das Wort ins Gesicht, daß die Heiden mit den Söhnen Israels an einem Tische sitzen werden; denn Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen Kinder erwecken. Er redet nicht von nationalen, sondern von den Aufgaben, die dem Menschen aus seinem Verhältnis zu Gott erwachsen. Damit tritt die Sorge um das Irdische von selbst zurück — es wird gleichgültig. Wie denn auch die Frage nach der politischen Gestaltung der Welt durch die das ganze apostolische Zeitalter beherrschende Erwartung der Wiederkunft Christi überflüssig wird. Nicht nur die Schranken zwischen Juden und Samaritern fallen: man betet nicht mehr auf Garizim oder zu Jerusalem an, sondern im Geist und in der Wahrheit! Noch umfassender hat in demselben Sinne später Paulus gesagt: „Hier ist kein Jude noch Grieche, hier ist kein Sklave oder Freier, denn ihr seid allzumal einer in Christo Jesu!"

Noch schärfer fast als in den Worten Jesu tritt das in seiner Person uns entgegen. Dem Volke Israel entsprossen, ist er doch kein Jude. Er braucht nicht, wie Buddha oder Zoroaster, erst „entnationalisiert" zu werden, um der Heiland für andre Völker zu sein. Sein Denken und seine Forderungen sind durchaus menschheitlich. Er ist auch nicht nur der Erlöser für eine bestimmte Zeit. In seinem Vorstellungskreise an das physikalische oder geographische Weltbild seiner Zeit gebunden, braucht sein Wort nicht von den Erdenresten vergangener Zeiten gereinigt zu werden, um für uns brauchbar zu sein. Er ragt weit hinaus über die Bildungssphären und Bildungsfortschritte der Zeiten; er ist zeitlos, der König der Wahrheit, dessen Reich nicht von dieser Welt ist.

Ein ungeheurer Gedanke verwirklicht sich damit in der Welt. Eine Bewegung hebt an, die noch heute fortdauert. Der Begriff der Menschheit entsteht. Der Gedanke der Humanität wird geboren. Die hoffnungslose Zersplitterung, in der die Völker der Alten Welt nebeneinander stehen — hier Herrenvölker, dort Barbaren, hier Freie, zum Befehlen geboren, dort Sklaven, zu ewigem Dienen berufen — wird prinzipiell überwunden. An dem Evangelium, das Christus bringt, und an seiner Erlösung hat jeder, der Mensch ist, gleichen Anteil. Wieviel Unterschiede noch zwischen den Menschen bestehen und bestehen bleiben müssen — in diesem Punkte hört er auf: am Höchsten, Unentbehrlichen, Unersetzlichen, an dem, was dem Menschenleben ewigen Gehalt gibt, haben sie alle teil. In der Gemeinschaft des Heils bei Gott durch die Erlösung Jesu

Digitized by Google

Christi wird auch das geringste Leben geadelt und zur höchsten Würde emporgehoben.

Es kann nicht wundernehmen, wenn die Menschheit die Größe dieses Gedankens nicht erfaßt, wenn sie ihn mißversteht und sich gegen ihn wehrt. Nicht nur, weil er zu mächtig war; er schnitt auch zu tief in die Interessen ein. So müssen Patriotismus und Christentum zueinander in Gegensatz treten. Aus Gründen des Patriotismus lehnt das fanatisch nationale Judentum das Christentum ab und beginnt die Verfolgung. Von dem Herrenbewußtsein des Freien aus weist Griechenland den Schwätzer Paulus und seine Sklavenreligion zurück. In dem römischen Reiche, in dem der Staat selbst Gegenstand höchster religiöser Verehrung war, dem man durch das von den Christen abgelehnte Weihrauchstreuen vor dem Bilde des Kaisers seine Huldigung darbrachte, mußte jede Religion verdächtig sein, der auch der Staat nur Mittel zur Erreichung noch höherer Zwecke, nämlich des Reiches Gottes, war. Es klang doch bedenklich genug, wenn Tertullian die Forderung aufstellte: Wir wollen eine Republik des gesamten Menschengeschlechts. In andrer Form besteht noch heute ungelöst der Gegensatz des Kosmopolitismus und des Nationalismus und kann, wie in der Gegenwart, auch schroffste Formen annehmen. Gelegentlich hat der erstere, soweit es ihm paßte, auch vom Christentum seine Waffen entnommen, während der zweite mehr oder weniger unklar eine neue nationale Religion mit einem deutschen Gott oder einer Anleihe aus der deutschen Mythologie auszurufen versucht hat.

Dennoch ist jener Gegensatz zwischen Patriotismus und Christentum nur scheinbar vorhanden. Wo es der Fall ist, ist der eine oder das andre auf falschem Wege. Hat in Jesu Herzen neben der Sorge um des Vaters Reich die Liebe zum irdischen Vaterlande noch Platz gehabt, hat ein Paulus in glühender Liebe zu seinen Volksgenossen vom Heil ausgeschlossen werden wollen, wenn er sie dadurch retten könne, so muß beides, die Liebe zum Evangelium und zum Vaterlande, in einer Seele nebeneinander wohnen können, ohne sich zu widersprechen.

Zwar besteht dieser Gegensatz tatsächlich bei einem antiken Staatsbegriff, in dem der einzelne und sein Recht völlig über dem Ganzen verschwindet. Das Christentum mußte mit diesem Ideal brechen. Es hat den Wert der Persönlichkeit auf das höchste gesteigert. Im Reiche Gottes ist die Religion nicht mehr ein Staatsakt, sie ist „individualisiert". Das Wort Jesu: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne und nähme doch Schaden an seiner Seele" — kann nicht wohl überboten werden. Die christliche Persönlichkeit hat es mit einem überirdischen Reiche zu tun. Aber bei alledem steht sie mit beiden Füßen auf der Erde. Soll sie nicht in der Luft schweben, so braucht sie ein Wirkungsfeld, auf dem die innere Kraft, die sie besitzt, sich betätigen und als echt bewähren kann. Der Boden, auf dem dies geschieht, ist zuerst die Familie, aus der sie stammt, der Kreis, in dem sie sich bewegt, in weiterer Entfaltung ihr Vaterland.

Das Vaterland, nicht in erster Linie die Welt. Wohl wird es immer wieder besondere Fälle geben, in denen der einzelne berufen ist, nicht seiner Nation, sondern der Welt sein Leben zu opfern, wie ja denn das Christentum

Digitized by Google

über alle Landesgrenzen hinaushebt. Man darf hier nur auf den Dienst der Mission verweisen. Aber jener rührselige Kosmopolitismus, der im achtzehnten Jahrhundert die Köpfe erfüllte, ist ebenso ungeschichtlich wie die Internationale von heute, deren Interessengemeinschaft heute durch die nationalen Instinkte machtvoll überholt wird. Es bleibt bei dem Treitschkeschen Worte, daß wer nicht zu seinem Staate mit Begeisterung aufsieht, eine der erhabensten Empfindungen im Leben des Mannes entbehrt. „Die Liebe beginnt zu Hause" — sonst ist sie nicht echt. Nicht obwohl, sondern weil ich Christ bin, bin ich das Beste, was ich habe, meinem Vaterlande schuldig, nicht nur Zeit, Kraft und Besitz, sondern auch das Mark meiner Kraft, mein Verhältnis zu Gott und meinen Glauben. Denn auch vom Leben eines Volkes gilt es, was Carlyle sagt, daß es groß, bewegend, herzerhebend wird, sobald es glaubt. Haben die Christen die Aufgabe, das Salz der Erde zu sein, so soll zuerst das Vaterland mit dieser Salzkraft, den rettenden, heilenden und heiligenden Kräften des Reiches Gottes durchdrungen werden. Auch von diesem heiligen Geben und Nehmen gilt das Wort: „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen!"

In besonderer und eigenartiger Weise hat sich diese Verbindung von Christentum und Patriotismus in unserm deutschen Vaterlande vollzogen. Die glänzendsten und fruchtbarsten Zeiten deutscher Geschichte waren die, in denen sein Volkstum sich als wahlverwandt mit dem Christentum berührte und innig durchdrang. Nur zwei Epochen greife ich heraus. Es gehört zum Walten Gottes in der Geschichte und ist in der Eigenart unsers Volkes begründet, daß die Reformation, die gewaltigste Tat deutschen Geistes, in unserm Lande sich vollziehen mußte. Wie anders würde sie in jeder andern Nation sich gestaltet haben. Im deutschen Volke blieb sie, wie immer man sie auffassen möge, in ihren Grundgedanken eine religiöse Tat. Aus der Tiefe seiner persönlichen Erfahrung bot Luther seinem lieben deutschen Volke das Beste dar, was er sich selbst erkämpft hatte, den Ernst seines Glaubens, den wiedereröffneten Heilsweg und das neue evangelische Lebensideal. Und in seiner Bibelübersetzung, seinem Katechismus und seinen Liedern verwob er auf Jahrhunderte hinaus unauflöslich das deutsche und das christliche Empfinden miteinander. Bei allem Traurigen, das die reformatorische Bewegung so schnell wieder stocken ließ, bleibt doch bis in die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges hinein die Religion der Quell für die Erneuerung unsers Volkslebens.

Dasselbe wiederholt sich an andern Wendepunkten unsrer Geschichte. Ich gehe nicht ein auf die Zeit der Napoleonischen Unterdrückung, aus der unser preußisches Volk nicht nur sich selbst, sondern zugleich seinen Gott wiederfindet, und die großen Erwecker des Volksgeistes, die Stein, Arndt, Fichte, Schleiermacher, nicht müde werden, ihm in dieser Vermählung des Volkstums mit dem Christentum seine tiefste Kraft aufzuzeigen. Vielleicht hat nie tiefer und reiner beides, das neu erwachende nationale und das christliche Bewußtsein, sich gegenseitig durchdrungen als in jener einzigartigen Erhebung von 1813, in der ein Rauschen des Geistes von oben die Seelen erfaßte, das sie zu höchsten Opfern befähigte.

Digitized by Google

Dasselbe aber, um von der leider unter der Schnelligkeit beispielloser Siege nur zu schnell verrauschten Begeisterung von 1870 zu schweigen, erleben wir heute. „Wir lieben nicht diese byzantinische Hineinziehung der Religion in die politischen Kämpfe des Tags," schrieb mir ein französischer Schweizer. Abgesehen davon, ob ihm das Recht dieses Urteils zustand, mag es ja sein, daß es bei manchem mehr der Ausdruck seiner vaterländischen als seiner christlichen Begeisterung war, wenn er Bismarcks großes und frommes Wort nachsprach: „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt". Aber wir müssen zugleich betonen, daß eben diese Verbindung von Vaterlandsliebe und Religion zu unsrer deutschen Art gehört, daß unser Kaiser, unsre Generale, unsre Schriftsteller, wenn sie diesen Ton anschlugen, ebenso aus der Seele des Volkes sprachen wie unsre Geistlichen, wenn sie die Ereignisse des Tages ins Licht des Schriftworts stellten. Staunend standen wir vor einer Offenbarung der Volksfrömmigkeit, die mit glühendem Patriotismus sich verband. Wundervolle Zeugnisse gleicher Art strömten aus den Feldbriefen unsrer Brüder und Söhne uns zu. Viele, die seit langem keinen Gebrauch von ihrem Christentum gemacht hatten, fanden ihren Gott wieder. Unsre Kirche erlebte, einen wie festen Platz sie noch im Herzen unsres Volkes habe. Sie fand den Ausdruck für das Bedürfnis der Gemeinde; sie weihte die Ausziehenden, sie mahnte zu Opfern, sie zog mit den Truppen ins Feld. Sie half mit, daß mit dem religiösen Aufschwung die sittliche Opferkraft Hand in Hand ging.

Wo die größere Stärke liegt — in dieser aus dem Geiste des Evangeliums geborenen Verschmelzung von Patriotismus und Frömmigkeit des deutschen Volkes, oder in dem frechen Zynismus, mit dem ein Franzose unter Bezugnahme auf das Wort des deutschen Kanzlers von den Gott fürchtenden Deutschen gespottet hat: wir sind den Deutschen überlegen, wir fürchten auch diesen Gott nicht mehr — darüber dürfte unter uns wohl ein einstimmiges Urteil herrschen.

Aber es wäre zu wenig gesagt, wenn festgestellt würde, daß Christentum und Vaterlandsliebe nicht miteinander in Widerspruch ständen. Sie haben ein positives Verhältnis zueinander. Sie fordern sich gegenseitig.

Das Evangelium will die gottgegebene Individualität nicht zerstören, vielmehr sie zur Vollendung führen, indem es sie reinigt und weiht. Das gilt wie von der Einzelpersönlichkeit, so nicht minder von der Gesamtpersönlichkeit eines Volkes. Wie jene mit ihrer Begabung auch ihre Einseitigkeit, mit ihren Vorzügen auch ihre Mängel und Sünden an sich trägt, so in gleichem Maße auch ein Volk. Die flammenden Worte, mit denen Christus in seiner gewaltigen Strafrede die Pharisäer trifft, ihre verknöcherte Religion, ihre scheinheilige Frömmigkeit, ihre Selbstgerechtigkeit und ihren Hochmut', sind sicherlich nicht nur an die einzelnen gerichtet, die sich davon getroffen fühlen konnten. Sie strafen Volkssünden, an denen keiner unbeteiligt ist; sie treffen alle. Er folgt damit dem Beispiel jener alttestamentlichen Propheten, deren Worte wie Geißelhiebe unbarmherzig auf ihr Volk niederfallen, um die einzelnen zum Bewußtsein der Volkssünde zu bringen. Eben die Kraft, mit der ein berufener Mund nicht

Digitized by Google

nur den einzelnen, sondern seiner Zeit und seinem Volke den Spiegel göttlicher Wahrheit vorzuhalten vermag, legitimiert ihn als den von Gott gesandten Propheten, gleichviel in welchem Gewande er auftritt. Mit unerbittlicher Strenge hat Luther, der Prophet Deutschlands, die nationalen Sünden seiner Deutschen gegeißelt, die „ein wild wüst Volk" seien, ihre Trunksucht und Völlerei, ihr Hängen am Neuen und Fremden. Mit kaum zu überbietender Schärfe, um einen Neueren zu nennen, hält Carlyle dem englischen Volke Lüge, Heuchelei, Geldgier als seine Erbsünden vor. Es ist Sache des edelsten Patriotismus, solche Sünden zu strafen, Verrat am Vaterlande, sie feigherzig zuzudecken oder zu beschönigen. Es gibt kein Land und Volk, dem diese Propheten nicht not täten. Mögen solche Stimmen die mannigfaltigsten ethischen Kräfte wecken und herbeirufen, um diese Mängel zu überwinden, den kategorischen Imperativ oder den kühnen Idealismus predigen — sie erfüllen damit eine heilige Pflicht. Die tiefsten und wirksamsten Hebel liegen doch in den unbedingten Werten eines in Gott verankerten Sittengesetzes, in der erneuernden und bewegenden Kraft, die von dem Evangelium von Christo ausgeht. Kein Volk kann ungestraft ihm den Rücken kehren. Die Religion gehört, wie Ernst Curtius bezeugt, zu den unentbehrlichsten und unersetzlichsten Dingen im Volksleben, ihr tiefster und unerschöpflicher Quell aber strömt aus der Person Christi. Nicht nur die Einzelpersönlichkeit, auch ein Volk in des Wortes wirklicher Bedeutung steht, um mit Fichtes Reden an die Deutschen zu sprechen, „unter einem besonderen Gesetze der Entwicklung des Göttlichen aus ihm"; anders findet es sich selbst nicht. Das letzte Ziel und die höchste Entfaltung dieses Gesetzes aber ist das Christentum und die von ihm geweihte Kultur.

Aber dieselbe Betrachtung kann auch von der andern Seite angestellt werden. Wie die Völkerwelt nicht ohne das Evangelium erlöst werden kann, so braucht das Evangelium die Völker. Die Welt hat Gott in Christo geliebt, schreibt Johannes, die Welt will er erlösen. Wem die christliche Religion nicht nur eine neben vielen andern ist, sondern die Religion, die bleibende, unbedingt wertvolle, der muß auch die Welt für sie in Anspruch nehmen. Wie jede Einzelpersönlichkeit das Gefäß zu einer besonderen und eigenartigen Offenbarung göttlicher Schönheit ist — wir sagen wohl: was wäre aus diesem herrlichen Menschen geworden, wenn er ein Christ geworden wäre! — so gilt es nicht minder von den Völkern. Das Erkennen dieses göttlichen Berufes gehört bei beiden zu ihren höchsten sittlichen Aufgaben. Deutschland, Frankreich, England sind mit der Fülle der ihnen verliehenen Gaben in gleichem Maße berufen, das stille Reich göttlicher Harmonien auf Erden bereichern zu helfen. Wenn andere Völker, Japan, China, Rußland, ihr eigentliches Volkstum noch zu entdecken haben, so soll nicht nur ein gewaltiges Stück Weltgeschichte, sondern auch ein Stück göttlicher Reichsgeschichte dabei sich entfalten. Es gibt kein Volk, das dieser Weihe nicht fähig wäre. Ich erinnere mich an die Grabschrift des ersten eingeborenen Missionars der Kaffern auf der Missionsstation Lovedale in Britisch-Kaffraria, Tyio Sogar, die ungefähr so lautet: er war ein treuer Christ,

Digitized by Google

ein ausgezeichneter Theologe, ein liebevoller Sohn und Bruder, ein glühender Patriot, ein hohes Vorbild für sein Kaffernvolk. Er ist ein Beispiel für jene immer wiederholte Erfahrung der Mission, daß erst da ihre Arbeit gesichert ist, wo in einer zweiten Generation die Prediger aus dem eigenen Volke erstehen, wo Patriotismus und Christentum sich zu schöner Einheit verflochten haben.

In dieser Verschmelzung wird die Humanität verwirklicht, derer wir harren, und die in den Entsetzlichkeiten dieses Krieges mit einem Male ausgewischt zu sein scheint. Aber wir dürfen sagen — sie *scheint* es nur zu sein. Verdeckt durch die wilden Eruptionen des Hasses und der Leidenschaft, unter denen die Oberfläche erzittert, ruht in der Tiefe der Seelen das unvertilgbare Bedürfnis der Menschen nach Gott und, wenn sie anders das Vaterland, für das sie bluten, liebhaben, das brennende Verlangen, daß dem in nationaler Wiedergeburt neu erwachenden Volksleben auch dies Edelste und Beste, die Erfahrung des lebendigen Gottes zu teil werde. Unter den ungeheuren Aufgaben, die die kommende Zeit uns stellen wird, wird auch die Frage nach der Stellung unsres Volkes zu Religion und Christentum ihre Stelle finden, und mit ihr die besondere Aufgabe, die den verschiedenen Kirchen als den geschichtlich gegebenen Pflegern des religiösen Lebens zufällt. Ob dabei nicht nur eine neue Stellung der Nation zu den religiösen und kirchlichen Anforderungen, sondern auch eine neue Orientierung der Kirche gegenüber den Fragen des nationalen Lebens in Frage komme, darüber des Näheren zu reden ist hier nicht der Ort. Sicher aber ist, daß unser Vaterland die höchste Weihe seiner nationalen Eigenart wie die Lösung seiner Aufgaben im Zusammenwirken der Völker erst dann finden wird, wenn es eine nicht alternde Jugendkraft, ideale Begeisterung, letzte Kulturziele aus dem unerschöpflichen Born des Evangeliums von Christo nimmt.

Erinnerungen an die Haager Friedenskonferenzen

Von

Professor Lammasch

Quorum pars *parva* fui.

Manchem wird vielleicht kein Zeitpunkt ungünstiger erscheinen, auf die beiden Haager Friedenskonferenzen von 1899 und 1907 zurückzublicken, als der gegenwärtige. Der welt- und menschenkundige Herausgeber dieser Zeitschrift ist aber offenbar andrer Ansicht, sonst hätte er nicht eben während des Krieges mich aufgefordert, ihm meine Erinnerungen an diese Konferenzen zur Verfügung zu stellen. Und zweifellos hat er in seinem Urteile insofern recht, als nach Beendigung des Krieges ein Sehnen nach *dauerndem* Frieden und damit der Wunsch nach genauerer Kenntnis dessen, was damals zu diesem Ziele unternommen wurde, durch die ganze Welt gehen wird. Da mögen denn auch die

Digitized by Google

Eindrücke jemandes, der nicht zu den grands bonnets der Konferenz gehörte, und der übrigens auch jetzt noch nicht alles sagen kann, was er zu sagen hätte, nicht ohne Wert für das Gesamtbild sein, das ein künftiger Historiker entwerfen wird.

Selbstverständlicherweise sollen hierbei nicht etwa die Resultate besprochen werden, zu denen die Konferenz gelangte, denn diese sind „publici juris", vielmehr sollen nur einzelne Erinnerungen an die Personen festgehalten werden, die insbesondere in den Verhandlungen über die Schiedsgerichtsfrage tätig waren, und soll die allgemeine Stimmung der Konferenzen charakterisiert werden.

I. Konferenz

18. Mai bis 29. Juli 1899

Für den nicht im diplomatischen Getriebe Aufgewachsenen waren die ersten Tage eine Qual: Besuche, Karten abgeben, Versuche, die andern auszuholen, ohne selbst etwas zu verraten, der Eindruck, daß niemand recht wisse, was geschehen solle und was geschehen könne, die bei fast allen Diplomaten durchleuchtende Meinung, daß „das Ganze eine Komödie" sei. Doch bald kam man sich näher und überzeugte sich, daß nahezu in jeder Delegation der eine oder der andre wenigstens sich für das eine der Ziele, die allmähliche Ausbreitung des schiedsgerichtlichen Verfahrens und der Mediation zwischen den Staaten, interessiere, und daß auch die in Brüssel 1874 angebahnte Aktion zu einiger Milderung der Kriegsgebräuche, zu dem was man emphatisch „Humanisierung" des Krieges nennt, nicht völlig aussichtslos sei. Freilich dasjenige, das den Aushängeschild der Konferenz gebildet hatte, die „Abrüstung" oder wenigstens der „Rüstungsstillstand" wurde von fast allen Militärs und Diplomaten so scharf kritisiert und so entschieden abgelehnt, daß auch die amtlich zur Verteidigung dieser Vorschläge berufenen russischen Delegierten sowie die bei den Diplomaten im Verdachte des Pazifismus stehenden Vertreter einiger Kleinstaaten deren Rettung nicht erwarten konnten. Die Hoffnung all derjenigen, denen es mit der Entwicklung des Völkerrechtes Ernst war, konzentrierte sich daher sehr bald auf die Ausbildung des Schiedsgerichtes und der Vermittlung zwischen den Staaten.

Da die Konferenz über hundert Delegierte zählte, wurde die eigentliche Arbeit an Kommissionen und, nachdem auch diese sich als zu zahlreich erwiesen, in Komitees übertragen. In das Schiedsgerichtskomitee traten die ersten Delegierten Frankreichs, Großbritanniens und Italiens ein, der frühere Ministerpräsident Bourgeois, Sir Julian (später Lord) Pauncefote, Botschafter an Washington, Graf Nigra, Botschafter in Wien. Rußland war durch seinen zweiten Bevollmächtigten, Martens, vertreten; Professor Descamps, der das berühmte Mémoire aux puissances über die Schiedsgerichtsfrage für die interparlamentarische Union ausgearbeitet, hatte ebenso selbstverständlicherweise seinen Platz in diesem Komitee wie der hervorragendste der niederländischen Internationalisten Asser, die Vereinigten Staaten waren durch den Sekretär ihrer Delegation, den gewandten und vielseitigen, vielleicht mitunter etwas allzu geschäftigen Deutschamerikaner Holls repräsentiert, für die Schweiz wurde der

Digitized by Google

geistreiche Nationalrat Odier berufen. Das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn waren durch Professor Zorn und den Verfasser dieser Erinnerungen vertreten. Als Sekretär (mit beratender Stimme) wurde der lebhafte und enthusiastische Franzose d'Estournelles de Constant gewählt, der mit liebenswürdiger Grazie insbesondere Zorn und mir entgegenkam und dem die Anbahnung einer deutsch-französischen Verständigung wahre Herzenssache war. Namentlich zwischen Zorn und ihm knüpften sich bald die freundschaftlichsten Beziehungen. Die Verhandlungen leitete mit bewundernswertem Takte und mit dem unermüdlichen Streben, zu einem möglichst einheitlichen Resultate zu kommen, Bourgeois, geradezu das Ideal eines Präsidenten. Da es sich bald zeigte, daß in diesem Komitee die Hauptarbeit der ganzen Konferenz erledigt wurde, machten auch der Präsident der Konferenz, der russische Botschafter in London, Staal, und ihr Vizepräsident, der frühere niederländische Minister des Aeußern, Karnebeek, von ihrem Rechte Gebrauch, bei allen Sitzungen anwesend zu sein. Staal war in diesem kleinen Kreise viel besser an seinem Platz, als in der Plenarsitzung, in der seine Unbeholfenheit im öffentlichen Sprechen und seine mangelnde Kenntnis der parlamentarischen Formen ihn mitunter hinderte, seine reichen Fähigkeiten in vollem Maße zur Geltung zu bringen. Karnebeek war hier wie überall höchst wertvoll; hinter den Kulissen besonders hat er viel zu dem beigetragen, was erreicht wurde; mindestens ein Bericht, der unter anderm Namen in den Konferenzakten erscheint und seinem Unterzeichner viel unverdientes Lob eintrug, stammt der Hauptsache nach von ihm her. Drei Delegierte, deren Berufung in dieses Komitee man hätte erwarten können, fehlten: Renault, die erste Autorität der Pariser Universität, Beernaert, der berühmte belgische Staatsmann, weil Frankreich und Belgien ohnedies schon vertreten waren, und der Münchener Professor Freiherr v. Stengel. Stengel hatte in einem Ende 1898 erschienenen Schriftchen „Der ewige Friede" die Bestrebungen der Friedensvereine als für Deutschland gefährlich und als unpatriotisch bezeichnet. Es war daher begreiflich, daß seine Ernennung zum Delegierten der Friedenskonferenz bei denjenigen, die ihn persönlich nicht kannten, peinliches Aufsehen machte. Nähere Bekanntschaft mit ihm schien allerdings geeignet, zu beruhigen. Man fand in ihm einen liebenswürdigen, jovialen Bayern, dem man blutdürstige Anschauungen und Absichten nicht zumuten konnte. Es wurde auch behauptet, er sei nicht wegen, sondern trotz jener Schrift berufen worden, damit Süddeutschland, speziell Bayern, in der Delegation vertreten sei. Das kann aber doch wohl kaum der Grund gewesen sein, weil auch Zorn, obwohl damals Professor in Königsberg (seither in Bonn) von Geburt und Studiengang Bayer ist. Trotz seiner persönlichen Vorzüge kamen aber doch die Delegierten vieler Staaten Stengel nur mit Mißtrauen und kaum verhüllter Abneigung entgegen, was ihn begreiflicherweise verbitterte und später zu manchen scharfen Ausfällen gegen die Konferenz veranlaßte. Er wurde nur in die Kommission für das Kriegsrecht gewählt, in der er aber ebenfalls nicht hervortrat, da er bald aus dem Haag nach München zurückkehrte.

Digitized by Google

Wer in der Kommission für Schiedsgerichte besonders hervorgetreten wäre, ist eigentlich kaum zu entscheiden. Vielmehr entwickelte sich ein äußerst glückliches Zusammenarbeiten aller, ohne Unterschied der Rangstellung im sonstigen Leben. Sehr bald verkehrten die Botschafter und Ministerpräsidenten mit uns Professoren und mit den Advokaten (Holls und Odier) auf völlig gleichem Fuße, nachdem sie uns nur einigermaßen kennen gelernt hatten. Praktische Erfahrung im Schiedsgerichtswesen besaßen nur zwei Mitglieder: Pauncefote, der eben erst mit den Vereinigten Staaten einen höchst beachtenswerten Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen hatte, der allerdings leider vom amerikanischen Senate nicht ratifiziert worden war, und Martens, der wiederholt Schiedsrichter gewesen und eben damals auch in dem großen Venezuelagrenzstreite zwischen Großbritannien und Venezuela (bzw. den Vereinigten Staaten von Amerika) als Präsident des Schiedsgerichtes fungierte. Descamps hatte sich, wie bereits erwähnt, theoretisch sehr eingehend mit der Materie beschäftigt. Zorn und ich waren erst wenige Wochen vorher zu der Konferenz berufen worden; wir hatten uns daher nicht so eingehend vorbereiten können, wie wir wohl gewünscht hätten. Aber der allseitig vorhandene gute Wille half über jede Schwierigkeit hinweg. Mit Freude sahen wir, wie hochangesehene Doyens der diplomatischen Welt wie Pauncefote, Nigra und Staal mit Eifer und zum Teil mit Begeisterung bei der Arbeit waren. Besonders Nigra und Pauncefote wären, wenn ihre Instruktionen sie nicht zurückgehalten hätten, bedeutend weiter gegangen, als die Konferenz es tat. Manche ihrer Anträge, die sie später selbst mußten fallen lassen, bezeugen dies. Namentlich bei dem bedächtigen Wesen Pauncefotes fiel dies auf. Nur langsam folgte er den Verhandlungen; es war nichts Seltenes, daß, wenn ein Paragraph bereits völlig erledigt schien und das Komitee schon zwei oder drei Paragraphen weiter war, er auf das frühere zurückkam und eine Bemerkung, einen Einwand machte, einen Antrag stellte, die fast immer den Nagel auf den Kopf trafen.

Die Verhandlungen des Komitees, das in dem historischen „Saale der Waffenstillstände" im Binnenhof tagte, wurden, wenigstens anfangs, sehr geheim gehalten. Alle Aktenstücke, die wir bekamen, waren „sekret" markiert, numeriert und mit dem Namen des Destinatars bezeichnet, obwohl sie durchaus keine himmelstürzenden Anträge und Ausführungen enthielten. Das verleitete viele, mehr zu erwarten, als wirklich darin enthalten war, verursachte Enttäuschung bei den Pazifisten, die die Konferenz umschwärmten und mit ihren teilweise recht utopischen Forderungen auf die Diplomaten der alten Schule und auf manche Militärs einen sehr üblen Eindruck machten, durch den sie veranlaßt wurden, auch das Vernünftige und Erreichbare abzulehnen. Das erzeugte aber auch den Neid mancher Kollegen, die nicht zu den Eingeweihten gehörten und die auf Grund irreführender Informationen gegen uns intrigierten.

Die Verhandlungen des Komitees begannen mit der Mediation. Die Kardinalfrage war die, ob man eine Pflicht aufstellen könne, Vermittlung anzurufen oder anzubieten. Der russische Antrag ging von dem Protokoll der

Digitized by Google

Pariser Konferenz von 1856 aus, das den Wunsch aussprach, die Mächte, zwischen denen sich ernste Differenzen ergäben, möchten en tant que les circonstances l'admettraient, die guten Dienste befreundeter Staaten anrufen. Von der einen Seite wurde jene Einschränkung für höchst wesentlich und unentbehrlich gehalten, von der andern die Statuierung einer unbeschränkten Verpflichtung gefordert. Das Komitee schwankte, nahm zuerst die Pflicht ohne jede Beschränkung an, betrat dann nach meinem Antrag einen Mittelweg, das Anrufen der Mediation, wenn auch nicht als Pflicht, so doch als die Regel hinzustellen, und kehrte schließlich zum russischen Vorschlage zurück, der auch die Billigung der Gesamtkonferenz fand.

In bezug auf das Schiedsgericht standen zwei Fragen im Vordergrunde. Erstens die, ob es möglich sei, daß sich die Staaten unter gewissen einschränkenden Voraussetzungen und mit gewissen Ausnahmen, die sie selbst zu beurteilen befugt wären, verpflichten, ein Schiedsgericht anzurufen, und zweitens die andre, ob ein solches Schiedsgericht nur von Fall zu Fall zusammengesetzt werden solle oder ob irgendwie ein ständiges Organ der Rechtsprechung zwischen den Staaten geschaffen oder wenigstens vorbereitet werden solle. Beide Fragen waren voneinander unabhängig, wurden aber in der Diskussion vielfach in Zusammenhang gebracht. Der russische Entwurf hatte eine sehr verklausulierte Schiedsgerichtspflicht proponiert, aber keine ständige Organisation vorgesehen. Zu allgemeiner Ueberraschung regte aber Sir Julian Pauncefote schon am 26. Mai die Einsetzung eines ständigen Schiedsgerichtshofes an, worauf sehr rasch sowohl ein amerikanischer als ein russischer Antrag in derselben Tendenz folgten, die schließlich zu einem gemeinsamen Projekte verschmolzen wurden. Außer den Proponenten traten für beide Ideen — Schiedsgerichtspflicht und permanenter Schiedsgerichtshof — insbesondere Frankreich und die Niederlande: Bourgeois, d'Estournelles und Asser ein. Der erste Delegierte des Deutschen Reiches, der Botschafter in Paris, Graf (später Fürst) Münster, machte gar kein Hehl daraus, daß er beides für „Humbug", für eine „Professorenidee" halte. Die Gedankenwelt, aus der diese Anträge geboren, war ihm völlig unverständlich und sozialdemokratischer Tendenzen verdächtig; zudem hatte er eine ausgesprochene Abneigung und ein scharfes Mißtrauen gegen Rußland. Auch die Diplomaten, mit denen er allein in vertrautem persönlichem Verkehr stand, der Chef der österreichisch-ungarischen Mission, der feinsinnige Graf Welsersheimb, und der amerikanische Botschafter in Berlin, Andrew White, ein ausgezeichneter Historiker, vermochten nicht, ihn in dieser Richtung umzustimmen, obwohl beide ihm gegenüber mit Wärme für die völkerrechtlichen Reformen eintraten. Der Botschafter der dritten Dreibundsmacht, Graf Nigra, stand ihm persönlich ferner, wie ja überhaupt Nigra von den zünftigen Diplomaten fast als Eindringling und als „radikal" angesehen wurde. In der deutschen Delegation selbst kam Zorn den Reformideen von Woche zu Woche sympathischer entgegen, und auch die beiden Militärs, Admiral Siegel und besonders Oberst v. Schwarzkopff, der nach seiner hohen nicht bloß militärischen, sondern auch diplomatischen und rednerischen Be-

Digitized by Google

gabung von manchen für den Bismarck der Zukunft gehalten wurde — er fand leider seinen frühzeitigen Tod beim Brande des „unverbrennbaren" Asbesthauses in Peking als Generalstabschef der Walderseeschen Expedition —, waren den Schiedsgerichtsplänen durchaus nicht abgeneigt. Die Verhandlungen im Komitee nahmen anfangs einen völlig normalen Verlauf. Zorn war am 3. und 7. Juni in die Diskussion der das „obligatorische" Schiedsgericht betreffenden Artikel, allerdings mit der Verwahrung, seine Regierung nicht binden zu können, eingetreten. Noch schärfer formulierte er eine ähnliche Reserve in betreff des vorgeschlagenen ständigen Schiedsgerichtshofes am 9. Juni. Auch ich befand mich in der Notwendigkeit, hinsichtlich der letzteren Frage einen ähnlichen, wenn auch weit weniger entschieden gehaltenen Vorbehalt zu machen, während Graf Nigra Zorn mit eindringlichen Worten beschwören konnte, jenem Antrage kein Non possumus entgegenzusetzen. Die Verhandlungen nahmen denn auch zunächst ihren ungestörten Fortgang, bis am 15. Juni Zorn aus Berlin die bestimmte Weisung erhielt, den ständigen Schiedsgerichtshof kategorisch abzulehnen. Am Morgen des 16. stellte Zorn dem Chef seiner Mission den Ernst der dadurch geschaffenen Lage dar, daß das Deutsche Reich, wenn es, so wie es die Führung der Opposition gegen den Rüstungsstillstand übernommen habe und aller Wahrscheinlichkeit nach das obligatorische Schiedsgericht ablehnen werde, nun auch den ständigen Schiedsgerichtshof zu Fall bringe, damit das Odium auf sich nehme, das gesamte Konferenzwerk in all seinen wichtigeren Bestandteilen zu zertrümmern und dadurch schweres Mißtrauen gegen seine Politik in aller Welt hervorrufen werde. Für diese Akzente war Fürst Münster ebenso zugänglich, als ihm Argumente, die der Entwicklung des Völkerrechts entnommen waren, völlig unverständlich blieben. Als Zorn ihn bat, er möge selbst jene Ablehnung der Konferenz mitteilen, ihn aber jeder weiteren Tätigkeit entheben, beauftragte er ihn, sofort nach Berlin zu fahren, um dort den Versuch zu machen, durch mündliche Berichterstattung beim Grafen Bülow eine Aenderung der Instruktionen zu erlangen. Münster benachrichtigte von diesem Entschlusse sofort den amerikanischen Botschafter White, der seinerseits ebenfalls den in Berlin bekannten Holls dorthin schickte. Die Sitzung, die am Nachmittag hätte stattfinden sollen, wurde von Bourgeois abgesagt; jene Mitglieder des Komitees, die zuerst von all jenen rasch sich folgenden Ereignissen des Vormittags Kenntnis erhalten hatten, wurden beauftragt, die andern von der Aenderung aller Dispositionen zu benachrichtigen. Mein Los war es, Nigra zu verständigen, der von der Kunde tief ergriffen war. Vor der Abfahrt des Zuges, mit dem er nach Berlin fuhr, kam Zorn noch zu uns in den Empfangssalon der österreichisch-ungarischen Delegation. Graf Welsersheimb und ich versicherten ihm, halb im Ernst, halb im Scherz, daß, wenn er in Preußen wegen seiner Unbotmäßigkeit, sofort Order zu parieren, Schwierigkeiten hätte, wir uns bemühen würden, ihn an die Wiener Universität zu bringen. Aber der Mannesmut wurde anerkannt; das offene Wort fand keinen Tadel, im Gegenteil, es fand wenigstens halbes Gehör; Zorn kehrte nach wenigen Tagen als Sieger zurück und wurde

Digitized by Google

mit Jubel aufgenommen. Ob und inwiefern vielleicht auch unsre Berichte und jene Whites sowie etwa Nigras und die persönliche Intervention von Holls zu dem Umschwung in Berlin mitgewirkt haben, weiß ich nicht; jedenfalls war Zorns Anteil an der Wandlung der größte. Das Deutsche Reich akzeptierte den nominell ständigen Schiedsgerichtshof in der Art, wie er nachher durch die Konvention vom 29. Juli geschaffen wurde.

Freilich war das nicht ein wirklich ständiger Gerichtshof, sondern nur eine Liste von allseitig als qualifiziert anerkannten Persönlichkeiten, aus der im besondern Falle rasch und einwandfrei der wirklich zur Funktion berufene Senat entnommen werden kann, immerhin eine Institution mit dem Charakter einer gewissen Permanenz, die sich denn auch in einer ganzen Reihe von zum Teil sehr bedeutenden Fällen — Casablanca und der nordatlantischen Fischereifrage z. B. — völlig bewährt hat. Die Hauptbedingung für dieses Zugeständnis des Deutschen Reiches war allerdings der Verzicht darauf, das schiedsgerichtliche Verfahren in irgendwelchen Fällen obligatorisch zu gestalten. Dieses Opfer wurde dann vom Komitee in der Sitzung vom 4. Juli gebracht, die sich — welch ein Kontrast! — unmittelbar an die Feier anschloß, die am Vormittag desselben Tages die amerikanische Delegation zu Ehren des Begründers einer selbständigen Völkerrechtslehre, Hugo Grotius, in Delft veranstaltet hatte. War der Erfolg dieses Opfers wert? Unter den gegebenen Umständen mußte die Frage wohl bejaht werden. Jedenfalls war dadurch die Klippe umschifft, an der die Konferenz völlig zu scheitern gedroht hatte.

Eine wertvolle Neuerung des russischen Projektes waren schließlich die internationalen Untersuchungskommissionen zur Feststellung strittiger Tatsachen, die sich im Doggerbankfalle von 1904 so wohltätig erwiesen, die aber leider bei anderen Anlässen, die hiezu sehr geeignet gewesen wären, nicht in Anwendung gebracht wurden. Die hauptsächliche Differenz in dieser Materie bestand darin, ob man sie den Staaten zur Pflicht machen oder aber sie nur empfehlen solle. Mit Rücksicht darauf, daß in einem solchen Falle die Justiz oder die Verwaltung der Staaten ausgeschaltet und unter internationale Kontrolle gestellt wird, schien mir damals dieser Eingriff in die Souveränität größer als im Falle des Schiedsgerichtes. Zudem besorgte ich den Mißbrauch dieser Institution durch Rußland gegenüber der Türkei und vielleicht auch gegenüber dem einen oder andern Balkanstaate. Ich sprach deshalb im Komitee gegen den obligatorischen Charakter dieser Kommissionen, was mir die besondere Liebe und das Vertrauen Turkhan-Paschas eintrug, der mich fortan bei jedem Anlaß fragte, ob ich in dem betreffenden Vorschlage keine Gefahr sehe. Turkhan-Pascha befand sich in der Tat in einer schwierigen Situation. Ihm war damals in der Person Noury-Beis als Adjutant ein Ueberwachungsorgan an die Seite gegeben, das ihm um so unbequemer wurde, als er den Eindruck hatte, die Türkei sei nur von Feinden umgeben, und als er selbst die Rückwirkung der einzelnen Reformvorschläge für die Türkei wohl nicht abzuschätzen vermochte und daher fürchten mußte, für etwas, das zu ihrem Nachteil ausschlüge, später zur Ver-

Digitized by Google

antwortung gezogen zu werden. Manche nannten Noury-Bei „die seidene Schnur". Nachdem d'Estournelles die Opposition gegen die obligatorische Berufung von internationalen Untersuchungskommissionen als eine Gegnerschaft der „Etats plus ou moins mal administrés" bezeichnet hatte, überließ ich die weitere Polemik gegen sie den Balkanstaaten, die im Komitee nicht vertreten waren, sich dann aber um so heftiger und übertriebener in der Kommission ihnen widersetzten. Unter ihren Rednern ragten besonders der Rumäne Beldiman und der Serbe Veljkovitch hervor.

Die übrigen Kommissionen der Konferenz arbeiteten weit ruhiger, nicht von fast dramatisch zu nennenden Zwischenfällen unterbrochen. In jener für das Landkriegsrecht betätigten sich außer dem Präsidenten Martens, der schon ein Vierteljahrhundert vorher den Entwurf für die Brüsseler Konferenz ausgearbeitet hatte und von General Jilinsky trefflich unterstützt wurde, insbesondere Schwarzkopff, der englische General Ardagh als Verteidiger der Dumdumgeschosse und die beiden Vorkämpfer für die Rechte der Bewohner des vom Feinde invadierten oder okkupierten Gebietes, Beernaert und der luxemburgische Minister Eyschen. Die Wirksamkeit unseres Obersten v. Khuepach war, ebenso wie in der zweiten Konferenz die unseres Admirals Haus, von weit größerer Bedeutung, als aus den Protokollen appariert; beide erfreuten sich des höchsten Ansehens. Wohltuend und ein gutes Vorzeichen für die Tätigkeit der Konferenz war es, daß der amerikanische Botschafter White gleich in einer der ersten Sitzungen einige Worte des Bedauerns über den erst vor kurzem vorhergegangenen Krieg mit Spanien einflocht. Im Gegensatz zu ihm repräsentierten der berühmte Geschichtschreiber der Seeherrschaft, Kapitän Mahan, der den übrigen amerikanischen Delegierten manche Schwierigkeit bereitete, Sir John (jetzt Lord) Fisher und der hitzige englische Oberst a Court das bellikose Element. Ihren stimmungsvollen Abschluß fand die Konferenz in einer bedeutsamen Rede des Präsidenten Staal, auf die Graf Münster auffallenderweise mit einer besonderen Hervorhebung der Verdienste des gewiß ganz ausgezeichneten Vizepräsidenten Karnebeek antwortete.

Jeder, der das Glück hatte, an der ersten Friedenskonferenz teilzunehmen, wird mit Befriedigung und mit Stolz auf sie zurückblicken. Sie hat Institutionen geschaffen, die sich bewährt haben und jederzeit bewähren werden, wenn man sie anwendet. Nur daran fehlt es, daß die Menschheit und insbesondere die diplomatische Welt noch nicht gelernt hat, sich ihrer entsprechend zu bedienen.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Graf Alois Károlyi

Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Diplomatie

Von

Freiherr v. Hengelmüller

VII

Tod Friedrichs VII. und deutsch-dänischer Konflikt. Stellungnahme Oesterreichs und Preußens zu demselben. Bündnis vom Januar 1864. Krieg mit Dänemark, Londoner Konferenz und Wiener Friede Oktober 1864.

Am 15. November starb König Friedrich VII. von Dänemark. Die seit Jahren glimmende Streitfrage über die Herzogtümer Holstein und Schleswig trat damit in eine neue und entscheidende Phase.

Die Vorgeschichte dieses Streites gehört nicht in den Rahmen der gegenwärtigen Erzählung; sie findet sich übrigens in Geschichtswerken und Memoiren eingehend dargestellt.[1]) Bekannt ist das Schlagwort Lord Palmerstons, daß nur drei Menschen die dem Streite zugrunde liegenden Rechtsfragen verstanden hätten, nämlich er selbst, der Prinzgemahl Albert und ein verrückt gewordener dänischer Staatsmann.[2]) Károlyi war in dieser Liste nicht aufgezählt, indessen hatte er reichlich Gelegenheit gehabt, sich mit dem Gegenstand zu befassen, und zwar nicht nur während seiner kurzen Tätigkeit in Kopenhagen,[3]) sondern auch während seiner nun schon vierjährigen Wirksamkeit in Berlin, wo die Frage nie ganz von der Tagesordnung verschwunden war und eines der wenigen Gebiete bildete, auf welchem sich das Wiener und Berliner Kabinett auch in den letzten Jahren der Spannung in gleicher Richtung bewegt hatten.

Die rechtliche Lage war in der Tat eine verwickelte, da hierbei die durch das Londoner Protokoll vom Jahre 1852 festgestellte Erbfolge und Integrität Dänemarks, die Erbansprüche andrer Agnaten, die historischen, aber von Dänemark längst nicht mehr beachteten Rechte der Herzogtümer auf Selbständigkeit und Zusammengehörigkeit, sowie das Recht des Bundes zu deren Schutze in Betracht kamen, anderseits die bezügliche Stellung des letzteren und seiner beiden Vormächte auf verschiedenen Rechtstiteln beruhten. Oesterreich und Preußen hatten die Londoner Abmachungen unterzeichnet, der Bund war denselben nicht zugezogen worden. Die bindende Zusage, Schleswig dem Königreich nicht einzuverleiben, war von Dänemark den Höfen von Wien und Berlin erteilt, von diesen dem Bunde mitgeteilt worden, und daraufhin war dann im Februar 1852

[1]) Siehe vor allem Sybel, Bd. III, S. 1 bis 143, dann Friedjung, Bd. I, S. 67 bis 75, Bismarck, Bd. II, S. 1 bis 31, Beust S. 336 bis 348.

[2]) Siehe Sybel, Bd. III, S. 126.

[3]) Siehe „Deutsche Revue", März 1913, S. 279 bis 281.

Digitized by Google

die Zurückziehung der Exekutionstruppen aus Holstein erfolgt. Die Jurisdiktion des Bundes erstreckte sich überhaupt nur auf Holstein, dessen Rechte und Interessen viel weniger bedroht waren als jene Schleswigs, wo aber jede Intervention internationalen Charakter annehmen mußte.

So kompliziert und gefährlich diese Fragen den beteiligten Kabinetten erschienen, so einfach stellten sie sich den in dem Volksbewußtsein der beiden gegnerischen Länder herrschenden Strömungen dar. In Dänemark hatte sich die an der Herrschaft befindliche eiderdänische Partei schon längst über die Zusagen von 1852 hinweggesetzt, Schleswigs verfassungsrechtliche Stellung erschien ihr als eine innere dänische Frage und sie war zur Inkorporierung und Danisierung des Herzogtums entschlossen. In Deutschland aber flammte die öffentliche Meinung angesichts der die Stammesgenossen bedrohenden Vergewaltigung empört auf und drängte die Regierungen zu deren Befreiung und völliger Lostrennung der Herzogtümer von dänischer Herrschaft.

Die Frage war schon vor dem Tode des Königs Friedrich VII. akut geworden. Am 30. März war das königliche Patent erlassen worden, womit die Oktroyierung einer neuen Verfassung für Holstein, damit die Trennung von Schleswig und die definitive Einverleibung des letzteren in den dänischen Gesamtstaat angekündigt wurde. Die deutsche Antwort hierauf war der nicht ohne Zögerungen zuwege gebrachte Bundesbeschluß vom 9. Juli, mit welchem Dänemark aufgefordert wurde, das Patent wieder aufzuheben und eine Gesamtverfassung auf Grund der 1852er Zusagen oder eines später erfolgten englischen Vermittlungsversuches einzuführen. Für den vorauszusehenden Fall dänischer Ablehnung sollten die Ausschüsse die Anträge auf Zwangsmaßregeln einbringen. Am 26. August erfolgte die dänische Verweigerung der Aufhebung des Patents, wobei die angedrohte Exekution als Kriegsfall erklärt wurde. Am 28. September war dann in Kopenhagen der außerordentliche Reichsrat eröffnet worden, wobei König Friedrich VII. in seiner Thronrede die Erlassung des neuen Verfassungsgesetzes für Dänemark-Schleswig im Gegensatz zu Holstein-Lauenburg angekündigt hatte. Am 1. Oktober erfolgte daraufhin der Bundesbeschluß auf Exekution.

Die Ausführung dieses Beschlusses erlitt indessen Verzögerungen, da man es damit weder in Berlin noch in Wien sehr eilig hatte.[1]) In Kopenhagen ging man aber auf der eingeschlagenen Bahn unentwegt weiter. Am 13. November votierte der Reichstag die neue Verfassung, die von dem neuen König, wenn auch widerwillig, fünf Tage später sanktioniert wurde. Mit Leidenschaft nahm die öffentliche Meinung in Deutschland den hingeworfenen Handschuh auf und formierte einmütig die Nichtanerkennung Christians IX. in Holstein und Schleswig, die Anerkennung des Augustenburgschen Erbrechtes und damit die völlige Trennung der Herzogtümer von Dänemark. Die Regierungen fast aller Mittel- und Kleinstaaten folgten dieser Strömung, und ihre Vertreter

[1]) Ueber Bismarcks damalige Stellung zur Frage siehe Sybel, Bd. III, S. 131 bis 137.

Digitized by Google

am Bunde verfochten dementsprechend die Ansicht, daß von einer Exekution nicht mehr die Rede sein könne, weil eine solche die Anerkennung König Christians involvieren würde, und daß der von ihm ernannte Bundestagsgesandte Dirking nicht zuzulassen sei.

Es kam nun alles darauf an, welche Stellung die beiden Vormächte zur Frage nehmen würden. Diesmal begegneten sie sich in dem aufrichtigen Wunsche, zu einem vollen Einvernehmen zu gelangen. Sie hielten sich beide als durch den Londoner Vertrag gebunden und waren willens, auf diesem Standpunkte zu beharren. Sie waren aber auch beide gewillt, den nationalen Wünschen Deutschlands Rechnung zu tragen und sich der Vergewaltigung Schleswigs zu widersetzen. Es handelte sich also um die Frage, wie diese beiden Standpunkte zu vereinigen wären.

Die nächsten Punkte, über welche Oesterreich und Preußen sich zu einigen hatten, waren die Zulassung Dirkings und die Durchführung der Bundesexekution.

Am 20. November spät abends hatte Károlyi eine längere Unterredung mit Bismarck über die neue Lage. Er erklärte ihm, wie wir die durch die Sukzessionsfrage androhenden Verwicklungen fürchteten, daher entschieden auf den Londoner Vertrag hinweisen wollten, und zwar ebensowohl als deutsche Bundesmacht wie als europäische Großmacht, und mit Preußen gemeinsam vorzugehen wünschten.

Bismarck war soeben von einer Audienz bei König Wilhelm zurückgekehrt und befand sich in sehr erregter Stimmung. Er selbst stand auf demselben Standpunkte wie wir. Der König hatte dies vor einigen Tagen gutgeheißen, war aber jetzt umgestimmt und zu den Augustenburgschen Ansprüchen hinneigend. Dänemark habe seine Verpflichtungen Deutschland gegenüber nicht eingehalten, dadurch, soweit die deutschen Großmächte in Betracht kämen, den Londoner Vertrag annulliert, und somit wäre jetzt der Moment gekommen, für die deutschen Ansprüche in den Herzogtümern mit Entschiedenheit einzustehen. Nach einer zweistündigen Diskussion war es Bismarck gelungen, Seine Majestät wieder zu den früheren Anschauungen zurückzubringen und seine Zustimmung zur Festlegung der folgenden vier Punkte zu erlangen: 1. Preußen bleibt auf der Londoner Basis, 2. verlangt von Dänemark um so dringender buchstäbliche Ausführung bisheriger Bundesbeschlüsse, daher 3. Protest gegen die Inkorporierung Schleswigs und 4. Beschleunigung der Exekution wegen Holstein.

Was die Akkreditierung Dirkings betrifft, so sei deren Zulassung auf Grund des eingenommenen Standpunktes nur logisch, bei der momentanen Sachlage erscheine es aber geratener, sachliche Erklärungen hierüber zu vermeiden und die Frage an den Ausschuß zu verweisen. Károlyi und Bismarck stimmten darin überein, daß in den Ausschußverhandlungen beide Mächte sich entschieden auf den Londoner Boden stellen sollten, und daß hierin die einzige Möglichkeit läge, das dem Augustenburger günstige Vorgehen der andern Regierungen zu hintertreiben.

Digitized by Google

England hatte in diesem Stadium der Frage seine Vermittlung angeboten, Bismarck den Anwurf günstig aufgenommen, es aber abgelehnt, sich in Wien und München für denselben zu verwenden.

Am 23. November resümierte Károlyi Bismarcks Standpunkt nochmals dahin: Dirking sei für Holstein provisorisch mit der Reserve zuzulassen, daß die mit Dänemark geschlossenen Verträge — der Londoner, wie die früheren — solidarisch seien. Keine Erfüllung dänischer Verpflichtungen, kein Londoner Vertrag. Die Beschleunigung der Bundesexekution sei dringend geboten.

Mit der Beschleunigung der Exekution war Rechberg ganz einverstanden, bezüglich der Betonung der Solidarität der dänischen Verpflichtungen mit dem Londoner Vertrage hielt er Vorsicht für geboten. Das Bestehen eines Zusammenhanges werde er selbst im Abgeordnetenhause erklären, den europäischen Mächten gegenüber könne aber die Behauptung einer Solidarität zwischen innern dänischen Fragen und einem europäischen Erbfolgetraktat leicht die Gefahr eines Krieges herbeiführen.

Am 26. sollte die Bundestagssitzung stattfinden, in der über Dirkings Zulassung und Ausführung der Exekution Beschluß gefaßt werden sollte. Da keine Aussicht bestand, die erstere im Sinne des Standpunktes der beiden Großmächte zu erwirken, schlug Bismarck den Aufschub der Sitzung vor, womit Rechberg nur für den Fall einverstanden war, daß es nicht möglich sein werde, den Exekutionsbeschluß zu erlangen.

Bismarck war in diesem Momente entschieden für ein temporisierendes Vorgehen und wünschte vor allem ein volles Verständnis mit Oesterreich über die beiden aktuellen Punkte, nämlich Dirking und Exekution. Er las am 25. November Károlyi die Entwürfe zweier Erlässe an Sydow und Werther vor, worin seine Auffassung über die bedingte Zulassung Dirkings näher ausgeführt und hervorgehoben wurde, daß der Vorbehalt, wonach die definitive Anerkennung desselben von der Erfüllung der dänischen Verpflichtungen abhängig sein sollte, Deutschland die schließliche Entscheidung für alle Fälle sichere. Jene Erfüllung hätte schon vor dem Thronwechsel gefordert werden können, daher wären Oesterreich und Preußen im Grunde frei, aber die Rücksicht auf die andern Mächte und den europäischen Frieden gebiete Vorsicht. Bismarck erzählte Károlyi zugleich, daß die Räte im preußischen Ministerium diesen Ideengang beanstandeten, weil derselbe die internationale und föderative Seite der Frage auf eine zur Einmischung des Auslandes geeignete Weise vermenge.

Diese Skrupeln, welche von König Wilhelm geteilt wurden, blieben nicht ohne Einfluß. Tags darauf sandte Bismarck den Entwurf für eine gemeinsame Abstimmung der beiden Mächte nach Wien, laut welchem Dirking nur mehr für Lauenburg, wo König Christians Erbfolge unbestritten war, zugelassen, seine Stimmberechtigung aber jedenfalls von der Erfüllung der dänischen Verpflichtungen abhängig gemacht werden sollte. Begründet wurde diese Wendung durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit, an der Trennung der Verfassungs- von der Erb-

Digitized by Google

folgefrage angesichts der Stimmung der übrigen Regierungen absolut festzuhalten. Auch wüchsen die Skrupeln des Königs gegen den Londoner Vertrag.

Dieser Vorschlag gelangte erst am 29. in Rechbergs Hände. Mittlerweile hatte dieser an Károlyi telegraphiert, daß über Dirkings Zulassung in der nächsten Bundestagssitzung Beschluß gefaßt werden müsse. Kübeck und Sydow sollten daher instruiert werden, dem Bundestag den Londoner Vertrag mitzuteilen und zu erklären, daß die dadurch gebundenen Mächte für die Zulassung stimmen müssen, die Prüfung streitiger Fragen durch den Bund deswegen aber nicht ausgeschlossen sei.

Dieses Telegramm hatte sich auch mit dem obenerwähnten Verzögerungsvorschlag Bismarcks vom 25. gekreuzt. Der preußische Staatsmann fühlte sich durch dasselbe etwas in Verlegenheit gesetzt. In den allerhöchsten Kreisen Berlins war ohnedies der Eindruck vorwaltend, daß Baron Kübeck sich von Herrn von der Pfordten, der damals am Bundestag beinahe diktatorische Gewalt ausübte, ins Schlepptau nehmen lasse, und man war geneigt, hierin ein Symptom dafür zu erblicken, daß Oesterreich jetzt zum deutschnationalen Standpunkte hinschwanke. Bismarck bemerkte Károlyi, wie sein Stand dem König gegenüber hierdurch sehr erschwert werde, da dessen eigne Neigung ihn zur deutschen Sache, ja sogar zu den Augustenburgschen Ansprüchen hinzöge und ihn der Befürchtung zugänglich mache, daß Oesterreich Preußen in dieser Richtung den Rang ablaufen wolle.

In Wahrheit handelte es sich hier um ein durch die Kreuzung und Verzögerung der gegenseitigen Mitteilungen hervorgerufenes Mißverständnis. Weit entfernt, Preußen nach links drängen zu wollen, hätten wir es gerne weiter rechts gezogen, namentlich was den in dem Bismarckschen Abstimmungsentwurf erklärten Zusammenhang zwischen Verfassungs- und Erbfolgefrage betraf. Károlyis Bedenken gegen dessen ausdrückliche Konstatierung stellte Bismarck die Behauptung entgegen, daß jener Zusammenhang für den Standpunkt der beiden Vormächte zu offenkundig sei, als daß es rätlich wäre, dessen Erklärung zu unterlassen. Uebrigens stünde der Entwurf auf dem Boden des Londoner Vertrages, lasse Dirking für Lauenburg zu und mache nur Einräumung seines Stimmrechtes für die Gesamtkurie Holstein von dänischer Pflichterfüllung abhängig. Die ursprünglich beabsichtigte provisorische Zulassung würde somit nur in eine provisorische Nichtzulassung umgeändert, und diese Annäherung an die rein deutsche Auffassung sei unvermeidlich.

Károlyi, welcher zur Verabredung aller Details des gemeinsamen Vorgehens sehr weitgehende Vollmacht besaß, fand in Bismarcks Ausführungen ein annehmbares Kompromiß und erklärte, dem Entwurfe zuzustimmen. Die beiden Staatsmänner gingen sodann auf die Besprechung der Eventualität der Ueberstimmung Oesterreichs und Preußens auf dem Bunde über und einigten sich dahin, daß dies bezüglich der Beglaubigung Dirkings zu ertragen wäre, nicht aber in dem Falle, wenn statt der Bundesexekution die Okkupation Holsteins wegen der Erbfolgefrage beschlossen würde.

Digitized by Google

Diese Unterredung fand am 27. November statt, tags darauf erfolgte die Bundestagssitzung, in welcher Dirkings Zulassung mit zwölf gegen vier Stimmen abgelehnt und die Führung der Holstein-Lauenburger Stimme bis auf weiteres suspendiert wurde. Für die beiden Großmäche handelte es sich nunmehr darum, ihrer Majorisierung in der Exekutionsfrage vorzubeugen, und wenn dieselbe doch stattfinden sollte, über ihr gemeinsames Vorgehen einig zu werden. Diesem Ziele galten nun die nächsten Besprechungen zwischen Bismarck und Károlyi.

Károlyi sah Bismarck damals täglich, zumeist zweimal täglich. Wie soeben erwähnt, besaß er hinsichtlich der zu treffenden Verabredungen ausgedehnte Vollmachten, insbesondere was die Form des gemeinsamen Vorgehens, den Text der am Bunde zu stellenden Anträge, der übereinstimmenden Abstimmungsentwürfe und von identischen Noten an die andern deutschen Regierungen betraf.

Bismarck schlug nun zunächst einen gemeinschaftlichen Schritt bei allen deutschen Höfen vor, um freundlich, aber dringend auf Annahme des großmächtlichen Standpunktes zu bestehen und zugleich auf die Gefährlichkeit einer Okkupation wegen der Erbfolgefrage hinzuweisen. Der Text der diesbezüglichen identischen Note wurde zwischen Károlyi und Bismarck vereinbart und lautete:

„Die Gefahren für den allgemeinen Frieden, welche sich an die Entwicklung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit knüpfen können, machen es der kaiserlich österreichischen / königlich preußischen Regierung zur Pflicht, sich gegen ihre deutschen Bundesgenossen in bezug auf die nächsten zu ergreifenden Maßregeln auszusprechen. Es gereicht ihr zur besonderen Genugtuung, sich dabei in voller Uebereinstimmung mit der königlich preußischen / kaiserlich österreichischen Regierung zu befinden.

Es handelt sich bekanntlich am Bundestage jetzt um die schleunige tatsächliche Ausführung der schon am 1. Oktober beschlossenen Exekutionsmaßregel.

Oesterreich und Preußen erkennen dies als notwendig im Interesse der Sicherheit und der Rechte Deutschlands an und sind bereit dazu, auf der einmal angenommenen Basis mitzuwirken, auf welcher sie ohne Präjudiz für die andern am Bundestag schwebenden Fragen und ohne dem Auslande eine Berechtigung zur Einmischung darzubieten, durchgeführt werden kann.

Eine Anzahl deutscher Regierungen aber will die Exekution ausdrücklich und formell in eine Okkupation des Landes, auf Grund der Erbfolgefrage, verwandelt wissen, und diese Verschiedenheit der Auffassungen hat bisher die Erstattung des längst erwarteten Ausschußberichtes verhindert und droht in der Bundesversammlung selbst zu einer Uneinigkeit zu führen, welche die ganze Maßregel unmöglich machen würde.

Das Verhalten der beiden deutschen Großmächte zu den eine Okkupation fordernden Anträgen ist gleichzeitig durch das Interesse Deutschlands und ihre europäische Stellung bedingt. Sie können nicht unter dem Namen einer Okkupation mit den Waffen in der Hand gegen den Londoner Vertrag auftreten, solange sie dessen Gültigkeit anerkennen. Sie müssen demnach die ernstesten Bedenken geltend machen, daß Deutschland und sie selbst ohne dringende Notwendigkeit der Eventualität eines Krieges ausgesetzt werden."

Digitized by Google

Und zum Schlusse:

„Oesterreich und Preußen verlangen von ihren Bundesgenossen nicht eine Verzichtleistung auf ihre eignen Auffassungen in der Sukzessionsfrage. Es steht nichts im Wege, daß sie dieselben bei der Abstimmung am Bunde noch ausdrücklich wahren. Aber es ist dringend zu wünschen, daß sie durch dieselben sich nicht hindern lassen, der einfachen Ausführung der einmal beschlossenen Maßregeln zuzustimmen."

Die Vereinbarung dieser Note erfolgte am 2. Dezember. Tags zuvor hatte Bismarck im Abgeordnetenhause eine Erklärung über seinen Standpunkt in der Frage abgegeben, das Einverständnis mit Oesterreich und das Festhalten am Standpunkt der gemeinsamen Abstimmung vom 28. November betont, zugleich die Solidarität der Vereinbarungen von 1851/52 mit jenen des Londoner Vertrages hervorgehoben, die Entscheidung über deren Hinfälligkeit aber der Regierung vorbehalten und vorerst die dringende Beschleunigung der Exekution für notwendig erklärt.

Für den Fall, als der Schritt bei den deutschen Regierungen ohne Wirkung bliebe und die Abstimmung am Bunde sich nicht hinausschieben ließe, stimmte Károlyi Bismarcks Auffassung bei, daß Oesterreich und Preußen die Ausführung des Okkupationsbeschlusses nicht zulassen könnten, sondern Holstein allein besetzen sollten. Hierbei ergab sich wieder die Erwägung, ob als deutsche Mächte im Namen des Bundes oder als europäische Mächte. Bei der Verschiedenheit der bezüglichen Auffassungen hätte ersteres kaum begründet werden können, daher sollte in diesem Falle durch vorgängiges Einvernehmen mit Rußland und England dafür Sorge getragen werden, daß Dänemark den Einmarsch der beiden Mächte nicht mit einer Kriegserklärung beantworten werde.

Mit diesen Verabredungen erklärte sich Graf Rechberg vollkommen einverstanden, indessen kam es vorerst nicht zu ihrer Ausführung, denn bekanntlich hat der Bundestag am 7. Dezember im Sinne der beiden Vormächte für die Exekution gestimmt. Allerdings geschah dies nur mit einer Stimme Majorität. Noch am selben Tage erhielt Károlyi den Auftrag, König Wilhelm den Oberbefehl auch über das österreichische Kontingent der Exekutionstruppen anzubieten. Bei Gelegenheit der aus diesem Anlasse erteilten Audienz äußerte sich der König dahin, wie er hoffe, werde man in Deutschland bald einsehen, daß die beiden Großmächte den sichersten Weg eingeschlagen hätten, um die deutschen Interessen zu wahren; denn es könne der allgemeinen Teilnahme für die Herzogtümer und der wirklich großartigen Bewegung, welche sich der Geister bemächtigt habe, unmöglich jede Berechtigung abgesprochen werden. Wenige Tage zuvor hatte er zu Bismarck gesagt: „Sie mögen recht haben, die von Ihnen vertretene Politik mag die klügste sein und den diplomatischen Beziehungen am besten entsprechen, doch unterdrücke ich bloß mit Mühe eine innere Stimme, welche mir sagt, daß ich im entgegengesetzten Sinne handeln sollte."

Bismarck hatte damals einen schweren Stand, denn zu König Wilhelms innerer Neigung für ein energischeres Eintreten zugunsten des deutschnationalen

Digitized by Google

Standpunktes und den in dieser Richtung auf ihn wirkenden Einflüssen gesellten sich bei ihm noch die Erinnerung an Olmütz und die Besorgnis, von Oesterreich überflügelt zu werden. Gerüchte über Erschütterung der Stellung Bismarcks waren damals in hohen Kreisen Berlins fortwährend im Umlaufe und wurden besonders lebendig, als die Abgeordnetenkammer eine Adresse an den König vorbereitet hatte, in welcher die Geldbewilligung unter beabsichtigter Verwendung für nationale Zwecke in der Herzogtümerfrage in Aussicht gestellt wurde. Graf Eulenburg wurde als der designierte Nachfolger genannt.

Die persönlichen Beziehungen Károlyis zu Bismarck waren so vertrauensvolle und herzliche, daß er ihn über die Begründung dieser Gerüchte offen interpellierte. Bismarck erklärte ihm bündig, daß er an eine solche Ministerkrise nicht glaube, ihn aber bei dem ersten wirklichen Anlasse sofort unterrichten werde.

Die militärische Besetzung Holsteins war nun im Gange. Keine der Großmächte hatte dagegen Einspruch erhoben oder Dänemarck zum Widerstande ermuntert, der auch tatsächlich nicht stattfand. Es handelte sich nunmehr um die schleswigsche Frage, hinsichtlich derer die Dinge weit schwieriger lagen, da bei derselben nicht nur die Einigung zwischen den beiden Vormächten und mit dem Bunde, sondern auch die Haltung der außerdeutschen Großmächte angesichts des mit Sicherheit zu erwartenden dänischen Widerstandes in Frage kam.

Rußland hatte gleich zu Beginne angeregt, durch die Spezialmissionen, welche in Erwiderung auf die Thronfolgenotifikation nach Kopenhagen gesendet werden würden, dort seitens der Großmächte auf die unbedingte Erfüllung aller Zusagen von 1851/52 zu wirken. (Fortsetzung folgt)

Praktische Aufgaben der Rassenhygiene nach dem Kriege

Von

Prof. Dr. Adolf Schmidt (Halle)

Der Weltkrieg, welcher uns umgibt, hat in ganz unerwarteter Weise der internationalen Nationalitätenvermischung, der Europa entgegenzugehen schien, ein Ende bereitet. Schärfer als je zuvor stehen sich die Völkerstämme gegenüber, und gerade zwischen den nächsten Verwandten hat sich ein Abgrund aufgetan, der uns heute unüberbrückbar erscheint. Man ist versucht, den ethnologischen Begriff der Rasse umzustoßen und von einem Rassenkampf zu reden, denn unsre Gefühle gegenüber den Engländern sind von einem instinktiven Haß durchtränkt, der tiefer entspringt, als daß er durch die Verschiedenheit der Volkscharaktere erklärt werden könnte. Und in dem aus Rassenmischung entstandenen

Digitized by Google

Kulturstaat Amerika gärt es bereits. Wer weiß, welche Ueberraschungen uns noch von dieser Seite bevorstehen, wenn die Situation — worauf alles hindeutet — sich weiter verschärft!

Geht unser Hoffen in Erfüllung und bestehen wir siegreich den uns aufgezwungenen Kampf um unsre Existenz gegen die halbe Welt, so haben wir das gewiß zum größten Teil der Tüchtigkeit unsrer deutschen Rasse zu verdanken. Es eröffnet sich dann für uns die Aussicht, nicht bloß ideell, sondern reell die Vorherrschaft unter den Kulturvölkern der Erde zu gewinnen, wenn auch wohl kaum in so naher Zukunft, wie sich mancher schon heute träumt. Die Geschichte lehrt, daß mit einer derartigen Vormachtstellung große Gefahren verknüpft sind. Nicht bloß für Hellas und Rom im Altertum, sondern auch für Spanien im Mittelalter und für Frankreich im Anfang der vorigen Jahrhunderte bedeutete der höchste Aufstieg zugleich den Beginn des Verfalles. Daß es nicht immer so sein muß, lehrt das Beispiel Preußens, das in der tiefsten politischen und wirtschaftlichen Demütigung vor hundert Jahren den Grund zu seinem beispiellosen Aufstieg gelegt hat. Darum ist es wohl erlaubt, daß wir uns schon jetzt die Frage vorlegen: Was können und was müssen wir tun, um unsre deutsche Rasse nicht bloß zu erhalten, sondern sie noch weiter zu stärken und zu tüchtigen, damit sie — wie auch die Würfel fallen mögen — vor Niedergang und innerem Schaden bewahrt bleibt?

Die Aufgaben, welche hier zu lösen sind, gehören in das Gebiet eines noch ziemlich jungen Zweiggebietes der Hygiene, der Rassenhygiene. Die Rassenhygiene ist die Lehre von den Bedingungen der optimalen Erhaltung und Vervollkommnung der menschlichen oder, auf unsern speziellen Fall angewendet, der germanischen Rasse, und zwar sowohl ihrer körperlichen wie ihrer geistigen Eigenschaften. Ihre Grundlage beruht auf der von Darwin geschaffenen Entwicklungslehre, welche bekanntlich mit dem alten Dogma von der Unveränderlichkeit der Arten im Tier- und Pflanzenreich aufräumte. Nach Darwin vollzieht sich die Fortentwicklung der organischen Welt einerseits durch die Variation, die Verschiedenartigkeit der einzelnen Individuen innerhalb der Arten und Gattungen, anderseits durch die Selektion, die Auslese derjenigen Einzelwesen, welche sich den jeweiligen äußern Lebensbedingungen am besten anzupassen vermögen, deshalb eher die Gefahren des Daseinskampfes bestehen und ihre speziellen Merkmale auf die Nachkommenschaft vererben. Diese auf natürlichem Wege zustande kommende Zuchtwahl geschieht ohne ein bestimmtes Ziel, gewissermaßen blind, und führt deshalb auch keineswegs immer zu einer besseren oder höheren Stufe der Organisation — ich erinnere nur an die Verkümmerung gewisser Organe, die infolge veränderter Lebensbedingungen nicht mehr gebraucht werden. Im Gegensatz dazu verfolgt die künstliche Zuchtwahl, welche der Mensch an seinen Haustieren und Pflanzen schon vor Darwin unbewußt längst geübt hat, ein bestimmtes Ziel, und wir wissen, daß es geschickte Züchter in der Steigerung gewisser, dem Menschen nützlicher oder angenehmer Eigenschaften zu außerordentlich großen Erfolgen gebracht haben.

Digitized by Google

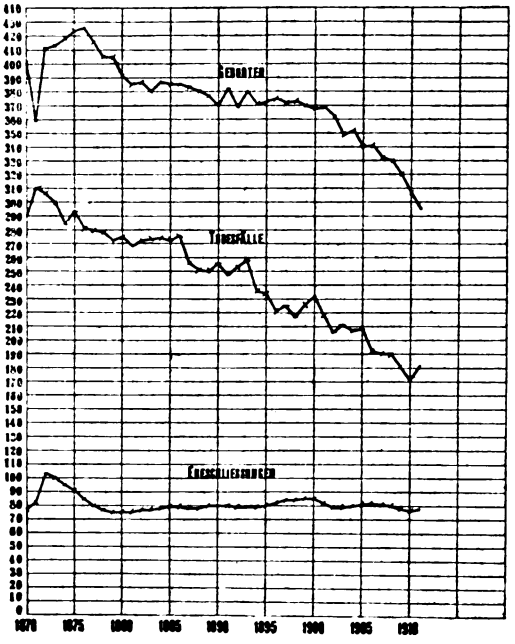
Auch die Menschenrassen und ihre einzelnen Gattungen, noch mehr vielleicht die einzelnen Nationalitäten, die ich bewußt falsch als Rassen bezeichne, unterliegen der natürlichen Zuchtwahl, die sich keineswegs bloß in der primitiven Form des Ueberlebens der Kräftigsten und Gewandtesten im Kampfe gegen die benachbarten Völkerstämme erschöpft, sondern beispielsweise auch die Widerstandskraft gegen klimatische Einflüsse, gegen Krankheiten usw. umfaßt. Aber schon frühzeitig mischen sich auch Versuche willkürlicher Beeinflussung der Zuchtwahl hinein, man denke nur an die Ehegesetze der primitiven Völker, an das Aussetzen der schwachen Kinder bei den Spartanern u. a. m. In den letzten fünfzig Jahren hat die schnell wachsende wissenschaftliche und praktische Hygiene außerordentlich viel zur Gesundung der Kulturmenschheit beigetragen, indem sie die Gefahr zu erkranken ganz erheblich verringert hat, und auch sonst für die Fernhaltung von Schädlichkeiten durch Wohnung, Beruf, Nahrung usw. gesorgt hat. Es fragt sich indes, ob die überraschende Herabsetzung der Sterblichkeit, welche beispielsweise im Deutschen Reiche von 310 pro 10000 Einwohner im Jahre 1871 auf 170 im Jahre 1910 (also beinahe um die Hälfte) heruntergegangen ist, wirklich eine Verbesserung der Rasse bedeutet? Ob nicht vielmehr dadurch, daß eine ganze Reihe Minderwertiger, die sonst Krankheiten erlegen wären, jetzt erhalten bleibt und zur Fortpflanzung gelangt, die Rasse allmählich an Widerstandskraft einbüßt? Auch auf sozialem Gebiete sorgen wir heute ausgiebig für die körperlich und geistig Zurückgebliebenen, deren Nachkommenschaft keineswegs zur Verbesserung der Rasse beiträgt. Man kann noch weitergehen und in dem materiellen und sozialen Aufstieg der Bürger rassenfeindliche Momente erblicken. Jedenfalls wird es bei näherer Betrachtung der Verhältnisse durchaus verständlich, daß Kultur und Zivilisation rassenhygienische Gefahren mit sich bringen, die in unerwartet kurzer Zeit zum Niedergang eines Volkes führen können.

Das Problem, welches sich hier aufrollt, ist ungemein vielgestaltig, und ich kann deshalb im folgenden nur einige Punkte herausgreifen, welche sich gewissermaßen von selbst aufdrängen und heute schon, dank der warnenden Stimmen tapferer und patriotischer Forscher, einer Diskussion in der Oeffentlichkeit zugängig sind. Obenan steht die erschreckende Tatsache des fortschreitenden Geburtenrückgangs in den Kulturstaaten, nicht zum wenigsten leider auch in Deutschland. Die umstehende Tabelle zeigt die nackten Tatsachen. Sie vergleicht die Todesfälle mit den Geburten und den Eheschließungen im Deutschen Reich innerhalb der letzten vierzig Jahre. Während die Zahl der Eheschließungen, abgesehen von einer kurzen Steigerung nach dem Kriege 1870/71, annähernd konstant geblieben ist, sind sowohl die Todesfälle wie die Geburten stark gesunken, die Geburten ebenfalls nach einer Periode der Steigerung in den siebziger Jahren. Von dem Gipfel dieser Periode ab gerechnet sind sogar die Geburten zeitweise noch stärker gefallen als die Todesfälle, speziell in den letzten zehn Jahren, so daß der Geburtenüberschuß, der im Jahre 1905 noch 150 auf 10000 betrug, im Jahre 1911 nur noch 113 ausmachte. Hätte uns nicht die Hygiene einen so starken Rückgang der Sterblichkeit gebracht, würden jetzt noch

Digitized by Google

ebensoviel Leute sterben wie 1871, so würde unsre Bevölkerungszahl gegenwärtig schon im Abnehmen begriffen sein. Wir müssen also uns leider gestehen, daß der jetzt noch bestehende Geburtenüberschuß lediglich auf das Konto der verminderten Sterblichkeit kommt, und da diese bekanntlich eine Grenze hat, während in dem Geburtenrückgang vorläufig eine Grenze nicht abzusehen ist, so bleibt die betrübende Gewißheit, daß wir früher oder später den definitiven Höchststand unsrer Bevölkerung erreicht haben werden, von dem es dann bergab geht. Gruber hat ausgerechnet, daß wir, wenn die Verhältnisse sich nicht ändern, 1940 bei einer Bevölkerungszahl von 86 000 000 dieser fatalen Grenze sehr nahe gekommen sein werden.

Tabelle 1. Geburten, Todesfälle und Eheschliessungen im Deutschen Reich auf 1000 Einwohner
Geborene und Gestorbene einschl. Totgeburten



Es ist allgemein bekannt und braucht deshalb nur kurz berührt zu werden, daß der Geburtenrückgang in den Städten wesentlich größer ist als auf dem Lande, obgleich er auch hier bereits deutlich in die Erscheinung tritt. In Berlin ist die Zahl der Geburten — auf 1000 verheiratete Frauen berechnet — von 240 im Jahre 1876 auf 80 im Jahre 1912 zurückgegangen, also auf $^1/_3$ in 36 Jahren. Er ist ferner in den wohlhabenden und gebildeten Kreisen größer als in den ärmeren und ungebildeten, wie man annimmt vornehmlich deshalb, weil die ersteren im allgemeinen später heiraten. Man kann aber weiterhin feststellen, daß die arbeitende Bevölkerung, insbesondere die sozialistischen Kreise, stark daran beteiligt sind.

Fragen wir uns nun, wie diese Tatsachen zu erklären sind, so kann darüber kein Zweifel sein, daß die Abnahme der Geburtenzahl nur zu einem kleinen Teile durch unbeabsichtigte und unabstellbare Bedingungen zustande kommt, daß sie vielmehr zum größten Teil willkürlich herbeigeführt wird. Ueber die unbeabsichtigten Bedingungen besitzen wir keine erschöpfende Kenntnis; es scheint fast, als wenn mit einer gewissen Gesetzmäßigkeit die Unfruchtbarkeit der Ehen zunimmt mit der Höhe des Wohlstandes und der Kultur. Denn gerade in den obersten Schichten des Volkes ist die Erscheinung am meisten ausgeprägt, sie läßt sich am besten verfolgen an den Stammbäumen der Adelsgeschlechter, über die z. B. aus Schweden von Fahlbeck interessantes Material beigebracht ist.

Digitized by Google

Offenbar handelt es sich hier um einen Degenerationsvorgang, welcher speziell das Keimplasma betrifft, denn es ist damit durchaus nicht immer auch eine Verschlechterung der sonstigen körperlichen und geistigen Eigenschaften der in Frage kommenden Personen verknüpft. Es ist auch nicht richtig, ohne weiteres die Inzucht — das Untereinanderheiraten nahe verwandter Familien — dafür verantwortlich machen zu wollen, denn wie wir noch sehen werden, kann die Inzucht, wenn sie nicht allzu lange fortgetrieben wird, auch gerade umgekehrt zur Erstarkung und Vermehrung der Familie führen. Daneben gibt es übrigens eine Anzahl uns bekannter keimverschlechternder Faktoren, die insbesondere in der städtischen Bevölkerung in zunehmendem Umfange grassieren und von denen ich hier nur den Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten erwähnen will.

Tabelle 2. Rückgang der ehelichen Fruchtbarkeit in Berlin

Auf 1000 Ehefrauen	1880	1885	1890	1895	1900	1905	1910	1910 gegen 1880
								Proz.
Erstgeborene	37,5	39,8	41,4	35,7	37,9	35,5	30,0	— 20,0
Zweitgeborene	39,8	34,9	36,0	31,4	30,5	26,7	23,2	— 41,7
Drittgeborene	36,7	28,0	26,2	23,0	20,3	17,7	13,6	— 62,9
Viertgeborene	29,7	21,4	18,5	15,8	12,6	11,1	8,4	— 71,7
Fünftgeborene	20,8	16,45	12,5	10,3	8,4	6,8	5,0	— 76,0
Sechstgeborene	13,7	12,65	8,9	7,1	5,7	4,5	3,2	— 76,6
Siebentgeborene	9,0	8,9	6,2	4,7	3,8	3,0	2,2	— 75,6
Achtgeborene	5,8	6,2	4,5	3,35	2,7	2,0	1,6	— 72,4
Neuntgeborene	3,9	3,1	3,0	2,3	1,6	1,4	1,0	— 74,4
Zehntgeborene	2,7	2,55	2,4	1,45	1,15	0,8	0,7	— 74,1
Elft- und mehr Geborene	3,8	3,8	3,3	2,7	2,0	1,7	1,3	— 65,8
Alle	206,0	179,0	164,0	138,0	127,0	110,0	90,5	

Tabelle 3. Eheliche Fruchtbarkeit nach Altersklassen der Mütter Berlin 1905—1906 und 1910—1911

Alter der Ehefrauen in Jahren	Zahl der Ehefrauen 1. Dezember 1905	Ehelich Geborene im Durchschnitt 1905–1906	Auf 1000 Ehefrauen ehelich Geborene 1905–1906	Zahl der Ehefrauen 1. Dezember 1910	Ehelich Geborene im Durchschnitt 1910–1911	Auf 1000 Ehefrauen ehelich Geborene 1910–1911	Abnahme der Fruchtbarkeit in Proz.
bis 20	1 796	1 065	593,0	1 810	1 004	554,7	6,48
20–25	27 997	11 048	394,6	29 407	9 909	337,0	14,60
25–30	64 671	15 304	236,6	60 040	11 783	196,3	17,03
30–35	65 705	9 405	143,1	70 993	7 690	108,3	24,32
35–40	60 638	4 773	78,7	61 407	3 946	64,3	18,30
40–45	50 883	1 608	31,6	53 994	1 191	22,1	30,06
Alle bis 45	271 690	42 203	159,0	277 651	35 523	127,9	19,56

Alles das aber tritt, wie gesagt, zurück gegenüber der gewollten Beschränkung der Kinderzahl durch absichtliche Verhinderung der Empfängnis und Fruchtabtreibung. Man muß schon mit geistiger Blindheit geschlagen sein, wenn man diesen Krebsschaden, der unsre Volkskraft zu vernichten droht, nicht sehen will. Für die Weltfremden, welche noch nicht daran glauben wollen, führe ich hier zwei Tabellen an, welche dem Statistischen Jahrbuch der Stadt Berlin entnommen sind.

Tabelle 2 zeigt, um wie viel in den Jahren 1880 bis 1910 die Zahl der ehelichen Geburten in Berlin zurückgegangen ist, wobei die Erstgeborenen, die Zweitgeborenen usw. gesondert berechnet sind. Man sieht, daß die Zahl der Erstgeborenen nur um 20, die der Zweitgeborenen dagegen schon um 41,7, die der Drittgeborenen um 63 und die der weiter noch folgenden Kinder um über 70 Prozent abgenommen hat. Es wäre doch paradox, zu glauben, daß die Ehefrauen Berlins es innerhalb 30 Jahren verlernt haben sollten, mehr als 2 bis höchstens 3 Kinder in die Welt zu setzen. Nein, das haben sie nicht verlernt, sie haben vielmehr umgekehrt vom Auslande etwas gelernt, nämlich die Bequemlichkeit des sog. Zweikindersystems. Tabelle 3 lehrt, daß es weniger die jungverheirateten Frauen sind, denen das Kinderkriegen keine Freude mehr macht, obwohl man heute leider auch schon von jungen Ehe-

Digitized by Google

paaren hören kann, daß sie es mit dem Kinderkriegen gar nicht so eilig haben; daß vielmehr mit steigendem Alter auch die Fruchtbarkeit abnimmt, nicht aus physischen Gründen, sondern weil es nicht mehr „angebracht" ist, noch Kinder zu bekommen.

Wie schon angedeutet, steht Deutschland mit dieser Erscheinung nicht isoliert da, sie ist vom Auslande, speziell von Frankreich, auf uns übergegangen und bedroht mehr oder minder alle Kulturstaaten. Wie sehr sich aber durch den Geburtenrückgang die Stärke- und Machtverhältnisse in Europa verschoben haben, zeigt die folgende Tabelle, aus der zunächst hervorgeht, daß Frankreich, um 1700 herum das volkreichste Land unsers Erdteiles, heute fast an letzter Stelle unter den Großmächten steht. Zwischen 1880 und 1908 hat sich die Bevölkerung Frankreichs nur um 2 Millionen vermehrt, Deutschland dagegen um 18 Millionen, England um 10 Millionen, Rußland um 65½ Millionen. Das gibt zu denken! Man fühlt es gewissermaßen heraus, daß das in der Kultur und damit auch in der willkürlichen Beschränkung der Geburtenzahl noch rückständige Rußland die Westmächte früher oder später einmal überfluten muß, trotz der jetzt so eklatant zutage tretenden militärischen Minderwertigkeit. Wir lernen aber weiterhin, daß wenn erst einmal das Uebel alle Volksschichten durchdrungen hat, wie das in Frankreich der Fall ist, dann trotz aller Bemühungen einsichtiger Männer und trotz aller Gesetze ein Ausrotten kaum noch möglich ist. Gehen erst die Zahlen rückwärts, so pflegen sie auch rapid zu fallen, wenigstens war es im alten Griechenland und im römischen Reiche so. Ich sprach bisher nur von Europa, aber man muß auch an Amerika und die gelbe Gefahr denken. Wir sehen ja vor unsern Augen, daß die Dinge, welche sich in Europa abspielen, bereits den ganzen Erdball in Mitleidenschaft ziehen.

Tabelle 4. Europäische Grossmächte (nach Bertillon)

Staat	Millionen Einwohner				
	1700	1789	1815	1880	1908
Frankreich	20	26	29,5	37,2	39,3
Grossbritannien und Irland	etwa 9	12	19	34,8	44,6
Deutsches Reich (jetziges Gebiet)	(19)[1]	(28)	(30)	45,0	63,0
(Preussen)	(2)	(5)	(10)	(27,3)	(39,0)
Oesterreich-Ungarn	etwa 12,5	18	30	30	50,5
Russland und Finnland	?	25	45	84,5	150
Italien	—	—	—	29,0	34,1

Wenn man nach den tieferen Gründen des Geburtenrückgangs forscht, so erkennt man sehr bald, daß man die Erscheinung nicht vom moralistischen Standpunkte in Bausch und Bogen aburteilen kann. Das trifft doch nur für den kleinen Bruchteil der Ehepaare zu, die einfach aus Bequemlichkeitsrücksichten, „um sich auszuleben" oder wie immer die oberflächlichen Entschuldigungen lauten mögen, sich der Fortpflanzungspflicht entziehen. Diskutabel, wenn auch größtenteils unberechtigt, sind Besorgnisse wie die folgenden: daß zuviel Geburten der Gesundheit der Mutter schaden oder daß die Qualität der Nachkommenschaft unter der Quantität leide. Der wichtigste Grund, auf den wir deshalb auch etwas näher eingehen müssen, ist der, daß bei ungehemmter Produktion die soziale Lage des Einzelnen und bis zu einem gewissen Grade auch die des ganzen Volkes sich notwendig verschlechtert.

Digitized by Google

Man bezeichnet die Lehre, auf die sich diese Meinung stützt, als Neomalthusianismus. Fußend auf die Tatsache der gewaltigen Bevölkerungszunahme sämtlicher Erdbewohner in der geschichtlichen Zeit, läßt sich voraussagen, daß einmal ein Zeitpunkt kommen muß, wo für die Ernährung aller Menschen nicht mehr genug Raum auf unserm Planeten vorhanden ist. Dann müßte ein gewaltiger Vernichtungskampf einsetzen um die Erhaltung ihrer Existenz. Wahrscheinlich würde aber schon vorher zwischen den einzelnen Rassen und Volksstämmen auf das heftigste um die Nahrung gekämpft werden. Wenn man will, kann man ja auch schon den gegenwärtigen Weltkrieg, der wenigstens für England ein ausgesprochener Wirtschaftskrieg ist, als einen Vorläufer dieses elementaren Daseinskampfes ansehen. Falls der Geburtenüberschuß, wie er im Deutschen Reiche in den ersten fünf Jahren dieses Jahrhunderts bestanden hat, in gleicher Höhe unbeschränkt angedauert hätte und weiter andauern würde, so würden bereits im Jahre 1950 118 Millionen und um 2000 herum 250 Millionen Deutsche vorhanden sein, und ein weiteres Jahrhundert später, im Jahre 2100, würde es schon beinahe ebensoviel Deutsche geben, als heute überhaupt Menschen existieren. Wir müßten bis dahin also gewissermaßen die ganze Welt erobert haben, vorausgesetzt, daß nicht ganz andre Quellen der Ernährung erschlossen werden. Da nun andre Völker sich noch schneller vermehren als wir, so würde die ungehemmte Fortpflanzung uns sehr bald in die schwersten Kämpfe verwickeln, die ganz den Charakter des ursprünglichen Kampfes ums Dasein annehmen würden, und ihr Effekt wäre ungefähr der gleiche wie das blinde Wirken der natürlichen Zuchtwahl, da für die bewußte Veredlung der Rasse kaum etwas geschehen könnte. Daß aber die Masse nicht den Sieg bringt, sondern die innere Tüchtigkeit, das haben uns die Kämpfe an den masurischen Seen wieder einmal ad oculos demonstriert. Also lieber weniger Deutsche, aber dafür um so bessere, körperlich und geistig hochentwickelte!

Lassen wir aber einmal den nationalen Gesichtspunkt für einen Augenblick fallen und betrachten das Problem vom individuellen Standpunkt aus. Da liegt es für jeden offensichtlich zutage, daß eine Familie mit wenigen Kindern es heute überall viel besser hat als eine Familie mit vielen Kindern aus der gleichen sozialen Schicht und in gleichen ökonomischen Verhältnissen. Ehedem, als die Bodenständigkeit der Familie noch die Regel war, als der Verkehr noch nicht die eben flügge gewordenen Kinder in alle Welt zerstreute, als jedes neue Kind noch einen Zuwachs an Arbeitskraft in der häuslichen Produktionsgemeinschaft bedeutete, sei es auf dem Gebiete der Landwirtschaft oder im Geschäft, als die Eltern noch damit rechnen konnten, mit dem Heranwachsen der Nachkommenschaft sich immer mehr auf das Altenteil zurückziehen zu können, welches die Kinder bereitwillig ihnen einräumten, da war mit Recht, wie in der biblischen Zeit, eine große Kinderschar ein Segen. Heute müssen die Kinder von Staats wegen so und so lange in die Schule gehen; gehen sie erst aus dem Hause in die Fabrik oder ins Geschäft, so gebrauchen sie das Verdiente für sich, die Eltern müssen womöglich noch zusteuern, jedenfalls denken sie nicht daran, den Eltern die Er-

Digitized by Google

ziehungskosten durch Arbeit zurückzuerstatten. Sie sind, wenn ich so sagen soll, ein Luxusgegenstand, der keine Zinsen trägt und nur Sorgen macht. Dazu kommt, daß kinderreiche Familien nirgends gern gesehen werden, sie bekommen keine Wohnungen mehr, selbst wenn sie sie teuer bezahlen. Die Ehefrauen, die heute in zahlreichen Arbeiterfamilien mit erwerben, werden durch ihre Mutterpflichten davon abgehalten: kurz, man kann nichts zurücklegen, muß sich selbst überall einschränken, kann an den segensreichen Einrichtungen für Gesundheits- und Körperpflege nicht teilnehmen, während die kinderarme Nachbarfamilie sich alles leisten kann und durch Ansammlung von Kapital für ihre Nachkommenschaft eine höhere Basis der Entwicklung erklimmt.

Es ist kein Wunder, daß der Einsichtige sich unter solchen Bedingungen fragt, ob die willkürliche Einschränkung der Kinderzahl wirklich bloß eine rein egoistische Maßregel ist, ob sie nicht auch vom ethischen Standpunkte aus berechtigt ist, ob sie nicht gar seine Pflicht ist?

Wer so fragt, vergißt, daß alle diese Vorteile sofort verloren gehen würden, wenn sämtliche Familien gleichmäßig die Kinderzahl beschränken würden, mit andern Worten, wenn das Zweikindersystem zur allgemeinen Durchführung gelangen würde. Rubner, dem ich auch hier folge, berechnet, daß unter der Herrschaft des Zweikindersystems in hundert Jahren nicht bloß die Volkszahl um nahezu $^2/_3$ sich vermindert haben würde, sondern daß auch der dabei anfänglich für den einzelnen herausspringende wirtschaftliche, d. h. ökonomische, Vorteil seine Grenze hat, indem schon nach fünfzehn Jahren das Maximum des Durchschnittseinkommens erreicht sein würde, und daß es von da ab auch wirtschaftlich unweigerlich abwärts gehen würde, weil mit der Verringerung der Produzenten notwendig sich allmählich auch eine Abnahme des Vermögens oder wenigstens seiner Kaufkraft einstellen muß.

Wir wollen die Sache nicht weiter verfolgen, sondern uns die rein praktische Frage vorlegen, wie wir es denn nun halten sollen? Daß bei großer natürlicher Fruchtbarkeit — ganz abgesehen von andern, sogleich zu erörternden Momenten — eine willkürliche Beschränkung der Kinderzahl vom rassenhygienischen und wirtschaftlichen Standpunkte aus berechtigt ist, muß ohne weiteres zugegeben werden, aber sie darf nicht so weit gehen, daß die Geburtenzahl der Nation unter ein gewisses Minimum sinkt, welches für den weiteren Aufstieg oder auch nur für die Behauptung der Stellung unsrer germanischen Rasse in der Welt notwendig ist. Das würde erreicht werden, wenn jedes Ehepaar durchschnittlich vier Kinder in die Welt setzt oder, was auf dasselbe hinauskommt, drei Kinder bis zum zeugungsfähigen Alter aufzieht.

Wie sollen wir nun dieses Ziel, die erste und Grundforderung der Rassenhygiene, erreichen? Ich will diese Frage hier nicht zu beantworten versuchen, sondern mich auf einen Gemeinplatz beschränken, indem ich sage, daß der erste Schritt zur Besserung die Einsicht ist, daß wir auf dem falschen Wege sind. Ehe nicht in unserm Volke die Ueberzeugung lebendig wird, daß wir mit dem zunehmenden Zweikindersystem einem Abgrund entgegengehen, werden alle weiteren

Digitized by Google

Maßregeln umsonst sein. Wie heute in jedem Deutschen die Ueberzeugung lebt, daß wir für alle Zeiten verloren sind, wenn wir in diesem Kriege unterliegen, ebenso fest muß nach dem Kriege der Gedanke sich einnisten, daß wir unsre Stellung in der Welt nur erhalten können, wenn wir uns der Pflicht, Nachkommenschaft zu erzeugen, nicht mehr in so unbeschränktem Maße entziehen, wie es gegenwärtig geschieht, wenn wir mit andern Worten das Vierkindersystem auf unser Programm setzen.

Nachdem wir bisher das Problem der Erhaltung und Verbesserung der Volkskraft lediglich vom quantitativen Standpunkt aus betrachtet haben, wenden wir uns nunmehr zur qualitativen Rassenhygiene. Drei Punkte ergeben sich hier ohne weiteres als erstrebenswerte Ziele: Die Veredlung der Nachkommenschaft durch vorsichtige Gattenwahl, die Verhütung der Fortpflanzung minderwertiger Elemente und die Abwehr aller zur Degeneration führenden Schädlichkeiten bei der Jugend.

Daß die Ehe, und zwar die monogame Ehe, die Grundlage bleiben muß, auf der sich die Fortpflanzung der Rasse vollzieht, darüber kann kaum eine Meinungsverschiedenheit bestehen. Zwar hat sich bisher nicht nachweisen lassen, daß die unehelichen Kinder gegenüber den ehelichen als minderwertig vom rassenhygienischen Standpunkte aus zu bezeichnen sind, aber die freie Liebe, für die ja heute in weiten Kreisen agitiert wird, schließt eine so große Anzahl anderweitiger Gefahren in sich, daß ihr niemand, der es ernst mit der Wohlfahrt unsres Volkes meint, das Wort reden kann. Ganz abgesehen davon, daß sie der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten Vorschub leistet und die willkürliche Unfruchtbarkeit fördert, wird die Erziehung der Kinder in der Familie, welche die beste Entwicklung gewährleistet, durch sie unmöglich gemacht. Die Fürsorge für die Aufzucht der Nachkommenschaft würde, wenn das Prinzip durchgeführt wäre, notwendigerweise auf den Staat übergehen müssen, und wir würden dadurch zu einer Uniformierung der Jugend gelangen, die der Variation, dem wichtigsten Faktor der Entwicklung, direkt entgegenarbeitet.

Die Eheschließung wird aber, wie wir wissen, im modernen Kulturstaat immer schwieriger, sie wird auf immer spätere Lebensjahre hinausgeschoben, und wir müssen auf Mittel und Wege sinnen, sie zu erleichtern. Wie das geschehen könnte, will ich hier nicht besprechen, da es mich zu weit auf das nationalökonomische Gebiet ablenken würde. Was wir vom rassenhygienischen Standpunkte aus bei der Eheschließung fordern müssen, läuft sogar zunächst eher auf eine Erschwerung als auf eine Erleichterung hinaus. Vergegenwärtigen wir uns einmal, wie es heutzutage bei der Gattenwahl zugeht. Zwar können wir mit Genugtuung konstatieren, daß in weiten Volksschichten die Neigung der jungen Leute zueinander, die Liebesheirat, glücklicherweise noch geachtet und geübt wird, aber die Liebe ist bekanntlich blind, und die sog. Liebe auf den ersten Blick resp. die Jugendliebe, trotzdem sie von den Dichtern als das Höchste und Schönste des menschlichen Lebens dargestellt zu werden pflegt, hat doch schon vielen Unglück und Mißgeschick gebracht. Darum ist es gewiß gerechtfertigt, daß der

Digitized by Google

Verstand und die nüchterne Ueberlegung mitsprechen, wenn auch vielleicht gegen den Willen der Liebenden, durch den Einspruch der Eltern. Im Vordergrund für die letzteren stehen meistens die Fragen nach der sozialen und ökonomischen Stellung der Braut resp. des Bräutigams. Wenn der Partner aus guter Familie ist, wenn er noch dazu Geld hat, so sieht man gern über manches hinweg, was vom medizinischen Standpunkte aus als absolutes Hindernis angesehen werden sollte. Richtig ist ja bis zu einem gewissen Grade, daß die Leute, welche es zu etwas gebracht haben im Leben, auch vom rassenhygienischen Standpunkte aus nicht die schlechtesten Elemente sind, aber das gilt doch nur ganz allgemein und muß von Fall zu Fall geprüft werden. Dringend notwendig ist die Forderung, daß der Arzt bei der Gattenwahl heute ein ernstes, eventuell sogar das entscheidende Wort mitsprechen soll. Diese Erkenntnis ist ja auch schon in die höheren Stände eingedrungen, aber bei weitem noch nicht so tief, wie wir es fordern müssen. Aeußerliche Schönheit und Harmonie des Körpers sind sicher sehr wertvolle Eigenschaften, aber sie können täuschen. Mindestens ebenso wichtig ist es, zu wissen, ob das betreffende Individuum auch innerlich gesund ist, ob es — und das ist wohl das wichtigste — nicht mit erblicher Krankheitsanlage allzu schwer belastet ist.

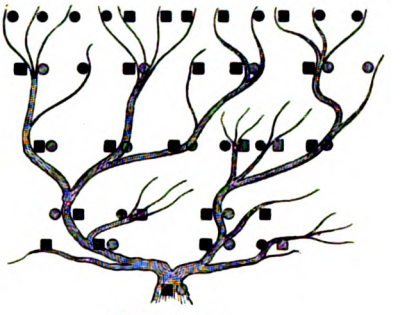
Verständige Eltern verlangen heute schon nicht selten von ihrem künftigen Schwiegersohn vor der Heirat ein ärztliches Gesundheitszeugnis, aber sie vergessen dabei zwei Dinge, nämlich erstens, daß ein solches Zeugnis in den meisten Fällen doch nur einen beschränkten Teil der hier drohenden Gefahren ausschließen wird, und zweitens, daß auch der Schwiegersohn berechtigt ist, das gleiche zu fordern. In Amerika, wo das Verständnis für Rassenhygiene viel weiter in das Volk eingedrungen ist, wird ein solches Gesundheitszeugnis in manchen Staaten bereits gesetzlich gefordert. Aber die Durchführung der Maßnahme stößt auf große Schwierigkeiten: man heiratet einfach in einem Nachbarstaate, wo ein solches Gesetz nicht existiert, ebenso wie man früher, als Helgoland noch englisch war, sich dort trauen ließ, wenn in Deutschland die Eheschließung nicht möglich war.

Was wir erstreben müssen, wovon wir aber noch sehr weit entfernt sind, ist, daß jeder, der heiraten will, sich über seine Herkunft genügend ausweisen kann; ich meine nicht bloß über seine soziale Herkunft, sondern vor allem über seine gesundheitliche Herkunft, über die gesundheitlichen Verhältnisse seiner Eltern, Großeltern und Ahnen, genau so wie es die Züchter edler Haustierrassen verlangen.

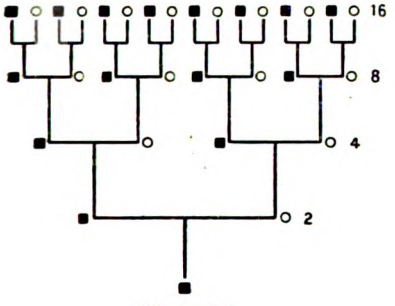
Es ist hier notwendig, etwas weiter auszuholen. Unsre schnellebige Zeit, die durch den immer wachsenden Verkehr die Bodenständigkeit selbst der ländlichen Familien gefährdet, hat es mit sich gebracht, daß wir über unsre eignen Vorfahren im ganzen nur sehr mangelhaft unterrichtet sind, noch weniger natürlich über die unsrer Nachbarn und Freunde. Selbst bei den nächsten Bekannten begnügen wir uns damit, irgendwoher gehört zu haben, daß sie von diesem oder jenem abstammen sollen, aber es widerstrebt uns geradezu, diesen

Digitized by Google

Dingen nachzugehen, wenn uns die Leute sonst gefallen. Der Familienstammbaum, von unsern Großeltern noch gepflegt und irgendwo unter alten Papieren aufbewahrt, ist in Mißkredit gekommen und wird nur von wenigen Familien noch mit Sorgfalt weiter geführt. Er ist in der Tat, wenn wir ihn unter die rassenhygienische Lupe nehmen, ein ziemlich überflüssiges Möbel. Da wird als letzter Ahne (der Stamm) meist eine Persönlichkeit gewählt, die irgend etwas Großes geleistet hat oder eine hervorragende soziale Stellung eingenommen hat oder vielleicht auch eine besonders große Nachkommenschaft in die Welt gesetzt hat, kurz eine Persönlichkeit, von der abzustammen einem jeden Ehre bereitet. Die Zweige des Baumes sind die verschiedenen Generationen der Nachkommen, von denen häufig nur die männlichen, also die Träger des Namens, verfolgt werden. Irgendwo in der vierten, fünften oder zehnten Verästelung erscheint dann unter einer zahllosen Schar von Urenkeln vielleicht unser Vater oder Großvater oder meinetwegen wir selbst. Der Stammbaum sagt uns also nur aus — und soll auch meist nur das eine beweisen —, daß der Betreffende, um den es sich handelt, im soundsovielsten Gliede von einem berühmten Ahnen abstammt, von dessen Blut aber nur ein ganz minimaler Teil in seinen Adern fließt, der gar nicht ins Gewicht fällt gegenüber den von andrer, angeheirateter Seite hineingebrachten Teilen, vorausgesetzt, daß die Familienmitglieder nicht immer wieder untereinander geheiratet haben. Welcher Widersinn in dieser Betrachtungsweise liegt, wird sofort klar, wenn wir uns in der nebenstehenden Figur das Gegenstück zu dem Stammbaum, die sog. Ahnentafel, ansehen, die allein für die Beurteilung der erblichen Verhältnisse einer bestimmten Persönlichkeit von Wert ist. Hier steht, gerade umgekehrt wie beim Stammbaum, die Person, um die es sich handelt, am Fußpunkt des Baumes, und die Ahnen, und zwar sämtliche Ahnen, soweit sie sich verfolgen lassen, bilden die Verästelungen, die erste das Elternpaar, die zweite die vier Großeltern, die dritte die acht Urgroßeltern usw. Diese Ahnentafel zeigt uns also, welche verschiedenen Personen bei der Erzeugung der fraglichen Persönlichkeit mitgewirkt haben, mit andern Worten, wie ihre Blutmischung beschaffen ist. Und darauf kommt es an, denn wir wissen aus der heute bereits hochentwickelten Vererbungslehre, daß (mit der Einschränkung überwiegender und zurücktretender Faktoren) unsre Erbmasse eine wirkliche Mischung des Keim-



Stammbaum



Ahnentafel

Digitized by Google

plasmas unsrer Ahnen ist. Die Konstruktion einer solchen Ahnentafel sollte sich jede Familie, richtiger jeder Mensch, der auf sich und seine Sippe Wert legt, angelegen sein lassen und dafür die alten Stammbäume ruhig weiter in den Familienarchiven vermodern lassen.

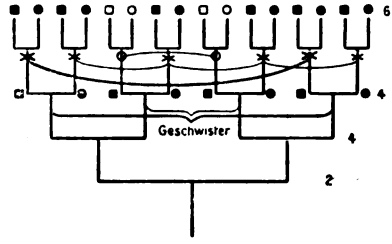
Allerdings ist die Sache nicht so leicht, wie es zunächst scheint. Wer den Versuch dazu macht, wird meist schon in der dritten Reihe Lücken lassen müssen, denn wie ich schon sagte, die Kenntnis der Familienzusammenhänge ist heute verloren gegangen. Aber etwas andres kommt, wenigstens vom rassenhygienischen Standpunkte aus betrachtet, hinzu, was die Sache noch weiter erschwert. Beim Forschen nach unsern Vorfahren erfahren wir allenfalls, daß sie so und so geheißen haben, da und dort gewohnt haben und dieses oder jenes gewesen sind und geleistet haben, aber fast niemals, woran sie gestorben sind, ob sie gesund waren oder wie sie vom ärztlichen Standpunkte aus bewertet werden müssen. Das erstere, die sozialen und ökonomischen Verhältnisse, sind aber für die Beurteilung des Rassenwertes einer Person von viel geringerer Bedeutung als das letztere. Teils ist es Nachlässigkeit oder Gleichgültigkeit gegenüber der medizinischen Betrachtungsweise, die in den Lebensbeschreibungen die Gesundheitsverhältnisse gegenüber andern Dingen zurücktreten läßt, teils eine bewußte Vertuschung, die nicht genug gebrandmarkt werden kann. Unangenehme Charaktereigenschaften und körperliche Fehler, vererbte Anlagen, wie z. B. Epilepsie, Neigung zur Trunksucht, Geisteskrankheiten oder andere degenerative Störungen werden nicht gern eingestanden, ja selbst den eignen Kindern gegenüber verschwiegen! Welche Schäden daraus für diese und deren Nachkommenschaft erwachsen, weiß nur der Arzt zu ermessen. Wir wissen, daß, wenn bei der Heirat zwei Personen zusammenkommen, die in der gleichen schädlichen Richtung belastet sind, die Gefahr, degenerierte Kinder daraus hervorgehen zu sehen, sehr groß ist, während wenn zwei Personen mit gleicher guter Blutmischung zusammenkommen, die besten Aussichten für eine gesunde, kräftige Nachkommenschaft bestehen. Dabei ist es ziemlich einerlei, ob diese beiden Personen näher oder entfernter miteinander verwandt sind; die Gefahr der Verwandtenheirat besteht nur dann, wenn degenerative Momente in der Ahnenreihe vorhanden sind, weil naturgemäß von diesen in beiden ein gewisser Anteil steckt, der sich addieren kann.

Ich will damit natürlich nicht der Verwandtenheirat das Wort reden, obwohl bei guter Erbmasse durch Inzucht unter Umständen eine ganz hervorragende Sippe in kurzer Zeit herangezüchtet wird, wie durch Beispiele belegt werden kann. Im großen und ganzen ist daran festzuhalten, daß es besser ist, möglichst viele verschiedene Ahnen zu haben. Theoretisch läßt sich berechnen, daß, wenn gar keine Mischung zwischen den Ahnen stattgefunden haben würde, und eine Generation zu 33 Jahren angenommen wird, eine heute lebende Person vor 13 Generationen (also um 1450 herum) 8192 Ahnen und um Christi Geburt 18 Billionen Ahnen gehabt haben müßte. Das ist undenkbar, denn die heutige Gesamtbevölkerung der Erde beträgt nur 1600 Millionen. Mit andern Worten, wir sind alle miteinander verwandt, wenn wir nur weit genug zurückgehen.

Digitized by Google

Allzu lange fortgeführte Inzucht führt auch bei guter Beanlagung schließlich zur Degeneration; bei schlechter Anlage bringt sie häufig innerhalb kurzer Zeit das Aussterben der Familie zustande. Als ein Beispiel hochgradiger Inzucht gebe ich noch die Ahnentafel Don Carlos' wieder, die schon in der vierten Ahnenreihe statt der geforderten 16 Ahnen nur 6 aufweist.

Wie sollen wir uns nun verhalten, wenn die Ahnentafel oder die im Sinne derselben geführten Nachforschungen ergeben haben, daß eine mehr oder minder große Gefahr für die Nachkommenschaft zweier Liebender nach dieser oder jener Richtung hin besteht? Wann sollen wir die Heirat zu verhindern suchen und wann dürfen wir sie gestatten? Diese Fragen kann heute niemand mit wenigen Sätzen beantworten. Wenn wir bedenken, daß es kaum eine Familie gibt, in der nicht im Laufe von zwei Generationen ein Fall von Schwindsucht oder von Geisteskrankheit vorgekommen ist, so ist es klar, daß man nur bei ausgesprochenem Zusammentreffen zweier schädlicher Erbmassen als Arzt berechtigt ist, von der Eheschließung abzureden. Glücklicherweise lehrt nämlich die Erfahrung, daß durch Generationen sich forterbende Krankheitsanlagen nicht dauernd in derselben Weise übertragen werden, daß sie vielmehr entweder zum Aussterben der Familie führen oder aber von der Familie überwunden werden, verschwinden. So kommt es, daß schließlich auch trotz Belastung gesunde Kinder erscheinen können. Wenn man beispielsweise die Zahl der geisteskranken Ahnen erforscht, so zeigt sich, daß sie bei Geisteskranken nur um etwa $^1/_3$ größer ist als bei Geistesgesunden.



Ahnentafel des Don Carlos † 1568

Dennoch bleiben genug Minderwertige und Degenerierte übrig, deren Fortpflanzung im Interesse der Rassenhygiene nach Möglichkeit verhindert werden sollte, z. B. die gewohnheitsmäßigen Verbrecher, die Epileptiker, Säufer, die Blinden und Taubstummen. Leider sind wir in der Gesetzgebung auf diesem Gebiete noch sehr zurück. Das einzige, was wir heute tun können, ist, diese Elemente in Zuchthäusern, Irrenhäusern oder Siechenanstalten zu internieren und sie dadurch praktisch zum Zölibat zu verdammen. Wenn nur nicht die zu weit getriebene Humanität auch dabei schon viele Hindernisse auftürmte! In den Vereinigten Staaten von Amerika ist man weiter vorgeschritten. Dreißig verschiedene Staaten der Union verbieten die Ehe Geisteskranker, neun bei Epilepsie, zwei bei Alkoholismus, einer sogar bei vorgeschrittener Lungentuberkulose und bei gewohnheitsmäßigem Verbrechertum. Ja man ist noch weiter gegangen; man hat verschiedentlich Gesetze erlassen, welche unter bestimmten Voraussetzungen die künstliche Unfruchtbarmachung derartiger Personen, speziell der Gewohnheitsverbrecher und der Notzuchtsverbrecher, vorschreiben. Rassenhygienisch ist das durchaus gerechtfertigt, ja geboten. Die Gesamtheit hat nicht bloß die Pflicht, sich vor den gegenwärtig lebenden rassenfeindlichen Elementen zu schützen, sondern auch vor

Digitized by Google

ihrer Nachkommenschaft. Aber ich fürchte, es wird noch gute Wege haben, bis wir uns zu dieser höheren Einsicht aufgeschwungen haben werden.

Wenn ich jetzt zu der dritten der oben aufgestellten Hauptforderungen übergehe, der Abwehr aller zur Degeneration führenden Schädlichkeiten bei der Jugend, so betrete ich damit bekannte Gefilde, denn hier haben die Hygiene und im Verein mit ihr die Bestrebungen zahlreicher Vereine für Volkswohlfahrt schon so stark vorgearbeitet, daß die meisten Gebildeten darüber orientiert sind.

Beginnen wir mit dem Säuglingsalter, so wissen wir, daß die relativ sehr hohe Sterblichkeit in dieser frühesten Lebensperiode zum großen Teil durch den Rückgang der natürlichen Ernährung an der Mutterbrust bedingt ist. Auch hier haben wir es leider zum Teil mit einer absichtlichen Umgehung der ersten und wichtigsten Mutterpflicht zu tun, wenn auch anerkannt werden soll, daß durch die lebhafte Agitation der Kinderärzte das Gewissen der Mütter in den letzten Jahren geschärft worden ist. Zum andern Teil besteht aber tatsächlich ein ungewollter Niedergang der Stillfähigkeit, der, wie es scheint, eine regelmäßige Begleiterscheinung wachsender Kultur ist und als Degenerationsphänomen die ernsteste Beachtung verdient. Schon oben erwähnte ich, daß die Sterblichkeit der Kinder in den Familien mit zahlreicher Nachkommenschaft nur dort eine größere ist als in kinderarmen Familien, wo die Kinder nicht an der Mutterbrust ernährt worden sind. Bei streng durchgeführter natürlicher Ernährung wächst das sechste bis zehnte Kind ebensogut heran wie das erste. Langwierige Magen-Darmkatarrhe, welche zu ungenügender Entwicklung des Körpers führen, die gefürchtete und weitverbreitete Englische Krankheit, Krampfzustände und Infektionen aller Art entstehen viel leichter bei Kindern, welche mit Kuhmilch oder den verschiedenen Surrogaten aufgezogen sind, als bei Brustmilchkindern. Ammen sind zwar ein wertvoller Ersatz, wenn die Mutter wirklich nicht imstande ist, ihre Kinder selbst zu ernähren, aber doch kein voller. Da nach Ueberzeugung der Frauen- und Kinderärzte bei gutem Willen und durch geeignete Maßnahmen noch ein großer Prozentsatz derjenigen Mütter, welche zunächst versagen, zum Stillen gebracht werden können, so sollte die Beschaffung von Ammen nicht erleichtert, sondern erschwert werden, ganz abgesehen davon, daß sie ihre eignen Kinder, die doch ein wertvoller Volksbestandteil sind, vernachlässigen und den Gefahren der künstlichen Aufzucht aussetzen.

Für die ersten Lebensjahre kommt weiterhin als rassenverschlechternder Faktor die Wohnungsmisere in Betracht. Es ist erwiesen, daß die Uebertragung der Tuberkulose, dieser immer noch mörderischsten aller Krankheiten, nicht auf dem Wege der direkten Vererbung, sondern meistens durch Ansteckung von den Eltern oder nächsten Angehörigen aus geschieht, und daß diese Ansteckung außerordentlich gefördert wird durch das enge Zusammenleben in staubigen, schlecht gelüfteten und engen Wohnräumen. In den Kinderjahren wird bereits der Keim der später erst ausbrechenden Krankheit aufgenommen. Dazu kommen die Gefahren andrer Infektionen, welche durch mangelhafte Reinlichkeit, das Zusammenschlafen mehrerer in einem Bette oder in engen

Digitized by Google

Räumen gegeben sind. Kurz, die Wohnungshygiene ist zugleich ein Zweig der Rassenhygiene, dem wir noch weit mehr Sorge und Geldopfer widmen müssen, als heute schon geschieht. Wenn die Schwierigkeiten, welche seitens der Hausbesitzer kinderreichen Familien bereitet werden, nicht auf andre Weise gebrochen werden können — und es ist wenig Aussicht dazu —, so muß der Staat eingreifen. Für jedes deutsche Kind muß genügend Raum, Luft und Licht zur gesundheitlichen Entwicklung verlangt werden.

Geht das Kind später zur Schule, so tauchen neue Fragen auf. So hochentwickelt, ja unerreicht unser Unterrichtswesen dasteht, so erfüllt uns doch angesichts des Weltkrieges die Sorge, ob wir in Zukunft nicht doch noch mehr Körperpflege, d. h. Entfaltung der Körperkraft und Geschicklichkeit durch sportliche und andre Uebungen, neben oder an Stelle der intensiven geistigen Uebungen verlangen müssen? So viel hat sich bereits gezeigt, daß die sportlich geschulten Engländer bei weitem unsre gefährlichsten Gegner im Felde sind. Ich kann die Frage hier nicht weiter verfolgen, es genügt, sie berührt zu haben; die Diskussion auf diesem Gebiete hat ja eigentlich nie geruht.

Die größten Feinde der schulentwachsenen Jugend bis hoch hinauf ins Mannesalter sind der Alkoholismus und die Geschlechtskrankheiten. Was sie für Unheil in der Volksgesundheit anrichten, vermag nur der erfahrene Arzt zu beurteilen, und es gibt keinen, den dieses Kapitel nicht mit ernster Sorge erfüllt. Auch hier muß ich mich aber mit dem Hinweis begnügen. Nur die schonungslose Aufklärung der mannbaren Jugend und der Unerfahrenen kann uns helfen. Es muß der Schleier von den Dingen gerissen werden, über die zu sprechen man früher und leider auch heute noch vielfach für unanständig hielt. Glücklicherweise ist ja auch schon jedem, der sehen und hören will, Gelegenheit genug gegeben, sich zu orientieren.

Dieses Thema steht in engem Zusammenhang mit der Frauenemanzipation, die hier nicht übergangen werden kann. Es wäre verkehrt, ihr den berechtigten Kern absprechen zu wollen, aber wir dürfen auch nicht verkennen, daß ihre Auswüchse die Rassenhygiene hemmen. Um gesunde Kinder zu haben, gebrauchen wir vor allem gesunde Mütter, und es muß deshalb das erste Ziel jedes Mädchens bleiben, zu heiraten und Kinder aufzuziehen. Daß darum nicht die ganze Kraft der Frau sich in Haus und Kinderstube zu erschöpfen braucht, ist durch die modernen Lebensbedingungen zum guten Teil garantiert. Soweit das nicht der Fall ist, muß dieses Ziel mit allen Mitteln verfolgt werden, denn wir wollen von unsern Frauen, daß sie mehr sind als nur Mütter und Haushälterinnen, wir wollen, daß sie auch unsre Kameraden sind, mit denen wir über alle Dinge sprechen können, die uns selbst interessieren. Was wir aber nicht wollen, ist, daß sie uns auf den Gebieten der Kunst, des Geschmackes und des Vergnügens gänzlich ausschalten, wie es heute in den Vereinigten Staaten von Amerika der Fall ist, wo die Männer vielfach zu der Rolle der Arbeitsbienen herabgesunken sind.

Und nun kommt noch eine Forderung der Rassenhygiene, die am allerschwersten zu verwirklichen sein wird, ohne die aber alle Maßregeln und Wünsche

Digitized by Google

notwendigerweise erfolglos bleiben müssen. Ich fasse sie in die Worte zusammen: Kräftigung unsers sittlichen und altruistischen Bewußtseins. Es darf nicht dabei bleiben, daß wir die rassenhygienischen Probleme vom, wenn ich so sagen darf, Kathederstandpunkte aus betrachten, sie müssen ein Bestandteil unsrer selbst, unsrer Herzensbildung, unsres Pflichtgefühles werden. Das Pflichtbewußtsein, der kategorische Imperativ Kants, ist es, das uns diesen gewaltigen Kampf um unsre Existenz bestehen hilft. Nach dem Kriege muß es sich laben mit den hier entwickelten Gedanken, wenn, wie wir hoffen, uns wieder ein langdauernder Friede beschert ist. Wir müssen uns frei machen von den Ideen des Individualismus, des sich Auslebenwollens, der Genußsucht und des Rentnerideals, die leider schon viel zu tief in unsre Gedankenwelt eingedrungen sind. Fast hätte man vor dem Kriege daran zweifeln mögen, ob der Deutsche noch wie ehedem freudig auf alle seine materiellen Genüsse zugunsten des Vaterlandes jederzeit zu verzichten bereit war, ob er noch, ohne zu zaudern, für das Vaterland zu sterben vermochte, so wie es einst von den Römern hieß, daß nur sie zu sterben verständen. Nun, diese Zweifel brauchen uns nicht mehr zu beschleichen, nachdem wir die herrlichsten Beispiele von Mut und Opferfreudigkeit täglich von neuem erleben dürfen. Aber auch nach dem Kriege darf die Opferfreudigkeit für die Größe und das Gedeihen des Vaterlandes nicht nachlassen, denn alle hier besprochenen Ziele verlangen zur Verwirklichung eine Einschränkung der persönlichen Bequemlichkeiten und Genüsse. Es geht nicht an, daß man weiter von der Allgemeinheit etwas verlangt, was man nicht selbst zu tun bereit ist.

Ohne in Verdacht eines Sozialisten zu kommen, muß ich hier betonen, daß das Streben nach einem sorgenfreien und tatenarmen Leben durch Ansammlung von Kapital, das ich soeben als Rentnerideal bezeichnete, einer der schlimmsten Feinde rassenhygienischer Weiterentwicklung ist. Denn es ist das mächtigste Motiv für die willkürliche Beschränkung der Kinderzahl, und es lähmt außerdem die ökonomische Fortentwicklung durch Stillegung eines Teiles des Volksvermögens. Der Rentner ist, wie mit Recht gesagt worden ist, ein Parasit am grünenden Stamme des Volkes. Wenn alle Leute Rentner wären, so würde das Leben bald stillstehen, und wir würden eine billige Beute unsrer Feinde werden. Der steigende Volkswohlstand hat übrigens bewirkt, daß das Rentnerideal heute viel schwerer zu erreichen ist als früher. Wer vor fünfzig Jahren noch mit 200000 Mark ein bequemes Rentnerleben führen konnte, braucht heute dazu mindestens eine Million. Auch hat die sozialpolitische Gesetzgebung die Ansammlung von Kapitalien wesentlich erschwert.

Erfreulicherweise trägt auch der Krieg mit seinen wirtschaftlichen Folgen manches dazu bei, den Rentnern das Dasein zu verleiden. Die gewaltigen Summen, welche der Krieg verschlingt, bleiben zwar, weil wir von aller Welt abgeschnitten sind, im Lande, sie wechseln nur ihren Besitzer, und dem Rentner geht, wenigstens zunächst, nichts von seinem Kapital verloren. Aber die Kaufkraft des Geldes sinkt naturgemäß, und was noch schwerer ins Gewicht fällt, das Geld schützt nicht vor dem Hunger, wenn wirklich — was hoffentlich nie-

Digitized by Google

mals eintrifft — unsre Nahrung knapp werden sollte. Wie der Staat schon jetzt dafür sorgt, daß keiner mehr Brot erhält als der andre, so wird er, wenn es erforderlich werden sollte, auch hinsichtlich der übrigen Nahrungsmittel verfahren. Dann wird auch der Reiche nicht besser daran sein wie der Arme, denn Nahrungsmangel ist heute nicht mehr gleichbedeutend mit Teuerung. Wenigstens bei uns nicht, während in England infolge der erhöhten Frachtsätze schon jetzt die Preise der wichtigsten Nahrungsmittel erheblich gestiegen sind, ohne daß vorläufig von einem Mangel die Rede sein kann. Und wie wird es erst nach dem Kriege mit den Rentnern stehen? Es ist schon vorauszusehen, daß sie in erster Linie die erhöhten Steuern zu zahlen haben werden, trotzdem der Wert ihres Kapitals eine beträchtliche Verminderung erfahren hat. Der Krieg führt uns also drastisch vor Augen, daß nur die tätige Kraft Nutzen bringt, nicht aber das tote Kapital. Legen wir also unser Erspartes in der Erziehung unsrer Kinder zu tüchtigen deutschen Männern und Frauen an, dann wird es den größten Segen und die besten Zinsen bringen!

Auch in der Hebung der Arbeitslust, des Pflichtgefühls und der nationalen Opferfreudigkeit erweist sich der Krieg als ein Erzieher ersten Ranges. Wie viele sonst arbeitsscheue Menschen leisten heute im Felde und in der Heimat zu unsrer freudigen Ueberraschung erfolgreiche Arbeit!

Welche Ströme freiwilliger Liebesgaben sind schon geflossen, wieviel Beispiele hingebender Aufopferung gegeben worden! Freudig nimmt jeder die Einschränkung im Genuß und Wohlleben auf sich, die der Krieg uns auferlegt. Nehmen wir dazu den erhebenden Aufschwung des nationalen Bewußtseins, der in der Kriegssitzung des Reichstages vom 4. August seinen schönsten Ausdruck fand, so können wir mit Schiller sagen: Aber der Krieg hat auch sein Gutes. Er macht eine Summe schlummernder Kräfte frei und gibt den Tüchtigen Gelegenheit, sich über die andern zu erheben, er gibt uns große Männer und drängt die wertlosen Elemente in den Hintergrund, kurz er ist ein rassenhygienisches Werkzeug. Freilich nur im beschränkten Maße ein nützliches! Wenn wir die langen Listen der Gefallenen durchblättern, die unzähligen schwarzen Anzeigen in den Zeitungen erblicken, so krampft sich das Herz im Schmerze. Denn unter diesen, welche ihr Leben für das Vaterland hingeben, sind die besten und hoffnungsreichsten Söhne Deutschlands. Nicht wie in den Urzeiten des Menschengeschlechts bleiben heute die Schwachen und Ungewandten, die körperlich und geistig Untüchtigen auf dem Schlachtfelde zurück, sondern gerade umgekehrt die Mutigsten und Kräftigsten, die Besten. Und wieviel der Zurückkommenden bleiben für ihr Leben lang geschädigt durch die erlittenen Wunden und Krankheiten! Augenblicklich wird die Organisation der Krüppelfürsorge für die verstümmelt Zurückkehrenden in die Wege geleitet unter dem Motto: „Niemand braucht heute ein Krüppel zu bleiben, der sich nicht selbst dazu verdammt." Das soll heißen, daß die moderne Orthopädie und die soziale Fürsorge jedem noch so Verstümmelten einen Ausgleich zu schaffen versuchen will, wodurch er wieder in die Lage gebracht wird, sich selbst zu erhalten und etwas im Leben

Digitized by Google

zu leisten. Das Ziel ist gewiß erfreulich, aber es kann die Tatsache nicht aus dem Wege schaffen, daß soundso viele Männer für die Produktion des Nachwuchses fortfallen, den wir nach dem Kriege notwendiger als je gebrauchen. Hier muß uns die Erfahrung trösten, daß nach großen Kriegen und Seuchen die Zunahme der Bevölkerung — beispielsweise auch nach 1870/71 — einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen pflegt. Als im Mittelalter die schwarze Pest fast die Hälfte der Bevölkerung Deutschlands hinweggerafft hatte, dauerte es allerdings hundert Jahre, bis die frühere Volkszahl wieder erreicht war, und nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zweihundert Jahre. Wenn diese fürchterlichsten Ereignisse unsre Volkskraft nicht zu erschöpfen imstande waren, so dürfen wir sicher erwarten, daß auch der gegenwärtige Weltbrand, mag er noch so lange währen, dem deutschen Volke nicht den Todesstoß zu geben vermag, wie es unsre Feinde sich ausmalen.

Aus den Tagen der deutschen Besetzung Frankreichs 1870

Von

Karl Alexander v. Müller

Ueber die deutsche Verwaltung der besetzten französischen Landesteile während des Krieges 1870/71 ist uns bisher wenig Genaues bekanntgeworden. Auch die ausführlicheren Erzählungen des Feldzuges gehen, soviel wir sehen, mit einem kurzen Wort darüber hinweg, eine besondere Darstellung ist unseres Wissens noch nicht vorhanden. Heute rufen die gewaltigen Ereignisse des Tages von selbst die Erinnerung auch hieran zurück. Und wenngleich die Verhältnisse von jetzt und von damals in jedem Betracht viel zu verschieden sind, um unmittelbare Rückschlüsse von der Vergangenheit auf die Gegenwart zu erlauben, so ist die Verwandtschaft der Aufgaben und Schwierigkeiten doch groß genug, um einigen ursprünglichen Zeugnissen jener Tage erhöhte Aufmerksamkeit zu sichern. —

Schon unmittelbar nach den großen Einmarschschlachten im August 1870 hatte sich, mit dem siegreichen Vordringen der deutschen Heere in Frankreich, die Notwendigkeit ergeben, die Beherrschung der besetzten feindlichen Landesteile in weiterem Umfang auszubauen, als sie bis dahin durch die wesentlich militärischen Etappeninspektionen möglich gewesen war. Es galt, die Hilfsquellen dieser Bezirke für die eigene Kriegführung nutzbar zu machen, und es galt, den Einwohnern durch eine geordnete Verwaltung soviel als möglich das Gefühl der Ruhe und Sicherheit wiederzugeben. Noch am 14. August wurden zwei Generalgouvernements für Elsaß und Lothringen gebildet. Eine Woche später, von Pont à Mousson am 21. und von Bar le Duc am 26. August, erließ

Digitized by Google

Wilhelm I. die grundlegenden allgemeinen Anweisungen für Generalgouverneure und Zivilkommissäre besetzter französischer Landesteile (unten Nr. 1 und 2). Zugleich bereitete Bismarck bereits seine Absichten für den späteren Friedensschluß durch eine verschiedene Verwaltung der okkupierten Provinzen vor. Das Generalgouvernement des Elsasses, um erhebliche Teile von Lothringen (das ganze Mosel- und vom Meurthedepartement die Arrondissements Château-Salins und Sarrebourg) vergrößert, wurde unter dem Generalgouverneur Generalleutnant Grafen von Bismarck-Bohlen[1]) gleich in festere Verwaltung genommen, um es Deutschland dauernd anzugliedern. Der Rest von Lothringen dagegen, unter dem Generalgouverneur General der Infanterie von Bonin, wurde fürs erste nur provisorisch verwaltet: weder Geld- noch Exekutionsmittel noch regelmäßige Sicherungstruppen waren zunächst für ihn angewiesen.

Anfang September, nach Sedan, als das große Hauptquartier schon bis Reims vorgeschoben war, entwarf Bismarck dann einen eingehenderen Plan für die Verwaltung der Provinzen, die er nicht einzuverleiben beabsichtigte. Er schlug vor, an ihre Spitze einen deutschen Fürsten als eine Art Statthalter mit zugleich militärischen und bürgerlichen Befugnissen zu stellen; er dachte dafür bereits an den Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin, den damaligen kommandierenden General des XIII. Armeekorps, und an Reims oder später Paris als Sitz seiner Regierung. Unter dem Großherzog-Statthalter, schwebte ihm vor, sollte eine Art Ministerium gebildet werden: mit einem Minister des Innern für sämtliche innere Angelegenheiten, einem Militärkommandanten und einem Minister des Aeußern, dem alle Beziehungen mit der Armeeoberleitung, dem Bundeskanzler, den verbündeten Regierungen, dem Generalgouverneur fürs Elsaß und mit den äußeren Mächten, namentlich Belgien und Holland, sowie mit den französischen Behörden obliegen sollten.

Aber in den nächsten Wochen bis zur Ausführung und in der Ausführung selbst verschob sich der Plan. Der Gedanke eines einheitlichen Statthalters und eines Gesamtministeriums für alle vorübergehend besetzten feindlichen Landesteile wurde fallen gelassen. Der Großherzog von Mecklenburg wurde zwar am 16. September zum Generalgouverneur in Reims ernannt,[2]) aber daneben blieb in Nancy das bisherige Generalgouvernement für Lothringen bestehen, und für die im November und Dezember noch weiter besetzten westlichen und nördlichen Provinzen wurde am 16. Dezember unter dem sächsischen Kriegsminister, Generalleutnant von Fabrice, in Versailles ein weiteres Generalgouvernement errichtet.

Das Reimser Generalgouvernement, aus dem die Mehrheit der folgenden Schreiben stammt, gliederte sich unter dem Großherzog in zwei Hauptabteilungen:

---

[1]) Unter ihm standen der Regierungspräsident von Kühlwetter als Zivilkommissär und die Präfekten Graf Luxburg und Graf Henckel.

[2]) Vgl. das große deutsche Generalstabswerk über den Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, Teil II, Anlage 66.

Digitized by Google

das (militärische) Generalkommando und die Zivilabteilung, an deren Spitze der bayerische Gesandte Graf Karl von Taufkirchen[1]) und der Landrat Prinz Karl von Hohenlohe-Ingelfingen als Zivilkommissäre standen. Dem letzteren sollten Polizei, Personalfragen und Finanzen, dem ersteren die auswärtigen Angelegenheiten, Justiz, Kultus, Gesundheitswesen, Handel, Verkehr und öffentliche Arbeiten unterstehen.[2])

Ueber die wichtigsten Aufgaben der provisorischen Verwaltung werden die folgenden Aktenstücke selbst sprechen. Sie zeigen deutlich die ursprüngliche deutsche Absicht weitgehender fürsorglicher Schonung von Land und Volk, und sie zeigen auch, wie die neue Kriegführung Frankreichs nach Sedan diese Schonung mehr und mehr erschwerte und die deutsche Verwaltung zu immer härteren Maßregeln zwang. Daß Bismarck, nachdem der Krieg einmal in diesen zweiten Abschnitt getreten war, für unerbittliche Strenge und rücksichtsloses Durchgreifen auf allen Gebieten war, ist keinem Leser der Tagebuchblätter von Moritz Busch neu. Wie billig und mild aber die deutsche Verwaltung mit Bewußtsein trotz allem dennoch geblieben ist, beweist der Schlußbericht des Zivilkommissärs Graf Taufkirchen über seine Tätigkeit an König Ludwig II. von Bayern (Nr. 10): er stellt darin fest, daß der nationale Wohlstand der besetzten Gebiete, von den eigenen französischen Verwüstungen rund um Paris abgesehen, noch nicht berührt sei und daß sich das Land nach Eintritt des Friedens in nicht langer Zeit erholen werde. —

Rechtschreibung und Zeichensetzung der Vorlagen sind modernisiert, die bloßen Höflichkeitsformeln am Anfang und Ende von Nr. 3, 4 und 10 gestrichen.

1. Instruktion für den Generalgouverneur okkupierter feindlicher Landesteile[3])

1. Der Generalgouverneur eines okkupierten feindlichen Landesteils übt die gesamte administrative und militärische Gewalt in diesem Gebiete aus. Mit einer strengen Handhabung seiner Befugnisse hat der Generalgouverneur die tunlichste Schonung des Landes und der Einwohner zu vereinigen.

2. Die Autorität der feindlichen Staatsgewalt tritt in dem Bereiche des Generalgouverneurs außer Kraft und an deren Stelle die militärische Autorität desselben.

---

[1]) Vgl. über ihn meine beiden Aufsätze „Die Taufkirchensche Mission nach Berlin und Wien. Bayern, Deutschland und Oesterreich im Frühjahr 1867" in der Riezler-Festschrift (1913, Perthes), und „Bismarck und Ludwig II. im September 1870" in der Historischen Zeitschrift Bd. 111.

[2]) Nach der „Vorläufigen Geschäftsinstruktion des Großherzogs von Mecklenburg vom 28. September 1870".

[3]) Diese Instruktion ist bereits im deutschen Generalstabswerk, Teil I, Anlage 54 veröffentlicht. Ich gebe sie hier, des Zusammenhangs wegen, noch einmal wieder, nach einer gleichzeitigen amtlichen Abschrift.

Digitized by Google

Die Instruktion vom 25. Juli cr. für die Befehlshaber von Okkupationstruppen in einem feindlichen Gebiete gewährt in dieser Beziehung auch für den Generalgouverneur den erforderlichen Anhalt zur Ausübung der militärischen Gewalt.

Der Generalgouverneur disponiert über alle diejenigen in seinem Bereiche aufgestellten Truppen, welche einem Armeeverbande nicht angehören.

3. Für die Ausübung der administrativen Gewalt hat der Generalgouverneur sich des unter ihn gestellten Zivilkommissärs und durch diesen der Zivilverwaltungsbehörden seines Bezirks zu bedienen. Werden geeignete Zivilverwaltungsbehörden nicht vorgefunden, so hat der Generalgouverneur dieselben einzusetzen.

4. Die administrative Tätigkeit des Generalgouverneurs und seiner Organe erstreckt sich zunächst auf die Forterhebung sämtlicher Staatsabgaben, die für die Kasse des Generalgouvernements zu vereinnahmen und, soweit sie nicht für diesseitige Zwecke verwendet werden, an die Generalkriegskasse abzuführen sind.

5. Es obliegt ferner dem Generalgouverneur die Handhabung der landesüblichen polizeilichen Vorschriften, soweit dieselben mit den militärischen Interessen vereinbar sind.

Die Zivilgerichtsbarkeit wird nach den Landesgesetzen ausgeübt.

6. Der Erhaltung aller für die Verbindung der Armeen in Betracht kommenden Kommunikationen ist besondere Sorgfalt zu widmen.

7. Dem Generalgouverneur wird die Befugnis beigelegt, den Post-, Telegraphen- und Eisenbahnverkehr des Publikums zu überwachen, zu regeln und nach Ermessen vollständig oder teilweise zu sistieren.

8. Kontributionen und Requisitionen werden in dem okkupierten Gebiete durch den Generalgouverneur nach eignem Ermessen oder auf Ansuchen des Generalintendanten der Armee ausgeschrieben und nach seinen Anordnungen ausgeführt. Die Höhe der in dem Bereiche der Generalgouverneure etwa festzusetzenden Verpflegungsgelder ist von demselben mit dem Generalintendanten zu vereinbaren.

9. Am 1. und 15. jeden Monats ist Mir ein Bericht über den Gang und die Resultate der Verwaltung, über besondere Ereignisse und Maßregeln ꝛc. zu erstatten.

Pont à Mousson, den 21. August 1870.

(gez). Wilhelm.

(gegengez.) Graf v. Bismarck, v. Roon.

2. Instruktion für den Zivilkommissär beim Generalgouvernement okkupierter feindlicher Landesteile

1. An die Stelle der feindlichen Staatsgewalt in den okkupierten Landesteilen tritt für den Bereich des Generalgouvernements die militärische Autorität des Generalgouverneurs. Unter dieser Autorität wird auch die administrative Gewalt gehandhabt, zu deren Ausübung der Zivilkommissär dem Generalgouverneur unterstellt ist.

Digitized by Google

2. Demgemäß hat der Zivilkommissär die gesamte Zivilverwaltung zu leiten und allen Zweigen derselben seine Fürsorge zuzuwenden. Insbesondere wird er für die Forterhebung aller Steuern und Abgaben sowie den Fortbezug aller sonstigen Einnahmequellen aus Staatseigentum, Staatsnutzungen, Anstalten jeder Art Sorge tragen, auf energische Handhabung der bestehenden oder nötig werdenden polizeilichen Vorschriften, auf einen geregelten Gang der departementalen und lokalen Administration, auf die ungestörte Pflege der Zivilgerichtsbarkeit und die Regelung des Eisenbahn- und Straßenverkehrs Bedacht nehmen. Er wird die für die Institutierung der diesseitigen Autorität und die Durchführung der diesseitigen militärischen und politischen Aufgaben notwendige Energie mit der wünschenswerten Schonung des Landes und seiner Bewohner zu vereinigen haben.

3. Der Zivilkommissär beruft dasjenige Beamtenpersonal, dessen er zur Wahrnehmung und Erfüllung seiner Befugnisse bedarf; dasselbe ist ihm untergeben.

4. Er ist verpflichtet, in reger Verbindung mit dem Generalgouverneur zu stehen, diesen fortlaufend in Kenntnis über den Zustand der Verwaltung im allgemeinen zu halten, ihn von allen wichtigen Vorkommnissen zu benachrichtigen und in allen Fällen, in welchen die Aufrechterhaltung der diesseitigen Autorität es erfordert, den nötigen Schutz und die zur exekutorischen Durchführung getroffener Anordnungen erforderliche Machthilfe bei ihm zu beantragen.

5. Alle Verfügungen des Generalgouverneurs, welche das Ressort der administrativen Gewalt berühren, gehen an den Zivilkommissär, welcher zu ihrer Ausführung das Weitere veranlaßt. Sollten dieser erhebliche Bedenken entgegenstehen, so hat er dieselben sofort dem Generalgouverneur vorzutragen und dessen Entscheidung herbeizuführen.

6. In den Fällen, in welchen der Generalgouverneur nach § 3 der Allerhöchsten Instruktion für den Generalgouverneur vom 21. August cr. von seinem Rechte, Zivilbehörden einzusetzen, Gebrauch machen muß, geschieht dies nach Anhörung und auf Vorschlag des Zivilkommissärs.

7. Die französischen Präfekten und, soweit erforderlich, auch die Unterpräfekten sind durch diesseits zu berufende deutsche Beamte zu ersetzen. Die übrigen französischen Beamten, namentlich die der Verwaltung, der Polizei, der Gerichte, der Staatsanwaltschaft, die maires und maires adjoints können in ihren Aemtern und Funktionen verbleiben, es sei denn, daß sie ein ungehorsames oder unwillfähriges oder unzuverlässiges Verhalten erkennen lassen. In allen solchen Fällen wird dem Zivilkommissär deren unnachsichtliche Entlassung, unbeschadet ihrer strafrechtlichen Verfolgung, und ihre Ersetzung durch zuverlässige Beamte zur Pflicht gemacht.

8. Alle Beamte im Ressort der administrativen Gewalt sind die Untergebenen des Zivilkommissärs. Er handhabt die Disziplinargewalt über dieselben. Ihre Berichte, Meldungen und Anträge gehen an ihn zur Entscheidung oder zur weiteren Vorlage an den Generalgouverneur, falls sie zugleich das militärische oder höhere politische Interesse berühren.

Digitized by Google

9. Soweit nicht die Sicherheit und das Interesse der Okkupation Ausnahmen bedingen und insbesondere soweit nicht in Gemäßheit der Allerhöchsten Instruktion vom 25. Juli cr.[1]) die Strafgerichtsbarkeit und der Erlaß materieller strafrechtlicher Bestimmungen den Militärbehörden und Militärgerichten zustehen, werden die bestehenden Einrichtungen beibehalten und wird die gesamte Verwaltung nach den in Geltung stehenden Landesgesetzen gehandhabt.

Bar le Duc, den 26. August 1870.

(gez.) Wilhelm.

3. Zivilkommissär Graf Taufkirchen an Legationsrat Graf Hatzfeld,[2]) 8. Oktober 1870

Reims, den 8. Oktober 1870.

Ich benütze die mir gegebene Erlaubnis, um über die Verhältnisse des hiesigen Generalgouvernements und Zivilkommissariats Ihnen einige Notizen zu geben.

Die Zweiköpfigkeit des letzteren hat ihre Schwierigkeiten im Gefolge. Bei so verwirrten Verhältnissen wie die gegenwärtigen, ist eine Ausscheidung der einzelnen Fragen nach Ministerien nahezu eine Unmöglichkeit und, insoweit Verschiedenheit der Auffassung zwischen den beiden Zivilkommissären besteht, eine praktische Erledigung äußerst schwierig. Doch versuche ich, soweit irgend möglich, mich in die geschaffene Lage zu finden und die Entente aufrechtzuerhalten.

Nicht geringere Schwierigkeit bietet der Umstand, daß in Nancy ein Gouvernement unter ganz gleichen Verhältnissen sich befindet, mit welchem bezüglich der prinzipiellen Fragen womöglich in Uebereinstimmung verfahren werden sollte. Der Gedanke eines über den außer Elsaß bestehenden Generalgouvernements stehenden Statthalters oder der Bildung eines einzigen Generalgouvernements wäre für Gleichheit der Einrichtungen sehr dienlich gewesen. Doch wir halten gut Haus mit Graf Villers[3]) — solange wir seine Ansicht adoptieren.

Im allgemeinen muß ich darauf aufmerksam machen, daß im Hauptquartier die Leistungsfähigkeit der okkupierten Provinzen überschätzt wird. Nicht als ob der Vermögensstock zu erheblichen Leistungen fehlen würde: was fehlt, sind erstens die Lebensmittel, Naturalprästationen, welche namentlich durch die in allen Departements auftretende Rinderpest in bedenklicher Weise verringert werden, und zweitens die Zirkulation des Geldes, ohne welche die erheblichen, in Aussicht gestellten Kontributionen nicht werden aufgebracht werden können.

Der Punkt, welcher meine Aufmerksamkeit vorwiegend beschäftigt und welcher zwar direkt meinen Kollegen, den „Finanzminister" Prinzen Hohenlohe, indirekt aber wegen der damit eng verknüpften Interessen der Industrie und des Verkehrs

---

[1]) Siehe oben S. 321.

[2]) Graf Paul Hatzfeld, der spätere Botschafter, damals Wirklicher Legationsrat beim Bundeskanzleramt im Großen Hauptquartier Versailles.

[3]) Regierungsvizepräsident Graf v. Villers, Zivilkommissär im Generalgouvernement Lothringen.

Digitized by Google

auch meine Sparten berührt, ist die Steuerfrage, und erlaube ich mir im allgemeinen Ihre Aufmerksamkeit hierauf um so mehr zu lenken, als, wie ich höre, der Vater des Gedankens der Aufhebung aller indirekten Steuern,[1]) Geheimrat Olberg in Nancy, seine Stelle niedergelegt hat und der hiesige Steuerkommissär, Regierungsrat Pochhammer, noch nicht eingetroffen ist.

Der Versuch, von jeder Gemeinde monatlich 2 Franken pro Kopf zu erheben, wird, selbst wenn er mit äußerster Härte durchgeführt wird, nur sehr teilweise gelingen. Es gibt arme Gemeinden mit sehr zahlreicher Bevölkerung, welche größtenteils von der Hand in den Mund lebt und solche Summen entschieden nicht aufbringen kann.

Wird die Verteilung der Kopfsteuer auf weitere Bezirke, Kantone oder Arrondissements ausgedehnt, so leben die Schwierigkeiten, denen man aus dem Wege gehen wollte, bezüglich der Verteilung zum großen Teile wieder auf. Unter solchen Umständen wäre wohl zu erwägen, ob es gut ist, an dem Prinzip des Aufgebens aller indirekten Besteuerung starr festzuhalten. Es ist unter diesen Steuern insbesonders eine, welche eine Einnahmsquelle bilden würde, wie sie unter den gegebenen Verhältnissen nicht leichter und ergiebiger gedacht werden kann; es ist dies die Besteuerung der Runkelrüben-Zuckerfabrikation. Im Departement de l'Aisne allein werden im Durchschnitt während der Fabrikationsmonate Oktober, November, Dezember zirka 60 000 000 Kilogramm Zucker erzeugt, und die Steuer beträgt 42 bis 47 Franken per 100 Kilogramm.

Ein Teil dieser Summe ging allerdings nicht direkt durch die in andern, noch nicht besetzten Departements gelegenen Raffinerien ein. Es könnte aber jedenfalls ein Modus gefunden werden, nach welchem ein ganz erheblicher Bruchteil der sich nach obiger Rechnung entziffernden Summe von 25 Mill. von den Fabriken selbst bei Ausgang des Zuckers erhoben würde, und würde es genügen, zu diesem Zwecke ein paar Dutzend Zuckersteuer-Beamte vom Rhein oder aus dem Magdeburgischen kommen zu lassen und die Garnison des Bezirks etwas zu verstärken.

Um in dieser Richtung nichts zu versäumen, habe ich auf verschiedene Eingaben von Zuckerfabrikanten das anliegende Zirkular erlassen.

Ganz direkt berührt meine Geschäftssparte eine andre, nicht minder wichtige Frage. Es ist die Tätigkeit der französischen Gerichte. Der Herr Bundeskanzler schärfte mir beim Abgang ein, nicht viel zu fragen. Hier handelt es sich aber um so weitgehende und sicherlich in den beiden Generalgouvernements von Nancy und Reims gleichmäßig zu regelnde Fragen, daß ich zum mindesten versuchen will, eine Direktive zu erhalten. Ich habe deshalb meine Schmerzen und Vorschläge in dem offen anliegenden Briefe an Herrn Grafen Bismarck niedergelegt

---

[1]) Der Mangel an Beamten hatte es schwer und vielfach unmöglich gemacht, die indirekten Abgaben weiter zu erheben. Man versuchte deshalb, namentlich in der ersten Zeit, sie durch eine Kopfsteuer zu ersetzen, deren Höhe nach dem Steuerertrag von 1869 bemessen wurde.

Digitized by Google

und überlasse es ganz Ihrem Ermessen, ob und bei welcher Gelegenheit Sie dieselben ihm vorlegen wollen oder nicht.[1]) Ich bitte nur, darüber, was Sie beschlossen und was Sie mir raten, allenfalls telegraphische Antwort mir zugehen zu lassen. So lange lasse ich die Lückenbüßer liegen, die ich im Verneinungsfalle versuchen müßte.

Ich bitte, mich Herrn v. Abeken und Herrn v. Keudell[2]) angelegentlichst zu empfehlen.

4. Legationsrat Graf Keudell an Zivilkommissär Graf Tauffkirchen, 17. Oktober 1870

Versailles, den 17. Oktober 1870.

Mit Bezug auf Ihr an den Herrn Bundeskanzler gerichtetes gefälliges Schreiben vom 8. d. M. bin ich beauftragt, Ihnen ergebenst mitzuteilen, daß nach Ansicht des Herrn Chefs ein Stillstand der französischen Gerichte in der jetzigen Lage durchaus nicht unerwünscht erscheint und für uns deshalb kein Grund vorliege, in bezug auf die Eingangsformel „au nom de l'Empereur" irgendwelche Konzession zu machen. Die Interessen unsrer Landsleute sind durch die Kriegsgerichte auch gegen die Franzosen geschützt; und wenn Franzosen unter sich rauben und morden, ohne daß die Gerichte sich in der Lage sehen, einzuschreiten, so ist dies ein Zustand, der in der Bevölkerung den Wunsch nach Beendigung des Krieges steigern muß, und das brauchen wir, die Leute müssen sich regen und die Machthaber zum Frieden drängen. Deshalb gar keine Justiz.[3]) So die hiesige Auffassung.

Ihre sehr interessanten Mitteilungen wegen der Rinderpest[4]) habe ich stets sofort dem Herrn Generalintendanten mitgeteilt, der Herr Bundeskanzler hat abgelehnt, auf die Sache seinerseits einzuwirken, da er sie nicht vollständig übersehen könne und andre Geschäfte ihm unmöglich machen, in die Intendantur-Verwaltung hineinzusteigen; und nur von dieser Seite sei die Frage aufzufassen.

Ich empfehle ganz ergebenst, in allen einschlagenden Fragen geneigtest direkt mit Kriegsministerium oder der ihm untergebenen Generalintendantur verhandeln zu wollen.

Die politischen Verhandlungen in der deutschen Verfassungsfrage scheinen, soweit ich davon erfahre, Erfolg zu versprechen.

Eiligst.

---

[1]) Vgl. den folgenden Brief.

[2]) Heinrich Abeken und Graf Robert v. Keudell, damals Wirkliche Geheime Legationsräte beim Bundeskanzleramt in Versailles.

[3]) Nur im Generalgouvernement fürs Elsaß wurden auch für Vergehen der Bewohner untereinander ständige Kriegsgerichte eingerichtet, die mit Staatsprokuratoren aus Deutschland besetzt wurden. — Vgl. auch unten Nr. 10.

[4]) Vgl. unten Nr. 10.

Digitized by Google

5. Bismarck an Generalgouverneur Graf v. Bismarck-Bohlen in Straßburg, 8. November 1870

Nr. 2. Versailles, den 8. November 1870.

Euer pp. erwidere ich auf den gefälligen Bericht vom 2. d. M., betreffend die Form der Rechtsprechung, daß ich mich mit der Formel au nom du peuple français oder de la nation française nicht einverstanden erklären kann, weil in derselben Aussicht auf die Fortdauer der Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich gefunden werden würde, während wir das Interesse haben, die Bewohner des Elsaß und das französische Volk an die Vorstellung zu gewöhnen, daß die faktisch eingetretene Trennung eine unwiderrufliche sei. Wenn die Gerichtsbehörden sich nicht zur Annahme der Formel au nom de la loi verstehen wollen, so wird es bei dem Institium verbleiben müssen, dessen Nachteile übrigens helfen werden, den Frieden wünschenswert zu machen.

Den Ersten Präsidenten des Appellhofes in Kolmar und den Generalprokurator, welche die Untergerichte angewiesen haben, die Rechtspflege im Namen der französischen Republik auszuüben, bitte ich aus dem Bereiche des Generalgouvernements auszuweisen.

(gez.) v. Bismarck.

6. Bismarck an Generalgouverneur v. Bonin in Nanzig, 10. November 1870

Versailles, den 10. November 1870.

Aus Ihrem halbmonatlichen Immediatbericht vom 1. d. M. entnehme ich, daß Euer pp. in den Staatsforsten über die französischen Wirtschafts- und Hauungspläne hinauszugehen Bedenken tragen, um eine Devastierung der Wälder zu vermeiden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir nach Völkerrecht und Kriegsgebrauch keine Verpflichtung haben, die Staatsforsten nach den Betriebsplänen des Feindes oder überhaupt wirtschaftlich zu benutzen, vielmehr das Recht, die Forsten wie alles andre Staatseigentum der Befriedigung unsrer Bedürfnisse dienstbar zu machen, selbst bis zur völligen Vernichtung oder Veräußerung der Eigentumsobjekte. Der große Aufwand, den der Krieg uns verursacht, neben dem geringen Ertrage, den die okkupierten Landesteile bis jetzt liefern, macht es uns zur Pflicht, von jenem Recht einen ausgiebigen Gebrauch auch in betreff der Forsten zu machen. Euer pp. ersuche ich daher ergebenst, jede Gelegenheit zur Versilberung des Holzes zu den unter den obwaltenden Umständen zu erwartenden Preisen zu benutzen und dergleichen Gelegenheiten aufsuchen zu lassen und der Abfuhr und Flößung der veräußerten Hölzer nach Möglichkeit Vorschub zu leisten.

(gez.) v. Bismarck.

Digitized by Google

7. Bismarck an Generalgouverneur Generalleutnant v. Rosenberg-Gruszczynski[1]) in Reims, 11. November 1870

Versailles, den 11. November 1870.

... Ich bin ganz damit einverstanden, daß der Bezug von Steinkohlen aus den königlichen Gruben des Saarbrücker Reviers, soweit das ohne Geldopfer unserseits geschehen kann, erleichtert werde, und habe den Herrn Handelsminister ersucht, die Bergwerksdirektion in Saarbrücken dahin anzuweisen, daß den mit Eurer Exzellenz Legitimation versehenen Personen die gewünschten Quantitäten sobald als möglich gegen marktgängigen Preis abgegeben werden.

Eure Exzellenz wollen diese Personen zugleich mit einem Sauf-conduit rücksichtlich der Kohlen versehen, damit dieselben unterwegs gegen Requisitionen der Militärbehörden geschützt sind.

Solange Châlons, Reims und andre Industriesitze militärisch so schwach wie gegenwärtig besetzt sind, werden wir die Stimmung der dortigen Bevölkerung aus dem Gesichtspunkte der militärischen Sicherheit beachten müssen.

Sollten Eurer Exzellenz Wahrnehmungen demnach zu Besorgnissen Anlaß geben, so bitte ich zu erwägen, ob es sich nicht empfiehlt, einige Hundert oder einige Tausend Arbeiter, namentlich die Rädelsführer und Schreier, festnehmen und nach Deutschland transportieren zu lassen.

Da einstweilen die vorhandenen militärischen Kräfte zu solchen Maßregeln nicht ausreichen, so würde, wenn nicht ein gelegentlicher Durchmarsch sie gewährt, ein ausdrücklicher Antrag zur Vorbereitung einer derartigen Expedition hierher zu richten sein, indem ich hoffe, daß die vor Metz disponibel werdenden Streitkräfte in einigen Tagen die Möglichkeit zu solchen Maßregeln gewähren werden. Sobald gütliche Mittel zur Erhaltung der Ordnung uns ohne unverhältnismäßige Opfer nicht mehr zu Gebote stehen, wird eine unzufriedne Arbeiterbevölkerung von 10000 oder 40000 Menschen ebensowohl Objekt kriegerischer Operationen werden müssen, wie jede andre Ansammlung feindlicher Elemente.

Ueber die Formel, mit welcher die Erkenntnisse einzuleiten, habe ich mich in dem abschriftlich anliegenden Erlaß an den Generalgouverneur des Elsaß[2]) ausgesprochen. (gez.) v. Bismarck.

8. Generalgouverneur v. Rosenberg-Gruszczynski an Bismarck, 17. November 1870

Reims, den 17. November 1870.

Euer Exzellenz Telegramm vom 12. und Schreiben vom 14. d. M. bezüglich der Preßausschreitungen zu Epernay sind mir richtig zugekommen, und beehre ich mich, hierüber folgendes ganz ergebenst zu berichten.

---

[1]) Vom 22. Oktober 1870 bis zum 10. Januar 1871 Stellvertreter des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin im Generalgouvernement von Reims.

[2]) Oben Nr. 5.

Digitized by Google

Die beiden Geranten und Redakteure des „Echo Sparnacien", Herren Bouillin und Menu, sind am 12. d. M. zu Haft gebracht worden und gegenwärtig in Epernay detiniert. Dieselben sind Mitglieder des Gemeinderates zu Epernay und haben bisher mit Ausnahme der Haltung ihres Blattes sich der Okkupation nicht feindlich gezeigt, im Gegenteil als Mitglieder der Evakuationskommission und bei Aufbringung der zahlreichen Requisitionen eifrige und ersprießliche Dienste geleistet, was der Etappenkommandant zu Epernay in seinem Berichte hervorgehoben hat.

Wird erwogen, daß, wie Eure Exzellenz selbst hervorheben, dieses Blatt und namentlich die Nummer vom 2. November unter der Zensur der deutschen Behörde und durch diese gedeckt, veröffentlicht worden ist, so glaube ich hoher Erwägung ganz ergebenst unterstellen zu sollen, ob nicht zurzeit von der den Betroffenen sehr empfindlichen Maßregel der Internierung in einer deutschen Festung noch abgesehen und eine dringende Verwarnung unter Einziehung einer erheblichen Kaution für ferneres Wohlverhalten — etwa 50000 Franken — für hinreichend erachtet werden könnte.

Zu diesem Vorschlage bestimmt mich wesentlich die Erwägung, daß eine solche Einschreitung (Internierung) unter den gegebenen Verhältnissen wohl die meisten Redakteure des Generalgouvernements zur Einstellung ihrer Tätigkeit bestimmen würde, während überwiegende Gründe für Fortdauer dieser Publikationen unter genügenden Kautelen sprechen.

Es ist bei dem Mangel von der französischen Sprache mächtigen Polizeiorganen geradezu unmöglich, das Kolportieren und Zirkulieren falscher Nachrichten in den okkupierten Provinzen zu verhindern. Das Eingehen der Zeitungen würde das Signal für Auftauchen von Winkelblättern aller Art sein, welche den Interessen der Okkupation jedenfalls schädlicher sein würden als die unter offizieller Kontrolle erscheinenden Zeitungen.

Es steht demnach zu wünschen, daß Maßregeln, welche das Forterscheinen dieser Zeitungen unmöglich machen, zurzeit noch vermieden und unter Verschärfung der bezüglich der Zensur bisher erteilten Instruktionen die Möglichkeit gewahrt bleibe, in demselben Blatte neben den französischen die offiziellen und wahrheitsgemäßen deutschen Berichte abdrucken zu lassen, welche schon bis jetzt einen ernüchternden Eindruck zu machen nicht verfehlt haben.

Gleichzeitig mit dieser Verschärfung der bezüglich der Zensur und insbesondere des Abstrichs aller auf bewaffneten Widerstand und sonstigen Ungehorsam gerichteten Aufforderungen zu erlassenden Instruktionen wird eine Aenderung in der Person des zu Epernay mit dieser schwierigen Aufgabe bisher betrauten Beamten erfolgen, und werde ich mich beehren, Euer Exzellenz hierüber besonderen Bericht zu erstatten.

Bezüglich des zur Niederhaltung von Widerstandsversuchen zu beobachtenden Verfahrens habe ich, sobald mir bestimmte Andeutungen über feindselige Machinationen gewisser Personen zugekommen sind, nicht verfehlt, deren Entfernung, sei es durch Ausweisung, sei es in schwereren Fällen durch Internierung in

Digitized by Google

Deutschland, anzuordnen, und ist insbesondere gestern eine solche Maßregel bezüglich dreier Personen in Reims ausgeführt worden, welche heute morgens zur Internierung nach Magdeburg abgeliefert wurden.

Ebenso werde ich nicht verfehlen, in jedem Falle wirklichen Ungehorsams, Widerstands oder gar Angriffs mit schonungslosester Strenge und Energie zu verfahren. Würde jedoch, hierüber hinausgehend, der Transport französischer Zivilpersonen nach Deutschland als reines Präventiv- und Schreckungsmittel angeordnet, so kann ich mir die Bedenken gegen günstigen Erfolg einer solchen Maßregel nicht verhehlen. Ob die okkupierten Provinzen einen solchen Einfluß auf die Regierungen von Tours und Paris und auf die öffentliche Meinung im übrigen Frankreich zu üben vermögen, daß deren Wünsche nach Friedensschluß entscheidend für die dortigen Entschlüsse in die Wagschale fallen, scheint mir nach den bisherigen Erfahrungen nicht unzweifelhaft, und ist andrerseits die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß durch solche Maßregeln die Meinung, nur durch allgemeinen Aufstand und Nationalkrieg könne die Okkupation beseitigt und der Krieg zu für Frankreich günstigem Ende geführt werden, in den okkupierten Provinzen einen Boden und Umfang gewinnen, welchen sie unter dem bisher beobachteten System nicht gefunden hat.

Indem ich diese mit den Anschauungen der sämtlichen Präfekten der dem Generalgouvernement unterstehenden Departements übereinstimmenden Erwägungen dem hohen Ermessen Euer Exzellenz unterstelle, sehe ich bezüglich der Internierung der Geranten des „Echo Sparnacien" in Epernay weiterer hoher Entscheidung entgegen und werde bis dahin deren Haft in Epernay fortdauern lassen, kann indes nicht umhin, hinzuzufügen, daß durch die Inhaftierung der beiden Redakteure das Journal „Echo Sparnacien" als unterdrückt anzusehen ist.

9. Bismarck an Generalgouverneur v. Rosenberg-Gruszczynski in Reims, 22. November 1870

Versailles, den 22. November 1870.

Euer Exzellenz halbmonatlicher Bericht vom 15. d. M. hat sich gekreuzt mit meinem Erlaß vom 11. d. M. Ich habe daher in betreff der Forstbenutzung nur noch zu bemerken, daß es keinem Bedenken unterliegt, sich vielmehr empfiehlt, in den nahe der Grenze oder sonst für die Abfuhr günstig belegenen Revieren ohne Rücksicht auf irgendwelche Betriebspläne alles Holz zu schlagen, für das sich Absatz findet.

In betreff der Beitreibung der Steuern gebe ich zu erwägen, ob nicht gegen renitente Ortschaften mit Brandschatzungen vorzugehen. Einige wenige Beispiele würden eine weitreichende Wirkung ausüben.

Endlich erlaube ich mir darauf aufmerksam zu machen, daß in dem Generalgouvernement Lothringen eine Einrichtung getroffen ist, welche sich gegen das Unwesen der Franktireurs gut bewährt hat. Es werden Präsenzlisten über die waffenfähige männliche Bevölkerung geführt und für jeden von seinem

Digitized by Google

Wohnsitz Abwesenden eine Geldstrafe von 50 Franken aus seinem Vermögen subsidiarisch von der Gemeinde eingezogen.

(gez.) v. Bismarck.

10. Bericht des Zivilkommissärs Graf Taufkirchen an König Ludwig II. von Bayern, 27. Dezember 1870

München, den 27. Dezember 1870.

Dem mir durch den Flügeladjutanten Eurer Majestät[1]) am 26. d. M. übermittelten Allerhöchsten Auftrage, über meine Funktion als Zivilkommissär der verbündeten Mächte bei dem Generalgouvernement Reims Bericht zu erstatten, komme ich in tiefster Ehrfurcht nach, wie folgt:

Nachdem Eure Majestät durch Telegramm, d. d. Berg, den 18. September l. J., genehmigt hatten, daß ich die mir zu Reims zugedachte Stelle sofort übernehme und dahin abreise, begab ich mich am 19. Morgens nach Bar le Duc, woselbst ich die Geschäfte der Präfektur an einen Stellvertreter übertrug, und von da nach Chateau Ferrières, wo ich Seiner Majestät dem König von Preußen und dem Bundeskanzler Grafen v. Bismarck von Eurer Majestät Entschließung und meiner eignen Bereitwilligkeit zur Annahme der mir zugedachten Stellung Kenntnis gab.

Welche Mitteilungen mir bei dieser Gelegenheit Graf Bismarck bezüglich der Regelung der deutschen Verhältnisse machte, habe ich bereits an anderm Orte umständlich berichtet.[2])

Am 23. September c. erließ Seine Majestät der König von Preußen eine Immediatentschließung, durch welche ich neben dem Prinzen Karl von Hohenlohe-Ingelfingen zum Zivilkommissär des unter der Leitung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin zu Reims gebildeten Generalgouvernements ernannt und angewiesen wurde, mich sofort auf meinen dortigen Posten zu begeben.

Nach der damals ausgesprochenen Absicht sollte dieses Generalgouvernement die sämtlichen Departements umfassen, welche von den verbündeten Truppen besetzt und den Generalgouvernements Elsaß und Lothringen nicht einverleibt waren. Mündlich wurde mir überdies in Aussicht gestellt, daß der Sitz des Generalgouvernements nur ein provisorischer sei und nach der Einnahme von Paris dahin verlegt werden würde.

Schon am 25. September trat ich meine neue Stellung an. Nach den maßgebenden Instruktionen hat der Zivilkommissär die Leitung der gesamten Verwaltung in dem Bezirke des Generalgouvernements und ist ihm hierbei die besondere Aufgabe gestellt, die notwendigen Lasten des Kriegs und die Anforderungen des Kriegsdepartements durch gerechte Verteilung in einer Weise zur Erhebung zu bringen, durch welche dem Land und seinen Bewohnern die „tunlichste Schonung" zuteil wird.

---

[1]) Graf Holnstein.

[2]) Vgl. meinen oben erwähnten Aufsatz „Bismarck und Ludwig II. im September 1870".

Digitized by Google

Mit Rücksicht auf den weiten Umfang des Verwaltungsbezirks, welcher zur Zeit meines Amtsantritts nahezu dem des Königreichs Bayern gleichkam, und auf die Wichtigkeit, welche gerade diese Departements durch ihre unmittelbare Berührung mit der vor Paris lagernden Hauptarmee gewannen, schien diese Tätigkeit eine ebenso wichtige als dankbare werden zu sollen.

Ich einigte mich mit meinem Kollegen, dem Prinzen Hohenlohe, insoweit dies bei der an sich unnatürlichen Zweiteilung der einer ganz einheitlichen Leitung bedürfenden Geschäfte des Zivilkommissariats möglich war, über die Geschäftsrepartition, und zwar dahin, daß Prinz Hohenlohe Personalsachen, die Polizei und die Finanzverwaltung und ich die übrigen Sparten, und zwar insbesondere Unterrichts- und Kultussachen, Justizsachen, Gesundheitspflege, Verkehr, Handel, Kommunikation, Post, Eisenbahnen, Telegraphen, endlich sämtliche Preßsachen, politische und auswärtige Angelegenheiten übernahm.

Am 27. September abends traf nach der Einnahme von Toul der Generalgouverneur Großherzog von Mecklenburg in Reims ein, und ist die Zeit, welche er daselbst verbrachte und in welcher ich die Organisation der Verwaltung unter seiner Leitung ins Werk zu setzen suchte, der Lichtpunkt meines Reimser Aufenthaltes.

Die in jene Zeit fallende Ernte des Weins und der Runkelrüben, die bezüglich mehrerer Departements von überwiegender wirtschaftlicher Bedeutung sind, ging, den Anordnungen des Großherzogs entsprechend, mit der größten Ordnung vor sich, und war das Ergebnis derselben ein befriedigenderes, als in diesen Kriegszeiten irgend zu erwarten stand. Die Bevölkerungen standen noch unter dem Drucke der Niederlage von Sedan und begrüßten allgemein mit Freude das Inslebentreten einer geregelten Administrativgewalt an Stelle der unregelmäßigen Weise, mit der sie bisher zu den Kriegskontributionen[1]) und Leistungen herangezogen worden waren.

An der Wiederherstellung der durch die Franzosen auf ihrem Rückzuge zerstörten Verkehrswege, insbesondere der Eisenbahnen und Kanäle, wurde rüstig gearbeitet. Dem allgemein fühlbaren Geldmangel wurde dadurch abgeholfen, daß in den großen Zentren der Industrie die Gründung oder Fortführung von Bankinstituten in jeder Weise unterstützt wurde. Eine geordnete Verwaltung war zwar noch nicht organisiert, aber sie war auf dem besten Wege, die ihr entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden. Es war gegründete Hoffnung vorhanden, auf dem betretenen Wege zu günstigen Resultaten zu gelangen, als beinahe gleichzeitig von den verschiedensten Richtungen her Einflüsse eintraten, welche diese Hoffnung zum großen Teile zunichte machten.

Der Großherzog von Mecklenburg, dessen streng rechtliche, wohlwollende Gesinnung in der Bevölkerung allgemeine Anerkennung gefunden hatte, verließ

---

[1]) Jedem Departement wurde außer den Leistungen für die Bedürfnisse des deutschen Heeres eine Kontribution von 1 Million Franken auferlegt, um die Verluste durch die Aufbringung deutscher Handelsschiffe und die Vertreibung deutscher Untertanen aus Frankreich auszugleichen: deutsches Generalstabswerk, Teil II, S. 1380.

Digitized by Google

Reims, um nach der Einnahme von Soissons mit seinem Armeekorps vor Paris zu ziehen.[1]) Die Regierung der nationalen Verteidigung zu Tours begann durch das Organ Gambettas alle Leidenschaften des französischen Volkes aufzuregen und dadurch dem ganzen Krieg einen andern, bisher ungeahnten Charakter aufzustempeln. Greuel geschahen durch die neugebildeten Banden der Franktireurs, insbesondere in den Ardennen. Die Rekrutierung wurde in ganz Frankreich und insbesondere in den okkupierten Provinzen im größten Maßstabe betrieben. Folge dieser Haltung der französischen Machthaber und Bevölkerung war, daß auch im Hauptquartier der verbündeten Mächte das in den ursprünglichen Instruktionen und Proklamationen ausgesprochene System möglichster Schonung der unbewaffneten Bevölkerung verlassen werden mußte, und zwar um so mehr, als die nötige militärische Macht, um die sämtlichen Städte und Straßen im Rücken der Armee genügend zu bewachen, nicht vorhanden war, also die stets zum Aufstand bereite Bevölkerung nur durch die Furcht niedergehalten werden konnte.

Aus diesem Grunde mußte die Zensur verschärft und die Abführung zahlreicher Geiseln nach Deutschland verfügt werden.

War hiermit die Aufgabe der Verwaltung weit entfernt, eine dankbare und angenehme zu sein, so blieben doch gar viele Gelegenheiten über, unnütze Grausamkeiten und Devastationen zu verhindern, Ausgleichung der Lasten zu bewirken, namentlich aber durch Förderung der Industrie und des Handels die Mittel zu neuen Leistungen zu beschaffen und zugleich in den Besitzenden eine Stütze gegen das Proletariat zu gewinnen. Daß es auf diesem Wege gelungen ist, nicht unerhebliche Summen flüssig zu machen, ohne das Stammvermögen anzugreifen, dies ergibt einfach die Tatsache, daß bei dem Abschluß der Gouvernementskasse zu Reims am 10. Dezember eine Einnahme an Steuern, Kontributionen und Strafgeldern im Betrage von zirka 5 000 000 Franken sich auswies, wovon noch nicht 50 000 Franken (1 Prozent) in französischem Gelde, alles übrige in deutschem Gelde einbezahlt worden waren. Auch außerdem ist in den okkupierten Provinzen, mit Ausschluß der Verwüstungen, welche seitens der französischen Behörden rund um Paris erfolgten, der nationale Wohlstand noch nicht berührt, und wenn auch in einzelnen Teilen der Mangel der Kommunikationen die Approviantierung sehr erschwert, so steht doch fest, daß sich das Land nach Eintritt des Friedens in nicht langer Zeit erholen wird.

Eine der schwierigsten Aufgaben meines Amtes war die Bekämpfung der Rinderpest,[2]) welche durch die unsern Armeen nachgeführten Herden eingeschleppt und verbreitet, nach und nach sämtliche okkupierte Departements überschwemmt und großen Schaden angerichtet hat. Schon anfangs September, in meiner Funktion als Präfekt von Bar-le-Duc, hatte ich die Seuche zu bekämpfen, und schon damals berichtete ich ins Hauptquartier, daß bei dem Mangel jeder Polizei

[1]) Vgl. oben Nr. 7.
[2]) Vgl. oben Nr. 4.

Digitized by Google

nur ein Mittel bestehe, die Weiterverbreitung zu hindern und zugleich die nachhaltige Verproviantierung der Armee zu sichern, es sei dies die gänzliche Untersagung der Nachführung lebenden Rindviehs hinter der Armee, unter gleichzeitiger Anlage großer Fabriken von Fleischkonserven. Ich habe diese Ansicht in jeder Weise zur Geltung zu bringen gesucht, und man hat zu spät mir die Genugtuung verschafft, einzugestehen, daß ich recht hatte. Im Augenblick ist die Seuche durch die Winterkälte zum Stehen gebracht; es ist jedoch außer Zweifel, daß sie mit dem Frühjahr wieder neu zum Ausbruch kommen wird.

Eine höchst interessante, wenn auch gleichfalls erfolglose Arbeit war für mich die Regelung der Justizangelegenheiten.[1]) Die französischen Justizbeamten ohne Unterschied der politischen Farbe bestanden darauf, nur im Namen der „Republik" Recht zu sprechen, namentlich weil sie fürchteten, im gegenteiligen Falle nach Beendigung des Krieges ihre Stellung zu verlieren, eine Befürchtung, die in den Beziehungen der deutschen Verwaltung zu französischen Bediensteten überhaupt eine große Rolle gespielt hat.

Da bestimmte Instruktionen des Bundeskanzlers mich hinderten, diese Formel zu dulden, wie solches vor Anerkennung der Republik seitens der deutschen Mächte an sich selbstverständlich war, so versuchte ich dem großen Uebel, welches im gänzlichen Mangel an Rechtspflege liegt, durch besondere transitorische Gesetze abzuhelfen, insbesondere die von altersher in Frankreich eingewurzelte Munizipaljurisdiktion wieder ins Leben zu rufen. Leider gelang es mir nicht, die Genehmigung des Bundeskanzlers für meine Entwürfe zu erlangen, so daß in der Tat in all diesen Provinzen eine Rechtspflege nicht besteht, zur großen Freude aller derer, welche nur durch Furcht vor Strafe sich von Gesetzesübertretungen abhalten lassen.

In dem Maße, in welchem sich die einer geordneten Verwaltung entgegenstehenden Hindernisse als unüberwindlich erwiesen, verminderte sich die den Zivilkommissären noch überbleibende Geschäftsaufgabe, während sich ein Zuwachs durch neue Okkupationen deshalb nicht ergab, weil, von dem ursprünglichen Plan abweichend, ein neues Generalgouvernement aus den inzwischen besetzten nördlichen Departements gebildet wurde.

So kam es, daß, als ich im Dezember zu kurzem Urlaub in Familienangelegenheiten nach der Heimat reiste, ich die verschiedenen Sparten, mit welchen ich betraut war, teils als erledigt, teils als völlig geregelt meinem Kollegen und Stellvertreter übergeben konnte, und als Eure Majestät mir den Auftrag erteilen ließen, mich auf meinen Posten nach Rom zurückzubegeben, nicht nötig hatte, zur Geschäftsübergabe nach Reims zurückzukehren, vielmehr lediglich an Seine Majestät den König von Preußen die Bitte um Enthebung von meiner Funktion stellte, die mir auch in den schmeichelhaftesten Ausdrücken gewährt wurde.

[1]) Vgl. auch oben Nr. 4.

Digitized by Google

Heimwärts über Russisch-Asien

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod E. A. S. M. — A. P.

IV

Mukden ist unter dem neuen Regime kaum wiederzuerkennen. In Mandschuriens Hauptstadt sind heute überall die Japaner die Herren. Die Eisenbahn, die Gasthäuser, die Beamten — alles ist japanisch. Das Bild der einstigen glänzenden, vornehmen Residenzstadt mit dem goldgelb gedeckten kaiserlichen Palais, mit seinen Mandarinen und den drängenden Volksmassen — wie ich es vor Jahren in diesen Blättern beschrieben habe — entspricht nicht mehr dem heutigen Bilde. Die prunkvollen Farben, der eigenartige Reiz sind für immer verschwunden.

Da ich in Mukden erfuhr, daß der internationale Eilzug bis Peking im ganzen nur zwanzig bis zweiundzwanzig Stunden fährt, wollte ich es nicht versäumen, das einstige mächtige Heim der Khane in seiner heutigen republikanischen Gestalt wiederzusehen. Den berühmten Präsidenten kannte ich noch aus jener Zeit, da er als Gouverneur von Petschili in Tientsin residierte. Seine markante Individualität hat mich schon zu jener Zeit sehr überrascht, und in der Beschreibung, die ich von meinem interessanten Besuche gab, habe ich ihn als den Mann der Zukunft geschildert.[1])

Diese Zukunft ist nun herangerückt. Heute ist Juanschikai Chinas mächtiger Diktator. Denn schließlich ist die Präsidentschaft sowie auch Chinas Republik nur ein leerer Titel. Das Parlament ist eine hohle Illusion, ja es ist sogar für unbestimmte Zeit seines Waltens enthoben. Juanschikai ließ die Verfassung verändern und hat nach eigner Willkür neue Gesetze gegeben. Die Autokratie war niemals vollständiger als heute, und der Herr dieser unbeschränkten Macht ist Juanschikai.

Der Präsident ist mit Leib und Seele Soldat. Als Kind einer vornehmen Familie hat er wider seiner Mutter Willen die militärische Laufbahn betreten, und als Soldat hat er sich von Stufe zu Stufe emporgehoben. Bald an der Seite des jungen Kaisers an der Spitze der neuen Richtung, bald mit der berühmten Kaiserin-Mutter und den Reaktionären gehend, schloß er sich mit seltener Geschicklichkeit immer der erfolgreichen Partei an. Als er endlich das nahende Ende des Kaisertums wahrnahm, trat er den Revolutionären nahe. Auch mit seinem einstigen Feinde, dem liberalen Sun-Yat-Sen, hat er Freundschaft geschlossen.

War seine innere Politik opportunistisch, so zeigte sich auch seine Diplomatie veränderlich. Er war abwechselnd russen- und engländerfreundlich. Die Japaner

[1]) „Kaiser und Kaiserreiche von Asien." Gebr. Paetel, Berlin.

Digitized by Google

scheint er sehr zu fürchten, und er hofft bei den Vereinigten Staaten von Amerika Stütze zu finden. Sein Vorbild ist Napoleon, dessen Porträt in seinem Arbeitszimmer hängt. Und obgleich er sich als der erste Konsul noch nicht krönen ließ, ist Juanschikai dennoch der unbeschränkte Herr über mehr als vierhundert Millionen Chinesen.

Eine Epoche der Umwandlungen ist niemals anziehend. Die alten Institutionen verschwinden, bevor noch die neuen entstanden sind. Alles trägt das Gepräge des Ueberganges. Wie anders ist Peking heute, als ich es einst gekannt hatte! Der prunkhafteste Hof der Welt mit seinen blendenden Zeremonien ist für immer verschwunden. Die fabelhaften Pagoden werden der Reihe nach zu amtlichen Räumlichkeiten umgestaltet. — Das geheimnisvolle Heim des Drachen öffnet sich, um dem grau uniformierten Militär Platz zu geben.

Ich traue mich kaum, die einst so bewunderten Meisterwerke aufzusuchen; wohin ich auch komme, überall finde ich Zerstörung und Umänderungen. Das rätselhafte Heiligtum der Erde verwandelte man in eine öffentliche Promenade, und beim Altar des Himmels erstreckt sich der neue Lawn-Tennisplatz. In den stolzen Tataren- und belebten chinesischen Stadtteilen finde ich zu meiner Ueberraschung jeden Tritt und Schritt eiserne Säulen, im Bau begriffene Zementhäuser. Die fortwährenden Gegensätze, die verblüffenden Anomalien wirken überraschend, hier, wo einst alles im wunderbarsten Einklang war. Die uralte Kultur ist zusammengebrochen. Nur hier und da finden wir zwischen den Ruinen noch leuchtenden Schutt und Trümmer, aber selbst diese Bruchstücke sind immer noch staunenswert und legen beredtes Zeugnis ab von der einstigen Größe und Kraft dieses Volkes, und was besonders stark geblieben ist bis auf den heutigen Tag, auch inmitten der vollkommenen Desorganisation, das ist die Rasse selbst als solche. Mag das Vorurteil betreffs des Volkes wie immer allgemein sein, so kann ich doch nicht unerwähnt lassen, daß es, selbst vernachlässigt und im Elend, dennoch Beweise seiner großen Eigenschaften gibt.

Während meines Aufenthaltes in Peking hatte ich auch die traurige Erfahrung zu machen, daß sehr viele meiner einstigen Bekannten verschwunden sind. Ein Teil der Hofleute flüchtete nach Tientsin, Schanghai oder Hongkong. Viele kehrten auch nach ihren Heimatstädten zurück. Noch mehr jedoch gingen zugrunde und starben während der Aufstände. Manche Viertel der Stadt, wo einst die luxuriösesten Paläste standen, sind gänzlich verfallen und ausgestorben. Es ist mir fast leid, Peking in so kläglichem Zustande wiedersehen zu müssen.

Wann dieser Schutthaufen wieder aufgebaut und Chinas Hauptstadt ihre einstige Bedeutung und ihren Glanz wieder erreichen wird, das hängt in erster Reihe von der Konsolidierung der politischen Verhältnisse ab. Wird auch das Emporblühen noch einige Zeit in Anspruch nehmen, ausbleiben wird es keinesfalls. Die Lebenskraft des Volkes und der unerschöpfliche Reichtum des Landes bieten dazu die vollste Garantie. All diejenigen, die das Riesenreich bereisten und denen das seltene Talent und der Fleiß des Volkes bekannt sind, werden

Digitized by Google

auch während der heutigen Verwicklungen und Erschütterungen die — wenn auch noch ferne, jedoch sichere — Zukunft nicht bezweifeln.

Wie lange es noch dauern wird, bis diese riesenhafte Volksmasse sich organisiert und eine Machtstellung errungen haben mag, das läßt sich jetzt noch nicht bestimmen. In Anbetracht der heutigen schnellen Entwicklung der Ereignisse und der Umwandlung Japans glauben wir, daß, sobald die Idee gereift ist und die Bewegung begonnen hat, die Strömung unaufhaltsam vorwärts drängen wird. Sollte sich China einmal wieder zum Militärstaat entwickeln, so wird auch seine Macht entscheidend werden. Die Großmacht Asiens wird, wie in der Vergangenheit, auch in der Zukunft China sein.

V

Die Grenzstation der Züge gegen Sibirien heißt Mandschuria. Hier finden die Zoll- und die Paßrevisionen statt. Daß wir uns auf russischem Gebiet befinden, zeigt außer den auf dem Perron weilenden Kosaken auch der starke Ledergeruch, jenes Parfüm von Fischtran, Unschlitt und Leder, welches uns in Dorf und Stadt, zwischen Hütten und Palästen überall begegnet. Es ist dies ein eigner Geruch, der sich in jeden Gegenstand einfrißt, ja selbst in unser Gedächtnis, so daß er, wenn man ihn einmal empfunden hat, durch die Ideenverbindung unwillkürlich auf alles, was moskowitisch ist, bezogen wird.

Statt in dem internationalen Schlafwagenzug, den ich versäumte, setze ich meine Fahrt in dem russischen Eilzuge fort. Auch dieser besteht aus breiten und bequemen Korridorwagen. Sein Publikum aber ist viel interessanter, da er statt fremde Touristen lauter heimische Typen aufweist. Zumeist Offiziere und Beamte haben die erste Klasse besetzt, in der zweiten findet man Kaufleute, Unternehmer und Bürgersleute. Am interessantesten jedoch ist die dritte Klasse, wo die verschiedensten Elemente in friedlichstem Einklang beisammen sind. Freundschaftlich teilen sie die Wagen, wo sie sich mit ihrem Hab und Gut häuslich einrichten.

Ein solcher russisch-asiatischer Zug gleicht eigentlich auch heute noch einer Karawane. Der Unterschied gegen früher besteht im ganzen darin, daß diese sich mittels Rädern auf Schienen bewegt. Die Reisenden jedoch nehmen auch heute noch ihr ganzes Eigentum mit, so wie einst, Bettzeug, Samowar, Küchengeräte, Eßwaren — gar nichts fehlt, um sich auf einer manchmal auch mehrwöchentlichen Reise recht bequem zu fühlen. Es wird gekocht, gewaschen, geschmaust, gesungen, wie sonst zu Hause.

Natürlich wird schon während der ersten vierundzwanzig Stunden Bekanntschaft und Freundschaft geschlossen. Im ganzen Zuge ist bald alles miteinander vertraut, und jeder weiß, weshalb und wohin der andre reist. Schließlich bildet das Publikum des brausenden Zuges eine richtige Republik oder sagen wir Kommune. Jedes gesellschaftliche Vorurteil scheint zu schwinden, die Klassenunterschiede scheinen von selbst aufzuhören. Es muß den Leuten zum Lobe gesagt werden, daß sie sehr höflich und im Grunde genommen gutmütig

Digitized by Google

sind. Bedarf jemand eines Dienstes, so ist jedermann mit Freuden hilfsbereit, und was der eine besitzt, teilt er gern mit den Gefährten.

Das Volk ist das sympathischste Element des ganzen Rußlands. Sein Gemüt ist warm, sein Herz gut. Wie ein Kind ist es für äußere Eindrücke empfänglich. Selbst in seinen Ausbrüchen, inmitten seiner Wildheit ist es mehr ausgelassen als verworfen. Ja gerade seine Gutmütigkeit ermöglicht es, daß die herrschenden Kreise es nach Herzenslust ausnutzen und unterdrücken.

Auf Sibiriens Ebenen vergeht die Zeit schnell, da es keine Ereignisse gibt, welche ihren Lauf andeuten könnten. Die Tage folgen gleichförmig einander, wie am Meere. Seitdem ich zum erstenmal diese Strecken gereist bin, haben sich rechts und links an der Bahnlinie viele Meierhöfe gebildet. Auf den reichlichen Weiden grasen Rinder-, Pferde- und Schafherden. Die Vorstellung, Sibirien sei eine öde Schneewüste, ist schon längst erloschen. Zahlreiche fremde Kolonisten lassen sich hier nieder und machen vortreffliche Geschäfte. Die sibirischen Getreide- und Milchprodukte erfreuen sich in der ganzen Welt des besten Rufes.

Die Kolonisation Sibiriens: Tausende und aber Tausende von Hektaren zu bevölkern, all ihre Hilfsmittel auszunutzen, ein Land zu schaffen, wo jetzt nur Oberfläche und Raum sind, ist eine der wichtigsten Fragen Rußlands. Jedoch die Regierung weiß Leute heranzuziehen. Grund und Boden werden unter den günstigsten Bedingungen verliehen. Eine Besteuerung findet während der ersten Jahre nicht statt, Saatgut wird zu billigen Preisen geliefert, und auf Verlangen werden Ackergerätschaften und Maschinen auf vierteljährliche Abzahlung verkauft. Die Reise ist so gut wie frei, das Fahrgeld wird auf wenige Kopeken für weite Zonen herabgesetzt.

Die lange Reise wird in Zwischenräumen durch kleinere und größere Bahnstationen bezeichnet. Für wen und wofür, möchte man öfters fragen, da ringsherum nichts ist, keine Stadt, kein Dorf, nicht eine einzige menschliche Behausung. Aber, so sagt man uns, die Regierung wird bald eine bauen. Der Platz hat schon seinen Namen, und mehrere dieser Zukunftsstädte haben sogar eine orthodoxe Basilika mit den wohlbekannten grünen Kuppeln.

Die lange Strecke zwischen dem Baikalsee und dem Ural hat den Ruf, die traurigste zu sein. Ich erwartete nicht viel zu finden, und das mag wohl der Grund sein, daß ich überrascht war durch einige Städte wie Udinsk, Krasnojarsk, Omsk, sämtlich Mittelpunkte für Handel und Wandel. Außer Weizen und andern Zerealien gibt es da bedeutende Depots für die steigende Ausfuhr von Häuten, Pelzen, Talg und Butter. Der jährliche Export nach Europa, besonders dem englischen Markt, ist erstaunlich, zumal wenn man erwägt, daß es hier keine Winterweide gibt und das Vieh durch Stallfütterung erhalten werden muß.

Wir halten an verschiedenen Plätzen, und auf jedem Bahnhof sind Männer und Frauen, meistens Nomaden. Sie bringen von ihren Lagern Milch, Eier und Geflügel zum Verkauf. Von unbegrenzten Weideflächen kommen wir in

Digitized by Google

unermeßliche Wälder. Tagelang sind wir von einer herrlichen Vegetation umgeben. Prachtvolle Bäume von verschiedenartiger Farbe sind da, dunkle Eichen und blasse Ulmen, Kupferbuchen und Silberbirken. Das Laub zittert, während wir durchfahren, sich loslösend und niederrieselnd in goldigen Schauern. Wundervoll ist dieses sibirische Waldland (die berühmte Taiga), fast unbetreten, bezaubernd in seiner jungfräulichen Frische.

Die packendste Landschaft zeigen die Altaikette, die großen Urwälder und in erster Reihe die Umgebung des Baikalsees. Der große, bewegte Wasserspiegel gleicht dem Meere. Als ich zum erstenmal hier reiste, mußten wir noch zu Schiff über das Wasser setzen, heute aber ist die Bahnlinie um das felsige südliche Ufer ausgebaut, so daß man die Reise nach Osten und Westen ununterbrochen fortsetzen kann.

Die Urbewohner sind einfache Hirten von mongolischer Abstammung. Die Tunguſen, Buriaten, Oesbegen, Kalmücken gleichen ihrem Aeußern nach einander sehr. Ihre Hautfarbe ist gelblich, die Backenknochen stehen hervor. Sie alle sind geduldige, ruhige Hirtenleute, die seit uralten Zeiten ihre unveränderte altertümliche Lebensweise führen. Ob auf ihren Grenzen russische oder chinesische Flaggen wehen, ist ihnen gleichgültig. Ihre Eroberer kümmerten sich wenig um diese einfachen Söhne der Steppen, und sie können wie zuvor ungestört auf ihren endlosen Heiden umherwandern.

Würde man nicht auf den Stationen des unvermeidlichen Kosaken gewahr, so wüßte man kaum, daß man sich im russischen Reiche befindet. Wie es scheint, beschäftigen sich die Behörden nur sehr wenig mit den Eingeborenen, hoffend, daß diese mehr und mehr verkümmern und zugrunde gehen, wie in den englischen Kolonien die Tasmanier, die Maoris, die Australier zugrunde gingen. Ihr Platz soll dann mit slawischen Ansiedlern besetzt und Mittelasien auf diese Weise mit dem eignen Volke überschwemmt werden.

An der Grenze der Mongolei beobachte ich außergewöhnliche Tätigkeit. Urya, die Hauptstadt, liegt unfern von Missovaja. Hier ist einer der Mittelpunkte russischer Eroberungspolitik für Ostasien. Seit Verkündigung der chinesischen Republik hat die Petersburger Regierung alles aufgeboten, um die Fürsten und selbst den Oberlama der Mongolen für sich zu gewinnen. Heute herrscht tatsächlich der russische Resident; die Dörfer werden mit Kosaken besetzt, und überall hört man das Klingen der Rubel.

China muß dem allem hilflos zusehen. Höchstens, daß es zuweilen Protest erhebt, doch mehr kann es in seiner jetzigen erschütterten Lage nicht tun. So kommt es, daß die in Südmandschurien gehemmte Weiterbewegung sich jetzt in dieser Richtung fortsetzt. Solches Vordringen um jeden Preis ist unbegreiflich, wenn man sieht, wie unausgenützt und unbevölkert Sibirien und die übrigen asiatischen Besitzungen Rußlands bleiben.

In mehreren größeren Städten hielt ich mich auf, obzwar mir die meisten schon bekannt waren, wollte ich doch wissen, wie weit sich die Verhältnisse seit einem Jahrzehnt entwickelt haben. Nun, diese Entwicklung ist sehr bescheiden.

Digitized by Google

Man sieht höchstens einige neue Gebäude, die Zustände jedoch sind noch immer dieselben recht primitiven. In Irkutsk erhebt sich das prunkvolle Opernhaus noch immer aus einem unergründlichen Kotmeere, Krasnojarsk bietet außer der schönen Lage auch heute gar nichts, und die berühmte Universität von Tomsk muß unter jämmerlichen Verhältnissen ein kümmerliches Dasein fristen.

Das öde Leben ist es, was in diesen Orten am betrübendsten wirkt. Amerikas Prärieſtädte sind ja auch primitiv; die Häuser sind aus Holz gebaut, die Verhältnisse bescheiden, man sieht jedoch die fortwährende Entwicklung und ahnt die blühende Zukunft — doch hier scheint alles in Stockung geraten zu sein. Die Zunahme, die Entwicklung ist höchstens eine materielle, der Ort dehnt sich aus, seine Bevölkerung wächst — das geistige und moralische Niveau aber bleibt stets unverändert. Darin besteht der betrübendste Zug der russischen Eroberung. Wo immer die Russen sich niederlassen, bringen sie den geringen Wert ihrer Bildung mit sich. Denn, klingt es auch wie ein Widerspruch: so gebildet und begabt oft der einzelne ist, die Masse der Gesellschaft scheint ganz von ihren niederen Instinkten geleitet zu werden. Nur so ist es erklärlich, daß, während die oberen Kreise verfeinert und das Volk höchst gutmütig ist, die Verwaltung verdorben und gewaltsam bleibt.

Die Russen selbst verurteilen am stärksten diese nachteiligen Zustände. Ihre eigne nationale Literatur enthüllt am schonungslosesten die Sünden ihres öffentlichen Lebens. Die Schilderungen Gogols sind ebenso realistisch wie meisterhaft. Doch als ob es für die Abhilfe keinerlei Mittel gäbe, so beklagt man diese verkehrten Zustände und leidet unter ihnen, aber sie abzuändern, dazu fehlt die nötige Energie und die unerläßliche Organisierungsfähigkeit.

Ruft die russische Herrschaft überall allgemeine Abneigung und Furcht hervor, so ist es in erster Reihe diesen Umständen zuzuschreiben. Die Gesetze sind nicht nur intolerant, ihre Ausführung ist oft grausam. So gibt es kein andres Land, weder im zivilisierten Europa noch im wilden Asien, wo man in Gewissensfragen eine solche Blindheit fände. Die Glaubensverfolgung dauert auch heute noch an wie im dunkelsten Mittelalter. Das Parlament, die Duma, hat in dieser Hinsicht die Gesetze nicht nur nicht gemildert, sondern vielmehr noch verschärft. So z. B., mag es auch unglaublich klingen, ist es katholischen Priestern nur mit besonderer und auf bestimmte Zeit erlassener Erlaubnis gestattet, die Grenze Rußlands zu überschreiten. Die Juden sind bisher nur geduldete Elemente und können nur gegen besondere Verpflichtungen im Kaiserreich bestehen. Es gibt jedoch gewisse Gebiete, wie Transkaspien und Turkestan, wo man Fremde überhaupt nicht zuläßt.

Es versteht sich von selbst, daß man solche veraltete Erlasse unablässig hintergeht. Den Menschen macht es besondere Freude, die Beamten zu betrügen. Schlagen jedoch ihre Intrigen fehl, so kommt das Geld an die Reihe zur Bestechung. Statt die Beamten als die Ausführer und Verteidiger ihrer Gesetze zu betrachten, halten sie diese für ihre schrecklichsten Peiniger und ärgsten Feinde.

Digitized by Google

Der Mißbrauch der amtlichen Gewalt macht die in so traurigem Ruhm stehenden sibirischen Gefängnisse so fürchterlich. Sind die Verhältnisse noch so elend, die Gefangenen würden sie ertragen, wenn die Behandlungsweise eine menschlichere wäre. Wie herzzerreißend hier das Leben sich gestaltet, das kann nur eine so dramatisch begabte Feder wie die eines Dostojewsky mit der Kraft der Wirklichkeit schildern.[1])

Die staatlichen und die Kronbergwerke wurden bisher zumeist durch Sträflinge bestellt. Unterwegs begegnen uns mehrere Schubzüge. Die Wagen gleichen den Viehwagen, ein Unterschied besteht nur darin, daß die Fensteröffnungen mit starkem Eisengitter versehen sind. Alle Wagen sind mit Verurteilten überfüllt. Wie ich hörte, sind auch manche Unschuldige darunter oder solche, die nur durch ihre Ideen den Behörden mißfielen.

Endlich erreichte ich auf den Abhängen des Ural Europas Grenze. Die Gegend ist wie ein großer Hain, hügelig und fast übermäßig sanft. Sie ist gar nicht wildromantisch oder ergreifend. Die Berge sind bescheiden, werden kleiner und kleiner, bis sie in der großen Ebene gänzlich verschwinden. Daß ich Europa erreicht habe, erfuhr ich nur aus der Landkarte. Denn die Heide ist diesseits des Ural ebenso ausgestorben und schwermütig wie jenseits. Und was die Dörfer anbelangt, so sind diese noch unscheinbarer, noch elender. Auch vom Volke könnte man sagen, daß es ebenso einfach, so primitiv ist wie in Asien.

VI

An den Ufern der Wolga angelangt, habe ich meinen ursprünglichen Plan geändert. Seitdem ich mich zum letztenmal hier befand, ist von Samara aus über Orenburg die Bahn nach Turkestan erbaut worden, wodurch eine direkte Verbindung bis zur chinesischen Grenze geschaffen wurde. — So verkehren nun die Schnellzüge von Petersburg über Taschkent und Kokand bis Andijan, von wo man die Linie noch bis Peking ausbauen will. Nun habe ich mich entschlossen, diese Gegend von großer geschichtlicher Vergangenheit zu besichtigen.

Turkestan hat nicht nur während der Wiegenzeit der Menschheit, sondern auch später, als Mittelpunkt der Kultur des Islam, eine vornehme Rolle gespielt. Samarkand und Buchara haben sich großen Ruhm errungen; diese Städte wetteiferten an Glanz und Bildung mit Bagdad, Damaskus und Kordova. Die phantastischen Denkmäler ihrer Baukunst erregen auch in ihren Ruinen, in ihrer Verlassenheit noch Bewunderung. Das blaue Fayencemausoleum des Timur, das von mächtigen Moscheen begrenzte Registan und in erster Reihe die blendenden Farbeneffekte und die prunkvolle Beleuchtung machen es begreiflich, daß mancher große Kolorist, wie Wereschtschagin, davon ergriffen war.

Meine erste Haltstelle war Orenburg. Es ist dies eine Stadt neueren Ursprungs mit sehr gewöhnlichem Gepräge. Nur einige Moscheen geben kund, daß wir uns dem Bereiche des Halbmonds nähern. Neben diese Moscheen

[1]) Die größte Zahl der Kriegsgefangenen wird nach den Bergwerken deportiert.

Digitized by Google

baute man orthodoxe Kirchen. Mitten in der Sandwüste glänzen vergoldete Kuppeln auf, gemischte, sinnlose, verwirrte Bilder; Osten und Westen begegnen sich unerwartet. Zum Glück sind die Sonnenstrahlen heftig und blendend; dies rettet den allgemeinen Effekt.

Weiter durch die Steppe. Das Bild wird immer origineller. Statt Häusern sehe ich Hütten, statt Rinderherden Kamelkarawanen. Das Volk ist überaus eigenartig. Das Leben wird mit patriarchalischer Würde gelebt. In der Mitte dieser großen Ebene erstreckt sich die blaue Fläche des Aralsees. Sie ist intensiv blau, wie Kobalt, und rund umher bilden sandige Dünen ihre Ufer. Ein wahres Juwel in Gold gefaßt.

Meraral ist des neuen Hafens Name. Es gibt hier viele Segelschiffe, doch auch einen Dampfer sehe ich darunter. Später wird die Wüste mehr und mehr sumpfig. Von Dörfern keine Spur. An der Bahnlinie stehen bloß Wächterhäuser und hier und da eine verlassene, einzelne Station. In diese ausgestorbene große Ebene bringen nur die fortwährend wechselnden Farbenspiele etwas Leben. Ich erinnere mich niemals, herrlichere Sonnenauf- und -untergänge gesehen zu haben.

Die Hauptstadt dieser mächtigen Wüste ist Taschkent. Eine Oase im strengsten Sinne des Wortes, nur daß statt der Palmen überall Obstbäume stehen. Der künstlich bewässerte fruchtbare Boden dehnt sich über sechzig Kilometer. Zwischen den Hainen stehen verschiedene Villen und Kioske, fast wie in der Umgebung von Tripolis oder Tetuan.

Die alte Stadt selbst hat ihr arabisches Gepräge beinahe unverändert behalten. Die aus Lehm und Kot verfertigten Häuser reihen sich in willkürlichen Gruppen längs der engen Gäßchen. Daraus erheben sich zum blauen Himmel mitunter melonenförmige Kuppeln oder die schlanken Minarette einer Moschee empor. Auch die Basare sind interessant mit ihren aufgehäuften bunten Waren, und noch interessanter ist ihr Publikum, dessen größter Teil seine Einkäufe zu Pferde besorgt. So malerisch das alte moslimische Taschkent wirkt, so befremdend ist der neue russische Stadtteil; überaus breite, sandige Straßen, bereits baufällige moderne Gebäude, herabgekommene Bevölkerung. Man fragt sich, woher diese elenden Gestalten kamen. Das amtliche Element, die vornehme Welt zeigt sich erst nach Sonnenuntergang. Wie in jeder russischen Stadt, ist der Begegnungsort auch hier die öffentliche Promenade, wo die Menschen bei Musikklängen in langen Reihen auf und ab spazieren.

Die Männer tragen fast ohne Ausnahme Uniformen. Turkestan steht unter Militärverwaltung. Es sei zu besonderem Lob gesagt, Offiziere und Mannschaft sind vorzüglich gekleidet. Ihr Benehmen ist gut, ihre Manieren sind höflich. Man sagt, ihr Privatleben sei weniger musterhaft. Ausschreitungen und Schwelgereien kommen tagtäglich vor; doch man hält das fast für das Natürliche. Der Sport ist sozusagen unbekannt, so bleibt als Zeitvertreib und Unterhaltung nichts andres übrig als Getränke und die Ausschweifungen.

Taschkent wird mit dem Kaspischen Meere durch die strategische transkaspische Eisenbahn verbunden. Ihr Bau wirbelte zu jener Zeit großen Staub

Digitized by Google

auf. Diese Linie ist ganz von Soldaten erbaut worden, und sie steht bisher unter militärischer Administration. Nach Buchara abbiegend, folgt sie den Grenzen von Afghanistan und Persien. Ihre strategische Bedeutung ist groß. Mich jedoch interessierte diese Gegend viel mehr in archäologischer und ethnographischer Beziehung.

In der Umgebung von Kokand setzt man mit ununterbrochenem Fleiße die Ausgrabungen fort. Die Mühe der ersten, von A. Stein unternommenen, und der späteren Expeditionen wurde durch reichliche Funde belohnt; das wichtigste jedoch ist, daß die Wissenschaft hinsichtlich der gegenseitigen Verhältnisse der asiatischen Urvölker zu genaueren Daten gelangte. Eben hier führte eine der Hauptstraßen von Osten nach Westen. Perser, Inder, Chinesen verkehrten hier miteinander, ihre eigenartigen Waren und ihre verschiedenen Gedanken austauschend.

Die Karawanen benutzen bis heute die alten Wege. Eben bricht eine vom großen Karawanserail Bucharas gegen Afghanistan und Beludschistan auf. Ist doch Kabul und selbst Indien schon recht nahe, und der Verkehr zwischen diesen Nationen gestaltet sich als ein sehr reger. Die Basare von Samarkand und Buchara sind wahrhaftige ethnographische Museen. Man sieht daselbst Turkomanen, Sarden, Kirgisen, Baschkiren und all die andern Stämme, die kaum aufzuzählen sind. Doch alle zeigen verschiedene Typen und verschiedene Trachten.

Malerischere, farbigere und originellere Städte als Samarkand und vor allem Buchara findet man kaum im ganzen Osten. Alles ist da bunt und grell. Die mit bunten Ziegeln geschmückten Fronten der prächtigen Gebäude und die in allen Farben des Regenbogens flimmernden Kaftane des Volkes blenden förmlich das Auge. Ist auch Bibi-Khans große Moschee zur Hälfte zusammengestürzt, so macht es doch einen unvergeßlich prächtigen und blendenden Eindruck, wenn die Sonne sie mit ihren scharfen Strahlen bescheint und die Gläubigen vor der glänzenden Pforte sich zum Gebete niederknien.

Bucharas Schönheit ist vielleicht noch vollkommener. Bisher wird es durch seinen eignen Emir, jedoch unter russischer Obermacht, verwaltet. Die Hauptstadt hat ihr einstiges Gepräge gänzlich behalten. Zwischen den gewölbten schattigen Basars fließt das Leben langsam, träge, vornehm dahin. Vor dem Registran und vor den Moscheen hört man die Erzählungen der öffentlichen Erzähler von Früh bis Abend an. Es gibt kein Teehaus, wo nicht auf ausgebreiteten Teppichen schläfrige Gruppen ihre Nargileh rauchen.

Wenn aber der Emir, begleitet von den Vornehmen des Landes in phantastischen Gewändern, mit glänzenden Waffen, auf sich bäumenden Pferden, durch die Stadt zieht, so mutet das an wie eine Szene aus den Märchen der Tausendundeine Nacht.

Doch wer könnte Bucharas Glanz und Stimmung in einigen Zeilen schildern! Vielleicht werde ich ein andermal über dieses Land und Volk noch ausführlicher schreiben. Ein dankbareres Thema würde es kaum geben. Und wer

Digitized by Google

weiß, wie lange dieser entlegene Teil der Welt seine Eigenart noch beibehalten wird! Daß Turkestan bisher, trotz den großen Umwälzungen, so weit zurückgeblieben ist, ist nur dem Umstande zuzuschreiben, daß die Russen die Grenzen ebenso streng bewachen und das Land für die Fremden ebenso unzugänglich machen, wie die Tibetaner dies in ihrem geheimnisvollen Reich tun.

Die Wüste von Karakum verdient wahrlich ihren Namen. Das Sandmeer ist selbst in Libyen nicht öder. Von der Bahn, wohin ich auch blicke, sehe ich überall das grenzenlose Sandmeer. Nur die von den heftigen Winden aufgehäuften Dünen bieten einige Abwechslung. Flüsse sind hier sehr selten, daher gibt es auch wenig Oasen. Doch eben dieses dürre, heiße, tropische Gepräge ist der wahre, von den einstigen Wanderern, wie Ibn-Batuta, so oft erwähnte gefährliche Charakter der Landschaft. Dem entsprechen auch ihre Bewohner. Die Räuberbanden der Wüsten sind bis heute der größte Schrecken der Karawanen.

Die Stationen der transkaspischen Bahn sind sozusagen Befestigungswerke. Ueberall erheben sich Kasernen. Auf den Bahnsteigen steht bewaffnetes Militär Wache. Die Pässe werden unablässig abgenommen und nachgesehen. Man fragt, woher und wohin wir reisen. Wie ich erfuhr, kommen Fremde auch hierher sehr selten. Das Kriegsministerium erteilt nur ausnahmsweise Bewilligung.

VII

Das Kaspische Meer erreiche ich endlich bei Krasnawodsk. Die Endstation erhebt sich am Hafen. Die neue Stadt selbst liegt am Fuße der kahlen Felsen. Sie bildet einen richtigen Kessel, und jetzt im Hochsommer ist alles buchstäblich ausgedörrt. Solche Hitze erinnere ich mich selbst unter dem Aequator nicht erlebt zu haben. Im Schatten hatten wir von 35 bis 37 Grad Réaumur, und in der Sonne über 65 Grad. Wer jedoch Kleinasien in seiner Originalität, in seiner wahren Färbung kennen lernen will, muß es in der heißen Jahreszeit besuchen.

Zum Glück ist mein Aufenthalt in Krasnawodsk nur von kurzer Dauer. Der Dampfer steht zur Abfahrt bereit. Bis nach dem gegenüberliegenden Baku fahren wir im ganzen anderthalb Tage. Doch ist auch dies eben genügend auf den unruhigen, launenhaften Gewässern. Wann immer ich über das Kaspische Meer fuhr, stets fand ich stürmisches Wetter. Einmal, aus Persien kommend, dachten wir das Ufer nicht mehr erreichen zu können.

In Baku empfängt mich ein Wirbelwind. Was dies bedeutet, weiß nur der, dem die schwarze Stadt bekannt ist. Hunderte und Tausende von Schornsteinen der Naphthawerke speien, blasen Tag und Nacht den dunklen Rauch und schweren Dampf aus. An dem ohnehin öden, kahlen Strande ist außer den Naphthaanlagen nichts zu sehen. Auf den abstoßenden, schmutzigen, verpesteten Straßen erblickt man Arbeiter aus allen Teilen der Welt, doch alle sind gleichmäßig schmierig und ölig. Die Atmosphäre ist schwül und widerlich, fast zum Ersticken. Ein „Inferno" ist Baku im wahren Sinne des Wortes, doch zum Troste verkündet es stolz, daß es jährlich viele Millionen Rubel einträgt.

Digitized by Google

Wie traurig, ja wie verhängnisvoll ist es, daß die meisten, die gewinnreichsten Geldmärkte der Welt so abstoßend und düster sind.

Den Kaukasus habe ich öfters bereist. Das Gebirge wirkt trotz den schneebedeckten Spitzen des Elbrus und Kasbek bei weitem nicht so überraschend wie die niedrigeren Alpen oder die Dolomiten. Selbst der so oft beschriebene Grusinische Weg, welcher von Wladikawkas bis Tiflis führt, hat nur auf einer kurzen Strecke ein Gepräge echter Wildheit. Für Jäger jedoch bieten die Urwälder seltene Beute, und die Touristen mögen in den vornehmen Badeorten des Mineralnia-Wodi Zerstreuung finden.

Höchst interessant sind die einst unabhängigen Gebiete Georgiens, Mingreliens, Imeretiens. Ihre Bewohner zeigen alle deutliche Spuren einer jahrhundertealten Kultur. Seit Verbreitung des Christentums hatten diese Länder eine hohe Entwicklung erreicht. Zahlreiche Reste von Gebäuden, alte Kirchen, einstige Klöster geben Zeugnis ihrer einstigen Blüte. Die glorreiche Regierung der Königin Tamara wird bis heute noch oft erwähnt.

Doch, wie bekannt, haben ja die Russen diese Völker niemals erobert, aus freiem Willen haben sie sich unter russisches Protektorat gestellt, gegen das einst so gefährliche türkische Vordringen Schutz suchend. Die russische Freundschaft haben sie seitdem teuer bezahlt, und es ist begreiflich, daß sie sich nun vom schweren Joche um jeden Preis befreien wollen.

Der wildeste unter diesen Stämmen sind die Tscherkessen von Daghestan. Die unbändigen Landsleute des berühmten Schamil haben von ihrem einstigen kriegerischen Sinn viel beibehalten. Ihre Heimat ist felsig und nur schwer zugänglich. Derbent, die Hauptstadt, verdient es, daß wir sie besuchen. Die neue russische Vorstadt schadet der malerischen Wirkung, die Zitadelle jedoch auf dem Bergesgipfel macht auch heute noch den Eindruck eines auf Felsen gebauten Adlerhestes.

Auf der Halbinsel Krim habe ich mich auch bei andern Gelegenheiten länger aufgehalten. Dieses unvergleichliche Paradies ist mir schon lange bekannt; es ist wohl reizender als die berühmten Küsten der Riviera. Einige Orte, wie die Gegend von Alupka oder Livadia, gehören zu den schönsten Landschaften der Welt. Am Fuße der in die Wolken ragenden Felsen erstrecken sich schlanke Zedern- und helle Oelbaumhaine bis zum dunklen Meeresspiegel. Es ist begreiflich, daß hier im Schoße des ewigen Sommers inmitten der blühenden Gärten sich die herrlichsten Heime erheben. Die wertvollsten Güter gehören der kaiserlichen Familie, deren Mitglieder jährlich längere Zeit hier verbringen.

Die Urbewohner sind nicht weniger malerisch. Lauter Muselmanen, die sich lange Zeit der russischen Eroberung hart widersetzten. Man könnte fast fragen: wo bleiben hier die Russen? Vom Beginn meiner langen Reise an wanderte ich fortwährend unter fremden Völkern. Die Fahrt, die ich auf der östlichen Grenze der Mandschurei begann, setzte sich unter den Tungusen, Buriäten, Mongolen fort. Später erreichte ich die Ebenen der Kirgisen und

Digitized by Google

Baschkiren. Von da südwärts habe ich die Wüsten der Kalmücken, Turkmenen und der Sarden durchquert. Im Kaukasus bewohnen — wie ich schon erwähnte — bis heute die Georgier und Tscherkessen und noch manche andre Volksstämme ihr einstiges Vaterland. Sogar als ich durch die Weizenfelder der Ukraine und Bessarabiens gegen Galizien zu fuhr, traf ich stets lauter fremde Elemente.

Russen habe ich nur als Beamte und Offiziere im ganzen russisch-asiatischen Reiche gesehen. Unwillkürlich frage ich nun, was hält diese mannigfaltigen und entgegengesetzten Elemente zusammen? Wie lange werden diese verschiedenen Völker unter dem russischen Zepter bleiben?

Daß das aus so vielen heterogenen Massen zusammengesetzte Kaiserreich eines Tages in seine Teile zerfallen wird, läßt sich kaum bezweifeln. Uebrigens beschäftigt die Russen selbst am meisten diese wichtige Frage; doch wäre es schwer zu sagen, ob die einzelnen Teile einst infolge innerer Revolution sich losreißen werden oder aber ob das Wiedererwachen der an Zahl weit stärkeren Völker der gelben Rasse die Slawen zwingen wird, sich mit den ihnen ursprünglich gehörigen Ländern zu begnügen. Die Willkür der Regierung erweckt und beschleunigt die Reaktion. Hat Rußland außerhalb seiner Grenzen viele Feinde, so besitzt es deren noch mehr innerhalb seiner eignen Grenzen.

Jugendbriefe des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha aus Bonn

Mitgeteilt von

Paul v. Ebart (Coburg)

Im April 1837 verließen die Prinzen Brüssel, um ihre akademische Laufbahn in Bonn zu beginnen, wo sie die nächsten anderthalb Jahre zubrachten. Ein kleines alleinstehendes Haus, nahe am Münster gelegen, wurde bezogen. Die Professoren, bei denen die Prinzen Ernst und Albert hauptsächlich Vorlesungen hörten, waren der Rechtslehrer Walter, Bethmann-Hollweg, A. W. v. Schlegel, Fichte, Loebell, Perthes, d'Alton und Kaufmann.

Die von der Universität aus geschriebenen Briefe des Erbprinzen an seine Eltern, von denen wir einige mitteilen, zeigen in dem neunzehnjährigen Thronerben schon die Reife des Verstandes und des Urteils, sowie den freisinnigen Charakter des Prinzen Ernst, Eigenschaften, die er später als regierender Herzog in allen Fällen betätigte. Auch zur heutigen Generation müssen solche Zeugnisse für den Wert des echt deutschen Fürsten sprechen.

*

Digitized by Google

„Bonn, den 7. Mai 1837.

Liebe Mama! Wie freue ich mich, Dir melden zu können, daß wir nach überstandenen Reisen, Besuchen und Einrichtungen nun endlich wieder in voller Thätigkeit sind und ein Mal wieder so recht alle Hände voll zu thun haben. Wir sind schon völlig eingewohnt; unsere sämmtlichen Collegia sind im Gang, und Nichts stört uns, fleißig zu arbeiten. Der Prinz von Strelitz[1]) arbeitet mit uns, wir sehen ihn täglich und lernen ihn immer mehr achten und lieben. Gestern haben wir der ersten öffentlichen Vorlesung beigewohnt; der wichtigste Moment unseres akademischen Lebens. Ganz stolz auf unseren neuen Stand, als drei wohl aufgenommene und immatrikulirte Bursche, gingen wir, die Mappe unter dem Arm, dem Universitätsgebäude zu und nahmen auf der ersten Bank im Collegiensaale Platz. Bald erschien der Professor Walter, um über die deutschen Rechtsalterthümer vorzutragen. Er begann seine Rede mit den Worten: „Durchlauchtigste Prinzen, verehrte Zuhörer." Jedoch kaum waren die beiden ersten Worte seinem Munde entschlüpft, als sich ein lautes Zischen von der zahlreich versammelten Burschenschaft vernehmen ließ. Dies bewies uns klar genug, wie wenig die Studenten geneigt sind, den „Prinzen" hier anzusehen. So sehr uns dieser Ausdruck des allgemeinen Unwillens über die sowohl auf einer Universität unpassende, als ungeschickte Anrede geärgert hatte, so sehr wurden wir durch den so feinen als wahrhaften Ausspruch eines alten Burschen geschmeichelt. Als wir uns nämlich, fest aneinander geschlossen, durch die Menge der vor dem Thore versammelten bärtigen Jugend drängten, rief eine Stimme recht vernehmlich aus: „Drei hübsche Kerl's." Sollte und mußte uns dies nicht bis in unser Innerstes erfreuen? Mit meiner Gesundheit geht es nun auch wieder besser, so daß ich hoffe, in wenig Tagen wieder ganz wohl zu sein und mich durch eine streng geregelte Lebensweise auch wohl zu erhalten . . ."

*

„Bonn, am 19. Mai 1837.

Lieber Papa! Durch Nichts glaube ich Dich besser von meiner völligen Genesung überzeugeu zu können, als dadurch, daß ich Dir selbst schriftlich davon Nachricht gebe. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie höchst unangenehm mir diese Krankheit nicht sowohl der heftigen Schmerzen wegen, die ich auszustehen hatte, besonders aber wegen der unendlichen Störung, die sie in meine Arbeiten verursacht, war. Nicht leugnen kann ich, daß mir das Fieber recht zugesetzt hat; ich bin nicht nur ungemein mager geworden, sondern fühle mich auch noch sehr schwach und kann nur noch wenig das Stehen vertragen. An Dr. Mutzer[2]) haben wir einen sehr ruhigen und zuverlässigen Arzt gefunden. Er meint, daß diese Krankheit weiter keine nachtheiligen Folgen haben würde, wenn ich sehr strenge Diät hielte und lange Zeit alle mögliche körperliche Anstrengung vermiede. Bei dem noch keineswegs warmen Wetter ist mir der Genuß der freien

[1]) Erbgroßherzog Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, geb. am 17. Oktober 1819.
[2]) Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Mutzer in Bonn.

Digitized by Google

Luft noch nicht gestattet, eine Maßregel, die mir jetzt sehr zu Statten kommt, da ich, während die Andern ausgehen, eine Menge von Nacharbeiten, die sich während meines Unwohlseins zu einer beträchtlichen Menge angehäuft haben, erledigen kann. Nach Deinem letzten Briefe schien es mir, als ob Du den etwas zu freimüthigen und unverblümten Ausdruck und Ausruf der Studenten in dem öffentlichen Collegium des Herrn Walter mit etwas zu strengen Augen ansäheſt. Die ganze Sache ist so unbedeutend, daß sie uns mehr amüsirte, als daß wir uns darüber ärgerten, und wir sahen es nur als eine etwas unvorsichtig ausgesprochene Meinungsäußerung einer ungebundenen Jugend an. Sollte man jedoch den Versuch machen, dieses Zischen zu rügen, so würden wir nicht nur das augenblickliche Stichblatt des Witzes der ganzen Universität werden, sondern hätten es im Allgemeinen während unseres ganzen Aufenthaltes mit den Studenten verdorben. Ein solcher Antrag ist uns auch wirklich von Seiten des Universitätsrichters gemacht, aber scharf von uns zurückgewiesen worden. Im Ganzen wird unser Umgang mit den Studenten so gering sein, daß es wirklich schade wäre, sie wegen einer solchen Kleinigkeit aufzubringen. Die andere Besorgniß, daß wir durch das Leben auf der Universität unsere feinere Lebensart mit einer weniger geziemenden vertauschen könnten, ist ebenso unbegründet als für uns betrübend, da man sich doch gewiß nicht einbilden wird, daß wir unsere ganze Art, zu sein, durch einige ungeziemenden Ausdrücke und Bewegungen einiger roher Burschen verändern und die Eigenthümlichkeiten dieser wenigen jungen Leute annehmen würden. Aus Deinem Briefe ersehe ich, daß Du auf einige Tage nach Reinhardsbrunn gegangen bist; ich will nur hoffen, daß Du dort wärmeres und angenehmeres Wetter gehabt hast, als wir hier. Der Frühling ist so ungünstig, daß alle Aussichten auf ein gutes Weinjahr schon längst verschwunden sind. In diesen Tagen wird wohl auch die Prinzessin Helene[1]) durch Gotha gekommen sein, vielleicht hast Du sie gesehen? Albert ist wohl und empfiehlt sich Deiner Gnade und Liebe, so eben ging er mit Fritz ins öffentliche Collegium . . ."

*

„Bonn, den 25. Mai 1837.

Liebe Mama! Es ist heute der erste schöne und warme Frühlingsmorgen, und die ganze Natur scheint zu dem heutigen großen Feiertage, dem Fronleichnamsfeste, ihr schönstes Festgewand angelegt zu haben. Auch für mich ist dieser Tag ein Festtag, indem es mir erlaubt ist, Dir nach einer so langen Pause wieder schreiben zu können, und dann, daß ich heute meinen ersten längeren Ausgang wagen darf . . . Albert empfiehlt sich Deiner Gnade; er ist heute zum ersten Male mit seinen juristischen Arbeiten in den Garten gewandert, um in einer Laube zur Begleitung einer Nachtigall, die sich zu unserer Freude in unserem Gärtchen niedergelassen hat, die philosophischen Principien des Rechts zu deduciren.

---

[1]) Prinzessin Helene von Mecklenburg, spätere Herzogin von Orleans.

Digitized by Google

Gestern wurde mir eine recht große Freude, welche ich nicht umhin kann, auch Dir mitzutheilen. Ich erhielt nämlich noch aus Buttlar von meiner lieben Cousine Helene[1]) einen ungemein herzlichen und freundschaftlichen Brief, in welchem sie mir theils auf meinen Glückwunsch zu ihrem Verlöbniß antwortete, theils mich in den lieblichsten Ausdrücken ihrer ferneren Freundschaft versicherte. Sie wollte mir noch, nach ihren eigenen Worten, auf deutschem Boden ein Lebewohl zurufen. Doch thue ich besser daran, Dir den ganzen Brief zu schicken und bitte, ihn mir bald wieder zukommen zu lassen. In dem Schreiben lag ein kleines Veilchen aus Reinhardsbrunn, das sie mir zum Andenken mitschickte. Dies kleine Blümchen möchte ich in diesem Augenblick nicht gegen den ganzen Blumenflor von Reinhardsbrunn vertauschen. Dieselben Arbeiten, die Albert in diesem Augenblick beschäftigen, zwingen auch mich, Dir jetzt Lebewohl zu sagen ..."

*

„Bonn, am 5. Juli 1837.

Liebe Mama! Tausend, tausend Dank für Deinen lieben Brief und für die darin enthaltenen so freundlichen und herzlichen Glückwünsche zu meinem Geburtstage. Gestern erhielt Dein liebes, goldenes Geburtstagsgeschenk, wofür ich Dir herzlichst danke. Du glaubst nicht, einen wie angenehmen Eindruck diese goldenen Ankömmlinge auf die Kasse eines Studenten gemacht haben. Beinahe in einem jeden Briefe hat man über etwas zu klagen, bald ist es das Wetter, bald die Gesundheit und bald wieder etwas anderes. Wie freut es mich nun, daß ich heute melden kann, daß ich mit Allem zufrieden bin. Das Wetter ist herrlich, die Gesundheit könnte nicht besser seyn, die Studien gehen nach Wunsch, Gemüth und Kopf sind heiter und frei; was will man mehr verlangen? Dies wäre auch Alles, was ich Dir schreiben könnte, wenn mir nicht eine, am 29. und 30. Juni unternommene und höchst geglückte Parthie Stoff gäbe, mich noch einige Zeit mit Dir zu unterhalten. Es traf sich nämlich herrlich, daß am 29ten ein großer Feiertag war, und daß am 30ten mehrere Professoren gleichfalls eine Parthie unternahmen und nicht lasen. Wir beredeten uns daher sogleich mit unserem Freunde, dem Erbgroßherzog, eine Parthie zu Pferde in das 6 Stunden entfernte und wegen seiner romantischen Gegend so berühmte Ahrthal zu machen. Wir ritten am 29ten gegen 5 Uhr nachmittags vom Wagen weg und erreichten erst nach zehn Uhr Ahrweiler, das Städtchen, in dem wir übernachteten. Am anderen Morgen schon um 5 Uhr waren wir

[1]) Helene, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin, geb. 24. Januar 1814; vermählte sich am 30. Mai 1837 mit dem Kronprinzen Ferdinand von Frankreich, Herzog von Orleans. Der Erbprinz Ernst hatte seine Cousine am 24. April 1835 in Schwerin kennen gelernt. Die beiden Verwandten schlossen eine innige Freundschaft. Der erwähnte Brief aus Buttlar ist auf der Reise geschrieben, welche die Prinzessin Anfang Mai zu ihrer Hochzeit nach Frankreich unternahm; sie reiste von Weimar, Gotha, Eisenach nach Fulda; hier wurde die Braut von der französischen Gesandtschaft, an deren Spitze der Herzog von Broglie stand, empfangen.

Digitized by Google

wieder zu Pferde und verfolgten die Ahr stromaufwärts. Die Schönheit der Gegend ist kaum zu beschreiben, sie übertrifft noch Alles, was ich in der Art je gesehen habe. Nach einem dreistündigen Ritte erreichten wir das Dorf Altenahr, welches der weiteste Punkt unserer Parthie seyn sollte, nachdem wir einen langen unterirdischen Weg passirt hatten, der die größte Aehnlichkeit mit dem auf der Simplonstraße haben soll. Wir schickten nun unsere Pferde nach Ahrweiler zurück und machten den Weg noch ein Mal zu Fuß, wobei wir die schönsten Felsen und Ruinen bestiegen. Sehr ermüdet kamen wir erst um 1 Uhr in Ahrweiler wieder an. Am Nachmittag ritten wir noch drei Stunden lang längst der Ahr hin bis zu ihrem Einfluß in den Rhein. In einem dabei gelegenen Städtchen erwarteten uns unsere Wagen, welche uns am Abend zehn Uhr nach Bonn zurückbrachten. Die beiden Tage hatten wir ausnehmend schönes, jedoch sehr heißes Wetter . . ."

*

„Bonn, den 15. Juli 1837.

Lieber Papa! Schon vor einigen Tagen würde ich Dir geschrieben haben, wenn ich genau gewußt hätte, wohin ich meinen Brief adressieren sollte. Aus einem Schreiben der lieben Großmama schließe ich, daß Du wieder auf mehrere Tage in Coburg bist. Von unseren Studien sowohl, als von unserem körperlichen Wohlbefinden kann ich Dir nur die besten Nachrichten geben. Soeben haben wir die zweite Hälfte unseres Semesters begonnen, welche mit dem 1. September ebenfalls beschlossen seyn wird. Wie rasch und wie angenehm uns die Zeit hier vergangen ist, vermag ich kaum zu beschreiben, und es ist unser sehnlichster Wunsch, noch ein Sommersemester, wenn es Zeit und Umstände erlauben sollten, hier in Bonn zuzubringen. — Soeben erhalten wir die Kölner-Zeitung und finden darin zu unserem großen Erstaunen der Angelegenheit Erwähnung gethan, die doch bis jetzt gleichsam wie ein Geheimniß behandelt wurde. Ich kann nicht umhin, Dir die Zeitung[1]) mitzuschicken, damit Du Dich selbst überzeugen kannst, mit welcher Ausführlichkeit die Zeitungen von Allem unterrichtet sind.

Ueber die hannöver'sche Angelegenheit herrscht auch hier der größte Unmuth; man sieht mit der größten Spannung einem Schritte der Stände entgegen und hofft, daß diese mit Ruhe, Klugheit und Festigkeit bei der Behauptung ihrer Rechte zu Werke gehen möchten und sich nicht auf eine ebenso unbillige, als unerlaubte Art ihre Konstitution rauben lassen möchten, die doch als die einzige Garantie für das Volk gegen die willkürlichen und ungerechten Eingriffe eines Monarchen, wie der jetzige König von Hannover, anzusehen ist. Ab-

[1]) In der Kölnischen Zeitung vom 15. Juli 1837 heißt es: „In diesem Augenblick ist die Rede von der Vermählung der Prinzessin Clementine von Frankreich mit dem Erbprinzen von Sachsen-Coburg, Neffen des Königs der Belgier. Man versichert, die Familie des Prinzen habe den Wunsch ausgedrückt, daß die Kinder beiderlei Geschlechts, welche aus dieser Ehe erzeugt werden könnten, in der lutherischen Religion erzogen würden, und daß diese unerwartete Forderung die Königin Marie Amalie sehr in Verlegenheit setze . . ."

Digitized by Google

gesehen von dem Unglück, welches dem Lande Hannover daraus erwachsen kann, so war auch für die Ruhe ganz Deutschlands dieser Gewaltstreich eben so unpolitisch als unvorsichtig. Anstatt mit den sogenannten Liberalen sich auf einem guten Fuß zu erhalten, ihnen weder nachzugeben, noch sie vor den Kopf zu stoßen, und so jenes Heer von unruhigen Köpfen und streitsüchtigen Federn in den Schranken zu halten, hat man ihnen dadurch Thür und Thor geöffnet, um jetzt mehr zu schreien, als sie es je gethan haben, da sie doch jetzt etwas Recht auf ihrer Seite haben. Diese Meinung ist jedoch keineswegs die meinige allein, sondern die der meisten hiesigen Gelehrten, die als Freunde der Ruhe und einer gesetzmäßigen Regierung, jedoch mit den Ansichten der Liberalen genau bekannt, in diesen Ereignissen ein großes Unglück voraussehen ... Seit fünfwöchentlichem anhaltend heißem, aber schönem Wetter haben wir gestern Nachts den ersten erquickenden Regen gehabt; die Natur ist ganz neu belebt. Von der Menge von Fremden, die dieses Jahr hier durchkommen, und die man auf jedem schönen Punkte begegnet, kann man sich keinen Begriff machen. Die Landstraße wird nicht leer von Reise-Wagen; besonders sollen dieses Jahr sich mehr Engländer als sonst am Rhein aufhalten. Auch aus Brüssel haben wir schon mehrere Bekannte bei uns gesehen. Ehe ich jedoch schließe, wage ich noch eine Bitte auszusprechen. Vor mehreren Tagen erhielt ich einen Brief von der Fürstin Reuß, in welchem sie mich bat, auch Einiges für die unglücklichen Schleizer beizutragen. Aus unseren schwachen Mitteln wollen wir zusammen 50 Thaler geben, da diese Summe aber zu klein wäre, so wollten wir Dich freundlichst bitten, noch etwas darauf zu legen und es an Schraidt auszahlen zu lassen, der die ganze Summe der Fürstin einhändigen wird. In der Hoffnung, daß Du uns diese Bitte nicht abschlagen werdest, verbleibe ich Dein treuer Sohn Ernst."

*

„Bonn, 26. Juli 1837.

Lieber Papa! In den letztvergangenen Tagen habe ich so viel Freundliches und Liebes von Dir erhalten, daß ich meinen Dank auf keine Weise vollständig auszusprechen vermag, ich bleibe immer Dein tiefster Schuldner. Lasse mich mit dem herrlichen Gewehr beginnen, das ich vorgestern erhielt. Du hast mir damit eine unendliche Freude gemacht; ich danke Dir aus vollem Herzen dafür. Das Geschenk an sich selbst gehört in der That zu den geschmackvollsten Arbeiten, die ich in der Art je gesehen habe, und ich bedauere nur, hier in Bonn weder Zeit noch Gelegenheit zu haben, mich durch den Gebrauch von seiner Güte überzeugen zu können. Ebenso sage ich Dir meinen herzlichsten Dank für die beiden Briefe, die ich vor einigen Tagen erhielt. Ich kann es nicht leugnen, daß mich der zweite Brief ebenso unruhig, als betrübt gemacht hat, und ich beeile mich daher, gewohnt, daß Du Alles, was wir denken, gerne und mit Nachsicht aufnimmst, auch jetzt mich auszusprechen.

Du schreibst mir nämlich, daß Du mit aller Kraft jene unglückliche Bedingung in Betreff der besprochenen Parthie zurückgewiesen habest. Dies macht

Digitized by Google

mich unendlich unruhig, und der Gedanke will mich nicht verlassen, daß damit die ganze Angelegenheit, an der ich schon mit so viel Liebe hing, die sich mir, wie etwas Gewisses scheinend, schon so ganz vertraut gemacht hatte, nun auch zu der Zahl glänzender Luftschlösser gehöre, die man sich sanft baut, und die bald in Nichts zerfallen und nur eine schöne Erinnerung an etwas Erträumtes zurücklassen. Je mehr ich mich vom Gegentheil überzeugen möchte, desto schwerer wird mir dies, um so mehr, wenn ich bedenke, daß nach Deinen eignen Worten diese Bedingung sine qua non von Paris aus aufgestellt worden ist. Wie sehne ich mich, geliebter Papa, mit Dir recht bald mündlich reden zu können. Vielleicht hast Du bis dahin nähere Bestimmungen erfahren, die nunmehr auch leichter erfolgen können, da sich der Onkel seit dem 23ten wieder in Brüssel befindet.

Der zweite Theil Deines lieben Briefes hat mich fast nicht weniger ergriffen als der erste. Du fandest meine Ansichten über die neuesten Angelegenheiten in Hannover[1]) unrichtig und meintest, daß die Art des Verfahrens des Königs keine Rechtsverletzung sei? Ich glaube aber, daß nach den Bundestagsgesetzen eine Abänderung eines Grundgesetzes nur mit Zustimmung und unter Mitwirkung der Stände vorgenommen werden könnte. Der König entließ aber die Stände, indem er vorgab, er würde erst sehen, wie weit er das Gesetz für sie bestehen lassen wolle. Dies machte mich glauben, daß er im Allgemeinen in seiner Regierung eine nnbeschränkte Willkür walten lassen wolle, die doch zu unserer Zeit nicht mehr passen will. Ohne den Rechten der Fürsten nur im Geringsten etwas zu vergeben, kann und muß man jedoch die des Volkes anerkennen und wahren. Man muß, dächte ich, mit der Zeit gehen und nicht ganz gegen dieselbe ankämpfen; und schon der Gedanke, aufs neue das Geschrei und die Umtriebe der vergangenen Jahre in unserem lieben Deutschland zu erwecken, hätte den König abhalten sollen, so gewaltsam zu verfahren. Nur der kann seine Rechte wahrhaft schützen, der auch die Anderer anerkennt und als Fürst sie schützt. Fürst und Volk müssen in gegenseitiger Achtung und Liebe mit einander verbunden sein. Daher glaube ich, trotz meiner Unerfahrenheit, daß es für einen jungen deutschen Fürsten besser ist, mit dem Geiste der Zeit zu gehen, alle Erscheinungen zu prüfen und das Beste auszuwählen, als sich von einer Parteiansicht gefangen nehmen zu lassen.

Verzeihe, gnädigster Papa, daß ich mich so ganz frei aussprach. Dein lieber Brief gab mir die Aufforderung dazu. Ich that es sehr gerne, indem ich Dir zu zeigen wünschte, mit wie großem Eifer und Vorsicht ich mich für meinen künftigen Beruf zu bilden suche. Ich sprach so eifrig gegen jene heftigen Absolutisten, weil ich ihre Einseitigkeit und Beschränktheit des Urtheils an dem sonst so gescheiden Prinzen von Mecklenburg, der in jenen ultra absoluten Principien erzogen wird, deutlich erkannt habe. Indem ich nochmals um Deine Nachsicht bitte, verbleibe ich mit inniger Liebe Dein treuer Sohn Ernst."

---

*

[1]) Bezieht sich auf den welfischen Staatsstreich vom 5. Juli 1837.

Digitized by Google

„Bonn, am 30. Juli 1837.

Liebe Mama! Aus Bonn ist das Neuste, daß heute Vormittag Karl Leiningen mit seiner ganzen Familie bei uns eintreffen wird; er kommt aus England und will einige Tage bei uns bleiben. Von unseren Plänen und Hoffnungen für die Zukunft kann ich Dir nur schreiben, sie gleichen, besonders jetzt, einem kleinen Schiffchen, das auf dem stürmenden Meere der Ränke, des Neides und des Zufalls herumgetrieben wird und von seinem launigen Steuermann, dem Schicksale, bald auf den ersehnten Hafen des Glückes zu-, bald von ihm wieder abgelenkt wird. Nach gestern erhaltenen Briefen aus Brüssel ist Alles mehr als je in Thätigkeit gegen unsere Familie, und zwar in einem solchen Grad, daß sich der Onkel sogar bewogen fühlt, uns dieses Jahr weder zu sich, noch nach England oder Frankreich reisen zu lassen, und dem Papa dringend vorgeschlagen hat, uns in eine ganz entgegengesetzte Richtung, nach der Schweiz und Italien, reisen zu lassen, was uns, wenn es Papa genehm wäre, unendlich freuen würde. Meine Angelegenheiten besonders sind seit jenen unglücklichen Bedingungen gänzlich in den Hintergrund getreten, und ich rechne sie zu jenen Luftschlössern, die, kaum errichtet, in ihr früheres Nichts zusammen sinken und nur eine liebliche Erinnerung zurücklassen . . .“

*

„Venedig, den 18. October 1837.

Lieber Papa! Beinahe schon am Ende unserer Reise und dem Augenblicke nahe, in dem es uns vergönnt ist, Dich in der lieben Heimath wieder zu begrüßen, greife ich zur Feder, um Dir doch endlich ein Mal persönlich Nachricht von uns zu geben. Wollte ich mich bemühen, Dir nur eine Beschreibung von dem zu geben, was uns das himmlische Venedig bietet, so könnte ich Folianten schreiben, geschweige denn von allen den Herrlichkeiten, welche während der ganzen Reise feenhaft an uns vorüber eilten. Noch nie kann ich mich eines solchen Herbstes erinnern, und der Himmel scheint alle Wolken und Regen nur unsertwegen verbannt zu haben. Seit vierzehn Tagen haben wir unausgesetzt warme und helle Tage, und die Nächte sind (ich könnte behaupten) beinahe noch schöner. Dieser ist der dritte Abend, den wir hier erleben, und sind in dem Augenblick noch ebenso entzückt, als wir es zum ersten Male waren. Wer wird Venedig je vergessen, wenn er es im Mondenschein gesehen hat? Ich möchte die ganze Reise darum geben, wenn ich Dich in diesem Augenblick zu uns zaubern könnte. Die ganzen Genüsse der übrigen Reise will ich jetzt unberührt lassen und sie Dir lieber auf der heimlichen Rosenau mündlich wieder zu geben versuchen, während ich Dir jetzt, lieber Papa, bei einer „guten Nacht“, herzlich dafür danke, daß Du uns gestattet hast, Alles dies in Augenschein zu nehmen . . .“

*

„Bonn, am 19. November 1837.

Lieber Papa! Vielmals danke ich Dir für Deinen letzten Brief, den mir der Capitain Weimouth überbrachte. Gestern erhielten wir einen Brief vom Onkel Leopold, in welchem er sich nicht nur erstaunlich herzlich aussprach, son-

Digitized by Google

dern sogar uns einlud, die Weihnachtstage bei ihm in Brüssel zuzubringen. Die Erfüllung dieses Wunsches, der, wie Du Dir wohl denken kannst, uns ungemein am Herzen liegt, hängt jedoch von zwei Umständen ab. Der erste ist Deine gnädige Erlaubniß, lieber Papa, der zweite ist die dazu nöthige Zeit. Die Erfüllung des ersten müssen wir ganz Deiner Liebe anheimstellen und können nur Dich darum ersuchen. Die Erfüllung des zweiten ist gewiß, wenn es dem Onkel genügt, uns nur 6 Tage um sich zu sehen, da wir unmöglich nur einen Tag über die gesetzliche Zeit ausbleiben können. Am 23. Dezember schließen die Vorlesungen und beginnen am 2. Januar wieder. Wir können daher nicht früher als den 23ten Abends abreisen und nicht später als den 1ten bei guter Zeit wieder zurücksein. Dasselbe schrieb ich heute dem Onkel und erwarte von ihm, wie von Dir, lieber Papa, eine gnädige Entscheidung. — Unser Leben hier in Bonn ist äußerst geregelt und angenehm; die Studien haben den besten Fortgang. Wir finden besonders großes Interesse an dem Staatsrecht, welches Perthes vorzüglich vorträgt. Beinahe nach jeder Vorlesung werden die verschiedenen Sätze, Systeme und Ideen noch ein Mal durchgesprochen, und ein jeder von uns sucht sich eine selbstständige Meinung zu bilden und diese gegen die Einwürfe der Anderen zu verfechten. Das ist ein herrliches Mittel, mit sich in so vielen Dingen ins Klare zu kommen. Leider sind Dr. Perthes und Professor Fichte die beiden einzigen unserer Lehrer, die sich in solche Gespräche weiter einlassen und gestatten, daß auch wir etwas ungezwungener unsere Meinung aussprechen. Seitdem wir hier sind, haben wir eigentlich nur einen einzigen größeren Spaziergang gemacht. Unsere Abende bringen wir meistens mit Musik zu. Am vergangenen Donnerstag waren wir zu einem thé dansant bei dem Grafen Beust eingeladen, woran wir auch Theil nahmen, und waren erstaunt über die große Gesellschaft, welche wir daselbst fanden. Wir blieben nur bis 10 Uhr, gerade lang genug, um uns zu amüsiren, ohne den kommenden Tag zu verderben. Albert empfiehlt sich Dir . . ." (Schluß folgt)

Rußland und Finnland

Erinnerungen und Ausblicke

Von

Conrad Bornhak

Die vielerörterte staatsrechtliche Streitfrage des Verhältnisses Finnlands zu Rußland, die Jahrzehnte hindurch in zahlreichen Abhandlungen und in allen Sprachen behandelt worden ist, soll hier nicht etwa noch einmal vorgeführt werden. Nur praktische Erinnerungen an die Vergangenheit und allenfalls ein Ausblick in die Zukunft können jetzt einiges Interesse beanspruchen.

Die staatsbildende Kraft Rußlands von Peter dem Großen bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein beruhte im wesentlichen darauf, daß es fast in

Digitized by Google

demselben Sinne wie die germanischen Reiche der Völkerwanderung ein germanischer Staat war mit einer herrschenden deutschen Oberschicht, neben der auch slawische und tatarische Familien nicht ausgeschlossen waren, und der unbedingt unterworfenen slawischen Rasse. In dieser Hinsicht war die Angliederung Finnlands, zu der sich Rußland 1809 auf dem Wege nach dem freien Meere genötigt sah, geradezu ein politisches Meisterstück und kann auch für uns bei einer ähnlichen Lage künftig vorbildlich sein: Völkerrechtliche Einverleibung in Rußland, aber staatsrechtliche Sonderstellung des Landes, dessen Bevölkerung nach Abstammung und Religion dem Russentum stets fremd bleiben mußte. An diesen Grundlagen wurde bis zum Tode Alexanders II. nicht gerüttelt, und beide Teile befanden sich wohl dabei.

Die im eigentlichen Rußland schon unter Nikolaus I. einsetzende moskowitische Reaktion berührte zunächst Finnland nicht. Denn da fand sie nicht den geringsten Boden. Die Regierungszeit Alexanders II. bezeichnet sogar noch den Höhepunkt der finnländischen Selbständigkeit. Erst unter Alexander III. beginnen die Versuche, die sich unter Nikolaus II. verstärkt fortsetzen, Finnland einfach in eine russische Provinz unter Herrschaft des russischen Beamtentums zu verwandeln. Das letztere ist wohl der springende Punkt der ganzen Bewegung. Das russische Beamtentum mit seiner verrotteten Bestechlichkeit sah sich von dem blühenden Gemeinwesen, das doch völkerrechtlich einen Teil des russischen Reiches bildete, ausgeschlossen. Und anderseits fürchteten die Finnländer mit ihrer ordentlichen und ehrlichen Verwaltung nichts so sehr als das Eindringen der russischen Tschinowniks. Die von den Russen zur Begründung ihres Vorgehens ausgesprochene Befürchtung, Finnland könne einmal bei einer schweren Krisis des russischen Reiches abfallen, schwebte vollständig in der Luft. Wo sollte es denn hinfallen? Die große Masse der finnischen Bevölkerung neigte gewiß nicht zu Schweden. Als eigner Staat konnte sich Finnland auch nicht halten. Bei Rußland fühlte es sich wohl, und es hielt treu zum russischen Reiche, solange die innere Selbständigkeit des Landes nicht beeinträchtigt wurde. Doch die Torheit der russischen Bureaukratie wollte es anders.

Das kaiserliche Manifest vom 3./15. Februar 1899 eröffnete unter dem Vorwande, daß die besonderen örtlichen Einrichtungen Finnlands allgemeinen Reichsinteressen weichen müßten, den Kampf gegen die innere Selbständigkeit Finnlands. Während der russischen Revolution wurde dagegen 1905 diese Selbständigkeit in vollem Umfange wiederhergestellt, indem gleichzeitig die alte ständische Verfassung in eine moderne repräsentative, sogar mit Frauenstimmrecht, verwandelt wurde. Doch bald darauf, nachdem die Niederschlagung der russischen Revolution gelungen war, begannen unter dem Ministerpräsidenten Stolypin die Angriffe gegen Finnland von neuem. Der endliche Erfolg war der vom Russentum gewollte: Vernichtung jeder staatlichen Sonderstellung Finnlands und Verwandlung in eine einfache russische Provinz. — Es war ein Kampf ums Recht.

Die Finnländer dachten gar nicht an bewaffneten Widerstand. Ein solcher wäre angesichts der russischen Uebermacht auch einfach Wahnwitz gewesen. Aber

Digitized by Google

nicht nur das, sie hingen trotz der russischen Uebergriffe mit rührender Treue an ihrem Kaiserhause. Sie meinten nur a malo informato ad melius informandum imperatorem sich wenden zu müssen. Hervorragende Finnländer erklärten mir wiederholt — und das war nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt —, sie würden nie das geringste tun, was sich gegen ihren Kaiser und Herrn richte.

So nahm denn der Kampf ums Recht eigentümliche Formen an. Da es ein Gericht zur Austragung des Rechtsstreites in den Formen des Zivilprozesses nicht gab und nicht geben konnte, suchten die Finnländer die öffentliche Meinung in Skandinavien, Deutschland, den Niederlanden, England und Frankreich zu gewinnen, und in jedem dieser Länder entstand eine staatsrechtliche Literatur über die finnländische Frage.[1]) Daß diese mittel- und westeuropäische Literatur auf Rußland von Einfluß sein könne, mußte ziemlich zweifelhaft erscheinen. Doch die Finnländer waren andrer Ansicht. Und der Erfolg schien ihnen wenigstens teilweise recht zu geben. Denn man war in Rußland von außerordentlicher Empfindlichkeit gegen die Aeußerungen des Westens, und da sich außerhalb Rußlands niemand für die russische Rechtsauffassung erwärmte, sorgten wenigstens die Russen selbst noch für einige Schriften, die sich durch erhebliche Schwäche der juristischen Beweisführung auszeichneten. Und in der Tat kam es doch auch darauf gar nicht an. Denn mochten die juristischen Beweise ausfallen wie sie wollten, das Ganze war doch schließlich eine Frage, bei der die Art der Lösung von vornherein feststand.

Bedenklicher als die theoretischen Erörterungen über finnländisches Staatsrecht waren die von Zeit zu Zeit auftauchenden Protesterklärungen mittel- und westeuropäischer Publizisten und Parlamentarier gegen die Vergewaltigung Finnlands durch Rußland. Denn eine solche Einmischung in seine inneren Verhältnisse braucht sich kein Staat gefallen zu lassen. Meinerseits habe ich daher die Teilnahme an solchen Erklärungen wie auch die Beteiligung an einer internationalen Verhandlung in London stets als taktlos abgelehnt. Aber die Verhandlung zu London zeigt doch, daß man damals auch noch in England und Frankreich gegen vermeintliche russische Gewalttaten auftrat und im Zarismus nicht gerade den Befreier Europas sah.

Gänzlich unbegründet ist der mehrfach erhobene russische Vorwurf, für Finnland hätten sich eine Menge feile Federn in Bewegung gesetzt. In Deutschland war es hauptsächlich wissenschaftliches Interesse an dem Problem der Staatenverbindung, anderswo auch wohl das Bestreben, den Russen Knüppel zwischen die Beine zu werfen, womit sich überall das Mitleid mit dem kleinen vergewaltigten Lande verband. Und mit dem Vorwurfe der feilen Federn sollte man doch besonders vorsichtig sein von einer Seite, die beständig den Rubel rollen läßt — in diesem Falle freilich ohne sonderlichen Erfolg.

---

[1]) Für Deutschland sei verwiesen auf meine Schrift „Rußland und Finnland", Leipzig 1900, 2. Aufl. 1909. Sie ist auf Ersuchen der Verlagsbuchhandlung geschrieben, und ich habe dafür auch nur von dieser das landesübliche Honorar erhalten.

Digitized by Google

Doch die Rechtsfrage mochte ebenso klar sein wie einst die zwischen England und Transvaal. Schließlich entscheidet über solche Probleme des Völkerlebens nicht das formale Recht, sondern die Macht. Die Macht, die sich durchsetzen kann, hat schließlich auch immer das höchste Recht für sich, und das war in diesem Falle vorläufig Rußland. Die finnländische Rechtsfrage wurde als russische Machtfrage gelöst.

Es war unter diesen Umständen ein ganz verfehltes Beginnen, wenn die Finnländer immer an ihrem alten Rechtsstandpunkte festhielten, als ob gar nichts geschehen sei. So erschien im „Oeffentlichen Rechte der Gegenwart (früher Marquardsens Handbuch)" ein dickes Staatsrecht des Großfürstentums Finnland von Erich, das im wesentlichen das Recht darstellte, das nicht galt, und daneben ein ziemlich dürftiges Staatsrecht des russischen Reiches. Das war doch eine schrullenhafte Verkennung der wahren Verhältnisse. Daneben suchten die finnländischen Juristen immer von neuem die öffentliche Meinung Europas durch Darstellungen des russischen Rechtsbruches zu fesseln, obgleich die alten französischen und englischen Freunde bereits merklich von ihnen abgerückt waren — aus leicht begreiflichen politischen Gründen.

Demgegenüber machte ich in einer Besprechung, um die mich die Redaktion der „Kritischen Vierteljahrsschrift" ersucht hatte, darauf aufmerksam, daß es doch keinen Sinn habe, immer weiter auf dem Rechtsbruche herumzureiten, mancher Staat sei rechtswidrig untergegangen, so das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, aber die geschichtliche Tatsache stehe fest, und ein vernünftiger Mensch könne sich nur auf den Boden der Tatsachen stellen.[1])

In der Tat konnten die Finnländer nur auf diesem Wege retten, was noch zu retten war, nämlich ein im wesentlichen finnländisches Beamtentum, wenn auch unter oberster Leitung von Russen. Dagegen mußte bei weiterer Verwahrung des Rechtsstandpunktes das verrottete Tschinowniktum in einem breiten Strome in Finnland eindringen. Und in der Tat erfreute sich Finnland trotz der Vernichtung seiner staatlichen Selbständigkeit noch wertvoller Sonderrechte, so vor allem der Befreiung von der allgemeinen Wehrpflicht gegen eine jährliche Abgabe. Wenigstens diese Sonderstellung zu behaupten, war doch auch von Wert. Nimmt man dazu, wie die Buren sich bald nach der Unterwerfung unter England wieder bei sich häuslich eingerichtet hatten, so konnte man etwas Aehnliches von Finnland hoffen.

Diese Besprechung muß bald jenseits der Grenze bekannt geworden sein. Denn sowohl von dem damaligen russischen Ministerpräsidenten Kokowtzeff wie von finnländischer Seite wurde ich um Uebersendung eines Abdruckes ersucht.

Doch die Sache hatte noch eine weitere Folge. Man glaubte in St. Petersburg, wie es damals noch hieß, die Finnländer mit ihren eignen Waffen schlagen

[1]) Die finnländische Frage im Jahre 1911. Ein orientierender Ueberblick über den gegenwärtigen Stand des finnländischen Verfassungskampfes. Von einem Mitgliede des finnländischen Landtages. Leipzig 1911. Dazu Besprechung in der „Kritischen Vierteljahrsschrift". 3. Folge, Bd. 15, S. 305 ff.

Digitized by Google

zu können, und wie sie sich bisher auf die öffentliche Meinung Westeuropas gestützt, bot sich jetzt die Gelegenheit, ihnen die Ansicht ihres angeblichen früheren Freundes vorzuhalten. Daß ich in der Besprechung ausdrücklich gesagt hatte, meine Rechtsansicht sei noch genau dieselbe wie früher, spielte dabei keine Rolle.

Am 20. Februar/5. März 1914 schrieb mir der Staatssekretär v. Korewo, der Vorsitzende der Kommission für finnländische Gesetzgebung:

„Im Jahre 1912 haben Sie auf den Seiten der „Kritischen Vierteljahrsschrift" Ihre autoritätvolle Stimme in der vielumstrittenen finnischen Frage erhoben. Es ist ohne weiteres klar, daß jede objektive Meinung und um so mehr eine so schwerwiegende wie die Ihrige in der genannten Frage für eine richtige Auffassung derselben äußerst wichtig erscheint und eine möglichst starke Verbreitung verdient. Diesem Rechnung tragend, hatte ich schon damals die Idee gefaßt, Ihre höchst interessante und wertvolle Aeußerung über die mir so naheliegende Frage in der russischen, englischen und französischen Sprache erscheinen zu lassen, um die weiten Gesellschaftskreise Rußlands, Englands und Frankreichs über den Standpunkt, den die ruhige objektive Wissenschaft in einer politischen Streitfrage zu wahren hat, zu unterrichten."

Gegen das daran geknüpfte Ersuchen um Genehmigung der Verbreitung des Abdruckes nach vorheriger Uebersendung der Korrekturen konnte ich natürlich nichts einzuwenden haben. Freilich war mir an der öffentlichen Meinung Rußlands, Englands und Frankreichs in der Frage herzlich wenig gelegen, desto mehr daran, daß die Finnländer sich nach den erteilten Ratschlägen richteten.

Darauf empfing ich am 28. März/11. April 1914 die Antwort:

„Gestatten Sie mir hiermit, Ihnen meinen besten und innigsten Dank auszusprechen für Ihre überaus liebenswürdige Genehmigung, Ihre werte Schrift in der russischen, französischen und englischen Sprache erscheinen zu lassen. Zurzeit stehen die russische und französische Uebersetzung unter der Presse, und ich will sicherlich nicht vergessen, die Korrekturen derselben Ihnen zeitig zuzustellen. Ich erlaube mir ferner, Ihrem Interesse für das mir so naheliegende Problem der finnischen Frage entgegenzukommen und würden Sie mich zum Dank verpflichten, wenn Sie mir mitteilen wollten, ob ich Ihnen auch russische Schriften über die genannte Frage zusenden darf."

Für das letztere freundliche Anerbieten mußte ich danken, da ich von beiden Seiten mit der gesamten Literatur immer aufs reichlichste versehen worden war. Die Korrekturen habe ich noch am 12. Juni 1914 erhalten und demnächst zurückgesandt. Der weiteren Verfolgung der Angelegenheit setzte der Krieg ein Ende.

Vom deutschen Standpunkte aus konnte ein über das bloß wissenschaftliche Gebiet hinausgehendes Interesse für Finnland natürlich nur obwalten, soweit deutsche Interessen in Frage kamen. Denn uns für Bulgaren, Buren und ähnliche Völker bloß aus Haß gegen das Unrecht zu begeistern, haben wir glücklicherweise immer mehr verlernt. Ich habe das auch den Finnländern selbst stets offen gesagt, namentlich als sie mich zur Teilnahme an der Londoner

Digitized by Google

Konferenz zu bestimmen suchten. Deutsches Interesse war es nun vor allen Dingen, daß die Fremdstämmigen, die das Großrussentum in breitem Gürtel an allen Grenzen umgeben, nicht vollständig russifiziert wurden. War das finnländische Staatswesen nicht aufrechtzuerhalten, so mußten eben die Finnländer innerhalb der nunmehrigen russischen Provinz ihre Stellung möglichst zu behaupten suchen.

Dagegen war die Hoffnung auf eine etwaige Erhebung Finnlands im Falle eines auswärtigen Krieges Rußlands immer sehr gering zu veranschlagen, und die Erfahrung hat dem bisher recht gegeben. Daß die Finnländer von der russischen Weltmacht einfach erdrückt worden wären, wenn sie sich gegen den Verfassungsbruch erhoben hätten, ist selbstverständlich. Aber sie erheben sich auch jetzt nicht, während sie sich durch einen Aufstand einen Anspruch auf Befreiung schaffen könnten. Freilich sollen noch erhebliche russische Truppen im Lande stehen. Wo die herkommen sollen, ist einigermaßen zweifelhaft. Allenfalls stehen sie noch in den größeren Städten und an den Eisenbahnlinien. Aber das Land der tausend Seen wäre selbst gegenüber einer bedeutenden russischen Truppenmacht zum Kleinkriege geradezu geschaffen. Der in die Einöden Sibiriens verbannte frühere Landtagspräsident Svinhufvud soll gesagt haben, er vertraue auf Gott und Hindenburg. Man sollte doch bei solchen Vertrauensbeweisen die eigne Kraft nicht ganz mißachten. Die Finnländer wollen eben gar nicht und erwarten ihre Befreiung von außen. Das beweist aber wieder, wie ungerecht die russische Befürchtung war, das selbständige Finnland bedeute bei einem auswärtigen Kriege eine Gefahr für Rußland. Es war eben nur das verrottete russische Beamtentum, das das blühende finnländische Gemeinwesen mit einer ordentlichen Verwaltung nicht ansehen konnte.

Für die Frage einer späteren Befreiung Finnlands vom russischen Joche können daher auch nicht finnländische Interessen maßgebend sein, sondern nur diejenigen Deutschlands und des germanischen Europa überhaupt.

Rußland bedeutet, abgesehen von seiner Größe, deshalb eine beständige Gefahr für das übrige Europa, weil es bei seiner Lage durch den Drang nach dem offenen Meere notwendig auf den Weg der Eroberung hingewiesen ist. Dieser Drang wird sich da am stärksten erweisen, wo der Weg zum offenen Meere am nächsten zu sein scheint. Ein weiteres Zurückdrängen Rußlands an der betreffenden Stelle nötigt es, dort seine Eroberungspläne aufzugeben. Ein solcher Vorposten zum offenen Meere und zur Gefährdung Skandinaviens ist nun Finnland. Die volle Sicherheit Skandinaviens ist ohne Lostrennung Finnlands von Rußland nicht möglich. Sonst wird Rußland von hier aus bei jeder Gelegenheit nach der Ueberwältigung Schwedens und Norwegens streben. Insofern kann die finnländische Frage bei einem Friedensschlusse mit Rußland eine große Rolle spielen.

Ein selbständiger finnländischer Staat ist durch die Natur der Dinge ausgeschlossen. Finnland hat nie völkerrechtliche Selbständigkeit besessen. Seine Bewohner sind seit Jahrzehnten der Wehrpflicht entwöhnt. Ein solches Staatswesen würde sich gegen Rußland nicht halten können.

Digitized by Google

Vor der russischen Eroberung im Jahre 1809 war Finnland nichts als schwedische Provinz. Kaiser Alexander I. übertrug auf dem Landtage von Borga einfach die schwedische Verfassung auf Finnland und begründete damit ein eignes finnländisches Staatswesen, während die völkerrechtliche Abtretung seitens Schwedens erst später erfolgte.

Eine einfache Rückabtretung an Schweden, das inzwischen das als Entschädigung für Finnland im Jahre 1814 empfangene Norwegen wieder verloren hat, geht aber auch nicht an. Denn inzwischen hat sich in Finnland etwas andres entwickelt, die Nationalitätenfrage. Finnland war im wesentlichen schwedisches Kolonialland mit dünner schwedischer Bevölkerung an der Süd- und Westküste und der großen Masse der Finnen mongolischen Stammes im Innern. Heute dürften etwa 300000 Schweden $2^1/_2$ Millionen Finnen gegenüberstehen. Das spielte im achtzehnten Jahrhundert keine Rolle, da die Schweden in Finnland wie die Deutschen in den Ostseeprovinzen die Kultur schlechthin vertraten. Inzwischen sind die Finnen zum Selbstbewußtsein ihrer Nationalität gelangt, haben auch eine reiche Literatur entwickelt. Sie können nicht ohne weiteres mehr in einem schwedischen Staate aufgehen, der nur doppelt so viele Bewohner hat wie Finnland. Anderseits behaupten doch auch die Schweden in Finnland als ursprüngliche Träger der Kultur und durch die Lage ihrer Wohnsitze eine Bedeutung, die die ihrer Zahl weit übertrifft.

Unter diesen Umständen bleibt nur die Lösung, daß Finnland in dasselbe Verhältnis zu Schweden gesetzt wird, in dem es bis zum Verfassungsbruche zu Rußland stand: völkerrechtlich ein Teil Schwedens und dem Auslande gegenüber durch Schweden gedeckt, aber nach innen ein eigner Staat mit besonderer Verfassung unter dem schwedischen Könige als Großfürsten von Finnland. Daß sich dabei die alten Unionsstreitigkeiten wiederholen, die Schweden neunzig Jahre hindurch zur Verbitterung beider Teile mit Norwegen geführt hat, ist schwerlich zu befürchten. Denn einmal bildet dagegen die schwedische Bevölkerung in Finnland selbst ein Gegengewicht. Und dann haben die Finnländer beider Nationalitäten doch schaudernd selbst erleben können, wie es ihnen nach der Loslösung von Schweden beim russischen Väterchen ging: Vestigia terrent.

Amerikanische und europäische Städte

Von

Prof. Dr. Eugen Oberhummer (Wien)

Die heutige Erdkunde hat ihren Ausgang von der physischen Betrachtung der Erdoberfläche genommen, und nicht mit Unrecht sucht man darin den Schwerpunkt unsrer Wissenschaft. Denn auch die Geographie des Menschen in ethnischer, wirtschaftlicher und historischer Beziehung würde ohne Berücksichtigung der physischen Verhältnisse der festen geographischen Grundlage entbehren.

Digitized by Google

Es ist daher nur natürlich, daß die Behandlung der Geographie des Menschen im Sinne der modernen Erdkunde jüngeren Ursprungs und noch nicht so systematisch durchgearbeitet ist als die physische Geographie.

Zu den jüngsten Zweigen dieses Teiles der Erdkunde gehört die Geographie der Städte. In der länderkundlichen Literatur der letzten zehn Jahrzehnte finden wir zwar die menschlichen Wohnplätze im Zusammenhang mit ihren natürlichen und historischen Bedingungen dargestellt, was schon einen großen Fortschritt gegen die früher übliche rein äußerliche Aufzählung nach politischen Bezirken bildet. Aber die großen Zentren menschlicher Siedelung konnten dabei doch nur kurz behandelt und nicht in ihrer Eigenart erschöpft werden.

Seit einigen Jahren dringt mehr und mehr die Ueberzeugung durch, daß die großen Städte nicht nur dem Historiker und Nationalökonomen, sondern auch dem Geographen Probleme bieten, die eine besondere Vertiefung und spezielles Studium erfordern. Unter den deutschen Geographen haben in letzter Zeit besonders K. Hassert, H. Hassinger, E. Hanslik und der Berichterstatter sich mit diesen Fragen beschäftigt. Auch von andern europäischen sowie von amerikanischen Geographen liegen eine Reihe einschlägiger Arbeiten vor, so daß es schon nicht mehr ganz leicht ist, die zerstreute und oft an entlegenen Stellen veröffentlichte Literatur zu übersehen.

Wenn ich im folgenden versuche, nicht etwa ein einzelnes Problem zu behandeln, sondern einige Gesichtspunkte vergleichender Städtekunde hervorzuheben, so folge ich dabei Eindrücken und Beobachtungen, welche ich auf drei Reisen durch Nordamerika sammeln konnte. Unter amerikanischen Städten verstehe ich dabei natürlich in erster Linie jene der Vereinigten Staaten, deren Typus sich auch in Kanada wiederfindet. Dagegen unterscheiden sich die Städte des lateinischen Amerika nicht bloß durch das nationale Milieu von den amerikanischen im engeren Sinne. Ich habe diesen Typus aus eigner Anschauung nur in Mexiko kennen gelernt, halte aber eine Berücksichtigung schon deshalb für geboten, weil er auch in einzelnen Teilen der Vereinigten Staaten vertreten ist.

1. Alte und junge Städte

Fragen wir uns, welche Merkmale die europäischen Städte in ihrer Gesamtheit von den amerikanischen unterscheiden, so möchte ich das Alter der einen, die Jugendlichkeit der andern an erste Stelle setzen.

Ein großer Teil unsrer Städte, hauptsächlich im südlichen und westlichen Europa, so weit die römische Herrschaft reichte, wurzelt im klassischen Altertum. So lassen sich in Italien, Frankreich, Spanien die meisten namhaften Städte in das Altertum zurück verfolgen, und nur wenige, wie Madrid oder Venedig, sind späteren Ursprungs. Aber auch ein großer Teil der Städte Englands und der deutschen längs des Rheins und der Donau (Köln, Mainz, Straßburg, Augsburg, Regensburg, Wien) haben ihre antiken Vorgänger und bewahren zum Teil noch heute ansehnliche Reste aus jener Zeit. Ihre antiken Namen weisen ebenso wie in Frankreich vielfach darauf hin, daß nicht erst die Römer,

Digitized by Google

sondern schon die einheimische keltische Bevölkerung dazu den Grund gelegt hat. Ja in vielen Fällen können wir deutliche Spuren einer noch viel älteren, prähistorischen, mitunter bis in die neolithische Zeit zurückreichenden Siedelung nachweisen. Das Alter mancher Wohnplätze, besonders in Italien und Griechenland, bemißt sich sonach auf drei bis vier Jahrtausende und liefert einen augenfälligen Beweis für die Dauerhaftigkeit der von Menschen zu ständiger Niederlassung ausersehenen Punkte der physischen Erdoberfläche.

Im germanischen und slawischen Europa, soweit es nicht in den Bereich römischer Herrschaft fiel, sind die Städte wesentlich jüngeren Alters. Die ursprüngliche Siedelungsform dieser Völker waren die Einzelhöfe und offenen Dörfer. Städtische Mittelpunkte erwuchsen hier erst im Mittelalter etwa seit dem zehnten Jahrhundert. Berlin ist erst im dreizehnten Jahrhundert als Stadt entstanden.

Die mittelalterlichen Städte waren bekanntlich Siedelungen von ungemein scharf ausgeprägter Eigenart. Mit festen Mauern und Türmen umgeben, oft noch durch eine Zitadelle geschützt, unterschieden sie sich von den offenen Landsiedelungen durch die Größe und die Geschlossenheit der Bauart sowie durch ein mehr oder minder großes Maß von Selbstverwaltung, das bei den deutschen Reichsstädten bis zur politischen Unabhängigkeit führte und in den „freien Städten" Hamburg, Bremen und Lübeck mit ihrer republikanischen Verfassung noch heute fortlebt. Sie sind politische Gebilde wie der alte griechische, der altitalische und der mittelalterliche italienische Stadtstaat; auch letzterer hat in der Republik San Marino noch jetzt sein Nachspiel.

Den strengen rechtlichen Unterschied von Stadt und Dorf, von Bürger- und Bauernstand hat die Neuzeit mehr und mehr verwischt. In Deutschland und Oesterreich besteht zwar noch ein gesetzlicher Unterschied von Stadt- und Landgemeinden, der übrigens in den einzelnen deutschen Staaten, ja sogar innerhalb Preußens und in den einzelnen Kronländern Oesterreichs verschieden bestimmt ist. Die romanischen Länder kennen überhaupt nur Gemeinden, deren Gebiet sich oft weit über die geschlossene Ortschaft hinaus erstreckt und letztere, so besonders in Italien, an Einwohnerzahl erheblich übertreffen kann. In England verstand man seit dem Mittelalter unter Town eine befestigte Stadt, die nicht Sitz eines Bischofs war; in letzterem Falle hieß sie City. Ein ganz besonderer Fall ist die City von London. Als ein Gemeinwesen von altertümlicher Verfassung und historischen Vorrechten innerhalb der großen Weltstadt hat sie wohl nirgends ihresgleichen. Die Analogie mit der La Cité genannten Seineinsel in Paris bezieht sich nur auf ihre Lage als Kern der ältesten Stadt.

Durch die zuerst in London hervorgetretene Eigentümlichkeit der Konzentrierung des Geschäftslebens und der zunehmenden Entvölkerung von ständigen Bewohnern ist die Londoner City ein Typus für den entsprechenden Vorgang der Citybildung in anderen Städten geworden. Am reinsten repräsentiert diesen Typus in Amerika der „Loop Distrikt" von Chikago; in Neuyork trägt zwar der untere Teil von Manhattan bis etwa zur 42. Straße, wie übrigens auch in

Digitized by Google

Brooklyn die Gegend um Borough Hall, ausgesprochenen Citycharakter, aber doch nicht so ausschließlich, da man die von Italienern, Juden und Chinesen bewohnten Quartiere nicht zur City im obigen Sinne rechnen kann.

Im übrigen heißt in Amerika City so ziemlich jede Stadt; die Bezeichnung Town scheint als minderwertig empfunden zu werden, obwohl sie in Ausdrücken wie „up town" und „down town" allgemein üblich ist. „Township" ist eben die Gemeinde schlechthin, auch wenn sie nur aus ein paar Häusern besteht. Die gesetzliche Grundlage für die Bezeichnung City ist wohl der City-Charter, entsprechend dem königlichen Freibrief in England und seinen Kolonien.

Nur wenige unter den bekannten europäischen Städten sind erst seit dem Mittelalter entstanden. Die Hauptstadt des russischen Reiches verdankt ihre Entstehung einem Herrscherakt Peters des Großen, und auch manche deutsche Städte wie Mannheim (1606) und Karlsruhe (1715) sind durch Fürstenlaune hervorgerufen worden. Diese alle verraten schon in ihrer regelmäßigen Anlage den jungen Ursprung. Noch mehr gilt dies natürlich von den erst im letzten Jahrhundert entstandenen reinen Industriestädten, die hauptsächlich in den Kohlenrevieren Deutschlands, Belgiens, Frankreichs und Englands aus früher unbedeutenden Ansiedlungen oder auch ohne solche Grundlage rasch zu volkreichen Zentren erwachsen sind. Sie kommen am meisten dem Typus junger amerikanischer Städte gleich.

Daß die Neue Welt im allgemeinen nur junge Städte aufzuweisen hat, ergibt sich schon aus der späten Besiedelung des Erdteils durch die weiße Rasse. Doch ist die Tatsache nicht zu übersehen, daß bereits die alten Kulturvölker Amerikas wirkliche Städte hatten und auch einzelne andre Indianergruppen Niederlassungen von stadtähnlicher Ausdehnung kannten. Die festen Bauten der Mayas und der alten Peruaner erregen noch heute unsre Bewunderung, und die Ruinen von Tiahuanaco führen uns in eine weit entlegene Vorzeit zurück. Soweit diese indianischen Städte zur Zeit der Entdeckung Amerikas noch in Blüte waren, hat die europäische Kolonisation unmittelbar an sie angeknüpft. Die bekanntesten, aber keineswegs einzigen Beispiele hierfür sind die alten Hauptstädte von Peru und Mexiko, Cuzco und Tenochtitlan.

Das Alter von Cuzco kennen wir nicht; es hat wahrscheinlich schon vor der Herrschaft der Inkas bestanden. Die Gründung von Tenochtitlan wird von der Tradition um 1325 angesetzt. Es war das größte Bevölkerungszentrum des alten Amerika; die Zahl der Bewohner wurde von den Spaniern auf 300000 bis 500000 geschätzt. In Europa hatte damals wohl nur Konstantinopel eine ähnliche Volkszahl aufzuweisen; die Schilderung, welche Marco Polo von den volkreichen Städten Chinas gegeben hatte, waren allgemein auf ungläubige Verwunderung gestoßen.

Die von Cortez 1522 angelegte neue Stadt hat nicht nur die von den Azteken ausgewählte Schutzlage inmitten des Sees, sondern auch wesentliche Teile des Grundrisses der indianischen Stadt übernommen. Der heutige Mittelpunkt der Stadt, die Plaza de la Constitucion (früher Plaza Mayor), mit der

Digitized by Google

Kathedrale und dem Nationalpalast entspricht dem indianischen Zentrum mit dem größten Teocalli und dem Palaste Montezumas. Die von dort nach den Hauptrichtungen auslaufenden Straßenzüge decken sich, nach den ältesten Plänen zu schließen, mit den Dammwegen durch den seither trockengelegten See.

Außer Mexiko selbst zeugen noch manche andre Städte des Landes durch ihre Namen und die Ueberlieferung für den einheimischen Ursprung und die Neigung zur Stetigkeit menschlicher Wohnplätze unter völlig veränderten ethnischen und kulturellen Bedingungen.

Unter den europäischen Kolonisten sind die Spanier die ersten Städtegründer in Amerika gewesen. Ihre Anlagen stellen daher einen älteren Typus dar als die angloamerikanischen. Das 1519 gegründete Havana läßt noch deutlich die Altstadt mit der ehemaligen Festungslinie erkennen. Alte Kathedralen im prunkvollen Jesuitenstil und andre Bauten atmen hier wie in Mexiko und Lima noch den Geist des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts.

Auch in den Vereinigten Staaten sind die ältesten Stadtgründungen spanischen Ursprungs. Neben St. Augustine, Florida, das 1565 als Fort angelegt wurde, kann wohl Santa Fé, Neu-Mexiko, als älteste Stadt bezeichnet werden. Im Jahre 1605 gegründet, hat sie bis heute an dem überraschenden Aufschwung der Städte des Westens nur bescheidenen Anteil genommen und ihren spanischen Typus fast rein bewahrt. In dem alten Gouverneurspalast, der jetzt das Museum beherbergt, zeigt man noch ein Stück Mauer aus Gußwerk, als Ueberrest der vorhergegangenen indianischen Siedelung. Erst später haben die Indianer von den Spaniern gelernt, ihre Pueblos aus luftgetrockneten Ziegeln (adobe) zu bauen, eine Methode, die den Spaniern anscheinend durch die Araber aus dem Orient zugekommen ist, wo man sie noch heute wie in ältester Zeit findet.

Ein eigentümlicher Zauber spanischer Vergangenheit liegt über dem ganzen ehemals mexikanischen Südwesten der Union, am meisten über den beiden jüngsten Staaten Neu-Mexiko und Arizona. Anderwärts erinnert nur der Name oder ein altes Missionsgebäude daran, daß so mächtig aufstrebende Städte wie San Franzisko oder Los Angeles ihre erste, freilich sehr bescheidene Existenz dem spanischen Kolonialreich verdanken.

Als ein andres fremdes Element durchziehen französische Namen den Norden des englischen Sprachgebietes von Maine und Lake Champlain über Detroit und Sault St. Marie bis Coeur d'Alène und Pend d'Oreille in Idaho sowie das Mississippital von La Crosse über St. Louis bis Neuorleans. Die beiden ältesten französischen Stadtgründungen knüpfen wie die spanischen an indianische Siedelungen; Quebec und Montreal sind an Stelle der großen Indianerdörfer Stadacona und Hochelaga erbaut.

Bei den angloamerikanischen Gründungen hat die Zugkraft älterer Wohnplätze sich nur in wenigen Fällen bewährt. Richmond, Virginia, und Salem, Massachusetts, können vielleicht als Beispiele angeführt werden. Der Grund liegt einerseits in der Seltenheit größerer und ständiger Siedelungen bei den Indianern östlich des Mississippi, anderseits in der Schärfe des Rassengegensatzes,

Digitized by Google

den die Romanen stets viel leichter überbrückt haben als die Völker germanischen Stammes. Das zielbewußte Vordringen der Angloamerikaner und der harte Kampf ums Dasein an der Grenze, den uns Theodore Roosevelt in seinem „Winning of the West" so anschaulich geschildert hat, standen einer Verschmelzung der Rassen von vornherein entgegen.

So sind die angloamerikanischen Städte völlige Neugründungen, bedingt durch den Scharfblick der Kolonisten für die Gunst der Lage. Wenn man sich auch zuweilen bei der Wahl des Ortes vergriff, wie gerade bei der ersten englischen Siedelung Jamestown, Virginia (1607), oder bei manchen später wieder verfallenen Gründungen im Westen, so hat die Entwicklung doch in der Mehrzahl der Fälle den Ansiedlern recht gegeben. Manchmal fand sich erst nach längerem Tasten der richtige Ort. Die ersten Versuche der Pilgerväter an der Neuenglandküste pendeln zwischen Plymouth, dem Landeplatz der „Mayflower" (1620) und Salem (1628) hin und her, bis sie an der bevorzugtesten Stelle der Massachusettsbai in Boston (1634) ihren natürlichen Schwerpunkt fanden. Obwohl jünger als das von den Holländern 1624 angelegte Neuamsterdam, der Vorläufer Neuyorks, ist Boston dank seinem vortrefflichen Hafen und der besonders günstigen Verbindung mit dem Mutterland früher als andre Städte der alten Kolonien emporgeblüht und hat zuerst die Stelle der größten Stadt erlangt, die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts an Philadelphia und zu Anfang des neunzehnten an Neuyork überging. Dieser frühen Entwicklung und der Lage auf einer nach drei Seiten isolierten Halbinsel ist es zuzuschreiben, daß in Boston wie bei den alten europäischen Städten der ursprüngliche Stadtkern sich deutlich aus dem Komplex der Vor- und Nachbarstädte (Cambridge) heraushebt. Minder scharf ist dieser Typus im ältesten Teil von Neuyork ausgeprägt, wo der weltberühmte Name von Wall Street an die Enge der ersten Stadt erinnert.

Städte von historischem Gepräge wie Boston und Quebec sind in Amerika vereinzelt; die ungeheure Mehrzahl, vor allen natürlich die Städte des Westens, tragen den Typus voller Jugendlichkeit zur Schau.

2. Geographische Lage und historische Momente

Seit der eingangs gekennzeichneten Erneuerung der Siedlungsgeographie im Sinne der modernen Länderkunde ist man bestrebt, die Entstehung und das Wachstum von Städten aus der geographischen Lage zu erklären. So viel Treffendes darüber auch gesagt worden ist, geht man hierin doch vielfach zu weit, indem untergeordnete Vorteile der Ortslage gegenüber historischen, oft von zufälligen Entscheidungen abhängigen Momenten überschätzt oder auch bezüglich der Verkehrslage das Verhältnis von Ursache und Wirkung verkannt wird. Das gilt besonders für die europäischen Hauptstädte. Hier ist die Tatsache, daß eine Dynastie irgendwo ihren Sitz aufschlug und durch Kriegsglück oder andre Umstände die Oberhand über rivalisierende Nachbarn gewann, meist das entscheidende, die Gunst der Lage das sekundäre Element. Daß an der Stelle von St. Petersburg ohne den Willen seines Gründers und ohne die Verlegung des kaiserlichen

Digitized by Google

Hofes und der Staatsverwaltung dorthin nicht von selbst eine Großstadt entstanden wäre, liegt auf der Hand. Das antike Byzanz war dank seiner Lage wohl eine blühende Kolonie, aber erst nach tausendjährigem Bestand ist es durch die Erhebung zur Residenz und zweiten Reichshauptstadt das geworden, was es als Hauptstadt des byzantinischen und türkischen Reiches geblieben ist.

Daß Rom die Herrschaft in Italien erlangte, dankt es neben der Lage doch nur den siegreichen Kriegen. Tarent hätte allerdings nie die Poebene, Genua nicht Sizilien beherrschen können; aber wo wäre Roms Weltstellung geblieben, wenn der überlegene karthagische Feldherr in seiner Vaterstadt weniger engherzig unterstützt und die Vorherrschaft im Mittelmeer an Karthago übergegangen wäre? Wie wenig diese Weltstellung allein, ohne das Hinzutreten andrer Momente, zur großstädtischen Entwicklung beiträgt, erhellt daraus, daß Rom nach dem Ende des weströmischen Reiches nicht einmal die Stelle der größten Stadt Italiens behaupten konnte und auch heute trotz seiner zentralen Lage und der Vorteile als Hauptstadt einer Großmacht darin von Neapel und Mailand überflügelt wird.

War Paris wirklich durch seine Lage berufen, das Haupt Frankreichs und damit die größte Stadt des europäischen Kontinents zu werden? Das alte Lutetia war ja als Insel- und Brückenstadt gewiß ein bevorzugter Punkt für den kleinen Gau der Pariser, stand aber gegen die reichen Städte des südlichen Gallien weit zurück. Ein größerer Mittelpunkt wurde es erst durch Chlodwig als Residenz eines Königreichs, dessen Schwerpunkt auf lange Zeit das nördliche Frankreich blieb. Als später nach Vertreibung der Engländer aus Frankreich, nach dem Anfall von Guienne und Gascogne, von Bretagne und Burgund unter Ludwig XI. sich der französische Einheitsstaat vorbereitete, erschien die Hauptstadt weit aus dem Mittelpunkt verschoben und der strategisch gefährdeten Nordgrenze nahegerückt. Trotzdem ist Paris Hauptstadt geblieben und hat als Residenz Ludwigs XIV. und Napoleons die Vorteile der Machtstellung Frankreichs in sich vereinigt. Aber kann man zweifeln, daß das viel zentraler gelegene Orléans ebenso zur Millionenstadt geworden und Paris zur Provinzstadt herabgesunken wäre, wenn Hugo Capet den Sitz des Königtums dorthin verlegt hätte?

Die Vorzüge der Lage von Wien sind mehrfach erörtert, und es ist mit Recht hervorgehoben worden, daß von hier aus die Länder der habsburgischen Monarchie zusammengehalten werden mußten. Doch war es für das römische wie für das alte Deutsche Reich nur eine Grenzstadt und hätte ohne die erfolgreiche Heiratspolitik der Habsburger trotz seiner Verkehrslage nie die Bedeutung einer Weltstadt erlangt. Berlin vollends verdankt seine Größe lediglich den Hohenzollern. Die Vorteile der Lage an einer Furt und Insel der Spree waren so lokaler Natur, daß sie nur für den ersten Grenzhandel mit den benachbarten Slawen von Einfluß waren. Den Vorort der Mark verbindet mit der Hauptstadt Preußens und des Deutschen Reiches nur die Dynastie. Die Vorteile der letzteren Stellung wären Hannover oder Köln ebenso zugute gekommen, wenn die Einigung des Reiches von dort hätte ausgehen können. Berlin ist ein Mittelpunkt des

Digitized by Google

europäischen Verkehrs nicht vermöge seiner Lage, sondern weil es als Hauptstadt eines großen Reiches den Verkehr an sich gezogen hat. Der moderne Schnellverkehr folgt oft mit bedeutenden Umwegen den bestehenden Zentren und steigert dadurch natürlich wieder deren Bedeutung. Als letztes Beispiel sei an München erinnert, das gewiß durch seine Lage zur Hauptstadt Bayerns weit weniger berufen ist als Regensburg. Den Vorzug, als freie Reichsstadt der Jurisdiktion bayrischer Fürsten entzogen gewesen zu sein, büßt diese älteste und natürliche Hauptstadt Bayerns jetzt mit einer bescheidenen Provinzstellung.

Wenn ich die genannten Fälle ausführlicher besprochen habe, geschah es nur, um der Meinung entgegenzutreten, daß das Entstehen großer Städte sich immer aus der Lage erklären müsse. In vielen, ja den meisten Fällen trifft dies gewiß zu. Hafenplätze wie Hamburg, Antwerpen, Liverpool; Handels- und Industriezentren wie Glasgow, Manchester, Lyon, Mailand danken ihre Entwicklung teils der Ortslage (Hafenschutz, Hilfsquellen der Umgebung usw.), teils ihrer Stellung zum Weltverkehr. Sie eignen sich besser zum Vergleich mit amerikanischen Städten, wo das geographische Moment fast ausschließlich maßgebend ist.

Es ist ein bekanntes und nur den Vereinigten Staaten eigentümliches Prinzip, den Sitz der Verwaltung möglichst in sekundäre, oft ganz unbedeutende Orte zu verlegen, um den Einfluß großer Volksmassen auf die Zentralstellen tunlichst auszuschalten. Freilich gibt es davon auch Ausnahmen, aber außer Boston ist keine der über 400000 Einwohner zählenden Städte mit einem Kapitol geschmückt, und nur wenige Hauptstädte können sich rühmen, zugleich das Bevölkerungszentrum ihres Staates zu sein. Dadurch erscheint bei den amerikanischen Großstädten jedes künstliche Moment ausgeschaltet, und die geographischen Faktoren kommen rein zur Geltung.

Eine Sonderstellung nimmt nur Washington ein. Mit Absicht auf neutralem, jungfräulichen Boden angelegt, an einer Stelle, die für die Regierung der dreizehn alten Staaten annähernd zentral, für den Verkehr nach außen aber ungünstig gelegen war, erscheint Washington gegenüber andern amerikanischen Städten als Kunstprodukt. Nur mühsam hat sich um die ersten Amtsgebäude eine Stadt entwickelt, und lange blieb diese in bescheidenen Grenzen, bis die gewaltige Bevölkerungsvermehrung und wirtschaftliche Entwicklung des Reiches in ihrer Rückwirkung auf die Bundeshauptstadt auch dieser einen großstädtischen Charakter aufprägte.

Mit dieser einen Ausnahme können die amerikanischen Städte als ein Ergebnis ihrer Lage, sei es zu den natürlichen Verkehrslinien, sei es zu den Bodenschätzen der Umgebung, gelten. Was in dieser Beziehung von andrer Seite über Neuyork, Chikago, San Franzisko gesagt worden ist, braucht hier nicht wiederholt zu werden. Auch die Verschiebung der ursprünglichen Bedingungen bietet viel Bemerkenswertes. Die Wanderung des Schwerpunktes der Bevölkerung nach dem Westen, welche in dem rapiden Wachstum von Chikago ihren greifbaren Ausdruck findet; das relative Zurückbleiben von Neuorleans, seitdem der Mississippi seine

Digitized by Google

Rolle als Hauptverkehrsader an die Eisenbahnen abgegeben hat; die überraschende Entwicklung von jungen Großstädten wie Los Angeles, Seattle und andern Zentren um den Pugetsund sind einige von den mannigfachen Problemen, die sich hier bieten und das Studium amerikanischer Städte zu einer besonders dankbaren Aufgabe für den Geographen machen. (Schluß folgt)

Gallipoli

Als im letzten Balkankriege die bulgarische Offensive gegen Konstantinopel an der türkischen Tschataldschastellung zum Stehen gekommen war, auch die Cholera sich dort eingestellt hatte, machten die Verbündeten den Versuch, sich des alten thrazischen Chersones, der heutigen Halbinsel von Gallipoli zu bemächtigen. Im gegenwärtigen Kriege versucht man dasselbe. Beiden Unternehmungen liegt natürlich der Gedanke zugrunde, sich von der Landseite her der Dardanellenforts zu bemächtigen, welche den Zugang zu Konstantinopel von Westen hindern und deren Bewältigung vom Meere aus trotz erheblicher Schiffsverluste den Engländern und Franzosen nicht gelingen will. Auch auf der kleinasiatischen Seite schien man im Balkankriege eine Zeitlang vom Lande her gegen die dortigen Dardanellenforts vorgehen zu wollen. Fast hatte es den Anschein, als ob die Gegend des alten Ilion (heute Kum Kalessi) wieder Kampffeld werden sollte — und auch neuerdings landeten Franzosen bei Kum Kale an der asiatischen Küste und rückten gegen Jenischer vor. Sie wurden von den Türken genötigt, sich auf ihre Schiffe zurückzubegeben. Herr Asquith wählte am 8. Mai im Unterhause hierfür die aus Wahrheit und Dichtung zusammengestellte, jetzt so beliebte Form: „Die Franzosen, die vom asiatischen Ufer herüberkamen, nachdem sie ihre Aufgabe dort erfüllt hatten, stießen zu ihnen," d. h. zur englischen 29. Division bei Sedil-Bahr auf Gallipoli. Es ist klar, daß der französische Versuch, an der asiatischen Küste sich festzusetzen, glänzend mißlang. Jetzt wird er als „Täuschungsunternehmen" hingestellt. Ehrlicher wäre es gewesen, wenn Herr Asquith das Mißlingen zugegeben hätte. Von ihm aber ist solches am wenigsten zu verlangen. Tatsächlich haben sich die Landungstruppen wieder eingeschifft und fuhren nach Sedil-Bahr, wo sie die englischen verstärkten.

Die Lage war im Balkankriege eine andre als heute. Die gewaltsame Einfahrt in die Dardanellen und Niederkämpfung der türkischen Befestigungen konnte von der schwachen griechischen Flotte nicht versucht werden, da sie einen solchen Auftrag nicht hätte ausführen können, sowenig sie von Herrn Limpus und der türkischen Flotte zu fürchten hatte. Tatsächlich fanden Seegefechte zwischen türkischen und griechischen Kriegsschiffen außerhalb, westlich des Einganges der Dardanellen statt, z. B. am 17. Dezember 1912. Die Inseln Tenedos und Imbros spielten auch damals wie heute die Rolle von Stützpunkten der angreifenden Flotte. Damals wie heute lag auch die Möglichkeit vor, vom Golfe von Saros

Digitized by Google

aus zu landen. Die Gelegenheit, auf dem Lande von Dimotica her über Kavak in die Halbinsel einzudringen, welche damals von den Bulgaren (100000 Mann) benutzt wurde, ist heute aber weniger vorhanden, weil man noch nicht auf dem Lande steht. Die bulgarische Offensive kam damals nach ihrem Erfolge am Flusse Kavak an den Befestigungen von Bulair zum Halten. Dort liegt quer über diesen nördlichsten und schmalsten (5 Kilometer breiten) Teil der Halbinsel eine Reihe türkischer Befestigungen aus dem Jahre 1854, die aber 1912/13 wohl ausgebaut wurden.

Aus dem griechischen Unternehmen von Saloniki her und über den Golf von Saros gegen die Halbinsel Gallipoli wurde nichts. Die Griechen waren anderweitig beschäftigt. Die Bulgaren bedrohten nach dem Siege von Kavak ernstlich den Ort Gallipoli selbst. Man plante daher in Konstantinopel eine „Diversion" in den Rücken der Bulgaren über Scharkoej am Marmarameer. Der damalige Enver-Bei, Chef des Stabes des X. Armeekorps, hatte sie mit einem Teile dieses Korps auszuführen.

Am 7. Februar 1913 verließ er Konstantinopel. Etwa gleichzeitig ging der andre Teil des X. türkischen Armeekorps nach Gallipoli ab. Enver-Beis Landungsversuch wurde nach anfänglichem Erfolge auf Befehl aus Konstantinopel, der auf falschen Meldungen beruhte, aufgegeben; ein Offensivstoß der Türken aus der Linie von Bulair schlug gleichzeitig fehl. Immerhin blieb die bulgarische Offensive an der Linie von Bulair stecken.

Heute verläuft die Sache anders. An sechs Stellen versuchten die Verbündeten in den Tagen vom 25. bis 29. April Truppen auszuschiffen. Es ist wiederum bezeichnend, daß Herr Asquith sagt: „Es wurde beschlossen, gleichzeitig an drei Stellen zu landen, bei Kap Helles und Sedil-Bahr, bei Kaba-Tepe und Kum Kale." Die drei andern Versuche mißglückten nämlich von vornherein. Diese Operationen wurden von der gesamten anwesenden französisch-englischen Flotte unterstützt. An drei Hauptpunkten gelang das Unternehmen zunächst. Australier und Neuseeländer landeten an der Küste des Aegäischen Meeres (Westküste von Gallipoli) bei Kaba-Tepe, Engländer bei Teke Burun (Vorgebirge, Kap) an der Südwestspitze der Halbinsel und Sedil-Bahr (29. Division), Franzosen, wie ich schon sagte, bei Kum Kale auf asiatischem Ufer.

Es entspricht durchaus den allgemeinen Grundsätzen, in ähnlichen Fällen dem Angreifer das Landen zu gestatten. Sobald ein Teil der Landungstruppen ausgeschifft und mehr oder weniger vorgerückt ist, greift der Verteidiger sie an und schlägt sie. Den Eindringlingen — soweit sie nicht ihre Schiffe erreichen können — bleibt dann nur die Wahl zwischen Gefangenschaft und Rückzug ins Meer — also Ertrinken. In dieser Art mißglückte der französische Versuch bei Kum Kale auch. Auf der Halbinsel Gallipoli selbst sind allerdings 60- bis 70000 Mann der Alliierten gelandet. Nach wochenlangen, durch die Schiffsartillerie unterstützten Kämpfen haben sie trotz eines Verlustes von 50 Prozent noch nicht vordringen können. Auch die Flotte der Verbündeten hat erhebliche Opfer gebracht. „Morningpost" führte am 8. aus, es handle sich im Unter-

Digitized by Google

nehmen gegen Gallipoli darum, daß die Engländer „um den höchsten Einsatz in ihrer ganzen Geschichte" spielten. „Wenn wir Erfolg haben, werden wir viel reicher sein. Verlieren wir aber, so wird unsre Position im Westen zwar nicht sehr geschwächt werden, doch erleiden wir dann eine moralische Niederlage, die uns in den Augen unsrer mohammedanischen Untertanen herabsetzt und unsern Feinden neuen Mut einflößen wird." Nun wohl! Die Alliierten werden das Spiel verlieren, dank dem tapferen türkischen Heere und seinen deutschen Führern! Möge man sich auf Dreiverbandsseite mit gutem Anstand in das Unvermeidliche fügen, wie der Korrespondent Ashmead Bartlett sagt.

Wissenschaft und Kriegführung

Von

Dr. H. Wichelhaus

Wer zuerst gesagt hat, „zum Kriegführen sind dreierlei Dinge nötig: Geld, Geld, Geld!" ist nach Büchmann nicht sicher; sicherer schon, daß man die „silbernen Kugeln" Jahrhunderte hindurch für ausschlaggebend im Kriege hielt.

Noch sicherer ist, daß jetzt Wissenschaft, die man nicht für Geld, nicht einmal für Geld und gute Worte haben kann, wenn man sie gerade gebraucht, für die Sache unentbehrlich ist.

Daß unter den Wissenschaften, die in Betracht kommen, die Technologie eine Hauptrolle spielt, wird niemand bezweifeln. Doch denkt man dabei wahrscheinlich mehr an die mechanische Technologie, in welcher gelehrt wird, wie man Gewehre, Geschütze und andres Kriegsgerät macht, weniger an die chemische Seite der Sache.

Da aber die besten Gewehre und Geschütze nichts taugen, wenn sie nicht mit dem richtigen Pulver beschickt werden, da die Erfindung solchen Pulvers schon lange sprichwörtliche Bedeutung hat und seine Darstellung jetzt zu den merkwürdigsten Kapiteln der chemischen Technologie gehört, ist es wohl zeitgemäß, darüber einiges mitzuteilen.

Die Schießmittel, mit denen man jetzt umgeht, als ob sie wie Sand am Meere gefunden würden, sind langsam gereifte Früchte der Arbeiten eines halben Jahrhunderts.

Im Jahre 1846 entdeckte Schönbein die Salpetersäure-Ester der Zellulose, denen er den Namen „Schießbaumwolle" gab, weil er in Form von Baumwolle vorkommende Zellulose benutzt hatte und die Erzeugnisse für Schießzwecke geeignet erschienen. Die deutsche Bundesversammlung in Frankfurt a. M. schloß sich dieser Auffassung an und beauftragte den österreichischen General v. Lenk mit weiterer Verfolgung der Sache. Auch ohne besonderen Auftrag beschäftigten

Digitized by Google

sich viele Technologen mit der Schießbaumwolle; dabei traten aber viel mehr unerwartete Explosionen als greifbare Erfolge ein.

Vielleicht wäre alles in dem Meere der Vergessenheit untergegangen, wenn nicht im Jahre 1860 der preußische Artilleriehauptmann Schultze ein anderes Vorkommen der Zelluloſe für die Esterbildung verwendet hätte. Er stellte das erste, ohne Gefahr in Gewehren und Geschützen zu benutzende Zelluloſepulver her, indem er die Holzzelluloſe mit Salpetersäure behandelte. Obwohl dieses „Holzpulver" als solches keinen großen Wert behalten hat, ist durch seine Einführung der ganzen Sache ein neuer Anstoß gegeben worden; als dann Schultze, seine Versuche fortsetzend, im Jahre 1880 mit Aether das Holzpulver gelatinierte, erkannten die Technologen die Richtung, in welcher auch die Schießbaumwolle zu verbessern war.

Nicht nur in Deutschland, namentlich in England und Frankreich hatte man die Versuche mit Baumwolle nie ganz aufgegeben; schließlich bewährte sich diese als der beste Rohstoff. Aber erst am Ende des vorigen Jahrhunderts kam man so weit, daraus die Schießmittel herzustellen, welche nun für die Kriegführung — nebenbei auch für die Jagd — das alte Schwarzpulver völlig in den Schatten gestellt haben, weil sie 1. rauchlos verbrennen, 2. viel stärker wirken, so daß jetzt Geschosse von etwa 1000 Kilogramm Gewicht auf Entfernungen von 30 Kilometer geschleudert werden, während man im Kriege 1870/71 höchstens Geschosse von 80 Kilogramm 15 Kilometer weit schleudern konnte, und weil sie 3. Vorausberechnungen gestatten, die man früher vergebens anstrebte.

Angesichts dieses Erfolges kommt man natürlich zu der Frage, weshalb er fünfzig Jahre hindurch auf sich warten ließ. Die Antwort ist folgende:

1. Die aus Baumwolle hergestellten Ester enthalten schwer zu beseitigende Reste der verwendeten Säuren und Nebenprodukte, die sich von selbst verändern. Solange man glaubte, diese Nebenstoffe durch Waschen mit kaltem Wasser beseitigen zu können, blieb man in unsicheren Verhältnissen. Die Schießbaumwolle erhitzte sich und kam nicht selten unaufgefordert zur Explosion. Erst seitdem man die feine weiße Fasermasse schonungslos durch Zerfaserungsvorrichtungen zerreißt, dadurch neue Angriffsstellen für das Waschwasser schafft und dieses kochend heiß anwendet, ist es möglich, unveränderliche Produkte herzustellen.

Aber noch jetzt kann man belehrt werden, daß diese Prozesse nicht genügend lange fortgesetzt wurden und keine genügende Prüfung auf Beständigkeit stattgefunden hat, wie z. B. die gewaltige Explosion des französischen Kriegsschiffs „Liberté" im Hafen von Toulon vor einigen Jahren gezeigt hat.

2. Die vollkommen gereinigte und auf Beständigkeit richtig geprüfte Schießbaumwolle verbrennt auffallend schnell, z. B. so, daß man sie auf Schwarzpulver abbrennen kann, ohne daß dieses entzündet wird. Dieses Verbrennen liefert lauter Gase und bedeutet große Kraftentwicklung; aber diese Kraft wirkt brisant (von briser zerbrechen) und ist wohl für Sprengzwecke zu verwerten, aber nicht ohne Schaden in Gewehren und Geschützen. Dafür verlangt man Propulsivwirkung (von propellere vorwärtstreiben), wie sie durch das Schultze-

Digitized by Google

pulver zustande kam, weil dieses, aus grober Holzzellulose hergestellt, langsamer brennt und doch, im Vergleich mit Schwarzpulver, stark treibend wirkt.

Den größten Fortschritt bewirkte der Prozeß des Gelatinierens, weil dieser, auf Schießbaumwolle angewendet, die Verbrennung bedeutend verlangsamt und demgemäß die Brisanz vermindert.

Immerhin erfordert auch die gelatinierte Schießbaumwolle Gewehre und Geschütze, die einem gewissen Stoß widerstehen, so daß sie heute noch unangenehme Ueberraschung herbeiführen könnte, wenn man sie etwa in einer alten Jagdflinte verwendete.

3. Die Gelatinierung hat noch weitere, für den Erfolg unerläßliche Wirkungen gehabt. Sie besteht darin, daß man die Schießbaumwolle durch Aether und Alkohol, durch Essigäther und andre Mittel in eine kolloidale Lösung überführt, um aus der leimartigen Masse Platten auszuwalzen, welche dann zu Blättchen zerschnitten werden, Stäbe oder Röhren zu formen, kurz, Schießmittel zu bilden, welche den Namen „Pulver" nicht mehr verdienen. Dieser Umformungsprozeß macht es auch möglich, die Zelluloseester mit Nitroglyzerin im Verhältnis von 60 zu 40 in besonders hergerichteten Knetmaschinen zu vermengen, so daß ein Schießmittel von höchster, nur in starken Geschützen zulässiger Treibkraft entsteht.

Namentlich aber ist diese Umformung insofern von großem Werte, als dadurch die Porösität der faserförmigen Schießbaumwolle und die Möglichkeit des Lufteinschlusses verschwindet. So kommt man zu fehlerfreier Gleichförmigkeit der Schießmittel und erzielt die bei dem Schwarzpulver immer vergebens angestrebte Proportionalität der Wirkung, welche ihren einfachsten Ausdruck darin findet, daß ceteris paribus in gleichen Zeiten gleiche Mengen verbrennen und alles weitere im voraus genau zu berechnen ist.

4. Wenn man nun die nach allen Regeln hergestellten, nach Prüfung bewährten kräftigen Schießmittel benutzen will, verhalten sie sich in einer Beziehung wie der deutsche Michel. Sie lassen sich durch gewöhnliche, unbedeutende Funken gar nicht recht zur Wirkung bringen, stark angestoßen aber können sie sehr unangenehm werden.

Also handelte es sich schließlich noch um den richtigen Anstoß, um die sog. Initialwirkung (von initium, der Anfang). Nicht nur das Gewehr mußte, wie erwähnt, dem neuen Treibmittel angepaßt werden; auch der Zündpille in der Patrone war eine neue Rolle zuzuweisen.

Während das alte Schwarzpulver durch den Funken, der durch Feuerstein und Stahl oder sonstwie hervorzurufen war, zur Wirkung kam, muß jetzt die Explosion der Zündpille einen genügenden Schlag auf die Pulverladung ausüben, wenn diese sich entzünden und das Geschoß in berechneter Weise treiben soll.

*

Da nun alles dies bei der Herstellung der Schießmittel und bei ihrer Anpassung an den Gebrauch zu berücksichtigen ist, haben sich wissenschaftlich durch-

Digitized by Google

gearbeitete Betriebe herausgebildet, deren Leiter ganz ungewöhnlicher Vorbereitung bedürfen.

Noch etwas gehört dazu. Wenn man als Technologe nebenbei Unfallstatistik zu studieren und Sicherheitsvorrichtungen zu bearbeiten hat, also berufsmäßig nicht nur die Fabriken im regelmäßigen Betriebe, sondern auch die Stätten der Verwüstung nach eingetretenen Explosionen besucht, findet man oft Gelegenheit, die kaltblütige Ruhe der Unternehmer zu bewundern, die auf den Trümmern ihrer Werke Vorschläge machen, wie der Betrieb wieder einzurichten ist.

Denn Gefahr bleibt mit der Herstellung von Stoffen, die gewaltige Wirkung hervorbringen sollen, naturgemäß verbunden, wenn man sie auch nach richtiger Erkenntnis der Ursachen von Unfällen vermindern kann.

Da nun solche Stoffe ebenso zahlreich und verschieden, wie nötig und wirksam sind, mögen noch einige Beispiele angeführt sein.

1. Mit den Schießmitteln nahe verwandt sind die Sprengstoffe. Jahrhunderte hindurch waren beide Gruppen unter der Bezeichnung „Schwarzpulver" zusammenzufassen. Jetzt zählt die Anlage C zur Verkehrsordnung der Eisenbahnen Deutschlands über 100 Sprengstoffe auf und hört man ebenso bei der Explosion einer französischen Fabrik in Cheddes von einem „Turpinit", das hier niemand kennt, wie bei uns von neuentdeckten Stoffen mit angeblich ungeheurer Sprengwirkung.

Diese Mannigfaltigkeit erklärt sich aus der Verschiedenheit der Aufgaben, denen die Sprengstoffe dienen. Wie die größten Verkehrswege zu bahnen sind, indem man Felsmassen zersprengt, um Länder und Völker durch Tunnelbauten zu verbinden, so sind Schienenwege und Brücken zu zerstören, auch Beobachtungsposten usw. zu beseitigen, wenn es der Feldzugsplan erfordert. Dabei ist das Umherfliegen von Stücken tunlichst zu vermeiden, während die in Granaten, Schrapnells usw. anzuwendenden Stoffe gerade die Aufgabe des Umherschleuderns zu erfüllen haben, aber nicht alles zu unwirksamem Staub zersprengen dürfen. Wieder anders ist die Aufgabe, in Bergwerken brauchbare Stücke von Kohle, Salz und Erz abzusprengen. Dabei kommt außerdem in Frage, ob die Benutzung der Sprengstoffe die Luft verdirbt oder schlagende Wetter hervorruft.

Obwohl nun im Kriege nicht 100 verschiedene Sprengstoffe herbeizuschaffen sind, so kommt doch jede der bezeichneten Aufgaben in Betracht, sobald in besetztem Feindesland auch Bergwerke in Gang zu bringen sind. Deshalb hat auch hier die erwähnte Anlage C ihre Bedeutung; denn sie enthält die Vorschriften für Beförderung der Sprengstoffe und den Maßstab für die Gefahr bei der Handhabung. Darin liegt zugleich, daß ein neu vorgeschlagener Stoff erst gehörig geprüft werden muß, bevor er dem allgemeinen Verkehr übergeben, dem Soldaten und dem Bergmann in die Hand gegeben werden kann.

Bei dieser Prüfung ist schon vieles unbrauchbar befunden worden. Zum Beispiel wirken die Salze der Pikrinsäure heftiger als die Säure selbst. Sie sind aber im Verkehr nicht zugelassen, weil die Gefahr bei ihrer Handhabung zu groß ist.

Digitized by Google

Die Mehrzahl der neueren Sprengstoffe hat, wenn man sie mit dem Schwarzpulver vergleicht, den bei Schießmitteln schon hervorgehobenen Vorzug: sie werden durch Funken nicht recht zur Wirkung gebracht, sondern bedürfen richtig bemessener Initialwirkung. Dadurch erhalten neue und größere Bedeutung die

2. Zündmittel. Seit langer Zeit ist Knallquecksilber als Zündmittel berühmt, weil es durch Stoß und Schlag zur Explosion zu bringen ist, die schon bei Anwendung ungefährlicher Mengen genügt, um die schlummernde Kraft von Schießmitteln und Sprengstoffen zu wecken. Etwa 10000 Kilogramm Knallquecksilber werden unter gewöhnlichen Verhältnissen jährlich in Deutschland verbraucht, und zwar in unzähligen kleinen Mengen. Denn 3 Gramm machen schon eine sehr starke Ladung von sog. Sprengkapseln, die für Dynamit benutzt werden, aus.

Seitdem aber Th. Curtius die Stickstoffwasserstoffsäure entdeckt hat (1890), versucht man deren Salze als Zündmittel einzuführen, namentlich das Bleiazid, eine Verbindung von Blei und Stickstoff, die stärker als Knallquecksilber wirkt, aber auch größere Gefahren bei der Darstellung bedingt, um so mehr, als diese Stoffe fest eingepreßt werden müssen, damit sie nicht vor dem Gebrauche locker werden.

3. Wasserstoff. Wer sich einmal mit Chemie beschäftigt hat, kennt die Darstellung von Wasserstoff als eine Aufgabe für Anfänger. Die Methoden der chemischen Laboratorien sind aber in vielen Fällen für die Technik unbrauchbar, weil bei dem kleinen Bedarf nicht auf die Kosten und etwaige Uebelstände der Nebenprodukte Rücksicht zu nehmen ist. So wurde die Darstellung von Wasserstoff Gegenstand einer Preisaufgabe, als der große Verbrauch der Luftschiffe in Betracht kam.

Diese bei der Internationalen Luftschiffahrtausstellung in Frankfurt a. M. 1909 gestellte Aufgabe führte zu einem übersichtlichen Bilde der Möglichkeiten. Jetzt stützt sich der Betrieb auf Eisen und Wasserdampf, weil daran jedesmalige Wiederherstellung von Eisen aus dem entstandenen Oxyd so anschließt, daß fortlaufend in den einmal richtig beschickten Apparaten zu arbeiten ist.

Wenn man bedenkt, daß ein „Zeppelin“ außer seinem eignen Gewicht bis zu 3000 Kilogramm Bomben auf lange Fahrt mitnehmen kann, daß alles dies durch Wasserstoff schwebend zu erhalten ist, außerdem aber Fesselballons zu füllen sind und andre Benutzungen des Wasserstoffs sich eingebürgert haben, sieht man klar, daß ungeheure Mengen des leichten Gases gebraucht werden. Dabei hat aber das Gas im Gemenge mit Luft schon frühzeitig den Namen „Knallgas“ erhalten und können die Explosionen großer Mengen sehr heftig werden.

Ferner kommt in Betracht, daß der Wasserstoff zu versenden ist in Behältern von Stahl oder Schmiedeeisen unter Druck bis zu 200 Atmosphären, und daß die Ausströmung aus solchen Behältern gut geregelt sein will.

*

Digitized by Google

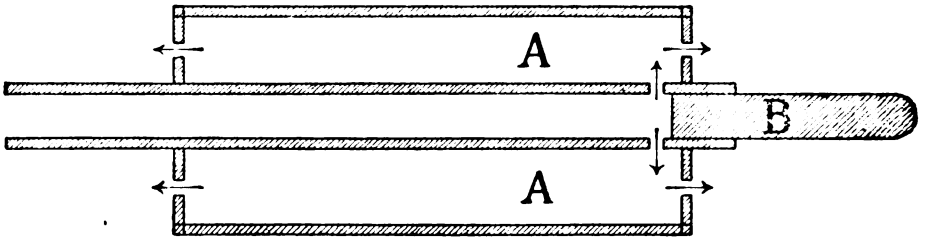
Da überhaupt solche mit technologischen Mitteln feinster Art hergestellte und hergerichtete Stoffe und Geräte mit Sachkenntnis zu benutzen sind, wenn man richtigen Erfolg haben will, kann nach dieser Auseinandersetzung mit bestimmterem Hinweis wiederholt werden, was zu Anfang gesagt wurde.

Nicht den für Geld in aller Welt anzuwerbenden Massen kommt heutzutage der Sieg zu, sondern dem für den Krieg am besten vorbereiteten Volke.

So wird es auch bleiben. Denn bei allen für den Krieg in Betracht kommenden Wissenschaften, insbesondere bei der Technologie, gibt es keinen Stillstand. Bald nachdem man gelernt hatte, ohne Rauch zu schießen, kam die Frage auf, ob auch der Knall zu vermeiden sei. Wenn man die Ursachen beider Begleiterscheinungen des Schusses ins Auge faßt, erkennt man die neue Aufgabe.

Der Rauch entsteht beim Schießen mit Schwarzpulver, weil dessen Verbrennung nicht nur Gase liefert, welche das Geschoß treiben, sondern schwärzlichen Rückstand läßt, welcher, fein verteilt, von den Gasen getragen wird. Diese Nebenerscheinung fällt fort, wenn die Schießmittel nur Gase entwickeln.

Der Knall entsteht beim Schießen auch jetzt noch, weil die in den engen Räumen der Gewehrläufe und Geschützrohre unter außerordentlich hohem Druck stehenden Gase plötzlich ins Freie treten und starke Explosionswellen hervorrufen. Gibt man den Gasen Gelegenheit, in einen um den Gewehrlauf gelegten Schalldämpfer (A der folgenden Zeichnung) einzutreten, bevor das Geschoß B



ihnen den Weg ins Freie bahnt, so entweichen sie allmählicher und mit bedeutend abgeschwächtem Geräusch in den Richtungen der Pfeile.

Schon sollen Wilddiebe — deren Handwerk durch das Geräusch ja besonders gestört wird — Mittel gefunden haben, lautlos zu schießen, vielleicht mit Hilfe derartiger Einrichtungen.

Ob deren allgemeine Anwendung möglich ist, kann man vertrauensvoll der Zukunft überlassen.

Andre Aufgaben sind bereits in den Vordergrund getreten. Sie können nicht zurückgestellt, aber auch nicht jetzt schon hier besprochen werden.

Berlin, im Februar 1915.

Digitized by Google

Eine Erinnerung zum 18. Juni

Von

A. v. Kirchenheim

Am 18. Juni ist der hundertjährige Gedenktag der Niederlage Wellingtons und des gewaltigen Siegs der Preußen unter Blücher bei Waterloo. „Belle-Alliance" wird die Schlacht von uns genannt. Bismarck äußerte (am 14. März 1893) zu Erich Marcks darüber: „Belle-Alliance! Das ist so recht deutsch; die Engländer schämen sich der Gemeinschaftlichkeit des Kampfs, reden nie von unsrer Beihilfe, die doch entschied; ihnen ist es eine üble Alliance. Sie sagen Waterloo. Die würdelose Kriecherei der Deutschen muß natürlich das Gegenteil tun. Mich empört es jedesmal, diesen Schlachtnamen zu hören."

Ein ergreifender Beleg für die Richtigkeit dieser Aeußerung kam mir dieser Tage in die Hände, dessen Mitteilung zum Gedenktage für unsre Leser, ja für unser Volk von Interesse und Wert sein dürfte. Ein badischer Amtmann, Freiherr v. Liebenstein, sagte in einer Rede, die er in Lahr zur zweiten Jahresfeier der Leipziger Schlacht am 18. Oktober 1815 hielt, folgendes, was so recht den krassen Egoismus Englands kennzeichnet und der Enttäuschung der „idealen" Deutschen Ausdruck verleiht:

„Wenn ich nun ein Wort zum Preise des großen britischen Feldherrn sagen soll, so hemmt mir ein widrig störendes Gefühl den Strom der Rede. Kaum hatte er, der im Kampfe so herrlich erschienen, den feindlichen Boden betreten, so hat er sich in Gesinnung und Bestreben zu unsern Feinden gestellt ... Bei den Friedensverhandlungen hat er nur gegen den Feind Großmut geübt, uns aber unser Recht vorenthalten. Diese schmerzliche Erfahrung möge uns eine neue Lehre sein, daß wir endlich aufhören sollen, mit dem Fremden zu buhlen und Abgötterei zu treiben, daß wir, wenn wir ein Volk sein wollen, einheimisches Verdienst vor allem in Ehren halten müssen. Als die frohe Kunde von dem herrlichen Siege in den Niederlanden erschollen war, da fanden sich nur allzu viele Deutsche, im Waffenrock und im Friedensgewand, die dem Briten die Ehre des Siegs fast allein zuteilen und das Verdienst des preußischen Helden höchstens als ein beiläufiges und untergeordnetes gelten lassen wollten. Und er, den ihr auf Kosten eures Volksgenossen verherrlichen wolltet, hatte kaum den Degen in die Scheide gesteckt, so nimmt er die Ansprüche unsrer ewigen Feinde gegen uns in Schutz und legt sein hohes Ansehen gegen unsre heiligsten Interessen, gegen unser teuerstes und unveräußerlichstes Recht in die Wagschale!"

So gesagt vor hundert Jahren.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen. Von Fritz Wertheimer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Zu den vortrefflichsten Leistungen der deutschen Kriegsberichterstattung während des Weltkriegs, die es verdienen, in Buchform zu geschlossener Wirkung vereinigt und den Lesern auch einer späteren Zeit zugänglich gemacht zu werden, gehören die Berichte, die Dr. Fritz Wertheimer aus dem polnischen Winterfeldzug der Armee Mackensen für die „Frankfurter Ztg." geschrieben hat. Ruhige Sachlichkeit und warmes Empfinden, gediegene literarische Bildung, die der einfachsten Darstellung persönlichen Reiz verleiht, jeden sentimentalen, „feuilletonistischen" Aufputz aber verschmäht, machen diese so oft im Drang des Augenblicks geschriebenen Briefe zu Muster- und Meisterstücken ihrer Gattung. Ohne Phrase, ohne einen falschen Ton erklingt hier aus diesen schlichten, fein abgestimmten Schilderungen das Lob unsrer herrlichen Truppen, ihrer todverachtenden Tapferkeit, ihrer unerschütterlichen Ausdauer, ihres starken, tiefen Empfindens, das immer wieder das rauhe Kriegshandwerk mit schönen, rührenden Zügen echter Menschlichkeit verklärt. — Vierzig wohlgelungene Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers erhöhen den dokumentarischen Wert des Buches, das auch nach dem Krieg ein schönes Denkmal des unvergeßlichen, ruhmvollen Ringens unsrer Tapferen gegen die russischen Riesenheere bilden wird.

s.

Vom Leben in Wald und Feld. Biologische Bilder aus der heimischen Pflanzenwelt. Von Erich Sieghardt. 104 Seiten in Oktav mit Abbildungen. Verlag von Otto Maier, Ravensburg. Geb. M. 2.—.

Ein ansprechendes kleines Büchlein, das wir besonders Lehrern auf dem Lande in die Hand geben möchten, denn es zeigt ihnen, wie man der Jugend zu Gemüte führen kann, wie das Kleinste in der Natur auf das wunderbarste auf die Lebensbedingungen eingerichtet ist. Aber auch die Jugend selbst und die Erwachsenen würden Freude haben, wenn sie nach dem Durchlesen des Buches einen Spaziergang machten, sie würden die Pflanzenwelt mit andern Augen ansehen und an manchem Interesse gewinnen, an dem sie sonst gleichgültig vorübergingen. Die einzelnen Kapitel schildern die Pflanzen nach den Jahreszeiten, sie vermögen in dem engen Rahmen natürlich nur Ausschnitte aus dem Pflanzenleben zu bringen; diese sind aber hübsch aneinander gereiht und werden als Einführug sehr wohl ihren Zweck erfüllen.

K. Guenther.

Neue Kriegsgedichte. Der Tag des Deutschen. Zweiter Teil. Von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.50, in Pappband geb. M. 2.—.

All die Vorzüge, denen der erste Band der Presberschen Kriegsgedichte seinen außerordentlichen Erfolg verdankt, finden sich auch in dem neuen Band, in dem der Dichter große Ereignisse behandelt, soweit sie sich seit Erscheinen des ersten Bandes zugetragen haben, und in wirkungsvollen Stimmungsbildern wiedergibt, was ihm die Tage nahelegten. Neben wuchtigem Ernst und fortreißender Begeisterung kommt auch Presbers Humor in gar manchem dieser Gedichte zu Wort, der Zeit und dem Anlaß entsprechend auf einen satirischen Ton gestimmt. So darf auch der neue Band als eine der geeignetsten Gaben für Soldaten und Verwundete bezeichnet werden; nicht weniger aber auch als eine vorzügliche Sammlung zum Vorlesen, wie zu ruhigem künstlerischem Genießen für jene, denen es nicht vergönnt ist, im Feld mit ihrem Blut für die deutsche Sache einzutreten.

r.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Literarische Berichte

Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen. Von Fritz Wertheimer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Zu den vortrefflichsten Leistungen der deutschen Kriegsberichterstattung während des Weltkriegs, die es verdienen, in Buchform zu geschlossener Wirkung vereinigt und den Lesern auch einer späteren Zeit zugänglich gemacht zu werden, gehören die Berichte, die Dr. Fritz Wertheimer aus dem polnischen Winterfeldzug der Armee Mackensen für die „Frankfurter Ztg." geschrieben hat. Ruhige Sachlichkeit und warmes Empfinden, gediegene literarische Bildung, die der einfachsten Darstellung persönlichen Reiz verleiht, jeden sentimentalen, „feuilletonistischen" Aufputz aber verschmäht, machen diese so oft im Drang des Augenblicks geschriebenen Briefe zu Muster- und Meisterstücken ihrer Gattung. Ohne Phrase, ohne einen falschen Ton erklingt hier aus diesen schlichten, fein abgestimmten Schilderungen das Lob unsrer herrlichen Truppen, ihrer todverachtenden Tapferkeit, ihrer unerschütterlichen Ausdauer, ihres starken, tiefen Empfindens, das immer wieder das rauhe Kriegshandwerk mit schönen, rührenden Zügen echter Menschlichkeit verklärt. — Vierzig wohlgelungene Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers erhöhen den dokumentarischen Wert des Buches, das auch nach dem Krieg ein schönes Denkmal des unvergeßlichen, ruhmvollen Ringens unsrer Tapferen gegen die russischen Riesenheere bilden wird.

s.

Vom Leben in Wald und Feld. Biologische Bilder aus der heimischen Pflanzenwelt. Von Erich Sieghardt. 104 Seiten in Oktav mit Abbildungen. Verlag von Otto Maier, Ravensburg. Geh. M. 2.—.

Ein ansprechendes kleines Büchlein, das wir besonders Lehrern auf dem Lande in die Hand geben möchten, denn es zeigt ihnen, wie man der Jugend zu Gemüte führen kann, wie das Kleinste in der Natur auf das wunderbarste auf die Lebensbedingungen eingerichtet ist. Aber auch die Jugend selbst und die Erwachsenen würden Freude haben, wenn sie nach dem Durchlesen des Buches einen Spaziergang machten, sie würden die Pflanzenwelt mit andern Augen ansehen und an manchem Interesse gewinnen, an dem sie sonst gleichgültig vorübergingen. Die einzelnen Kapitel schildern die Pflanzen nach den Jahreszeiten, sie vermögen in dem engen Rahmen natürlich nur Ausschnitte aus dem Pflanzenleben zu bringen; diese sind aber hübsch aneinander gereiht und werden als Einführug sehr wohl ihren Zweck erfüllen.

K. Guenther.

Neue Kriegsgedichte. Der Tag des Deutschen. Zweiter Teil. Von Rudolf Presber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.50, in Pappband geb. M. 2.—.

All die Vorzüge, denen der erste Band der Presberschen Kriegsgedichte seinen außerordentlichen Erfolg verdankt, finden sich auch in dem neuen Band, in dem der Dichter große Ereignisse behandelt, soweit sie sich seit Erscheinen des ersten Bandes zugetragen haben, und in wirkungsvollen Stimmungsbildern wiedergibt, was ihm die Tage nahelegten. Neben wuchtigem Ernst und fortreißender Begeisterung kommt auch Presbers Humor in gar manchem dieser Gedichte zu Wort, der Zeit und dem Anlaß entsprechend auf einen satirischen Ton gestimmt. So darf auch der neue Band als eine der geeignetsten Gaben für Soldaten und Verwundete bezeichnet werden; nicht weniger aber auch als eine vorzügliche Sammlung zum Vorlesen, wie zu ruhigem künstlerischem Genießen für jene, denen es nicht vergönnt ist, im Feld mit ihrem Blut für die deutsche Sache einzutreten.

r.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064468729

Digitized by Google

Digitized by Google

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google